



Sulzger Courier

Geschichts-Postille von Holzwurm Baltha
Unkommerziell, unpolitisch, unkonventionell

Nur für den privaten Gebrauch

Zur gepflegten allgemeinen Kenntnisnahme





Konsul

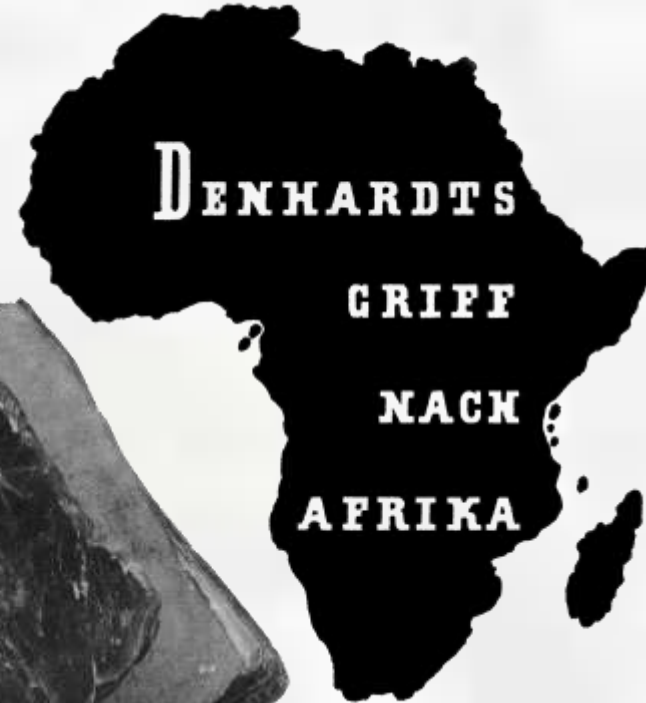
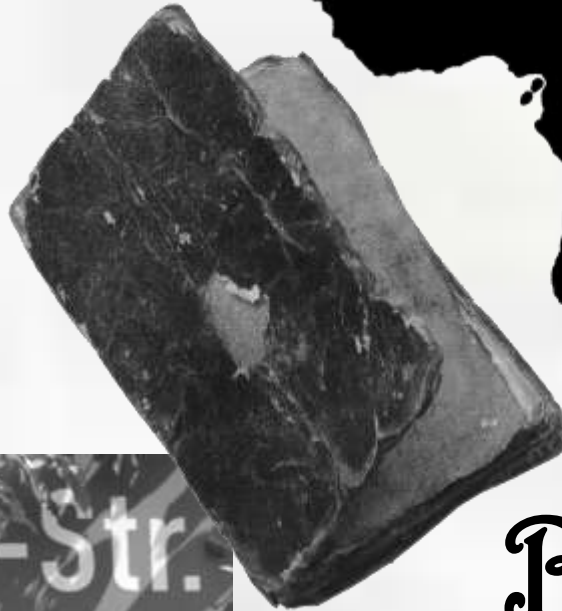
Clemens Andreas Denhardt

Ingenieurgeograph, Afrikaforscher, Kolonialpionier

* 03. August 1852 in Zeitz † 07. Juni 1929 in Bad Sulza



HELGOLAND



Clemens-Denhardt-Str.

Clemens Denhardt
Kolonialpionier und Ehrenbürger, 1852-1929

Band: IV

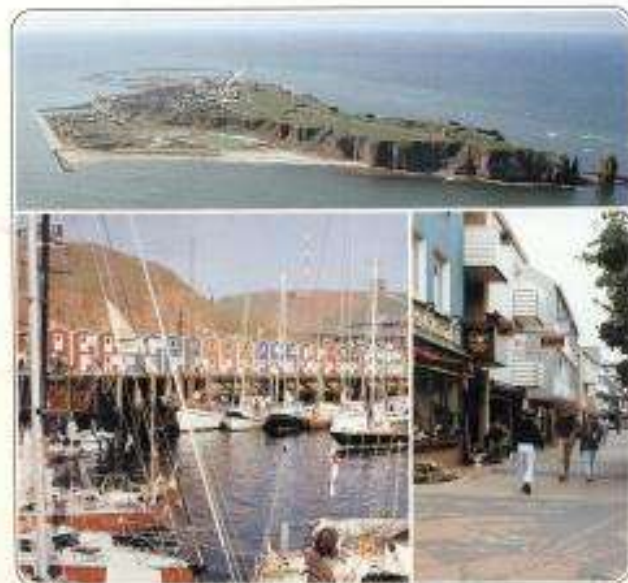




Anno 1990



100 Jahre
Helgoland



Für Bad-Sulzaer nicht vergessen

In diesen Tagen fand auf Helgoland ein großes Jubiläum statt, die Insel ist 100 Jahre in deutschen Händen. Zuvor war sie im englischen Besitz. Sansibar zusammen mit Wituland (heute Kenia) waren die Austauschobjekte. Das von Deutschland erworbene und unter Schutz gestellte Wituland ist mit einem Menschen verbunden, der in Bad Sulza lebte und starb. Es ist Clemens Denhardt. Er hatte nach erfolgreichen Forschungsreisen 1878 bis 1879 und 1885 in Ostafrika das Vertrauen des Sultans Achmed von Wito erworben und damit auch diese Kolonie für Deutschland.

Von den Engländern verfolgt und angefeindet, erfuhren die Brüder Den-

hardt an sich die ganze Tragik um ihr Lebenswerk. Man hat die Verdienste der Denhardts auch im eigenen Land weder anerkannt noch gewürdigt. Man feilschte um Abfindungssummen und verhandelte, bis der Weltkrieg ausbrach. Nach dessen bitteren Ende waren die Denhardts vollends vergessen. Für seinen Lebensabend fand der Konsul Clemens Denhardt eine Heimatstatt in Bad Sulza. Er lebte hier in der nach ihm benannten Straße in äußerst dürftigen Verhältnissen und mußte in der Inflationszeit geradezu Hunger leiden. Er starb völlig verarmt und verlassen am 7. Juni 1929. Auf dem Nordfriedhof liegt sein einfaches Grab.

Bericht vom
18.08.1990

Bad Sulzaer Heimathefte

Bausteine zur Geschichte unserer Heimat

Nr. 3

Geschichte und Geschichten

von
Horst M.F. Heyland



Im Selbstverlag Leutkirch im Allgäu
1990

Buchauszug:
Bad Sulzaer
Heimathefte Nr. 3
von H.M.F. Heyland
1990



CABINET PHOTOGRAPHY
Clemens Denhardt.

DENHARDT

Was hat eigentlich Bad Sulza mit Afrika und Helgoland zu tun? Auf den ersten Blick wohl gar nichts - doch ich will der Reihe nach erzählen!

Wenn gegen Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre, in denen Bad Sulza nur wenig von Autos durchfahren wurde, lauter Motorenlärm ertönte, sprangen wir Kinder immer wie elektrisiert auf und stürzten an die Fenster. "Der junge Denhardt", hieß es dann, oder auch "der verrückte Denhardt", wobei "verrückt" durchaus nicht abwertend, sondern eher achtungsvoll - bewundernd gemeint war, weil er "wie ein Verrückter" fuhr. Clemens Denhardt jun. besaß ein grünlackiertes, rennwagenähnliches Vehikel der Marke DKW und es war jedesmal eine Sensation, wenn er zum Tanken beim Kolonialwarengeschäft Lange (später Wunderlich, dann Splanemann) hielt und sich an der Shell-Tankstelle von Otto Lange mit der Handpumpe Benzin einfüllen ließ. Die "reifere Jugend" im Alter von 4 - 12 Jahren stand dann andächtig um den Wagen herum, verfolgte jeden Handgriff, bis der lang erwartete Start kam und Denhardt mit heulenden Kompressoren in einer Staubwolke verschwand. Beifahrer, die häufig mit von der Partie waren, hießen entweder Hans Bornschein oder Hans Bräutigam. Letzterer war - was für eine Sensation für Bad Sulza - auch der Beifahrer bei einer Rallye nach Monte Carlo. Denhardt startete damals mit seinem Wagen, genannt "das Frettchen", beim Hotel Simon, wo sich eine große Menschenmenge angesammelt hatte. Er holte sich bei dieser Gelegenheit sogar einen Preis. Warum ich das alles erzähle? Nun, Denhardt entstammte einer Familie, der ein Ruch von Abenteuer und Tragik anhing.

Clemens Denhardt sen. betrat gemeinsam mit seinem Bruder Gustav am 25.5.1878 in Malindi (Kenia) zum ersten Male ostafrikanischen Boden. Ohne amtlichen Auftrag, und ohne Gewalt oder Drohung gelang es ihnen bald, in einem Gebiet nördlich der Kolonie Deutsch-Ostafrika, heute Tansania, Fuß zu fassen. Sie gewannen das Vertrauen des Suaheli-Sultans Achmed von Witu, der ihnen für ihre wissenschaftlichen Studien zunächst ein Stück Land schenkte, und dann am 8.4.1885 ein 25 Quadratmeilen großes Küstengebiet mit allen Privat- und Hoheitsrechten verkaufte. Zugleich stellte sich der die Engländer ablehnende Herrscher im Jahre 1885 unter den Schutz des Deutschen Reiches, zumal auch Großbritannien mittlerweile beträchtliches Interesse an dem Sultanat Witu bekundet hatte. Auch der belgische König Leopold hatte Verbindung mit den Denhardts aufgenommen und ihnen äußerst günstige Vorschläge unterbreitet, die die Gebrüder jedoch aus nationalen Erwägungen ablehnten. Clemens Denhardt wurde Bevollmächtigter des Sultans und später Minister der Inneren- und Auswärtigen Angelegenheiten, sowie auf Veranlassung der Reichsregierung Bevollmächtigter für das Zollwesen. Er sprach nicht nur die Landessprache fließend, sondern beherrschte auch das Arabische in Wort und Schrift. In den von ihm erworbenen Gebieten legte er, gemeinsam mit seinem Bruder Gustav, blühende Pflanzungen an.

Das Geheimnis seines Erfolges dürfte vor allen Dingen gewesen sein, daß ihm der Herrenstandpunkt der Europäer gegenüber der schwarzen Bevölkerung völlig fremd, ja zuwider war. In jedem Afrikaner sah er einen gleichwertigen und gleichberechtigten Menschen. Damit war er sei-

ner Zeit weit voraus. Dieses Gebiet "Wituland" war eine blühende Landschaft und bald ließen sich dort neben den Denhardts viele deutsche und österreichische Siedler nieder, die dann ebenfalls große Farmen besaßen. Alles schien gut zu laufen - doch die große Politik sollte die ganze Arbeit zunichte machen.

Die Flottenpolitik Kaiser Wilhelms II. brachte es mit sich, daß die seit 1814 zu England gehörende, die Deutsche Bucht beherrschende Insel Helgoland zunehmend als ernste Bedrohung und strategisches Handicap erschien. In Geheimverhandlungen gelang es, den Engländern mit dem Sultanat Witu ein lukratives Tauschobjekt anzubieten. Am 1.7.1890 wurde der "Vertrag über Kolonien und Helgoland", der später allgemein Sansibarvertrag genannt wurde, von Reichskanzler v. Caprivi und dem Legationsrat Krauel einerseits, sowie dem englischen Botschafter in Berlin andererseits und dem Leiter der Afrika-Abteilung des Foreign Office Anderson, abgeschlossen.

Ohne Denhardt überhaupt zu den Verhandlungen hinzuzuziehen, geschweige denn zu informieren, zog das Reich seine Schutzherrschaft über Witu und das angrenzende Gebiet, das bis zur Juba-Mündung in Somalia reichte, zugunsten von Großbritannien zurück. Weiterhin verzichtete es auf die bisher garantierte Unabhängigkeit Sansibars und auf alle Ansprüche in Kenia und Uganda, wie auch auf die Inseln Patta und Mandä. England verpflichtete sich, den Sultan von Sansibar zu veranlassen, seine Handelsniederlassungen an der Küste von Deutsch-Ostafrika gegen Entschädigung (4 Millionen Goldmark) zu liquidieren und Helgoland an das Deutsche Reich abzutreten. Gleichzeitig erhielt Deutschland den sogenannten "Caprivizipfel", eine Landverbindung zwischen der Kolonie Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) und dem Sambesifluß. In diesem Vertrag verzichtete das Deutsche Reich auch auf das Ngamy-Gebiet im heutigen Botswana, und es erfolgten Grenzkorrekturen in den deutschen Kolonien Togo und Kamerun in beiderseitigem Interesse.

Schon das Gerücht über die Abmachung löst in Witu Empörung aus. Die Suaheli erheben sich und brennen deutsche und österreichische Farmen nieder, zerstören die Maschinen und rauben das Vieh. Neun Farmer werden ermordet. Gefangen genommen und getötet wird auch der ebenfalls deutschfreundliche neue Sultan Fumo Bakari. Die Denhardts können fliehen und kehren nach Deutschland zurück. Das Auswärtige Amt bietet ihnen schließlich 50 000 Mark Entschädigung an. Die Gebrüder Denhardt verzichten empört auf dieses "Trinkgeld" und protestieren energisch. Nach langem Hin und Her wird als "einmalige und endgültige Abfindung" ein Betrag von 100 000 Mark festgesetzt, der allerdings an einige Bedingungen geknüpft wird. Diese Vorlage kommt erneut in den Reichstag, der nach eingehender Beratung die Summe auf 150.000 Mark erhöht und die einschränkenden Klauseln streicht, jedoch sollen sie auf alle weiteren Ersatzansprüche an das Reich verzichten. Auch das lehnen die Denhardts ab.¹

¹Nach englischen Schätzungen betrug der Wert der Besitzungen der Gebrüder Denhardt ca. 22 Millionen Mark.

Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges wurde Gustav Denhardt, der erneut nach Afrika gegangen war, in Witu festgesetzt und in ein Gefangenlager nach Indien gebracht. Fieber und Krankheit zerrütteten seinen Körper. Als Todgeweihter wurde er entlassen und starb am 17.7.1917 in Leipzig.

Konsul Clemens Denhardt (geboren 3.8.1852 in Zeitz) siedelte sich 1897 in Bad Sulza an und lebte dort in ärmlichen Verhältnissen. Verständnisvolle Menschen im Auswärtigen Amt verschafften ihm kleine Darlehen, einmal von 500,- Mark und ein andermal von 800,- Mark. Zwei Jahre vor seinem Tode besuchte er gemeinsam mit seinem Sohne die Insel Helgoland. Eine Postkarte, die er von dort einem Freunde schrieb, lautet: "Das zur Nachricht: Ich bin mit meinem Sohne hier, um ihm die Insel zu zeigen, die durch meines Bruders und meine Afrikanerarbeit zum Deutschen Reich gekommen ist.- Gott befohlen und den Frieden Allahs und seine Segnungen! Das schreibt Allahs geringster Knecht Cl.D. auf der Insel Helgoland am 25. Tage des Monats September im Jahre des Heils 1927."

Er starb am 7.6.1929 in seiner Wahlheimat Bad Sulza, die nach ihrem Ehrenbürger die Straße benannte, an der sein Sterbehaus steht.

In einem Nachruf im "Thüringer Kurier" vom 8.6.1929 wird er wie folgt charakterisiert: "... und jeder, der ihm nahestand weiß, was für eine große und bedeutende Persönlichkeit er war. Vielseitig angelegt und gründlich gebildet, erfahren in der großen Welt, gerade und erfrischend offenerherzig, lauter bis in die innersten Herzensfalten, so stand er vor uns da als einer der Besten, die je unter uns wandelten. Besonders wachsam war in ihm der Gerechtigkeitsinn und jedermann, vor allem ärmeren und ungewandten Leuten half er nach Kräften zum Recht; wer nennt alle, die er mit Rat und Tat unterstützt hat? Unzählig die Zahl der Eingaben und Gesuche, die er bei Tag und Nacht für andere schrieb. Seine ganze Arbeitskraft der letzten Jahre widmete er Hilfsbedürftigen, sich selbst völlig vergessend. So kennt ihn ein großer Teil unserer Einwohner."

Ein großer Trauerzug bewegte sich am Tage seiner Beisetzung von seinem Sterbehaus aus zum Nordfriedhof, Bürgermeister Seidel an der Spitze des Stadtrats, der Kriegerverein, die Turnvereine, die Feuerwehr, die Schützengesellschaft und die Gesangsvereine, teilweise mit ihren Fahnen, begleiteten den Leichnam auf seiner letzten Fahrt. Ein Vertreter des Auswärtigen Amtes legte am Grab einen Lorbeerkrantz nieder. Die an seinem Sterbehaus angebrachte Gedenktafel wurde 1945 auf Veranlassung des vielfach unrühmlich in Erscheinung getretenen ersten Nachkriegsbürgermeisters Wilhelm Carl entfernt und in die Ilm geworfen.

Im nächsten Jahrzehnt geisterten noch einige Bögen mit Briefmarken des Witulandes, die durch die sich überstürzenden Ereignisse nicht mehr zur Ausgabe gekommen waren in Philatelistenkreisen herum, und damit komme ich nochmals auf Clemens Junior zurück. Er hatte mit diesen Briefmarken, die er über einen Mittelsmann verkaufte, zunächst stark interessierte und potente Käufer gefunden, doch alles hat einmal ein Ende - auch der Vorrat an Briefmarken. Da sich aber auf seinem Dachboden noch die Druckstöcke und Druckeinrichtung befanden, soll er, so wird berichtet, legal oder nicht, je nachdem von welcher Seite man es sieht, den Lagerbestand wieder aufgefrischt haben, was der Fachwelt allerdings auf die Dauer nicht verborgen blieb, und so sanken die Preise und auch

das weitere Interesse daran. Verschiedene Markenbögen waren noch einige Zeit im Besitz einiger Bad Sulzaer Briefmarkensammler, nach deren Tod sich jedoch die Spur verliert. Genauso verliert sich auch die Spur von Clemens Junior. Er war später Einflieger bei der Firma Junkers in Dessau und soll während des letzten Krieges entweder als Deserteur erschossen, oder aber bei einem Versuchsflug abgestürzt sein. Auf jeden Fall konnte es nach Meinung der Sulzaer kein normaler, sondern es mußte ein außergewöhnlicher Tod gewesen sein, wie sich das für einen Denhardt gehörte!

Quellen :

- Trad.
- Schreiber, Denhardts Griff nach Afrika, Scherl-Verlag, Berlin 1938
- Thüringer Kurier, 8.Juni 1929
- Apoldaer Tageblatt, 8. Juni 1929
- Dr. Burkhard Vieweg, Bonn, in "Mut" Nr. 274, Asendorf



Anno 1993



Zeitungsbericht aus:



Ausgabe März 1993

Deutsch Witu-Land und Malakote

Josef Gutschmidt

Zeitgleich mit Carl Peters, der sich 1884 in Ostafrika „seine Kolonie“ erwirbt, sind mit den Gebrüdern Denhardt weitere Deutsche beim Landerwerb auf dem schwarzen Kontinent mit von der Partie. Das von ihnen etablierte Witu-Schutzgebiet bleibt politisch nur kurze Zeit Kolonie des Deutschen Reiches. Auch philatelistisch nimmt das Sultanat eine Außenseiterrolle ein.

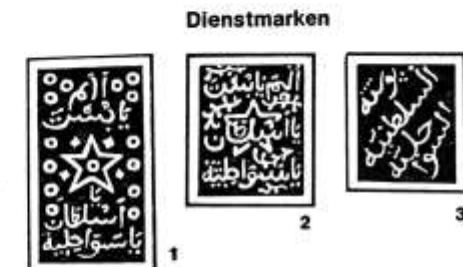
Der Erwerb von Suaheli-Land, wie das Witu-Schutzgebiet auch genannt wurde, weist viele Parallelen mit der Errichtung des Schutzgebietes Deutsch-Ostafrika auf (siehe DBZ 18/92, S. 1216/19, und 19/92, S. 1352/54). Wie andere, werden auch die Brüder Clemens und Gustav Denhardt von den sich abzeichnenden wirtschaftlichen Möglichkeiten in Ostafrika angespornt. Einen ersten Vorstoß wagen sie 1878/79, als sie zusammen mit dem Arzt Dr. Adolf Fischer das Gebiet des Tana-Flusses im heutigen Kenia bereisen.

Ganz zufällig dürfte die Wahl auf dieses Gebiet nicht gefallen sein, denn schon 1867 hatte der Suaheli-Sultan Achmed in einem Brief den König von Preußen darum gebeten, sich seiner Schutzherrschaft unterstellen zu dürfen. Achmed tat dies wiederum auch nicht nur aus reiner Sympathie für Preußen, sondern vielmehr, um seine Herrschaft gegenüber dem Sultan von Sansibar zu sichern. Dieser hatte seit 1860 seinen Machtbereich nach Norden auf drei dem Festland vorgelagerte Inseln ausgedehnt. Die örtlichen Herrscher flohen schließlich auf das Festland, wo sich Sultan Achmed in Witu, das etwa drei Tagereisen landeinwärts liegt, einen Regierungssitz schuf.

Nach ihrer Rückkehr nach Deutschland unterstützen die Denhardt-Brüder das Ersuchen des Suaheli-Sultans von Witu

um Übernahme von Schutzmachtgarantien. Inzwischen ist auch die Politik des Kaiserreiches dem „Drang zu kolonialer Betätigung“ nicht mehr so abgeneigt. Dennoch geht man offiziell immer noch den Weg, sich erst durch private Unternehmer den Anlaß einer formellen Erklärung der Schutzherrschaft liefern zu lassen.

Wie Carl Peters und andere gründen die Gebrüder Denhardt mit dem „Tana-Komitee“ 1884 eine Gesellschaft, die Mittel für die weitere Erforschung des Gebietes zur Verfügung stellt. Ende März 1885 – Peters hatte den kaiserlichen Schutzbrief für „seine“ Gebiete schon



1 = 1. Ausg. 10.7.1889: Hochformat, fünfzeilige Inschrift in Suaheli
2 = 2. Ausg. 23.7.1889: Hochformat, dreizeilige Inschrift in Suaheli
3 = 3. Ausg. 2.8.1889: Hochformat, vierzeilige Inschrift in Arabisch

in der Tasche – kehren die Dehnhards wieder nach Witu zurück.

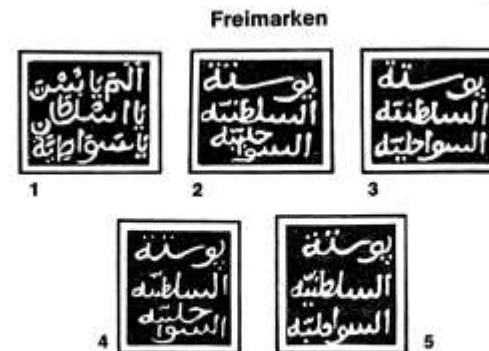
Unter dem Schutz des Reiches

Jetzt scheint die Zeit auch für Witu reif zu sein. Sultan Achmed verkauft am 8. April 1885 Clemens Denhardt nördlich der Tana-Mündung und südlich des Ortes Witu ein Gebiet von 25 Quadratmeilen zur Anlage

von Pflanzungen. Am 27. Mai 1885 schließlich hat der Deutsche Kaiser das Ersuchen des Sultans angenommen und Witu den Schutz des Deutschen Reiches gewährt. Daß „koloniale Betätigung“ auch sehr viel Geld verschlingt, muß Clemens Denhardt bald feststellen. Schon Ende Juni übernimmt das inzwischen gebildete „Witu-Komitee“ sein Land.

Ohne Probleme sollte es allerdings auch diesmal nicht abgehen. Wie bei den Erwerbungen von Carl Peters, meldet der Sultan von Sansibar seine vermeintlichen Ansprüche auf das Witu-Gebiet an, obwohl die Inseln des Lamu-Archipels durch den Schutzvertrag gar nicht betroffen waren. Er betrachtete sich jedoch als Herr über die gesamte Küstenregion. Aber nach einer Machtdemonstration sieben deutscher Kriegsschiffe vor Sansibar muß der Sultan notgedrungen klein beigeben.

Die Entwicklungsmöglichkeiten der neuerworbenen Kolonie in Ostafrika erweisen sich bald als sehr beschränkt. Der für die Schifffahrt und damit den Handel so wichtige Stapelplatz befindet sich auf der vorgelagerten Insel Lamu, die, wie der Küstenstrahl des Festlandes, ausdrücklich der Oberhoheit



1 = 1. Ausg. 10.7.1889: Querformat, dreizeilige Inschrift in Suaheli
2 = 2. Ausg. 27.7.1889: Querformat, vierzeilige Inschrift in Arabisch
3 = 3. Ausg. 2.8.1889: Querformat, dreizeilige Inschrift in Arabisch
4 = 4. Ausg. 14.8.1889: Hochformat, vierzeilige Inschrift in Arabisch
5 = 5. Ausg. 17.8.1889: Hochformat, dreizeilige Inschrift in Arabisch

des Sultans von Sansibar unterstellt ist.

Kein Wunder also, daß sich das Deutsche Reich im Rahmen des Helgoland-Sansibar-Vertrages von Suaheli-Land trennt, das 1890 zu Britisch-Ostafrika kommt. Clemens und Gustav Denhardt versuchen daraufhin ihr koloniales Glück am Oberlauf des Tana-Flusses.

Briefmarken für Witu

Während der nur fünfjährigen deutschen Herrschaft gibt es im eigentlichen Schutzgebiet Witu-Land keine Postagentur oder vergleichbare Einrichtung. Nur in Lamu, wo englische Postdampfer anlegen, besteht die Möglichkeit, Post auszutauschen. Erst im November 1888 wird auf Drängen der deutschen Kaulleute auch in Lamu eine Postagentur eingerichtet. Philatelistisch hat das Witu-Schutzgebiet mit den „Deutschen Kolonien“ – wie sie der MICHEL-Katalog aufführt – keine Gemeinsamkeiten. Weder existierte in Suaheli-Land eine Agentur der Reichspost, noch sind dafür später eigene Marken wie für die zehn Schutzgebiete ausgegeben worden. Es gibt also keine klassischen Kolonial-Ausgaben „Deutsch-Witu-Land“.

Aus der fehlenden postalischen Infrastruktur versuchen die Gebrüder Denhardt offensichtlich Kapital zu schlagen. Der Witu-Sultan Achmed, ein Freund von Clemens Denhardt, verpachtet diesem die Post-

rechte. Denhardt macht sich daran, eine Landespost im Sultanat einzurichten und die für den Postdienst erforderlichen Postwertzeichen herstellen zu lassen.

So entstehen die 60 Frei- und 36 Dienstmarken mit jeweils zwölf Pesa- und Rupien-Wertstufen von Suaheli-Land. Ungewöhnlich an diesen Wertzeichen ist zum einen die für die damalige Zeit aus dem Rahmen fallende Gestaltung mittels eines in Suaheli gehaltenen Schriftzuges. Zum anderen fällt

die rasche Abfolge von fünf verschiedenen Ausgaben binnen fünf Wochen auf.

Die Sache mit dem Schriftzug läßt sich ebenso wie seine wöchentliche Umgestaltung mit dem stark in orientalischen Einfluß in Ostafrika erklären: Nach dem Niedergang der portugiesischen Seemacht gingen auch ihre afrikanischen Stützpunkte an die Araber verloren. Wie in Europa Stempel oder Siegel mit dem Abdruck eines Wappens die Echtheit einer Unterschrift bestätigen, war und ist

es im Orient guter Brauch, Urkunden, Dokumente und Befehle aller Art mit einem Namenssiegel zu versehen. Siegelstecher waren zumindest vor hundert Jahren auf jedem Basar zu sehen.

5 Ausgaben in 5 Wochen

Um die für die Denhardt-Post benötigten Marken herzustellen, läßt der Suaheli-Sultan Fumo Bakari durch einen Sie-

gelschneider einen Stempel mit dem Schriftzug „Zeichen der Post des Suahelischen Sultans“ anfertigen. Aber die erste Ausfertigung auf farbigem Papier ohne Gummi – auf Entwürfe oder Probedrucke wurde verzichtet – mit der dreizeiligen Suaheli-Schrift gefällt dem Auftraggeber offenbar nicht.

Schon wenig später kommt es zur zweiten Freimarken-Ausgabe des Witu-Schutzgebietes. Diesmal wählt der Künstler die arabische Schrift und preßt den leicht abgewandelten Text „Sultanatpost des Suaheli-Landes“ wiederum in drei Zeilen auf die Markenfläche, wobei er die dritte Zeile noch einmal teilen muß und leicht verkehrt ineinander schiebt. Auch diese Marken halten sich nur eine Woche: Am 3. August 1889 werden schon wieder neue in Auftrag gegeben. Nun ist es dem Siegelstecher wenigstens gelungen, auch die dritte Zeile ungeteilt im Markenbild unterzubringen.

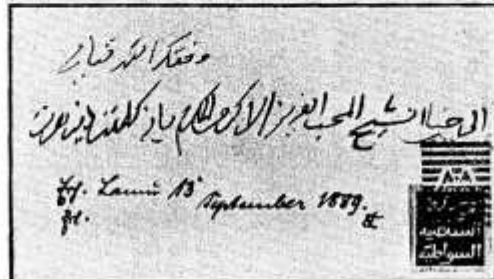
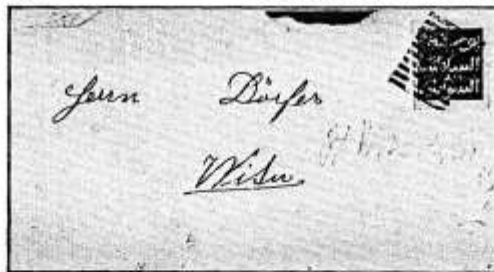
Ein Ende ist aber noch nicht in Sicht. Zwar war der Schriftzug auf den Marken im Querformat jetzt gut platziert, doch – aus weichen Gründen auch immer – findet der Sultan, daß „richtige Briefmarken“ im Hochformat zu halten seien. Das stellt den Stempelschneider erneut vor das gelöst geglaubte Problem, die lange dritte Textzeile der arabischen Inschrift unterzubringen. Er greift daher auf seinen alten Trick zurück und teilt die letzte Zeile, wie er es schon bei der zweiten Ausgabe versucht hatte.

Aber wiederum verwirft der Sultan die Marken, und der Stempelschneider macht sich wieder an die Arbeit. Drei Tage später, am 18. August 1889 liegt prompt die fünfte Freimarken-Ausgabe vor. Nun hat er die dreizeilige Inschrift doch noch in den schmaleren Marken des Hochformats einarbeiten können.

Zu den insgesamt 60 Freimarken, die im Verlauf der Prozedur des Ent- und Verwerfens entstehen, kommen auch noch 36 Dienstmarken für das Sultanat unter deutschem Schutz. Auch hier dauert es keine vier Wochen, bis drei Ausgaben hergestellt sind. Die beiden ersten „Versuche“ schmücken die Suaheli-Inschrift mit Zierrat wie einem Stern und kleinen Krei-

be beschränkt sich wieder auf die bloße Inschrift.

Von der Existenz der „Suaheli-Marken“ berichtet erstmals das „Illustrierte Briefmarken-Journal“ im Jahr 1892 und bringt die Abbildungen zweier Briefe mit sechs Briefmarken. Obwohl die Redaktion des Blattes der Sache zunächst recht skeptisch gegenüber steht, müsse sie, nachdem „nun eine diesbezügliche Erklärung der Berliner Vertretung des Suaheli-Sultanats vorliegt ... den offiziellen Charakter der Marken anerkennen“.



Briefe aus dem Nachlaß von Clemens Denhardt. Mit ihnen sollte die echte, bedarfsmäßige Verwendung der Witu-Marken bewiesen werden.

Das Schönste an der Geschichte: Beides kommt aus ein und derselben Quelle. Clemens Denhardt hatte die Marken-Vorlagen an die Journal-Redaktion gesandt und seine Entdeckung als „Berliner Vertreter des Suaheli-Sultanats“ amtlich bestätigt. Die wenigen Einzelstücke, die Anfang der 90er Jahre da und dort auftauchen, stammen aus dem Besitz Denhardts, der sie an ausgesuchte Personen verschenkte.

Kein Bedarf vor Ort

Das Engagement der Brüder Denhardt in Witu-Land ist nur

biert 1890 vom Deutschen Reich an England abgetreten wird. Zuvor schon ist es zwischen dem Nachfolger Sultan Achmeds, seinem Neffen Fumo Bakari und Clemens Denhardt zum Bruch gekommen. Weil Denhardt die 10000 Rupien, die er für die Postrechte bezahlt hatte, nicht erstattet bekommt, behält er kurzerhand die Staatssiegel des Sultans.

Clemens Denhardt will nicht aufgeben. Er versucht weiter im Landesinnern – am Oberlauf des Tana-Flusses – erneut sein Glück. Und auch dort läßt

ne Postsoldaten als Botenpost transportiert wurde.

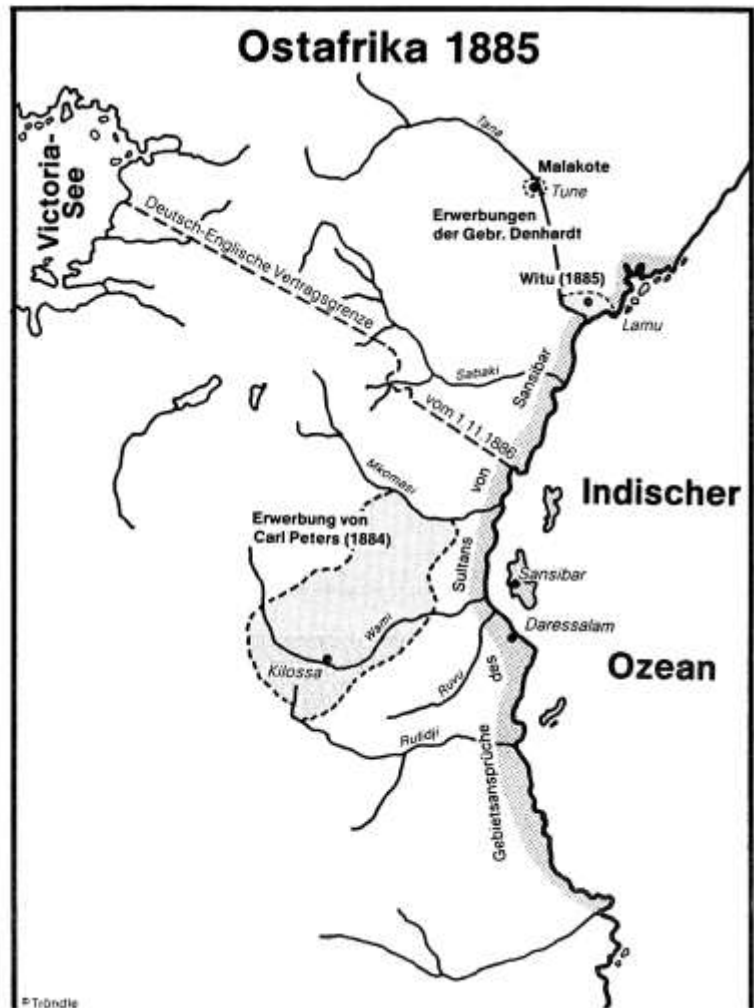
Drucke und Druckmittel

Mit einer umfassenden Darstellung der Witu-Marken-Story be schäftigte sich Herbert Schrey in seinem Buch „Die erster deutschen Posteinrichtungen an der Ostküste Afrikas mit Anhang über die Sultanatpost“. Außer Zweifel steht demnach daß Clemens Denhardt eine eigenständige Post für das Sultanat Witu-Land einrichten wollte und bereits Entwürfe von Marken hat anfertigen lassen. Allerdings sei die Menge so gering gewesen, daß diese nicht erhalten geblieben sind. Sie können jedoch als Vorlagen für Denhardts spätere „Neudrucke“ gedient haben.

Durch die politische „Flurbereinigung“ in Form des Helgoland-Sansibar-Vertrages zwischen England und dem Deutschen Reich hatte Clemens Denhardt ohne eigenes Verschulden seinen Besitz um seine Rechte in Ostafrika verloren. Nur zu verständlich, daß er nach seiner Rückkehr nach Europa versuchte, seine Ansprüche geltend zu machen. Beim Kampf um eine angemessene Entschädigung mag ihm die Landes-Post in Witu-Land als wichtiges Argument erschienen sein; immerhin hatte er die Postrechte für 10000 Rupien von Sultan Achmed gepachtet.

Wie Herbert Schrey ausführt sind die Gebrüder Denhardt mit Entschädigungsforderungen in Höhe von 800000 Mark an die Regierung in Berlin herangetreten. Unbegreiflich, so Schrey warum sie das realistische Angebot von 150000 Goldmark der Reichsregierung nicht angenommen haben. Wohl um seinen Forderungen und Argumenten Nachdruck zu verleihen, so Herbert Schrey, hat Denhardt in Leipzig Steindruck-Ausgaben „seiner“ Witu-Marken anfertigen lassen und diese in die philatelistischen Factkreise eingeschleust. Dam wollte Denhardt das Vorhandensein der Landespost in Suaheli-Land dokumentieren.

Dasselbe versuchte er offenbar auch für sein zweites Projekt i



© Tröndle



Orts-Stempel



Balken-Stempel
Entwertungsstempel
der Witu-Marken



Anno 1994



Einweihung des Gedenksteins zum 65 Todestag von Clemens Denhardt, für die Kolonialpioniere in Zeitz am 14.06.1994





Anno 1996



Komplettes
Buch

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

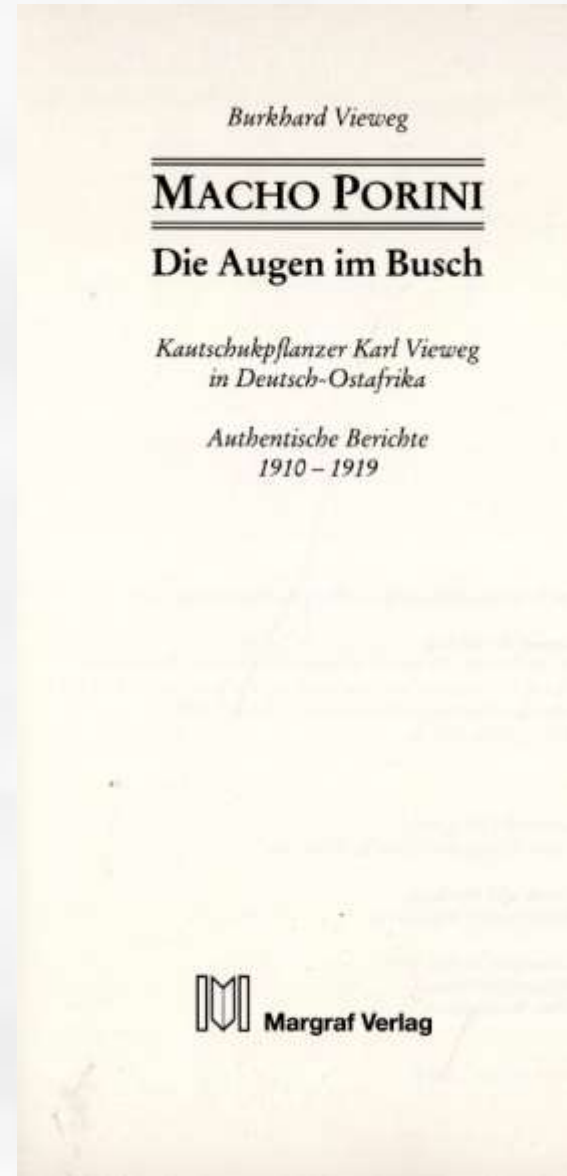
Vieweg, Burkhard:
Macho Porini – die Augen im Busch : Kautschukpflanzer Karl
Vieweg in Deutsch-Ostafrika ; authentische Berichte 1910 – 1919
/ Burkhard Vieweg. – Weikersheim ; Margraf, 1996
ISBN 3-8236-1263-8

Satz und Lithografie:
Walter Typografie & Grafik, Würzburg

Druck und Bindung:
Böhler Verlag, Würzburg

© Margraf Verlag, 1996
Hohenloher Straße 2
97990 Weikersheim

ISBN 3-8236-1263-8



 Margraf Verlag



..... Fußmärsche von Karl Vieweg

Karte 1: Deutsch-Ostafrika (1885 - 1918)



Abb. 1: Karl Vieweg (1883 – 1945)

*»Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!«*

Goethe: Iphigenie I.3

Meinen viel zu früh verstorbenen Lieben:

Meiner Mutter,
meiner Frau, meiner Tochter

Inhalt

Zum Geleit	11
Vorwort	13

Ein Pflanzerleben

1910 – 1912

Auf Pflanzung Makuyuni	19
Pflanzung Kifulu	31
In Dar es Salaam	35
Kautschuk	37
Direktor Müller	40
Herr Gruber	42
Muttersorgen und Gehirn malaria	43
Sklaverei und Kettengefangene	51
Koch Abdallah und Küchenjunge Sebarua	65
Damenbekanntschaften	71
Plantagen- und Gerichtsjustiz	73
Verwalter oder Eigentümer einer Pflanzung?	75
Unterwegs auf Landsuche	80
Erneut auf Landsuche	104
Wieder in Dar es Salaam	112

1913 – 1914

Der Beginn auf Pflanzung Mikinginho	114
Rodungsarbeiten	117
Ein Geburtstagsbrief aus dem Busch	121
Die Assistenten Guenin und Rabe	125
Die Arbeiter	128
Die Wazaramo	133
Der Arbeitsmarkt von Dar es Salaam – Bestrafungen	141
Sultanssohn Sebe bin Mbaruku	146
Sultanssohn Sapi Mkwawa	153
Unkraut und allerlei Getier	157

Raubkatzen und Geisteraustreibung	162
Gäste auf Mikinginho – mit Leoparden um eine Erfahrung reicher ..	170
Besucher und ein pikantes Liebesabenteuer	173
Hausbau	177
Elefanten in der Pflanzung	189
Kautschukpreise und Kokosnüsse	193
Die Landesausstellung	197
Drohende Kriegsgefahr	199

Im Krieg

1914

Kriegsausbruch!	205
Die Kongo-Akte	212
Kontroverse: v. Lettow – Dr. Schnee	214
Marsch des Patrouillenkorps Steinhäuser zum Kilimandjaro	217
In Britisch-Ostafrika – Patrouillen von Höhe 931 aus	233
Angriff auf das Mzima-Lager	239
Zurück zur Höhe 931	243
Ärger mit dem Chef	252
Wieder auf Patrouille	254
Am Challa-See	258
Weiterhin Patrouillentätigkeit – Bekanntschaften mit Nashörnern ..	264
Ein Überläufer	270
Bei Taveta	272
Eine Hinrichtung – Oberhäuptling Mareale – Kaisers Geburtstag ..	274

1915

Am Südwest-Kilimandjaro: Das Lager am Kware-Bach	278
Zahnarzt, Maultiere und Menschenfresser	288
Auf Wachtposten am West-Kilimandjaro	292

1916

Ein vergrabener Elfenbeinschatz!	310
500 km zu Fuß nach Kondoa	313
Kämpfe nördlich Kondoa	325
Regenzeit – das harte Los der Träger	333
Auf der Suche nach Kollaborateuren	339
Buschkrieg südlich Kondoa	349
Urlaubsfreuden	355

Kämpfe im Raum Mpwapwa und Kidete	325
Rückzug durch das Uluguru-Gebirge	361
Krank	366
Chinin und andere begehrenswerte Dinge	370
Verpflegungsmangel – Desertationen – wiederum krank	380
Elefantenjäger und Verräter Pieter Pretorius	391

1917

Versorgungsprobleme – Hilfe aus Mosambik	393
Gefechte mit Portugiesen	399
Drei Wochen mit Gefangenen unterwegs	404
Auf dem Makonde-Plateau	419
Gefangen!	428

1917 – 1918

Gefangenenlager Dar es Salaam	433
-------------------------------------	-----

1918 – 1919

In Ägypten	438
Schlußbetrachtung	451

Anhang

Zeittafel	454
Gouverneure – Kommandeure	455
Abkürzungen	456
Glossar	457
Verzeichnis der Abbildungen und Karten	459
Literaturverzeichnis	460
Anlagen	471
Register	486

Zum Geleit

Das vorliegende Buch geht aus den Aufzeichnungen hervor, die Karl Vieweg, der Vater des Verfassers, während seiner achtjährigen Zeit im damaligen Deutsch-Ostafrika, dem heutigen Tanzania, unter oftmals äußerst schwierigen Verhältnissen gemacht hat. Selbst das scheinbar Nebensächliche, Überflüssige wurde von ihm festgehalten und gewinnt nun, 80 Jahre nach dem Geschehen, immer mehr an Bedeutung. Jeder Leser, ob interessierter Laie, Völkerkundler oder Historiker, wird manches Wissenswerte in dem Buch finden. Man erfährt Geschichtliches, das in der Fachliteratur nicht immer richtig wiedergegeben ist.

Erstaunlich ist, mit welcher akribischer Genauigkeit Karl Vieweg seine Aufzeichnungen zu Papier gebracht hat, sei es auf der Pflanzung oder im Krieg im Busch nach stundenlangen Fußmärschen, wenn andere sich erschöpft ausruhten; dann griff er zu Federhalter und Tintenfläschchen. Wir können nur dankbar sein, daß uns diese Tagebücher, die während des Krieges auf der Missionsstation Ndanda vergraben waren, erhalten geblieben sind. Die Aufzeichnungen sind deshalb so wertvoll, weil sie unter dem Eindruck des unmittelbaren Geschehens entstanden sind und nicht erst später aus der Erinnerung heraus niedergeschrieben wurden.

Dem Autor des Buches gelingt es immer wieder, dem Leser die Nähe der Ereignisse zu vermitteln. Um nur ein Beispiel herauszugreifen – die Schilderung, wie der Vater 1912 mit einigen wenigen Afrikanern loszog, um geeignetes Land für seine künftige Kautschukpflanzung zu finden, ist vom Autor spannend und leicht lesbar berichtet worden. Ebenso hat er die Lebendigkeit der Darstellung noch erhöht, indem er zahlreiche Originaltexte einfügte, welche die Vorgänge anschaulich dokumentieren. Da Dr. Burkhard Vieweg Jahrzehnte später ebenfalls mehrere Jahre in Tanzania tätig war, sind ihm die örtlichen Verhältnisse gut bekannt. Zeitzeugen von damals konnten ihm noch manches von seinem Vater erzählen.

Ich möchte wünschen, daß das Buch einen größeren Kreis von Interessenten findet, damit möglichst viele Leser erfahren, mit welchen Schwierigkeiten und Risiken das Leben im damaligen Afrika verbunden war. Die Gegebenheiten, die so eindringlich geschildert werden, sind mir vertraut. Karl Vieweg und mein Vater waren beide Kautschukpflanzer, im selben Land und zur selben Zeit. Sie hatten die gleichen Probleme und Sorgen, die ich von meinem Vater und auch aus eigener Erfahrung während meiner Jahre in Ostafrika kenne.

Neben den zahlreichen Veröffentlichungen über Deutsch-Ostafrika ist dieses Buch ein weiterer wertvoller Beitrag, denn es bringt in sachlich genauer Form und doch unterhaltsam manches Neue. Es ist ein weiterer Mosaikstein in der Kenntnis um die Geschichte dieses Landes und die Geschehnisse jener Zeit.



Dr. Kai-Uwe von Hassel
Bundestagspräsident a.D.

Vorwort des Autors

Wie schon das erste Buch über Vater Karl Vieweg in Neuguinea,¹⁾ so war auch dieses zweite Buch des Verfassers ursprünglich nur für die Familienchronik gedacht, ist aber auf Protest von Leuten, die mehr über das interessante Leben Karl Viewegs erfahren wollen, ebenfalls zur Veröffentlichung bestimmt worden. – Die Niederschrift basiert auf über 600 Schreibmaschinenseiten, die sich aus der Abschrift seiner Tagebücher und Briefe ergaben, sowie seinen Erzählungen. Ergänzt wurde sie durch Hinzuziehung der einschlägigen Literatur und bisher unveröffentlichter Quellen.

Karl Vieweg (1883 – 1945) wurde in einem Städtchen geboren, das heute als Kulturerbe der Menschheit geschützt ist – Quedlinburg am Harz. Nach unliebsamer Gymnasialausbildung, flotter Tanzstunde und harter Kaufmannslehre zog es ihn hinaus in die Welt. Schuld daran – oder besser ausgedrückt: Vorbild – war sein Vetter, der Völkerkundler Leo Frobenius, dessen Erzählungen im Hause Vieweg ihn fesselten und ihn zum Leidwesen der Eltern nur zu sehr inspirierten.

Er ging drei Jahre im Auftrag der Neuguinea-Compagnie nach Deutsch-Neuguinea und verwaltete dort Kokospflanzungen, erst auf dem Festland, später auf den einsamen Witu-Inseln, deren Bewohner den Beginn der Eisenzeit so gut wie nur vom Hörensagen her kannten.

Nach seiner Rückkehr zu den heimischen Gefilden Quedlinburgs empfand er die Enge der Heimat noch beklemmender als zuvor. Er absolvierte rasch seine fällige Pflichtübung als Reserveoffiziersaspirant und setzte sich mit einer wohlüberlegten Tropenausrüstung, jedoch auf gut Glück und mit wenig Bargeld in der Tasche, nach Deutsch-Ostafrika ab. Eine Arbeitsstelle, die ihm zusagte, war im Handumdrehen gefunden, und so sammelte Karl Vieweg 1910 seine ersten afrikanischen Erfahrungen als Assistent auf einer großen Kautschuk-Sisal-Plantage am Fuße der Usambara-Berge. Schon im Jahr darauf war er Verwalter der Plantage Kifulu oder, wie man damals landläufig zu sagen pflegte, der ‚Pflanzung‘ Kifulu an der Mittel-landbahn.

Wiederum ein Jahr später schlug er sich mit ein paar Dutzend Schwarzen eine eigene Kautschukpflanzung aus dem Urwald heraus. – Zwei Jahre danach brach der Erste Weltkrieg aus. Karl Vieweg war mit dabei, bis er nach drei Jahren und ungeheuren Strapazen 1917 krank in Gefangenschaft geriet und nach Ägypten gebracht wurde. 1919 entlassen, verlor er auf-

1) ‚Big Fellow Man‘, Verlag Margraf, ISBN 3-8236-1189-5.

grund des Versailler Diktats wie alle anderen Kolonialdeutschen seinen stolzen Besitz, seine Kautschukpflanzung.

Die Enttäuschung war groß. Zudem forderten die zwölf Tropenjahre ihren Preis: Über sechzigmal hatten ihn die gefürchteten Tropenkrankheiten überfallen, hatte Gehirn malaria ihn an den Rand des Grabes gebracht, und über dreißigmal war er von seinen Getreuen in ein Hospital oder ein hospitalähnliches Provisorium getragen worden.

Wieder in der Heimat schuf er sich eine neue Existenz beim Deutschen Kalisyndikat in Berlin. Er heiratete und hatte drei Kinder. Nach dem frühen Tod seiner Frau ging er Jahre später eine zweite Ehe ein, der ein viertes Kind entstammte. Im Alter von nur 62 Jahren starb er an den Spätfolgen seiner in den Tropenjahren durchgemachten Krankheiten.

Nach dem ersten deutschen Kolonisationsversuch 1529 in Venezuela wurde 1657 der Kolonisationsgedanke von dem Hanauer Arzt Graf Johann Casimir erneut aufgegriffen: *„... Woblan dem dapffere Teutschen, machet dass man in der mapp neben Neu Spanien, Neu Frankreich, Neu England auch ins Künfftige Neu Teuschland finde.“*²⁾

Doch die vom preußischen Großen Kurfürsten an der Westküste Afrikas gegründeten Stützpunkte, darunter Groß-Friedrichsburg, hielten sich nicht lange. Schon 1717 endete auch dieser Kolonisationsversuch mit dem Verkauf von Groß-Friedrichsburg an die Holländer *„... gegen 7.200 Dukaten und 12 schwarze Sklaven, wovon sechs mit goldenen Ketten gefesselt waren.“*³⁾

Erst 1884 kam Schwung in die deutsche koloniale Bewegung. In der Südsee entstanden zwei Kolonien – sogenannte Schutzgebiete –, in Afrika waren es fünf. Karl Vieweg hatte sich Deutsch-Ostafrika als sein Zukunftsland ausgewählt.

Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, war Deutsch-Ostafrika, wie auch die anderen Kolonien, in keiner Weise auf einen Krieg vorbereitet, weil man in Deutschland die sogenannte Kongo-Akte für bare Münze genommen hatte. Die Bewaffnung der Schutztruppe war bunt und mangelhaft. Sie bestand vor allem in den veralteten, rauchstarken 71er Jägerbüchsen, die für die Niederschlagung von Aufständen unbotmäßiger schwarzer Stämme gedacht waren. Eine der Kompanien war bis 1916 sogar noch mit Vorderladern wie zur Lederstrumpfzeit und mit Speeren bewaffnet! Auch die Kanonen der Schutztruppe hatten ein ehrwürdiges Alter.

2) Schramm, S. 15.

3) Cornevin, S. 15.

Um so schlimmer war das Erwachen, als der englisch-belgische Kriegsgegner die Kolonie zu überrollen drohte. Der Glaube an die Kongo-Akte, nach der ein Krieg in Europa nicht auf die Kolonien übertragen werden sollte, war dahin. So stand die deutsche Schutztruppe unter Oberleutnant Paul von Lettow-Vorbeck einem mehr als zehnfach überlegenen Gegner gegenüber. Natürlich war der Feind nicht bei jedem Gefecht in zehnfacher Überzahl. Aber er konnte seine erschöpften Einheiten beliebig oft durch frische auswechseln, etwas, wovon man auf deutscher Seite nur träumen konnte.

Von Lettow-Vorbecks Bestreben war, so viel wie möglich an feindlichen Streitkräften an sich zu binden, um die deutsche Front in Europa zu entlasten. Dies gelang ihm mit seiner kleinen Truppe auch glänzend. Er konnte den Bestand seiner Schutztruppe, die Polizeitruppe eingeschlossen, bis 1916 auf die Höchstzahl von annähernd 3.600 Weißen und 12.100 Askari (farbige Soldaten) bringen.⁴⁾ Nicht zur Truppe kamen die sogenannten Knüppel-Polizisten, die nicht als Askari ausgebildet waren und statt eines Gewehrs einen Knüppel als respekteinflößendes Schmuckstück ihr eigen nannten. – Während des Krieges fielen oder starben von Lettows Truppe 734 Weiße und 1.798 Askari.⁵⁾

Der gesamte Lastentransport während des Krieges fand – abgesehen von zwei Eisenbahnlinien – auf den Köpfen von mehreren hunderttausend Trägern statt,⁶⁾ die gegen Bezahlung diese Arbeit verrichteten und dabei oft genug ihr Leben einsetzten.

Der deutschen Truppe stand eine alliierte Heeresmacht von 137 Generälen mit bis zu 240.000 Soldaten gegenüber, davon waren 80.000 Weiße, 35.000 Inder und 95.000 – 125.000 Schwarze.⁷⁾ Von ihnen starben 80.000 – 100.000.⁸⁾ Rund 1 Million Träger und 20.000 Autos sorgten für den Nachschub der Alliierten. Der Gegner hatte den Untergang der Schutztruppe für 1916 versprochen, doch bis nach dem Kriegsende 1918 in Europa blieb sie unbesiegt.

Zu den Hauptleidtragenden während des ostafrikanischen Krieges gehörten die Einheimischen. Insbesondere waren es die Träger, auf deren Köpfen oder besser noch zu deren Lasten – im wahrsten Sinne des Wortes – der Krieg ausgetragen wurde. Ohne sie wäre eine effiziente Kriegführung auf beiden Seiten überhaupt nicht möglich gewesen. Sie waren die wahren

4) Boell, S. 28.

5) Boell, S. 427.

6) Boell, S. 29.

7) Boell, S. 32.

8) Lettow, Heia Safari, S. 24.

Helden dieses Krieges. – Man schätzt, daß von ihnen auf deutscher Seite etwa 100.000 starben, auf alliierter Seite 250.000.⁹⁾ Eine ungeheuer große Zahl. Von der einheimischen Bevölkerung starben zudem während der englisch-belgischen Besatzungszeit zwischen 1916 und 1918 weitere 380.000 durch Hunger, Krankheiten, Aufstände und Verschleppung außer Landes.¹⁰⁾

Zitate in dieser Schrift sind kursiv gehalten und mit pfeilförmigen Anführungszeichen versehen. Damals übliche Begriffe sind weitgehend beibehalten worden, um das Bild jener Zeit unverfälscht wiederzugeben. Beispiele hierfür sind ‚marschieren‘ statt ‚gehen‘, ‚Last‘ statt ‚Gepäck‘, ‚Eingeborene‘ statt ‚Einheimische‘ oder ‚abkochen‘ statt ‚Essen kochen‘. Dem Sprachgebrauch folgend, wurden die britischen Truppen mit ‚Engländer‘ bezeichnet.

Der Dank des Verfassers gilt all denen, die ihm die Fertigstellung des Buches ermöglicht haben:

Frau Regina Schnarr-von Brauchitsch, Ellerbek,
Frau Elsbeth Popp, Kiel,
Herrn Fritz Koenn, Königswinter,
Herrn Dr. Jan-Georg Deutsch, Berlin
und dem Traditionsverband ehemaliger Schutz- und Überseetruppen e.V.,
von welchem besonders die Herren
Christian Baust M.A., Leverkusen,
Dipl.Ing. Klaus-Friedrich Hetzer, Stuttgart,
Günther Huber, Ulm,
Manfred Jungke, Bad Sachsa und
Manfred Weber, Hofheim/Taunus genannt sein sollen.

Schließlich danke ich meinem Bruder Dr. Henner Vieweg, der mit sorgfältigen Recherchen und tropenmedizinischen Hinweisen zum Gelingen beitrug.

Burkhard Vieweg
Bonn, im Sommer 1996

9) Nach Recherchen von Hodges, J. Afr. Hist. 1978, S. 101ff, lagen die englischen Trägerverluste nur „over 100.000“.

10) Arning, DOA gestern, S. 29.

EIN PFLANZERLEBEN



1910 – 1912

Auf Pflanzung Makuyuni

„Was sagst du – Ali ist tot?“

„Ja, Herr, Ali ist tot. Er ist halbtot.“

Karl Vieweg irritiert: „Er ist also doch nicht tot?“

Darauf Mohamedi: „Ja, Herr, er lebt noch, der Löwe hat ihn aber übel zugerichtet.“

Afrika-Neuling Vieweg schüttelte in Gedanken den Kopf über die mehr als ungenaue, ja gegenteilige Mitteilung seines Aufsehers. Doch an solche Ungereimtheiten müsse man sich gewöhnen, so hatte ihm schon der Leiter seiner Pflanzungsgesellschaft in Deutsch-Ostafrika, Herr Meinhardt, vertrauensvoll prophezeit, man müsse dann einfach einen Mittelwert bilden.

Der Löwe mit seiner Sippe war natürlich eine ständige Gefahr. Unwiderstehlicher Anziehungspunkt für die Raubkatzen war jetzt in der Trockenzeit der etwa 2 km entfernte kleine See, an dem zahlreiche Antilopen und auch Giraffen ihren Durst löschten, manchmal aber auch ein paar unvorsichtige Eingeborene.

Bei dem Vorfall vorhin war es noch einmal gut gegangen. Der Verletzte konnte zum Glück gerettet werden.

Karl Vieweg ließ an geeigneter Stelle am Ufer eine eiserne Bügelfalle aufstellen. Schon am nächsten Tag kam ein Mann angerannt: Der Simba sitze in der Falle! Aber dann, so habe er gesehen, »... riß er sich samt der mit einer Kette an einem Baum befestigten Falle los und lief in das Schilf. ...«

Karl Vieweg kontrollierte gerade die Arbeiter auf den Baumwollfeldern, als ihm diese Nachricht gebracht wurde. Er hatte nur einen Revolver bei sich – seine Gewehre lagen noch beim Zoll in Tanga –, doch da kam genau im richtigen Augenblick Herr Meinhardt mit seinem Gewehr.

Zusammen mit 20 Arbeitern, die sich über die Abwechslung freuten, eilten sie sofort zum See. Am Ufer war zunächst nichts zu entdecken.

Der Löwe mußte im Schilf stecken. Die Arbeiter näherten sich beherrsigt, aber vorsichtig der vermuteten Stelle und machten viel Lärm, um ihren Todfeind aufzuschrecken. Plötzlich ein kurzes Grollen im Schilf, und im selben Augenblick sauste die tapfere Schar wie ein geölter Blitz davon!

Da teilte sich das Schilf, und ein mächtiger Löwe trat langsam heraus, ohne eiserne Bügelfalle und ohne Kette am Bein. Er humpelte auch nicht.

Er ging geradewegs auf die beiden Weißen zu. Aufgeregt hob Herr Meinhardt die Waffe und schoß auf die kurze Entfernung von nur 30 m – daneben. Schnell noch zwei weitere Schüsse hinterher – wieder daneben. Mehr Patronen hatte er nicht, stellte er entsetzt fest. Jetzt hielt Karl Vieweg seinen Revolver parat – als letztes Mittel, nicht zum Jagen – die Lust hierzu war ihnen vergangen – nur zur Verteidigung.

Dem Löwen war die Knallerei wohl zu dumm. Er verharrte einen Augenblick und musterte die beiden Weißen. Dann trottete er langsam zur Seite ab und verschwand im Busch.

Zurück blieben die leere Falle und zwei völlig verdutzte Großwildjäger.

Karl Vieweg befand sich erst wenige Monate im Lande. Er war mehr oder weniger auf gut Glück nach Ostafrika gefahren, ohne eine feste Stelle zu haben. Nach den drei Jahren in Neuguinea war es ihm in Deutschland einfach zu eng geworden. Er wollte so bald wie möglich wieder hinaus. Direktor Karl Heinrich Müller, der ihn in Neuguinea als einen einsatzfreudigen Menschen kennengelernt hatte und der nun selbst in Deutsch-Ostafrika als Leiter einer Pflanzungsgesellschaft tätig war, hatte ihm geschrieben, er habe zwar keine Stelle für ihn frei, doch für tüchtige Leute wie ihn werde sich schnell etwas finden, wenn er erst einmal da sei.

So war Karl Vieweg am 28. Januar 1910 von Hamburg mit dem Schiff abgereist und am 3. März in Tanga angekommen. Die besorgte Mutter in Quedlinburg hatte ihm noch etwas Extrageld zugesteckt für die Zeit, *»... bis sich eine Brotstelle findet.«* Die war auch schnell gefunden.

Es war die Pflanzung Gomba, Bezirk Wilhelmstal (heute Lushoto), am Fuße der Usambara-Berge, auf der er als Assistent eingestellt wurde. Die Pflanzung bestand erst seit zwei Jahren, Land gab es genügend, und 1.019 ha (10 km²) waren bereits gerodet und mit Sisal, Baumwolle und Kautschuk bebaut. Der Teil der Pflanzung, auf dem Karl Vieweg vor allem zu tun hatte, wurde als Pflanzung Makuyuni bezeichnet (s. Karte 1, Einbanddeckel).

Die Anlage gehörte der Ostafrikanischen Pflanzungs-Aktiengesellschaft mit Sitz in Berlin, Vorstand Dr. Hindorf, dessen großes Verdienst es gewesen war, die Sisalagave aus Amerika in Ostafrika eingeführt zu haben.¹¹⁾ Leiter in der Kolonie war Herr Meinhardt (38 Jahre alt), der sich außer in Gomba meist in der Hafenstadt Tanga, seiner Dienststelle, aufhielt. Außerdem arbeiteten auf der Pflanzung der Verwalter Götze, Herr Richards sowie die Assi-

11) Die Sisalfaser erhielt ihren Namen nach dem Ort Sisal in Mexiko, von dem aus sie anfangs verschifft wurde.

stenten Finger und Vieweg. Etwa 750 Arbeiter waren vertraglich eingestellt; dazu kamen 35 – 45 Tagelöhner aus den umliegenden Wasegua-Dörfern.

Die Pflanzung lag verkehrsgünstig an der Usambara-Bahn bei der Station Makuyuni, Bahnkilometer 114 ab Tanga. Von der Usambara-Bahn hatte Karl Vieweg schon in Deutschland gelesen. Der Bau dieser Bahn war 1893 begonnen worden, doch erreichte die Gleisspitze ihr vorläufiges Ziel, Neu-Moschi am Fuße des Kilimandjaro, erst im Jahre 1912. Dafür gab es um so mehr Vorschriften wie u.a. *»... Wo die Bahn zugleich als Weg dient, ist sie bei Annäherung eines Zuges zu räumen. ...«*¹²⁾ Karl Vieweg hatte sich die Bahn imposanter vorgestellt. Aber schließlich handelte es sich nur um eine Schmalspurbahn mit 1 m Spurweite. Auf freier Strecke erreichte sie allerdings eine atemberaubende Geschwindigkeit von 40 km/h! Sie unterschied sich nicht wesentlich von der britischen Uganda-Bahn zwischen Mombasa und Nairobi, die

*»... zur Wasser- und Holzeinnahme an vielen unbedeutenden Stationen längere Zeit hält, so daß immer Zeit zu einem Besuch in den Eingeborendörfern bleibt. ...«*¹³⁾



Abb. 2: Bahnhof Tanga, Beginn der Usambara-Bahn

12) Aml. Anzeiger, 1912, Nr. 68.

13) Karstedt, DOA, S. 123.



Abb. 3: Die Usambara-Bahn (1 m Spurbreite und Holzfeuerung)

Beim Bau jener Bahn, so wußte Herr Meinhardt, waren seinerzeit 28 indische Arbeiter von Löwen getötet worden. Ein Engländer, der einen der Löwen schießen sollte, war von ihm ebenfalls verspeist worden.¹⁴⁾ Flugs hatten die Schwarzen für dieses Übel eine Erklärung parat: Die Löwen seien wiederauferstandene Häuptlinge aus alten Zeiten, die ihr Land von den Eindringlingen befreien wollten.

Auch in Makuyuni konnte man nicht gerade über Löwenmangel klagen. Hier, unmittelbar am Bahnhof, stand Karl Viewegs Haus. Es war soeben fertiggestellt, versehen mit Lehmwänden, grasgedeckt und dadurch kühl. Die Einweihungsfeier im Kreise der fünf Europäer war – nicht anders als die Vorfeier – recht feucht gewesen und hatte bis zum frühen Morgen gedauert. Viel lieber als in dem neuen Haus hätte er allerdings, wie in den ersten Monaten nach seiner Ankunft, 4 km weiter entfernt in der Ebene gewohnt, wo der Hauptsitz der Pflanzung Gomba war und die anderen Herren blieben. Dort herrschte Natur pur, es gab keinen Trubel und kein Geschrei und Gestank der nahen Bahnstation und auch keine ständigen Besucher. Aber hier?

14) Nach anderen Angaben waren nicht 28, sondern 51 Menschen getötet worden.



Abb. 4: Bahnstation Makuyuni am Fuße der Usambara-Berge (Aufn. 1993)

»... Besuch habe ich hier jede Woche ein paarmal, wenn nicht täglich. Jeder, der mit der Bahn wegfahren will oder kommt, um abgeholt zu werden, wartet auf meiner Veranda ...«

Mit Whiskysoda hielt er die Durchreisenden bei Laune.
In einem Brief an seine Eltern heißt es:

»... Warum ich so selten schreibe? Der Hauptgrund ist, daß ich abends immer schon so früh müde werde. Am Tage habe ich überhaupt keine Zeit dazu, zum Müdewerden und zum Schreiben. ...«

Man merkt immer wieder Karl Viewegs Unmut, weil ihn die vielen Durchreisenden von seiner eigentlichen Arbeit abhielten. Doch nicht nur die Durchreisenden und nicht nur von der Arbeit: Nach einem langen Arbeitstag ließ er sich gerade todmüde in sein kostbarstes Stück, den Lehnstuhl, fallen, um sich zu entspannen und anschließend Abendbrot zu essen,

»... doch ebe ich dazu kam, erschien mein Nachbar aus Matarawanda, 4 km von hier, auf der Bildfläche, »nur auf ein Stündchen«, aber ich wußte dann schon, daß ich vor 2 Uhr morgens nicht ans Zubettgehen denken konnte, ...«

denn es war bereits der dritte Sonnabendabend hintereinander, den der freundliche Nachbar bei ihm verbrachte. Für Karl Vieweg ein Rätsel, wie jener nach den Mühen des Tages so lange munter bleiben konnte; hinzu kam noch der lange Fußweg hin und zurück!

Karl Vieweg wenigstens konnte vor Müdigkeit kaum noch ein Auge aufhalten. »... Als sich der Nachbar zu seiner üblichen Zeit unter dem Schutz eines mit Laterne und Speer bewaffneten Mnyamwesi nach Hause wandte, ...« fiel dem Gastgeber auch das zweite Auge zu.

Für Besucher, die mit der Bahn kamen – man kam nur mit der Bahn –, in Makuyuni ausstiegen und zum Hauptsitz Gomba der Pflanzungsgesellschaft weiter wollten, stand in Gomba eine Feldbahnkarre zur Verfügung, die Karl Vieweg erst telefonisch herbeirufen mußte.

»... Dieses Telephon ist eine hier ganz unangebrachte Kulturgabe, obwohl ich selbst das meiste bei der Anlage getan habe ... Habe ich mal etwas ganz Wichtiges nach Gomba zu telephonieren und läute an, so höre ich zunächst gar nichts, beim zweiten Läuten das gleiche, beim dritten Mal meistens ein rauhes Husten, Ausspucken, Streiten in Kisuaheli, im Hintergrunde Lachen, Hundegebell, ein Boy brüllt in das Telephon, dass mir die Ohren klingen und ich den Hörer mit einem schrecklichen Fluch anhängt. ...«

Wenn andererseits bei Karl Vieweg das Telefon läutete, meldete ihm Boy Selemani pflichtgemäß: »Herr, das Telephon schreit!«, und der Herr sauste zum Telefon, »... und draußen vor der Veranda sammelt sich das Volk und staunt mit offenem Munde über das Telephon, d.h. die kazi ulaya – die europäische Arbeit.«

Allmählich aber empfand er die häufigen Anrufe als immer störender, besonders, weil es zu deutlich war, daß die Anrufe in den meisten Fällen nur aus Freude an dieser neuzeitlichen Einrichtung geführt wurden. Er wußte ein gutes Hausmittel dagegen:

»... Hier bei mir funktioniert die Sache jetzt großartig. Ich habe den einen meiner Jungen so angelernt, daß er, wenn das Telephon läutet, ohne zu brüllen und mit sanfter Stimme in das Sprachrohr flötet: Der Herr ist nicht zu Hause! ...«

Schien es ein wirklich wichtiger Anruf zu sein, so ließ sich der Boy die Nachricht durchgeben, oder der Herr war auf ein Zeichen hin rein zufällig gerade eben erschienen.

Mit den Arbeitern kam er gut zurecht. Sie sprachen fast ausnahmslos kisuaheli, jene Sprache, die sich im arabisch beeinflussten Küstenraum Ostafrikas über Jahrhunderte entwickelt und durchgesetzt hatte. Je weiter man

ins Innere von Ostafrika gelangte, desto weniger verstand man Kisuaheli und desto mehr kamen die Stammessprachen zur Geltung.¹⁵⁾

Das Kisuaheli hatte Karl Vieweg bereits in Deutschland und natürlich auch auf der langen Schiffsreise hierher fleißig gelernt. Die Sprache kam ihm erstaunlich logisch vor und fiel ihm auf jeden Fall leichter als Latein und Griechisch, jene schrecklichen Monster, mit denen er sich im Gymnasium in Quedlinburg lange genug herumgeplagt hatte.

Danach in Neuguinea hatte er mit vielen Volksstämmen Kontakt bekommen und war auch dort mit einer Vielzahl von Sprachen konfrontiert worden. Zwar gab es eine Einheitsprache, das Pidgin-Englisch, doch wer mehr als nur Anordnungen und Befehle geben und Verständnis für seine Leute haben wollte, der mußte auch ihre Sprache verstehen und sich in ihre Welt hineindenken können. Darum hatte sich Karl Vieweg sehr bemüht. Er war sprachbegabt und hatte sich schließlich neben dem Pidgin-Englisch auch in vier melanesischen Sprachen mehr schlecht als recht, aber immerhin doch ausreichend, verständigen können. – Hier in Gomba-Makuyuni benötigte er nur eine Sprache. Er merkte jedoch rasch, daß sein klassisches Kisuaheli aus dem Lehrbuch mit der Praxis nicht so ganz im Einklang stand. Das, was man hier sprach, wurde als *shenzi-kisuaheli* (Buschneger-Kisuaheli) bezeichnet. Das waren vielleicht zwanzig oder dreißig richtige Kisuaheli-Wörter, um die herum sich etliche Mischwörter in zwangloser Weise rankten.

Sprachliche Irrtümer gab es natürlich anfangs auch. So hatte er Aufseher Ali beauftragt, mit seiner Kolonne um 7 Uhr beim Baumwollfeld zu sein. Wer nicht kam, war der Aufseher mit seinen Mannen. Karl Vieweg ließ den Aufseher rufen.

„Weshalb bist du nicht gekommen, wie ich dir sagte?“

„Bwana (Herr), ich sollte doch erst um 7 Uhr kommen.“

„Ja, und?“

„Das ist doch erst heute mittag!“

Da ging ihm ein Licht auf. Er hatte vergessen, daß 7 Uhr bei den Schwarzen die 7. Stunde nach Sonnenaufgang ist, also 13 Uhr! Stets wird ab Sonnenaufgang gezählt und nicht anders. Darauf nach einer Weile Aufseher Ali: „Bwana, eure Zeitrechnung ist nicht gut. Warum schon ab Mitternacht zählen? Da ist es dunkel, man sieht nichts und alle schlafen!“

15) Es ist heute ein anerkanntes Verdienst der deutschen Kolonialzeit, Kisuaheli (vom arabischen *swabil* = Küste) als einheitliche Verkehrssprache für DOA eingeführt zu haben.

Karl Viewegs Aufgabe in dem noch wenig entwickelten Land war vielfältig. Hier wurden Praktiker benötigt, die sich vor keiner Aufgabe scheuten und, wenn notwendig, zu improvisieren verstanden. Einen Einblick in seinen Arbeitstag erhält man am besten aus einem Brief an seine Eltern in Quedlinburg:

»... Morgens um 3/4 6 Uhr pfeife ich, ein Aufseher schlägt mit einem Eisen gegen eine frei aufgehängte halbe Feldbahnschiene, worauf sich die Leute vor meinem Hause im Rechteck tadellos ausgerichtet aufbauen. Ich verteile und notiere die Arbeiten, ... Unkraut hacken in den Agaven und der Baumwolle oder den Kautschuk hacken, eingegangene Pflanzen nachpflanzen: Busch schlagen, die kräftigsten Leute mit Äxten, die schwächeren mit langen Haumessern; Ballen Agavenbanf in Eisenbahnwaggons laden; 1 Mann jeden Tag Wasser holen für die Küche und abends die in der Nähe des Hauses gepflanzten Stecklinge begießen.

Dann habe ich, schon ehe ich hier wohnte, viel gebaut, gewöhnliche Lehmhütten für die Arbeiter und Boys, auch Küche und Locus in diesem Stil, außen mit Kalk geweißt, die Türen mit Carbolineum gestrichen. Meine Arbeiterhütten stechen jetzt mächtig ab gegen die traurigen Strohhuden der Leute von der Usambara Eisenbahn, die auf der anderen Seite des Bahngleises hinter dem Stationsgebäude wohnen. In etwa 8 Tagen muß ich nochmal 2 große Hütten bauen, da kommt ein Transport neuer Leute aus dem Inneren, mit denen ich, wenn sie unter Dach und Fach sind, die Kautschukpflanzung um etwa 50 ha vergrößern werde. ...»

Land war genügend vorhanden, d.h. nicht Land, das den Eingeborenen weggenommen wurde, sondern bisher ungenutztes Land in der Steppe, das sich zwischen den gewöhnlich weit voneinander entfernt liegenden Dörfern befand. – Wie der kaiserliche Bezirkshauptmann Dr. Mahnke andernorts einmal protokollierte, wurde bei der Landnahme streng darauf geachtet,

»... daß für die Eingeborenen in der Umgebung genügend Land zum Ackerbau, zum Feldwechsel und zur Weide vorhanden ist, ...»¹⁶⁾

Diese Landsuche zur Erweiterung der Produktionsflächen fiel mit in Karl Viewegs Aufgabenbereich. Es war ein harter, entbehrungsreicher Job, härter, als man annehmen sollte. Doch es machte ihm mit seinen 27 Jahren Freude, gefordert zu sein, denn von seiner Initiative hing der Erfolg ab.

Am 15. September 1910 schrieb er hierzu:

16) Prager, S. 84.

»... Zwei und eine halbe Woche war ich neulich im Busch am Fuße der Mbala-Berge, die in Luftlinie 10 km westlich von hier liegen. Ich habe da ein Stück Land (800 ha) ausgesucht und mit einer Scheweie begrenzt ... im flachen Gelände und nicht zu nahe an etwa vorhandene Eingeborenen-siedlungen heran, da sonst das Bezirksamt Schwierigkeiten macht. Ich verlegte alle zwei Tage meinen Lagerplatz nach einer anderen Stelle. ...»

Hier im Busch machte er seine ersten Erfahrungen mit den afrikanischen Zecken. Sie waren etwa 1 mm groß und saßen im Gras, nicht überall, aber wenn er durch eine von ihnen besetzte Stelle ging, streifte er sie unwillkürlich mit seiner Hose ab und spürte am Abend und am nächsten Tag langanhaltend juckende Stiche, die mit Fieber und heftigen Kopfschmerzen verbunden waren. Als Neuling hatte er seine Beine vorher nicht mit Perubalsam eingerieben, dessen Geruch die Zecken abhielt. Für die Zukunft war er schlauer geworden.

»... Am letzten Sonnabend wurde bis gegen 1/2 12 Uhr mittags gearbeitet. Dann brach ich das Zelt ab und marschierte mit meinen 50 Mann nach Makuyuni, wo ich die Leute ausbezahlt und badete, ein Luxus, den ich im Busch entbehren mußte. ...»

Hinter diesem Luxussatz verbirgt sich, daß sich Karl Vieweg in den zweieinhalb Wochen, genauso wie seine Schwarzen, kein einziges Mal waschen konnte. Es gab nur Trinkwasser. Verschwitzt und eingestaubt, wie er täglich war, saß er abends am Lagerfeuer, aß seinen Reis mit Zugaben aus Konserven und schlief im Zelt den Schlaf des Gerechten *»... auf einem ganz klapprigen Feldbett.«*

Trotzdem hatte die Zeit im Busch auch einen unbestreitbaren Vorteil: Er wurde dort nicht von den scheußlichen Sandflöhen belästigt. Man spürte sie erst, wenn sie anfangen, sich vollzusaugen und zu schwellen.

»... In Gomba hatte ich höchstens jeden Monat einen, aber hier in Makuyuni, wo das Arbeiterdorf aus Platzmangel näher am Europäer-wohnhaus steht, zu dessen Veranda ein staubiger Erddamm führt, habe ich jede Woche ein paar. Mein Junge bolt die Biester, die fast so groß wie eine Erbse werden, sehr geschickt mit einer Nadel aus der Haut oder unter dem Nagel hervor.

Tafuta funza! – such den Sandflob! ...»

Bei diesem Kommando wußte Boy Selemani jedenfalls, was in den nächsten Minuten zu tun war. – Künftig ließ sich Karl Vieweg gegen die Sandflöhe jeden Morgen etwas Petroleum in die Stiefel gießen. Das war ein bewährtes Rezept der alten Hasen.



Abb. 5: Kaffeeplantagen in den Usambara-Bergen

Karl Viewegs Zeit in Makuyuni war von harter Arbeit und wenig Erholung gekennzeichnet. Doch zweimal nahm er sich an Wochenenden die Zeit und machte Ausflüge in die Usambara-Berge; einmal zur Kaffeeplantage Sakarre (1.300 m hoch), ein andermal zusammen mit Herrn Finger nach Lutindi (1.200 m). Der Ritt auf dem Maulterrücken führte durch Urwälder mit üppiger Vegetation, Zedern, Baumfarnen und natürlich vielen Usambaraveilchen. Auf dem Hügel Lutindi war 1897 von der Deutsch-Ostafrikanischen Mission und durch die Initiative des Pastors von Bodenschwingh eine Station eingerichtet worden, um ehemalige Sklaven zu erziehen und sie für den Weg in ein freies Leben vorzubereiten.

1905 war die Station noch um einen Anbau für Irre – dem damaligen Ausdruck für geistig Behinderte – erweitert worden.

Die freigekauften Sklaven machten durchweg einen guten Eindruck. Viele waren ausgezeichnete Handwerker geworden. Dagegen ließen die geistig Behinderten bei den Besuchern einen beklemmenden Eindruck zurück. Hier handelte es sich nicht um ehemalige Sklaven, sondern um Menschen aus den umliegenden Distrikten, die angeblich von einem bösen Geist besessen waren und nun ihre Dorfgemeinschaft belästigten oder in irgendeiner Weise terrorisierten. Deshalb fesselten die Dorfbewohner diese Behinderten mit Stricken oder mit einer sogenannten Sklavengabel und lieferten sie hier auf der Station ab. Sollten die Weißen doch sehen, wie sie mit ihnen fertig wurden. Sie wollten es ja so haben!

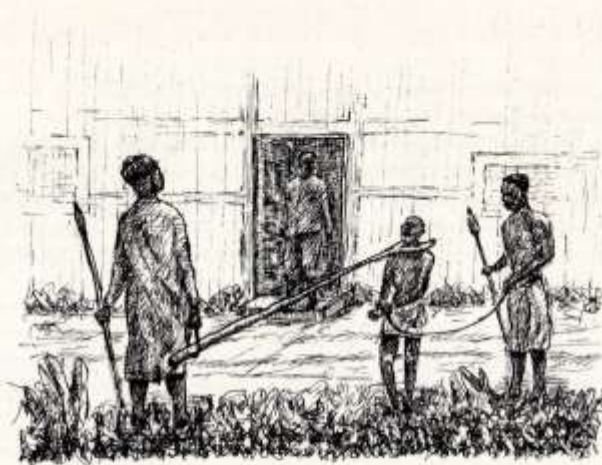


Abb. 6: Dörfler liefern einen ihnen lästigen geistig Behinderten auf der Bodenschwingschen Station ab

Ohne die Bodenschwingsche Station, so erfuhren die Besucher, wären die Dorfbewohner mit ihren Behinderten ganz anders verfahren. Sie hätten sie wie bisher erschlagen oder von einem Felsen heruntergestoßen. Das hielten sie für die beste Lösung. Die Dorfbewohner wagten jedoch nicht, die stark Behinderten zu töten, weil in ihnen ein noch mächtigerer Geist als bei den anderen wohnte, der dadurch verletzt werden und somit auf die Dorfbewohner schlecht zu sprechen sein könnte. Darum ließ man sie leben und jagte sie davon, was einem Todesurteil gleichkam.

Karl Vieweg war zwar nun in Afrika, wie er es sich gewünscht hatte, aber so ganz zufrieden war er hier nicht. Für die Arbeit, die er tat, war ihm sein Gehalt zu gering. Zudem traute er sich mehr zu.

Als einer seiner Kollegen an Schwarzwasserfieber erkrankte, brachte er ihn mit der Bahn nach Tanga zum Hospital.¹⁷⁾ Dort lernte er Herrn von Horn, den Vertreter einer Kaffee-Pflanzungsgesellschaft, kennen, sprach ihn wegen einer für ihn besser geeigneten Stellung an und bekam auch prompt eine Zusage als Verwalter der Pflanzung Mabungo bei Maurui, etwa 20 km südöstlich von Makuyuni.

17) Schwarzwasserfieber: Blutiger Urin; Verstopfung der Nieren als Folge einer schweren Malaria bei negativer Chinin-Mitwirkung.

Im letzten Moment wurde jedoch alles wieder rückgängig gemacht, denn überraschenderweise kehrte der »... bisherige Verwalter aus Deutschland zurück, der durch einen Unglücksfall mit einer Löwenfalle ein Bein verloren hatte. Er trägt jetzt ein Holzbein. ...«

Neue Hoffnungen machte ihm sein ferner Gönner, der Direktor der Kifulu Rubber Estates Ltd., Herr K.H. Müller, der ihm schrieb, daß sich bei ihm in Kürze personell Änderungen ergeben würden und er dann Karl Vieweg als Verwalter einstellen könnte. Vielleicht hatte Herr Müller auch ein etwas schlechtes Gewissen, weil er, wie er schrieb, ihm seinerzeit

»... zu dem immerhin gewagten Schritt riet, aufs Gratewohl in dieses Land zu pilgern. Ich hätte Sie, das können Sie mir glauben, sehr gern hier. Sollte ich Sie einstellen können, würde ich Ihnen telegraphieren ›CIGARRE‹, sollte ich Sie nicht engagieren können, werde ich telegraphieren ›CIGARETTE‹.«

Der Telegraphenapparat in Gomba war nun nicht das neuste Modell. Mal ging er, mal ging er nicht. Wenn nicht, dann mußten die verschiedenen Depeschen auf dem Schiffsweg von Dar es Salaam nach Tanga reisen und von dort weiter mit der Bahn bis Makuyuni und weiter mit dem Telefon oder mit der Feldbahnkarre bis zum Hauptsitz Gomba.

Am 28. Oktober 1910 traf mit dem Zug eine Depesche ein. Hausboy Selemani übergab sie seinem Herrn, der öffnete – die ›CIGARRE‹ war da!

Auch sie hatte den unfreiwilligen Weg über das Wasser nehmen müssen. Das hatte 2 1/2 Tage gedauert.

Ein Nachfolger war glücklicherweise schnell gefunden, so daß Karl Vieweg schon nach einem Monat nach Kifulu abreisen konnte, ohne die drei-Monate-Kündigungsfrist abwarten zu müssen.

Die Abschiedsparty mit den Herren Götze, Richards und Finger verlief nach bewährtem Muster bis zum frühen Morgen und mit einem gemeinsamen Kartengruß an seinen Bruder, der sich während der Semesterferien gerade zu Hause aufhielt. Daß bei der Adresse nur angegeben war »Herrn cand. arch. Hans Vieweg, z.Z. Quedlinburg/Europa« und nichts weiter, war wohl dem Alkohol zuzuschreiben. Der Gruß erreichte seinen Bestimmungsort.

Pflanzung Kifulu

Die Kifulu Rubber Estates Ltd. war ein englisches Unternehmen mit Sitz in London, bestehend aus den sechs Pflanzungen Kifulu, Managasse, Neuhof, Budelmann, Schlickeisen und Mpiji mit insgesamt rd. 4.300 ha Fläche. Kifulu selbst lag 62 km von Dar es Salaam entfernt an der Mittellandbahn, etwa 4 km westlich der Bahnstation Soga (s. Karte 2, Seite 81). Die übrigen fünf Pflanzungen schlossen sich teils an, teils lagen sie weiter entfernt.

Insgesamt waren von der Gesellschaft bereits unter Kultur genommen: 565 ha mit 361.000 Gummibäumen, 50 ha mit Baumwolle und über 75 ha mit Sisalagaven.

Karl Vieweg war als Leiter von Kifulu eingestellt. Sein Gehalt belief sich auf 225,- Rp (299,- M)¹⁸⁾ pro Monat mit einer jährlichen Erhöhung um 25,- Rp. Zusätzlich hatte er frei: Ein Wohnhaus mit Einrichtung und Beleuchtung (Petroleumlampe), ein Maultier, einen Boy sowie ärztliche Behandlung, Medikamente und Hospitalaufenthalt. Nach Ablauf von drei Jahren standen ihm freie Heimreise I. Klasse mit 75,- Rp Getränkepesen zu. Er brauchte also nur für Essen und Kleidung zu sorgen. – Das alles zusammen war mehr, als auf anderen Pflanzungen geboten wurde.



Abb. 7: Bahnstation Soga der Mittellandbahn

18) 1 Rupie (Rp) = 100 Heller = 1,33 Mark (M).



Abb. 8: Ankunft auf dem Bahnhof und Warten auf die Mauleselkarre, die Karl Vieweg (r.) zu seinem neuen Arbeitsort Kifulu bringt

Er war mit seinem Gehalt zufrieden. Nicht aber seine Eltern in Deutschland, die ihm enttäuscht schrieben, daß man im exotischen Afrika, wie sie gelesen hätten, doch »ein Paschaleben« führt und als reicher Mann in die Heimat zurückkehrt!

Neben den Gummibäumen, der Baumwolle und dem Sisal wurde in dem Unternehmen die Ziegenhaltung groß geschrieben. Auf Kifulu allein wurden ca. 200 Ziegen gehalten, um den Speisezettel der Arbeiter aufzufrischen. Bis es so weit war, ernährten sich die Ziegen durch Beweidung des reichlich vorhandenen Busches und verursachten so gut wie keine Kosten. Aber mancher Arbeiter nahm das mit dem Speisezettel nicht so genau und bediente sich des Nachts eigenhändig, wenn sich die Tiere in einer Dornenumzäunung befanden, um vor Raubtieren geschützt zu sein. Am Morgen fehlte dann eine Ziege. Wer erwischt wurde, hatte nichts zu lachen; er erhielt vom Aufseher zehn gut gemeinte Hiebe mit der Nilpferdpeitsche auf das Gesäß. Die anderen Arbeiter mußten zuschauen, damit auch sie beizeiten wußten, was auf sie zukommen könnte.

Die Prügelstrafe mit der berühmten Peitsche aus Nilpferdhaut – dem *kiboko* – war kein ausgesprochenes Vergnügen, jedoch vom Kolonialamt in

Berlin als geeignete Strafmaßnahme sanktioniert, damit vollends rechtens und normalerweise nur vom Richter zu verordnen. Aber das nahm man nicht so genau.

Da sich die Ziegen weniger schnell vermehrten als geschlachtet und gestohlen wurde, bestellte Karl Vieweg von einer Farm bei Morogoro noch weitere Tiere, das Stück zu 12.27 Rp. Und schon empfing der schwarze Bahnhofsvorsteher, Post- und Telegraphenmeister Barnabas der Station Soga das Antworttelegramm »22 ZIEGEN KOMMEN HEUTE ABEND 5 UHR«. Sein Boy brachte die Nachricht eilends nach Kifulu.

Barnabas stammte nicht aus dieser Gegend. Er war ein Hehe-Mann aus der Gegend von Iringa im Inland. Als Beamter hatte er ein schier fürstliches Gehalt, wodurch er sich bald drei Frauen leisten konnte (von einer vierten sprach er bereits). Sieben Kinder hatten ihm seine Angetrauten bisher beschert, zwei von den Kindern waren gestorben, ein drittes war behindert, konnte nicht richtig laufen. In seiner Heimat, so erfuhr Karl Vieweg von Barnabas, wäre ein solches Kind getötet worden.



Abb. 9: Bahnhofsvorsteher, Post- und Telegraphenmeister Barnabas der Station Soga mit einer seiner drei Frauen und dem siebten Kind

Von ihm selbst??

Barnabas wich der direkten Antwort aus und erläuterte, daß Krüppelkinder nun mal ertränkt oder auch lebendig begraben würden.



Abb. 10: Mädchen vom Stamm der Waschambaa, der Hauptbevölkerung im Usambara-Gebiet

(Das Töten behinderter Kinder oder solcher, die mit den Füßen voran geboren werden, oder deren obere Schneidezähne zuerst erscheinen, ist bei vielen Stämmen üblich; z.B. machen dann betroffene Eltern vom Waschambaa-Stamm in Süd-Usambara (mit dem Karl Vieweg in Makuyuni ebenfalls zu tun gehabt hatte) Wasser in einem Gefäß kochendheiß, »... fassen die Kinder an den Beinen mit dem Kopf nach unten und stecken sie so in das Wasser hinein. Die Kinder bewegen sich ein wenig hin und her, dann sterben sie.«¹⁹⁾)

19) Schultz-Ewerth, S. 168.

In Dar es Salaam

5. Januar 1911. Ein prächtiger Tag: Der schwarze Postbote brachte vom Zug in Soga einen Brief mit einem Scheck über 113,30 Rp. Es war die Auszahlung eines Monatsgehältes aus der Zeit in Makuyuni. Aufgrund schlechter Erfahrungen wurde von der dortigen Pflanzungsgesellschaft stets ein Monatsgehalt einbehalten, nachdem einmal ein Assistent bei Nacht und Nebel auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Er hatte sich die Arbeit leichter vorgestellt.

Mit seiner alten Pflanzungsgesellschaft blieb Karl Vieweg weiterhin in Kontakt. Am 22. Mai fuhr er nach Dar es Salaam, um Herrn Meinhardt abzuholen, der mit dem Küstendampfer ‚Markgraf‘ von Tanga her eingetroffen war. Bei dieser Gelegenheit ließ sich Karl Vieweg im Hospital untersuchen, ob nicht seit der letzten Malaria wieder neue Plasmodien (Malariaerreger) im Blut aufgetreten wären. Ergebnis: Blut ausgezeichnet, Herz »etwas nervös«.

Ordnungsgemäß schluckte er regelmäßig und prophylaktisch seine Chinin-Tabletten. Die allererste Einnahme einer Chinin-Tablette hatte schon so manchem Neuling Verdruß bereitet. Zum Gaudium der Umstehenden riet man dem Opfer, die Tablette erst gut zu zerkauen und sie dann mit einem Glas Wasser hinunterzuspülen. Das Resultat war, daß der Gefoppte schreckliche Grimassen schnitt und geraume Zeit zu tun hatte, den abscheulich bitteren Geschmack mit Wasser oder Bier wieder loszuwerden.²⁰⁾

Die Abende in Dar es Salaam verbrachten die damenlosen Europäer meist in einem der sieben Gasthäuser der Stadt. An einem der Abende befand sich Karl Vieweg auf der Veranda des Hotels ‚Kaiserhof‘ (wo heute, 1996, das ‚New Africa Hotel‘ steht). Es war vor Moskitos kaum auszuhalten. Während er da saß und sich, wie er schrieb, »... mit den Moskitos herum-schlug, spielte nebenan im Kasino die Askarikapelle einen neuen Schlager, ...« den er nicht kannte.

Sein Tischnachbar: »... Was, den kennen Sie nicht? Das ist ›Männe, hak mir die Taille zu!‹«

Da wurde ihm klar, daß er schon eine recht lange Zeit im Busch war. – Als er andererseits hörte, daß in Dar es Salaam wieder ein Pestfall gemeldet worden war, dachte er, daß es doch ganz gut wäre, im Busch zu leben, da

20) Mit der Malaria war nicht zu spaßen, sie war die häufigste Todesursache. 1911 starben in der Kolonie 66 Weiße, davon 14 an Malaria und 13 an Schwarzwasserfieber (Amtl. Anzeiger 1911, Nr. 17, 30, 43, 1912 Nr. 2).

gäbe es so etwas sicherlich nicht. In den Häfen Ostafrikas war in den letzten Jahren schon mehrmals Pest vorgekommen, allerdings waren es meist Einzelfälle.²¹⁾

Zusammen mit Herrn Meinhardt sah er sich am nächsten Tag »... ein paar vom Berliner Kolonialwirtschaftlichen Komitee aufgestellte Maschinen zur Aufbereitung von Baumwolle und Kautschuk an, und am 24.5. ging es mit dem Frühzug nach Soga, von wo wir nach Kifulu ritten. ...«

Während er sich in Dar es Salaam aufhielt, war er natürlich äußerst korrekt gekleidet, ganz in Weiß und mit Tropenhelm, mit langer Unterhose und das Jackett bis zum Hals geschlossen – bei gegebenem Anlaß mit Stehkragen –, auch wenn das Thermometer 29° anzeigte und die relative Luftfeuchtigkeit bei 80% lag! (In gebildeten Kreisen sprach man allerdings nicht von langen Unterhosen, sondern von ‚Unterbeinkleidern‘.)

Auf der Pflanzung hatte er nur Khaki an sowie Schnürstiefel mit Ledergamaschen. Die schweren Schnürstiefel und Ledergamaschen trug man wegen sich schnell entzündender Verletzungen durch Dornen und wegen der angeblich so angriffslustigen Giftschlangen (die in Wirklichkeit ausrissen, wenn sie es noch vermochten). Aber auch unter Ledergamaschen und Khakihose verbarg sich tatsächlich noch das sagenhafte Unterbeinkleid! Das gehörte sich so. In dem ‚Ärztlichen Ratgeber für die Tropen‘²²⁾ wurde obendrein noch dringend geraten, »... lange, bis zum Knie reichende, weiche baumwollene Strümpfe ...« zu tragen. Daß die Europäer bei dieser Bekleidung das schwülwarme Tropenklima überhaupt aushalten konnten, kann man heute nur staunend bewundern.

Weiterhin war Standard, daß man mindestens acht oder zehn weiße Anzüge besaß, um ggf. zweimal am Tage das äußere Erscheinungsbild auffrischen zu können. Um wirklich auch allen Ansprüchen zu genügen, wurde empfohlen, »... zwei Dinnerjackets mit zugehöriger Weste sowie Frack oder Smoking ...«²³⁾ griffbereit zu haben.

Karl Vieweg kam ohne Frack und Smoking zurecht.

21) Im Jahr 1912 gab es zudem Pestfälle in Nairobi, Mombasa, Kisumu/Victoriasee und Durban, auch am Kilimandjaro, 1913 erneut in Mombasa und 1914 auf Sansibar und in Dar es Salaam (Amtl. Anzeiger, 1911-1914). – Auch heute gibt es in Tanzania immer wieder Pestausbrüche (Akzente, 1995).

22) Kohlstock, S. 22.

23) Karstedt, DOA, S. 11.

Kautschuk

Er fühlte sich auf seiner neuen Arbeitsstelle wohl. In Gomba hatte er wertvolle Erfahrungen gesammelt, die ihm hier zugute kamen. Die hiesige Plantage mit Sisalagaven war noch zu jung, um die Blätter schneiden und daraus die Fasern gewinnen zu können. Ständige Unkrautbekämpfung mit der Handhacke war jetzt das Wichtigste.

Anders beim Kautschuk (*Manihot glaciövii*).²⁴⁾ Der größte Teil der Bäume war schon 2 1/2 Jahre alt und damit groß genug, um zur Gewinnung des weißen Rohgummis gezapft zu werden. Bei der Anlage der Pflanzung hätte man auch *Hevea*-Kautschuk wählen können. Der lag zwar immer etwas besser im Preis, benötigte aber 6–8 Jahre, um zapffrei zu werden. Um schnell zu Erträgen zu kommen, wurde deshalb auf Kifulu und von den meisten anderen Pflanzern in der Kolonie *Manihot*-Kautschuk angebaut.

Solange der Kautschukbaum noch jung war, bestand, wie bereits erwähnt, die Hauptarbeit darin, das Unkraut mit der Handhacke zu bekämpfen. Die Arbeit nahm in dem Maße ab, wie sich das Blätterdach der schnell wachsenden Bäume schloß, so daß das Unkraut keine Chance mehr hatte.

Dann wurde das Zapfen zur Hauptarbeit. Man rechnete, daß im Durchschnitt für die Pflege und das Zapfen ein Mann pro ha erforderlich war.

Vor Beginn des Zapfens wurde der Stamm zunächst mit einer Bürste gereinigt. Dann pinselte der Arbeiter eine verdünnte Säure (meist Essigsäure) auf eine lang heruntergehende Bahn – etwa 1/4 des Stammumfangs – von Reichhöhe bis zum Boden. Nun stach er mit einem meißelartig veränderten Messer in Abständen von ca. 1–2 cm in die Bahn hinein. Sofort trat der weiße Milchsaft (latex) heraus und koagulierte mit der Säure.

Der Arbeiter zapfte gewöhnlich ein Dutzend Bäume an, bevor er zurückkehrte und die sich am Stamm gebildeten Rohgummifäden zu einem Bällchen aufrollte. Pro Tag konnte ein Mann 80–100 Bäume zapfen.

Am Abend bei Arbeitschluß wurden die einzelnen Kautschukbälle der Arbeiter gewogen, und dem Gewicht entsprechend wurde bezahlt. Listige Arbeiter verstanden es, ihren Lohn ein wenig aufzubessern, indem sie einen Stein in die Rohgummikugel hineinpackten! Doch das fiel allmählich auf, so daß Karl Vieweg die Gummiballen, wenn sie ihm zu schwer erschienen, sofort aufschneiden ließ.

24) Vom brasilianischen Indianerwort *kau-utschu* (weinender Baum).



Abb. 11: Kautschukernte:
Der Stamm wird mit einer
Säure bestrichen ...

Abb. 12: ... dann wird mit einem
meißelartigen Messer in ca. 1 cm-
Abständen den Stamm hinunter
hineingestochen; der heraustretende
Milchsaft gerinnt und wird schneeball-
artig abgerollt.

Nach diesen Erfahrungen wurden die Kugeln grundsätzlich in Scheiben geschnitten, dann wie bisher durch eine Art Wäschemangel gedreht und die so entstandenen, im Aussehen windelähnlichen, doch elastischen Tücher im Lagerhaus zum Trocknen aufgehängt. Das Trockenhaus war natürlich fest verschlossen und von dem verlässlichen Nachtwächter Sefu bewacht, weil sich sonst findige Diebe von den Vorräten heimlich bedienen und am nächsten Tag ihre Beute noch einmal wiegen und bezahlen ließen. Hier galt wie überall in der Welt – man mußte ständig auf der Hut sein!

Nach einem Monat waren die Tücher so weit getrocknet, daß sie – fein säuberlich abgebürstet – in Säcken verpackt mit der Bahn nach Dar es Salaam und mit dem Schiff nach Europa transportiert werden konnten.



Abb. 13: Der Kautschukballen wird abgeliefert, aufgeschnitten (um Betrug mit einem Stein zu verhindern) und gewogen



Abb. 14: Abtragen eines Termitenhaufens in der Sisalpflanzung

Karl Vieweg hatte inzwischen gelernt, daß es ganz verschiedene Zapfmethoden gab, in Kifulu eine andere als in Makuyuni. Auch wurden von den Pflanzern unterschiedliche Säuren zum Koagulieren verwendet und auch unterschiedliche Aufbereitungsverfahren. Die ideale Methode war noch nicht gefunden.

(Wildwachsender Kautschuk wurde von den schwarzen Bauern schon in der Zeit vor der deutschen Herrschaft für den Export gezapft. In späteren Jahren begannen die Schwarzen ebenfalls, Kautschuk anzupflanzen. So kam es, daß im Jahre 1906 die von den Afrikanern gelieferte Kautschukmenge im Werte von 2,5 Mio. M noch höher war als die der Europäer. Erst ab 1911 überwog der Exportanteil durch weiße Pflanzler.²⁵⁾)

Direktor Müller

Herr Müller war in den letzten Wochen krank und kränker geworden. Er wurde nach Dar es Salaam ins Hospital gebracht. Vorher hatte er viele seiner Aufgaben Karl Vieweg übergeben, der ihm eine Vertrauensperson geworden war. Müller/Hospital an Vieweg/Kifulu:

„... Der Stabsarzt scheint nicht zu wissen, was mit mir los ist. Malaria ist es jedenfalls nicht ... Ich werde ganz und gar in feuchte Tücher eingewickelt ... 24 Pfd. an Gewicht verloren ... – Hat Herr Innes (der englische Buchhalter) heute das Statement und das Conossement²⁶⁾ über den Kautschuk nach London gesandt? Was an trockenem Kautschuk vorhanden, soll mit dem Dampfer weggehen, wenn es auch nur 6 – 8 Kisten sind. Natürlich nur mit deutschen Schiffen.“

Ausgerechnet jetzt, als Herr Müller im Hospital lag, kam eine Betriebskontrolle. Sie erschien unangemeldet und damit überraschend in Person des gefürchteten Direktors Schäfer vom Stammsitz der Gesellschaft in London. Herr Schäfer war ein erfahrener deutscher Geschäftsmann und hatte hohe Anteile an diesem Unternehmen wie auch an anderen in Südostasien.

25) Bald, S. 148ff.

26) Schiffspapiere

Nach drei Tagen war die Revision beendet – keine Beanstandungen. Herr Müller in seinem Krankenbett atmete erleichtert auf. Trotzdem beserte sich sein Zustand nicht.



Abb. 15: v.l.n.r. K.H. Müller, Generaldirektor der Kifulu Rubber Estates Ltd., Frau und Herr L. Müller, Rechtsanwalt in Dar es Salaam

In juristischen Fragen vertrat ein Namensvetter von Herrn Müller die Company, ein Rechtsanwalt aus Dar es Salaam. An ihn wandte sich Jungverwalter Vieweg, wenn er, wie in diesem Fall, als vorübergehender Chef Hilfe brauchte. Rechtsanwalt Müller und Karl Vieweg verstanden sich von Beginn an aufs beste, und wenn ersterer gelegentlich in Kifulu zu tun hatte, kam er zusammen mit seiner charmanten Frau.

Außer Rechtsanwalt Müller kam auch manchmal ein deutsches Ehepaar mit Baby im Körbchen zu Besuch. Die schwarzen Frauen waren entsetzt! Nicht über den Besuch, nein, aber über die schlechte Behandlung des Babys! In ein Körbchen legte man doch Früchte, aber kein Baby! Das Baby gehörte auf den Rücken der Mutter. Wie roh doch die Europäer sein konnten. Am grausamsten aber schien ihnen, daß die Mutter das Baby eine Zeitlang schreien ließ, ohne einzugreifen. Bei ihnen galt die Faustregel, wenn das Kind schreit, ist die Mutter schuld, weil sie ihm nicht genug zu trinken gibt; dann muß sie Hiebe bekommen!

Unglücklicherweise bekam Hospital-Müller zu seiner Krankheit noch Malaria dazu. Er ließ Karl Vieweg wissen: *„... Mir geht es nicht gut, aber hier kann man mir auch nicht weiter helfen. ...“* – Zwei Wochen später war

er wieder in Kifulu, übernahm seine Aufgabe, kränkelte aber noch monatelang, so daß ihn Karl Vieweg weiterhin nach Kräften unterstützte.

Die Bosse in London schienen übrigens nicht allzu viel Ahnung von der praktischen Plantagenwirtschaft zu haben; Karl Vieweg amüsiert: *«... Neulich fragten sie doch ganz naiv an, ob denn die Agaven noch nicht bald gezapft würden! ...»* Ha, die Agaven und zapfen!! Den Kautschuk!

Herr Gruber

Als nächstes mußte Karl Vieweg die Pflanzung Managasse, die an Kifulu angrenzte, mitübernehmen, denn

«... der Leiter, Herr Gruber, liegt seit etwa 14 Tagen im Hospital in Dar es Salaam, das er lebendig wahrscheinlich nicht mehr verlassen wird. Uns schrieb der Arzt, er hätte schwere Lungentuberkulose und noch drei bis vier Wochen zu leben. Nach Deutschland könnte er ihn nicht mehr schicken, da ihn in diesem Zustand kein Schiffsarzt mehr mitnehmen würde ...»

Nach etwa einem Monat lebte unser Freund Gruber aber immer noch, und es wurde ihm schließlich zu langweilig im Hospital, da er auch die Bibliotheksbücher wegen der Infektionsgefahr nicht lesen durfte. Er ließ sich also mit Gewalt nach dem Bahnhof transportieren, in Soga abholen und nach Managasse schaffen, wo er wie ein Skelett und schon halbtot ankam. Boy und Koch waren ihm weggelaufen, und ich konnte auf seinen Vorschlag nicht eingehen, meinen Koch zu ihm zu schicken und selbst zu den Mahlzeiten nach Managasse hinüberzureiten, um mit ihm zusammen zu essen.

Bis ich einen Koch für ihn besorgt hatte, schickte ich ihm ein paar Tage lang das Essen hinüber. Er lag gänzlich verlassen da; und obgleich er nur noch aus Haut und Knochen bestand, wurde er täglich noch magerer. Der Appetit ließ ganz nach; dazu kam noch schwerer Durchfall. Aber ins Hospital wollte er doch nicht wieder. Er ließ sich Erweißpräparate von Dar es Salaam kommen und hatte keine Ahnung, daß sein letztes Stündchen nahe sei.

Schließlich fing er an zu phantasieren, und die Geräusche beim Atmen wurden immer lauter und rasselnder. Hoffnung auf Genesung hatte er aber bis zuletzt. Am Vormittag seines Todes sagte er noch lallend und

röchelnd zu mir, als ich ihn aufsuchte: »Diese Nacht habe ich sie alle von früher wiedergesehen; nun weiß ich bestimmt, daß ich wieder gesund werde!«



Abb. 16: Herr Gruber wird zu Grabe getragen

Wir telegraphierten, daß gegen Abend der Zug nach Dar es Salaam in Kifulu hielt, um Gruber wieder ins Hospital zu schaffen und ließen ihn durch vier Jungen auf seinem Bett von Managasse nach Kifulu tragen. Auf diesem Transport ist er gestorben. Kurz nachdem ihn die Leute gebracht hatten, traf auch der Zug ein und konnte nun gleich weiterfahren. Wir zimmerten sofort einen Sarg zusammen, in den wir Gruber am nächsten Morgen um 6 Uhr legten. Hierbei konnte ich beobachten, wie schnell in den Tropen der Verwesungsprozeß vor sich geht! Nachdem wir in den harten Boden ein Grab gebackt hatten, begruben wir ihn.»

Muttersorgen und Gehirnmalaria

Zu seinem großen Ärger zeigte Karl Viewegs Mutter seine sicherlich interessanten Briefe auch allen Bekannten in Quedlinburg oder erzählte stolz von ihm. Sohn Karl:

»... Falls es mir in Quedlinburg wieder so geht wie voriges Mal, als ich von Neuguinea zurückkam, daß mich jeder, der sich meiner noch dunkel erinnert, auf der Straße festhält und fragt, wie das und das gewesen wäre, und ob die Neger schwarz wären und die Temperatur tropisch, dann halte ich mich bei der nächsten Heimreise wahrscheinlich weniger lange als voriges Mal in Deutschland auf. ...«

Wieder einmal traf ein sorgenvoller Brief seiner ganz verängstigten Mutter ein. Er, der Sohn, solle doch baldmöglichst aus diesem finsternen Land mit den schrecklichen Tieren verschwinden und in die Heimat zurückkehren. Schon das Prachtphoto seines Lehmhauses in Kifulu hatte sie zutiefst erschreckt: »... Du kannst ja gar kein Fenster schließen, weil in den dunklen Löchern keine sind, und so ist den giftigen Schlangen freie Einkehr gestattet ...«



Abb. 17: (Lehm)Wohnbaus von Karl Vieweg auf Pflanzung Kifulu

Hätte er nur kein Photo von seinem Haus geschickt!

Zu allem Überfluß hatte die Mutter in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung eine Meldung aus Deutsch-Ostafrika gelesen, die mit der Überschrift »Von Löwen gefressen« natürlich für helle Aufregung in der Familie sorgte. Da stand nun schwarz auf weiß, wie gefährlich es in Afrika wirklich war:

Ein Herr Holstein war zu dem 2 1/2 Stunden entfernten Bezirksamt Mohoro geritten. Auf dem Rückweg »... wurde er kurz vor dem Weg-

ende in der Nähe des Rufijiflusses von Löwen, die sich an einem Bachübergang verborgen gehalten hatten, angefallen und getötet. ... Bei der am nächsten Morgen veranstalteten Treibjagd wurden die Reste der Leiche Holsteins gefunden. Ein Löwe wurde zur Strecke gebracht.«

So etwas schockierte natürlich die liebe Mutter aufs äußerste, und sie ermahnte in ihren vielen Briefen immer wieder Sohn Karl, doch vorsichtig zu sein und sich zu schonen und vor allem wegen der bösen Moskitos nie des Nachts zu vergessen, das Moskitonetz um das Bett herum richtig zu verschließen.



Abb. 18: Ein Netz soll das Reittier vor dem Stich der Tsetse-Fliege schützen

Das allein war leider keine Garantie gegen die Malaria, denn an windstillen Tagen – die meisten Tage waren windstill – zeigten sich die Moskitos auch tagsüber recht munter und pickten, ehe man sich's recht versah.

Im Mittel des Jahres hatte Karl etwa alle vier bis fünf Wochen einen Malariaanfall. Anfang August 1911 bekam er wieder Fieber und auch Husten. Auf wiederholten Rat von Herrn Müller fuhr er nach Dar es Salaam zum Hospital, um sich eingehend untersuchen zu lassen. Hauptanlaß für ihn war der Husten, denn er fürchtete, daß er sich bei dem todkran-

ken Gruber angesteckt haben könnte, als er an seinem Bett stand und der Kranke immer wieder keuchte und hustete.

Karl Vieweg blieb mehrere Tage im Hospital.²⁷⁾ Der Arzt konnte – Gott sei gedankt – keine Tuberkeln finden, nahm ihn aber wegen seiner Malaria, die sich länger als normal hinzog, in kontrollierte Chininbehandlung. Das gefiel dem Kranken ganz und gar nicht. Er wollte zurück zur Pflanzung. Da gab es genug zu tun. Die jüngeren Kautschukfelder sollten erstmalig gezapft werden. Ohne Anleitung und Aufsicht würde nur die Hälfte geschafft. So drängte er auf seine Entlassung und durfte schließlich zurück nach Kifulu.

Dort nahm er wie viele andere einfach nur 3/4 g Chinin pro Tag anstatt der 4/4 im Hospital. – Schon bald bemerkte er wieder die Vorzeichen eines Fiebers. Vielleicht, so meinte er, wäre es doch besser gewesen, die ganze Chinin-Dosis zu schlucken und sich im Hospital voll auskurieren zu lassen.

Er unterschätzte die Gefahr, ahnte nicht, was auf ihn zukam.

„... Am Dienstag, dem 17. August, habe ich in Kifulu in gewohnter Weise die Leute um 1/2 6 Uhr antreten lassen und an die Arbeit geschickt, bin nachher die einzelnen Abteilungen abgeritten, habe gegen 7 Uhr auf meiner Veranda in Kifulu Frühstück gegessen, bin dann nach dem Kautschukmagazin gegangen, das etwa 750 m von meinem Hause entfernt liegt. Auf dem Rückweg bin ich dann gegen 1/2 8 Uhr, obgleich ich einen breitrandigen Filzhut aufhatte und die Sonne noch schwach war, bewußtlos umgefallen. ...“

Glücklicherweise hatte das ein Arbeiter beobachtet und sofort Alarm geschlagen. Herr Müller jagte schnell einen Boten zu Barnabas, dem Stationsvorsteher von Bahnstation Soga. Barnabas telegraphierte sofort, daß der aus dem Inland kommende Zug ausnahmsweise in Kifulu halten sollte.

Inzwischen schleppten ihn der Engländer Innes und Herr Enke sowie seine Boys Abdallah und Sebarua zur Haltestelle Kifulu, wo nach langem Warten endlich der Zug eintraf.

Nach 1 1/2 Stunden erst erreichten sie Dar es Salaam. Noch immer bewußtlos, wurde er aus- und in einen Krankenwagen umgeladen. Eine Askari-Kapelle spielte zur Begrüßung flotte Lieder. Davon hörte er natürlich nichts. Die Musik galt freilich nicht ihm, sondern dem Herrn Bezirksamtman, der mit demselben Zug von einer längeren Inlandreise zurückkehrte.

27) Das Hospital war 1899 im arabischen Stil für 25 Weiße erbaut worden, wurde 1965 erweitert und ist heute noch in Betrieb.

Genauso wenig wie die Musik hörte er seinen Namen, den ihm im Hospital Schwester Lina mehrmals und nicht gerade zartfühlend ins Ohr schrie. Man wollte auf diese Weise sehen, ob er endlich reagierte.

Er reagierte nicht.

Es stand schlimm um ihn, so die Ärzte und so auch seine Dar es Salaamer Freunde Leidecker, Gehrman und Haun, die gerade am Bahnhof gewesen waren und beim Aus- und Umladen mitgeholfen hatten.

Dieser Tag und ebenfalls der folgende und der nachfolgende Tag vergingen, ohne daß er die Besinnung wiedererlangte. Am friedlichsten war er noch am ersten Tag. Er lag still da und atmete ruhig. Am nächsten Tag bei der Visite war sein Bett zum Entsetzen der Stationsschwester leer.

Er war ausgerückt!

Er stromerte verwirrt in einem der Flure umher, wurde rasch wieder eingefangen und zurückgebracht. Am Nachmittag wiederholte sich die Geschichte, so daß der Arzt anordnete, das Zimmer abzuschließen. Doch der zuständige Boy nahm die Angelegenheit nicht so genau, und noch zweimal – am selben Nachmittag und in der folgenden Nacht – gelang es dem Patienten wieder auszubüxen.

In der dritten Nacht war die Tür erneut nicht abgeschlossen. Der Kranke nahm flugs die Gelegenheit wahr und startete zu seinem vierten, dieses Mal erfolgreichen Ausreißversuch. Barfuß und im Nachthemd verließ er das Hospital und wanderte längs der Küstenstraße in Richtung Norden. Gegen 4 Uhr morgens erwachte er langsam aus seinem Trancezustand. Rechts von ihm brandete das Meer, und links von ihm kreischten große Hundsaaffen, die ihn trotz der Dunkelheit natürlich entdeckt hatten.

Dann stand er vor einem Steinhaus, das er für sein Lehmhaus in Kifulu hielt. Aber es schien ihm doch irgendwie anders.

Je mehr das Bewußtsein zurückkehrte, desto deutlicher spürte er, nicht etwa, daß es gar nicht sein Haus war, sondern – daß in seinen Füßen zahlreiche Dornen steckten, die er sich bei seinem Barfußgang eingestanzelt hatte. Ein Weitergehen war ganz unmöglich geworden. Er setzte sich also hin und begann, die Dornen herauszuziehen, was ihm nicht so recht gelingen wollte. Die Prozedur nahm geraume Zeit in Anspruch.

Allmählich wurde es heller.

An der Tür des Steinhauses konnte er mühsam die Schrift auf dem Schild entziffern:

PRIVATWOHNUNG
STABSARZT DER KAISERL. SCHUTZTRUPPE
DR. EXNER

Ihm kam in den Sinn, in seiner Heimatstadt Quedlinburg zu sein, und er wunderte sich, wie der Dr. Exner nach Quedlinburg kam.

Langsam nahm die Dämmerung ab, der Himmel im Osten rötete sich. Andererseits fing es bei ihm an zu dämmern. Er merkte, daß er sich ganz gewiß nicht in Quedlinburg befand.

Die Zeit verging.

Schwarze Fischer mit ihren Netzen begaben sich zu ihren im Meer verankerten Booten. Als er sie anrief, zögerten sie und sahen mißtrauisch zu ihm hinüber, da er in seinem knielangen Nachthemd keinerlei Ähnlichkeit mit der respekteinflößenden Gestalt eines Europäers mit Tropenhelm und schneeweißem Dress hatte.

Karl Vieweg hatte nicht die geringste Ahnung, wie er hierher gekommen sein mochte. Von den Schwarzen, die er auf einige Entfernung ausfragen konnte – zu nah ließen sie ihn nicht heran –, erfuhr er wenigstens, daß er sich irgendwo bei Dar es Salaam befand.

Aber wie und weshalb er hierher gekommen war, ob er in einem Hotel in Dar es Salaam abgestiegen war oder nicht, das wußte er nicht. Er fragte sich sogar, ob er nicht mondsüchtig sei, kam dann aber zu dem in seinem Zustand erstaunlich logischen Schluß, daß das nicht sein könnte, denn

»... es ist gar kein Mond zu sehen, jetzt beginnt der Monat Ramazan, der Fastenmonat der Mohamedaner. ...«

Die Schwarzen zogen sich langsam zu ihren Booten auf dem Wasser zurück und waren offenbar froh, zwischen sich und den sonderbaren Nachtwandler eine Wasserbarriere gelegt zu haben. Nur ein Araber beobachtete ihn weiterhin vom Ufer aus. Karl Vieweg grüßte ihn besonders freundlich, damit auch er nicht etwa das Weite suchte:

»... Karibu, sabibu – tritt näher, mein Freund. Wo geht es zur Stadt Dar es Salaam? Geh mal voraus und führe mich! ...«

Gehorsam tat der Araber, wie ihm geheiß. Sich häufig umdrehend schob er voraus, während der Nachthemdbesitzer mit seinen nicht an Stacheln und Korallengestein gewöhnten Füßen Mühe hatte zu folgen.

Längst war der Sonnenball fast senkrecht aus dem Meer emporgetaucht, da kam das Europäerhospital mit den beiden Türmen und den vielzackigen Sternen darauf in Sicht. Nun wußte Karl Vieweg wieder Bescheid. Er verabschiedete seinen Führer, der auch, ohne ein Bakschisch zu verlangen, ging, denn er sah schließlich, daß der seltsame Weiße weder Rock- noch Hosentasche besaß, in der sich ein Bakschisch hätte befinden können.

Kurz darauf fiel der Patient dem Sanitätsfeldwebel Oberhoffer und einer Anzahl Schwarzer in die Hände, die ihn schon überall gesucht hatten und

nun Hände und Füße über dem Kopf zusammenschlugen, als sie ihn in schönstem Negligé auf sich zukommen sahen. Der Feldwebel bot seine ganze Überredungskunst auf, um ihn ins Krankenhaus zurückzubringen, von wo er in der Nacht ausgerückt sein sollte. Er stritt es ab, das konnte einfach nicht wahr sein!

Schließlich aber, nachdem es ihm wiederholt versichert worden war, stimmte er zögernd zu, und in hautnaher Begleitung vom Feldwebel und dessen schwarzen Helfern als rückwärtige Absicherung betrat er das Hospital und legte sich zu Bett.

Er hatte eine äußerst schwere Gehirnmalaria gehabt.

Wer mit Gehirnmalaria eingeliefert wurde, der konnte nur durch sehr hohe Chinin-Gaben gerettet werden. Wenn das nicht half, wurde die weitere Behandlung durch den Leichenbestatter abgeschlossen.

Nach Meinung des Arztes hatte nicht viel gefehlt, und er wäre in die Ewigen Jagdgründe hinübergewechselt. Er, der Arzt, habe gar nicht mehr damit gerechnet, daß er das Bewußtsein wiedererlangen werde. Das hatten – so erzählte man ihm später – auch alle in Kifulu angenommen, die seinen Unfall, besser ‚Umfall‘, miterlebt hatten.

Schon zehn Tage später war er wieder auf den Beinen und befand sich zusammen mit einem anderen Rekonvaleszenten beim abendlichen Spaziergang zwischen 17 und 18 Uhr auf der Straße entlang des Meeres, unmittelbar vor dem Hospital. Länger auszubleiben als bis zum Einbruch der Dunkelheit um 18 Uhr, hatte ihm der Arzt aus triftigem Grunde vorerst nicht erlaubt.

(Erst wenige Jahre zuvor, 1897, war von dem englischen Arzt Ronald Ross erkannt worden, daß die Malaria durch Stechmücken übertragen wird, und Grassi fand 1899, daß es speziell die Gattung *Anopheles* ist. Vorher wußte man zwar von ‚Malariakeimen‘, wußte auch, daß bereits Hippokrates vor 2.400 Jahren die Krankheit beschrieben hatte, aber wo sie genau herkam, das wußte man nicht. Man hatte beobachtet, daß die Malaria dort vermehrt auftrat, wo es feucht und sumpfig war und vermutete in den feuchtwarmen Ausdünstungen des Bodens den Bösewicht (*»... Die Krankheitskeime liegen im Boden und treffen den Körper bei ... Umarbeitungen des Bodens ...«*)²⁸⁾; denn schließlich wußte man ebenfalls, daß die Krankheit schon seit langem ‚mal aria‘ (schlechte Luft) genannt wurde. In den ‚Empfehlungen zur Gesundheitsfürsorge in den Tropen‘ von 1891 (Kohlstock) hieß es deshalb auch, den Morgen- und Abendnebel zu meiden, und wenn man auf

28) Schmelzkopf, 1889.

Safari an einem Sumpf übernachten müsse, möglichst nicht an der dem Wind abgewandten Seite zu lagern. – Das Moskitonetz diene lediglich dazu, die Mückentiere wegen der lästigen Stiche abzuhalten. An Malaria dachte dabei keiner.

Angeblich hatten die Inka-Indianer durch Zufall auch ein Gegenmittel gefunden: Als einst ein malariakranker Indianer Wasser aus einem Tümpel trank, in dem ein Baum lag, schmeckte das Wasser zwar bitter, doch der Indianer gesundete. Darauf gingen seine Freunde dem Wunder nach und entdeckten, daß die Rinde des Baumes noch bitterer schmeckte als das Wasser aus dem Tümpel, jeder Kranke aber gesundete, der davon aß. Deshalb nannten sie den Baum ‚kina‘ (kina, quina, china = Rinde; der Fieber wehrende Baum). Linné gab ihm den wissenschaftlichen Namen *Cinchona officinalis* nach der spanischen Gräfin del Chinchon in Peru, die als erste Europäerin das Pulver der Kina-Rinde aß und prompt geheilt wurde.²⁹⁾



Abb. 19: Nach überstandener Gehirnmalaria vor dem Hospital in Dar es Salaam: Karl Vieweg mit den Schwestern Lina, Magda und Lotte

29) Olpp, S. 61.

Sklaverei und Kettengefangene

Endlich durfte Karl Vieweg seine Spaziergänge wieder ausdehnen, um sich zu kräftigen. Dabei begegnete ihm auf der Strandpromenade im Schatten der Kasuarinen mehrmals ein Europäer, dem ein junges Zebra wie ein Hund folgte und auf Wunsch auch Pfötchen gab. Er staunte nicht schlecht.

Allein – Karl Vieweg begnügte sich nicht nur mit der Strandpromenade. Er wollte mehr von der einheimischen Bevölkerung, ihren Lebensgewohnheiten, ihren Sitten und Gebräuchen erfahren, so wie er es schon in Neuguinea getan hatte. Er bekam dadurch ein tieferes Verständnis für die Einheimischen und erkannte, daß es nicht so war, wie viele Europäer meinten, daß die Schwarzen keinerlei Kultur besäßen. Sie hatten eine, nur bewegte sie sich auf einer anderen Stufe als die der Europäer.

Dar es Salaam bestand einmal aus dem von den Europäern bewohnten Stadtteil mit den Steinhäusern – alles in Weiß –, dann dem arabischen und indischen Zentrum mit den Bazarstraßen, meist Holzbauten, und schließlich dem Viertel, das die schwarze Bevölkerung bewohnte. Das waren die Bantu³⁰⁾. Deren Hütten waren vor allem aus Mangrovenstangen gefertigt, lehmverkleidet, und die Dächer mit den Fiederblättern der Kokospalme gedeckt.

»... Ich besuche jetzt jeden Tag andere Eingeborenenviertel ... und war heute im Inder- und Araberviertel ...«

Auf dem Wege zum Markt war lebhafter Verkehr. Fußgänger und Esel teilten sich die Lasten und den Platz auf der Straße und bewegten sich in einem dem tropischen Klima angemessenen Rhythmus.

In der Markthalle verging ihm sehr rasch jeglicher Appetit auf Fleisch- oder Fischgerichte. In den Auslagen war reichlich von diesen eigentlich doch wohlschmeckenden Nahrungsmitteln zu sehen, d.h., eigentlich nicht zu sehen, denn viele der Fische und Fleischstücke befanden sich unsichtbar unter einer schwarzen Schicht emsiger Fliegen, die alles verdeckten, es sei denn, der Wedel des Verkäufers oder der Schwanz eines Kötters scheuchte gerade die Meute auf. Ochsenfilet wurde für 26 Heller (35 Pf) das Kilo ausgeschrien. Also mußte es in Wirklichkeit noch billiger zu haben sein und gewöhnliches Fleisch noch günstiger.

Für Karl Viewegs Geruchsinn war besonders der Duft des getrockneten Haifischfleisches keineswegs etwas Anziehendes; doch die Schwarzen lieb-

30) Bantu ist keine Rasse, sondern ein Sammelbegriff für die Völker bestimmter Sprachen in Mittel- und Südafrika; Ba-N'tu = Menschen.

ten diesen Fisch als Zutat zu ihrem Hirse-, Mais- oder Reisbrei über alles. Karl Vieweg beugte sich über den Fisch, um das Fleisch des Menschenfressers einmal näher zu betrachten; Haifischfleisch hatte er noch nie gesehen. Der indische Händler mit dem roten Fez und dem weißen *kanzu* (hemdartiges, langes Gewand) um den protzigen Leib glaubte, einen Kunden vor sich zu haben und griff zu dem Fisch – aber nein, nein, kaufen wollte der neugierige Marktbesucher lieber doch nicht und ging weiter. Kopfschüttelnd sah ihm der Dicke nach.

Viele der schwarzen Suaheli-Damen, die ihm begegneten, trugen im linken Nasenflügel eine Perle oder ein kleines, metallenes Sternchen, ein sogenanntes *kipini*, das – ohne Zweifel – zu ihrer Verschönerung beitrug. Die Papierrollen in den Ohrmuscheln fand er dagegen weniger reizvoll, auch nicht die unzähligen Zöpfchen längs der ebenfalls unzähligen Scheitel. Auf den Köpfen balancierte eine gefüllte Einkaufstasche oder der zusammengeklappte Sonnenschirm, ein Stück Seife oder sonst etwas.

Das auffallendste Schmuckstück der holden Weiblichkeit war jedoch das bunte baumwollene Über- oder Wickeltuch, der sogenannte *kanga*, ein ursprünglich unter indisch-arabisch-persischem Einfluß entstandenes Bekleidungsstück. Dieses Tuch war mit unterschiedlichen Mustern, Aufschriften oder geheimnisvollen Zeichen versehen. Die Darstellungen, so hatte ihm sein Arzt Dr. Exner gesagt, sollten einer anderen Person etwas signalisieren. Es konnten böse, gute oder auch verschleierte Mitteilungen sein. Hierzu hatte ihm Dr. Exner weiterhin erzählt, daß er eine junge Wasuaheli-Frau aus der Dar es Salaamer Oberschicht kenne, die mit ihrer Schwiegermutter ständig im Clinch lege. Resigniert habe die junge Frau schließlich auf ihren *kanga* drucken lassen

»Worte nützen nichts. Ich toleriere Böses.«

Vor Jahren hatte es auf den Tüchern auch recht anstößige Motive gegeben. Sie mißfielen jedoch der, ach, so sittenstrengen Kolonialverwaltung und wurden prompt verboten, wonach sich auch jeder artig richtete.

Manche der Damen, so hatte Karl Vieweg den Eindruck, schienen mit ihrem *kanga* auch gern zu kokettieren, wenn sie elastischen Schrittes daherkamen. Das eine Ende des Tuches trugen sie um den schlanken Leib geschlungen, das andere Ende war leicht über die Schulter geworfen und deckte somit auch ihre Blöße. Ab und zu lüfteten die Schönen schon mal das Tuch, so als säße es nicht richtig, und zogen es wieder zurecht, wobei für einen Augenblick eine der Brüste munter in die Gegend schaute. – Das erfreute den jungen Deutschen durchaus, schien ihm aber nicht immer nur Zufall zu sein, eher ein wohlberednetes Spiel, denn so oft verrutschte sicherlich kein *kanga*, und ausgerechnet immer gerade dann, wenn ein Europäer vorüberging?!

Ab und an begegnete er auch einer der selten sichtbaren Araberinnen. Diese Damen waren ihm das größte Rätsel. Einerseits hatten sie ihr Gesicht teilweise oder ganz mit einem Tuch oder sogar mit einer Maske verdeckt. Andererseits, so hatte man ihm gesagt, würden sie, ohne zu erröten, Füße und Brust unbedeckt lassen, wenn nur nicht das Gesicht und vor allem der Hinterkopf entblößt waren! Aber andere Länder, andere Sitten, sinnierte Karl Vieweg. Er befand sich schließlich nicht in Quedlinburg.

Die Araberinnen, die er sah, waren meist älter und übten auf ihn keinerlei Reiz aus. Ihre Augenbrauen und der Rand ihrer Augenlider zeigten sich blauschwarz bemalt und die Finger- und Fußnägel knallrot. Die Finger selbst strotzten meist von allerlei Ringen. Mächtiges Arm- und Fußgeschmeide klornte um sie herum. Ihre nicht zu übersehende Körperfülle steckte in seidenen Beinkleidern bzw. unter einem kostbaren Brokatgewand. Ging er an einer von ihnen vorüber, so befand er sich in einer Wolke betäubenden Geruches aus Sandelholz und Rosenöl und noch anderer, nichtdefinierbarer Ingredienzen. Das sollte angenehm wirken? Für ihn nicht.



Abb. 20:
Karl Viewegs
Aufnahme von der
jungen Mbebe-Frau
Malingazi fand
beim Photographen
Vincenti in
Dar es Salaam
reißenden Absatz

Trotzdem wollte er, wenn sich ihm die Gelegenheit bieten würde, eine dieser Araberinnen photographieren – für seine Mutter in Deutschland. Das aber war schwierig, sie alle waren photographierscheu. – Wesentlich leichter war dies in Kifulu. Er photographierte gern. Aufnahmen wie die von der schönen Mhehe-Frau Malingazi binti Motomkali (Abb. 20) verkaufte er an den Photographen Vincenti in Dar es Salaam, der sie in Ansichtspostkarten verwandelte. Sie fanden reißenden Absatz!

Interessant war auch ein Spaziergang am Sonntag, wenn die Askari-Kompanie zur Wachablösung aufzog und unter den Klängen von Beethovens York-Marsch zum Bismarck-Denkmal marschierte. Dort gab es dann ein Platzkonzert, dem jeder gern zuhörte.

Dar es Salaam war damals eine Stadt von etwa 25.000 Einwohnern, davon kaum 900 Europäer. Fünfundzwanzig Jahre zuvor kannte man Dar es Salaam nur als ein unbedeutendes Fischerdorf. Nun aber wuchs die Stadt. – Bei einem seiner Spaziergänge bog Karl Vieweg in die Straße ‚Unter den Akazien‘, der Hauptstraße Dar es Salaams, ein. Dieses Mal sah er sich das Denkmal des Gouverneurs Dr. h.c. von Wißmann noch einmal genauer an. Wißmann war ein afrikaerprobter Mann, der den Kontinent zweimal durchquert hatte, ohne einen einzigen Schuß abzugeben, was ihm hoch angerechnet wurde. 1889/90 hatte er mit seiner Söldnertruppe, die teils aus von ihm in Kairo angeworbenen Sudanern, teils aus Mosambik stammenden Zulukriegern bestand, den sogenannten Araberaufstand gegen die Deutschen niedergeschlagen. Das Denkmal war vor zwei Jahren eingeweiht worden. Wißmann stand in Siegerpose auf einem Felsen, und zu seinen Füßen lag ein toter Löwe, über den ein Askari eine Flagge senkte.

Zum Mißfallen der Weißen deuteten die Schwarzen das Ehrenmal allerdings ganz anders: Bei einer Jagd hatte der Löwe den Gouverneur angegriffen. Der riß aus und konnte sich mit Ach und Krach gerade noch auf den Felsen retten, während zu seinen Füßen unterhalb des Felsens der tapfere Askari stand und den Löwen tötete.

Angeregt von dem Wißmann-Denkmal und dem Araberaufstand verfaßte Karl Vieweg in den nächsten Tagen einen 29 Seiten langen Brief an seine Eltern über die afrikanischen Verhältnisse, den Araberaufstand und die Sklaverei. Zusammengefaßt hieß es darin:

Vor den Arabern waren es – vor allem in Westafrika – die christlichen Völker Europas, die sich vier Jahrhunderte lang des als ehrenwert geltenden Sklavenhandels befleißigt hatten, ermutigt durch Papst Nikolaus V., der den portugiesischen König 1452 ausdrücklich zu dem Geschäft ermächtigt hatte. Britische Initiativen waren es in erster Linie, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Ende der Sklaverei einleiteten, ein Ende, das sich mit einer Unsumme internationaler Vereinbarungen noch bis weit in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinzog.



Abb. 21: Platzkonzert am Denkmal von Gouverneur Hermann von Wißmann (gest. 1905)

Das von den Deutschen seit 1888 immer stärker durchgesetzte Verbot des Sklavenhandels versetzte den arabischen Sklavenhändlern einen harten finanziellen Schlag. Englische und deutsche Kriegsschiffe blockierten nunmehr die Küste. Die bisher so reichlich sprudelnden Einnahmequellen drohten dadurch zu Rinnsalen zu werden. Zudem wurde ihre seit einem Jahrtausend bestehende soziale Stellung durch die Oberhoheit von Ungläubigen herabgestuft. Beides drohte sich noch stärker auszuwirken, als 1888 die Verwaltung der Küste mit allen ihren rechtlichen Folgen vom Sultan von Sansibar der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft übertragen, in Bagamoyo die Sultansflagge heruntergeholt und die Flagge der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, die sogenannte ‚Usambara-Fahne‘, gehißt wurde. Das war letztlich das Signal zum Araberaufstand (1888 – 1890).

Dieser Aufstand galt bei den Sozialdemokraten in Deutschland als ein nur zu deutliches Zeichen der Afrikaner nach ersehnter Freiheit gegen die Unterdrückung durch die deutsche Kolonialmacht. Im Reichstag hatte es zu dieser Frage schon heftige Debatten gegeben, die man in der Presse nachlesen konnte. – Weiter kann man aus Karl Viewegs Brief entnehmen:

Nicht in den Zeitungen stand, daß die Araber gar keine Afrikaner, sondern ebenfalls Fremdlinge im Land waren. Sie hatten bisher von einem

florierenden Sklavenhandel gelebt, der ihnen neben afrikanischen Sklaven auch Elfenbein einbrachte. Elfenbein und Sklaven waren oft über Entfernungen von weit mehr als 1.000 km aus den Tiefen Ostafrikas und auch des Kongos herangeschafft worden. Die eingefangenen Sklaven dienten dabei gleichzeitig als ein vorzügliches Transportmittel für die schweren Elfenbeinzähne, von denen manche Stücke 80 oder 100 kg wogen, also eine Einzellast für drei oder sogar vier Männer.



Abb. 22: Elfenbeinkarawane mit Stoßzähnen von 2 m Länge

Anführer des Aufstandes waren der Araber-Mischling Bushiri bin Salim und später der Wasegua-Sultan Bana Heri. Die weißen Spielverderber sollten verjagt und somit der frühere Wohlstand der Araber wiederhergestellt werden. – Möglicherweise war der Aufstand von dem berühmt-berüchtigten Sklavenhändler Tippu Tip (alias Hamed bin Mohammed) lanciert worden.³¹⁾ Unter Wißmann und mit Hilfe der kaiserlichen Marine wurde der Aufstand niedergeschlagen, Bushiri gefangen und in Pangani gehenkt.

31) So paradox es klingen mag: Obwohl Tippu Tip der ungekrönte König aller Sklavenjäger war, ist es doch sein Verdienst, als Gouverneur im Ostkongo (1887 – 1892) die grausamen Auswüchse der Sklavenjagd abgemildert zu haben (Wissmann, S. 354).



Abb. 23: Tippu Tip, der ungekrönte König aller Sklavenjäger

(Etwa 80 Jahre später, im sozialistischen Tanzania unter Präsident Nyerere, wurde Bushiri als ‚Der erste Freibeitskämpfer Tanzanias‘ hochgelobt. Richtiger hätte man sagen müssen, Bushiri war ‚Ein großer Kämpfer für die Sklaverei‘.)

Das endgültige Verbot des Sklavenhandels wurde durch die Berliner Konferenz vom Februar 1885 (die sogen. Kongo-Akte) und noch schärfer durch die Brüsseler Antisklavereikonferenz vom Juli 1890 fixiert.

Doch selbst nach Beendigung des Aufstandes und Bushiris Hinrichtung und Bana Heris Aufgabe wurde der Sklavenhandel fortgesetzt, nur mit dem Unterschied, daß die Karawanen künftig einen großen Bogen um die wenigen Militärstationen der Deutschen machten. Es

fanden sich noch genügend Schleichwege, um weiterhin Sklaven zur Küste und dann bis nach Sansibar zu bringen. Der dortige öffentliche Sklavenmarkt war zwar schon seit 1873 auf Drängen der Engländer geschlossen; doch das war graue Theorie. In der Praxis funktionierte er trotzdem – außerhalb der Stadt. Zwar blockierten wie zuvor deutsche und englische Kriegsschiffe die Küste, aber die Küste war lang, und die Lücken waren groß, so daß es immer wieder den arabischen Dhaus gelang, mit ihrer kostbaren Menschenfracht nach Sansibar hinüberzusegeln. Wurden sie gesichtet und verfolgt, so steuerten sie einfach ins flache Küstenwasser, wohin ihnen die Schiffe nicht folgen konnten, oder sie warfen bei Annäherung der Schiffe einige der Sklaven in Abständen über Bord, weil die Sklavenjäger wußten, die dummen Weißen würden erst einmal die Ertrinkenden zu retten versuchen. So gewannen sie wieder einen Vorsprung und konnten meist entkommen.

Bagamoyo war der Endpunkt der vielen Sklavenkarawanen gewesen, die sich auf der langen Route vom Kongo über Ujiji und Tabora zur Küste zu bewegten. Vier andere Routen endeten weiter nördlich in Pangani und Mombasa, bzw. weiter südlich in Kilwa und Lindi.

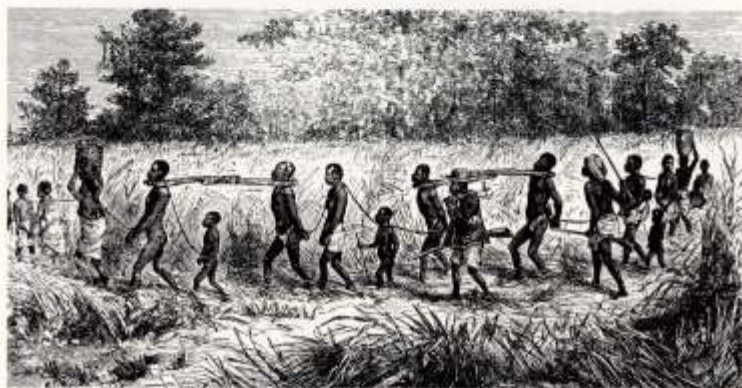


Abb. 24: Sklavenkarawane

Es waren nicht nur die Araber, die mit ihren schwarzen Söldnern auf Sklavenjagd gingen, nicht die Inder (die die Menschenjagden finanzierten), es waren die Bantuvölker selbst, die sich daran beteiligten. Sie überfielen Nachbarstämme und verkauften die Gefangenen an die arabischen Sklavenhändler. Besonders schlimm in dem Geschäft verhiel-

ten sich die menschenfressenden Manyema am Tanganyika-See, die Wahehe und die Mafiti und weiter im Süden die Wayao und Wangoni. – Es handelte sich um ein lukratives Geschäft für alle Beteiligten. Zielgruppe waren junge Männer und Frauen sowie Kinder. Der Rest des überfallenen Dorfes wurde meist totgeschlagen.

Wie roh man mit einem Feind umging, zeigt das Beispiel der Wabena: *«... Säuglinge, wenn es Knaben sind, werden alle miteinander an den Beinen hoch oben in den Ästen eines Baumes aufgehängt und müssen dann so sterben ... größere Knaben ... und Mädchen ... werden als Sklaven mitgeführt ... Knaben und Mädchen, die man nicht mitnehmen will, (werden) die Hände abgehauen, um sie unschädlich zu machen.»³²⁾*

Nicht wenige der jungen Männer schlossen sich später der Söldnertruppe des arabischen Sklavenjägers an, stolz auf ihren sozialen Aufstieg. Volksstämme wie die Wanyamwesi, deren Gebiet die Sklavenkarawanen auf dem Weg zur Küste durchqueren mußten, verdienten ebenfalls an dem Geschäft, verlangten pro Sklave eine Abgabe.

Man nimmt an, daß damals noch jährlich *«... fast 1.000 rohe, also frisch geraubte Sklaven ...»* zur Küste in das Sultanat Sansibar gebracht wurden;³³⁾ für die davorliegenden 80er und 70er Jahre schätzt man die jährliche Zahl auf rd. 4.000,³⁴⁾ für die 60er Jahre um die 20.000,³⁵⁾ und für das Jahr 1839 werden 40.000 – 45.000 genannt.³⁶⁾ War doch Sansibar nach Timbuktu und Kairo der größte Sklavenmarkt der Welt.

Ein großer Teil der Sklaven wurde von Sansibar weiter nach Maskat an der Südküste der Arabischen Halbinsel ausgeführt. Die Gewinnmarge eines Sklavenexporteurs war wirklich beneidenswert; in Maskat bekam er das Vierfache des Einkaufspreises, den er in Sansibar hatte zahlen müssen, in Persien sogar noch mehr.³⁷⁾ – Erst nach der Jahrhundertwende war endgültig Schluß mit dem Menschenhandel. Noch im Jahr 1900 beobachtete ein Missionar eine sich dem Hafentort Lindi im Süden der Kolonie nähernde

32) Schultz-Ewerth, S. 44.

33) Hardinge, Bericht 1896.

34) Hardinge, Bericht 1895.

35) Burton, S. 459.

36) Lyne, S. 35.

37) Burton, S. 263.

Karawane mit wohl 200 – 250 Menschen, bei denen es sich ohne Zweifel um Sklaven handelte.³⁸⁾

Wie viele Sklaven von den Arabern über die ostafrikanischen Märkte verkauft worden sind, weiß niemand genau. Am schlimmsten soll es in den Jahren um 1840 herum während der Herrschaft des Maskat-Arabers Said bin Sultan, des späteren Herrscher von Sansibar, gewesen sein. Genauso unbekannt ist auch, wieviele Menschen bei der Sklavenjagd und bei dem langen Marsch zur Küste, der zwei bis drei Monate dauerte, starben. Männer wie Frauen waren Tag und Nacht an eine Kette oder mit einem Gabelholz, der sogen. Sklavengabel, gefesselt.

Verschiedene Forscher nehmen unabhängig voneinander an, daß nur jeder 5. oder 6. eines überfallenen Dorfes lebend und als Sklave die Küste erreichte. Stanley³⁹⁾ nimmt sogar an, daß allein den langen Marsch nur jeder 7. oder 8. überlebte; die günstigste Schätzung kommt von Colomb,⁴⁰⁾ wonach – bezogen nur auf den Marsch – die Masse überlebte, nur jeder 3. oder 4. unterwegs starb.

Die Sklavenhändler waren natürlich daran interessiert, möglichst wenig Sklaven unterwegs zu verlieren. Aber wer nicht streng gefesselt war, versuchte zu entfliehen.

In Sansibar angekommen, wurden die Sklaven nach der erwähnten Schließung des Sklavenmarktes durch die Engländer im Jahre 1873 zunächst in eine Korallenhöhle gebracht, in der sie auf den scharfen Korallen zur Not stehen oder hocken, aber kaum liegen konnten.⁴¹⁾ Daß wegen der Sklavenjagden viele Bantu-Völker im Inneren Ostafrikas nicht gut auf die Araber zu sprechen waren, versteht sich von selbst. Der große Wanyamwesi-Häuptling Mirambo, der Napoleon Ostafrikas, dessen Gebiet im Osten bis an den großen Karawanenknotenpunkt Tabora heranreichte, gab hierfür ein makabres Beispiel ab. Einerseits verlangte er von den durchziehenden Sklavenkarawanen einen Zoll, andererseits trug er eine Halskette, die mit den Zähnen von ihm erschlagener Araber besetzt war.

Außerdem schrieb Karl Vieweg seinen Eltern über die zu seiner Zeit noch bestehende sogenannte Hausklaverei, einem etwas unglück-

38) Adams, S. 58.

39) Stanley, S. 148.

40) Colomb, S. 479ff.

41) Der Verfasser ist in der Höhle gewesen. Der Aufenthalt dort muß für die Sklaven eine Tortur gewesen sein.

lichen Terminus für die ‚häuslichen‘ Sklaven, im Gegensatz zu den rechtlosen Exportsklaven und den Plantagensklaven auf Sansibar. Diese Hausklaven gehörten zur Hausgemeinschaft ihres Herrn. Es war nicht selten, daß sie deshalb als Verwandte oder als Kind des Hauses behandelt wurden.⁴²⁾ Sie waren noch nicht freigekauft oder hatten sich selbst noch nicht freigekauft. Die Hörigkeit bis zur Ausstellung des Freibriefes war vom Gouverneur bewußt beibehalten worden, um einen wirtschaftlichen Zusammenbruch auf beiden Seiten, den Arbeitgebern (Araber, auch Inder) wie Arbeitnehmern (Sklaven) zu vermeiden; zehntausende freigelassene Sklaven hätten sonst auf der Straße gegessen und für sich selbst sorgen müssen, was die wenigsten gekonnt hätten. – Solche Zustände hatte nach 1897 die überstürzte Sklavenbefreiung auf Sansibar zur Folge gehabt oder auch die Sklavenbefreiung nach dem amerikanischen Bürgerkrieg. Die befreiten Sklaven zogen im Lande umher, die Kriminalität stieg ruckartig an.

Zu groß war die Sehnsucht der Nochimmer-Sklaven nach einem Freibrief auch gar nicht mehr. Nachdem sich herausgestellt hatte, daß mit dem Begriff ‚Freiheit‘ gar nicht ‚befreit von Arbeit‘ gemeint war und dieser paradiesische Idealfall eines *dolce far niente* also nicht eintreten würde. Zudem hatten sich durch die strengen Gesetze die Lebensumstände für die verbleibenden Sklaven derart gebessert, daß schon deshalb viele kein Interesse an einem Freikauf hatten, der zudem nur Geld kostete. Sie fühlten sich nach den langen Jahren bei ihrem Herrn wohl, hatten ihr sicheres Auskommen. Viele freigelassene Sklaven begaben sich auch immer wieder freiwillig zu ihrem ehemaligen Herrn in die Hörigkeit, um versorgt zu sein.⁴³⁾

Wer nun heute, 1911, – so Karl Vieweg – immer noch einen Sklaven besitze, müsse auch für ihn sorgen, wenn er krank oder alt sei. Er dürfe ihn nicht einfach nach Lust und Laune behandeln. Dann könne sich der Sklave beim Bezirksamt beschweren und würde einen Freibrief

42) Der mit dem Wort ‚Klaverei‘ verbundene Begriff ‚Grausamkeit‘ trifft auf die Hausklaverei nicht zu. Nach einer Fragebogenaktion im Jahre 1907 stimmen alle Berichte der befragten Missionare und Bezirksamtsmänner darin überein, daß das Los der Sklaven milde sei, die Sklaven zur Familie gehören und Herr und Sklave sich vielfach gegenseitig Vater und Kind nennen (Schultz-Ewerth, S. 214).

43) Nach einer Denkschrift des Gouverneurs Schnee an den Reichstag im Jahre 1914 belief sich die geschätzte Zahl der Sklaven in Deutsch-Ostafrika noch auf 205.000 (Denkschrift 1912/14). Karstedt schätzt sie zum gleichen Zeitpunkt auf nur 100.000 (Karstedt, Sklavenfrage, 1914). Einen Freibrief hatten bis einschließlich 1912 52.313 Sklaven erhalten (Weidner, S. 138).

erhalten. Auch für eventuelle Straftaten des Sklaven müsse der Herr nun aufkommen.

(Ein Beispiel hierfür gab es nach der Ermordung von Emin Pascha im Jahre 1892;⁴⁴⁾ der Mörder war ein Sklave eines Arabers. So wurde letzterer für seinen Sklaven zur Verantwortung gezogen, sein Landbesitz bei Tabora wurde konfiziert.⁴⁵⁾

Auch hier auf der Pflanzung Kifulu gebe es noch ein altes Sklavenehepaar. Das Pärchen habe sein Auskommen, es sei zufrieden und denke nicht im geringsten daran, sich freizukaufen (s. auch Anlage 3 u. 4).



Abb. 25: Altes Sklavenehepaar auf Pflanzung Kifulu. Es sieht keine Veranlassung, sich freizukaufen.

Laut Reichstagsbeschluß solle die Haussklaverei aber spätestens bis 1920 beendet sein. Alle ab 1. Januar 1906 geborenen Kinder von Sklaven seien automatisch frei.⁴⁶⁾

44) Emin Pascha (Eduard Schnitzer), deutscher Arzt und Forscher, Gouverneur im Südsudan, erwarb Teilgebiete von DOA für Deutschland.

45) Karstedt, Eingeborenrecht, 1912.

46) Reichskanzlerverordnung, 1904.



Abb. 26: Zwei Wangoni auf Kifulu, deren Stamm sich früher ebenfalls an den Sklavenjagden beteiligte

In einem gerade erschienenen Missionsblatt,⁴⁷⁾ so schrieb Patient Vieweg, sei der Bericht eines in der Sklavenfreistätte Lutindi aufgenommenen und freigekauften Sklaven abgedruckt, den jeder gelesen haben sollte. Jener freigekaufte Sklave war kaum zehn Jahre alt gewesen, als er in Rhodesien (dem heutigen Sambia) von Männern des Tumbara-Stammes verschleppt wurde. Die Tumbara verkauften ihn an die Wayao weiter im Osten. Als er beim Weitermarsch mit Dysenterie am Wegesrand zusammenbrach und selbst ein Speerstich in sein rechtes Bein ihn nicht mehr hochbrachte, ließ man ihn einfach liegen. Er überlebte trotzdem.

Im Jahr darauf wurde er von den Wayao zusammen mit vielen anderen, beladen mit Tabak und Elfenbein, in Richtung Küste in Bewegung gesetzt. Weiter berichtete er selbst:

«... wohl die Hälfte aller Sklaven, besonders alte Männer und Kinder, welche nicht mehr weiter konnten, wurden am Wege getötet. Einige Ermattete, die sonst noch gesund waren, wurden an dicke Stangen gehängt (gebunden) und von den Stärkeren getragen. Sie schrien fortwährend vor Schmerz, und baten, sie doch loszubinden, sie wollten gerne laufen, aber es wurde nicht beachtet; die Reise ging fluchtartig weiter (vielleicht aus Furcht vor Überfällen, oder vor Begegnungen mit Europäern), bis wir an den Koruna-Fluß ins Makonde-Land kamen. Ich wurde daselbst an einen Makonde-Mann verkauft und blieb zwei Jahre daselbst. Danach wurde ich an einen jungen Araber verkauft. Dieser gab mir Öl auf den Kopf, gab mir eins von seinen

47) Ärztl. Mission, S. 76.

Lendentüchern, und seinen eigenen Fez. Dieses war das Zeichen, daß ich sein erster Sklave sei, den er gekauft habe.

Dann reisten wir weiter nach Lindi ... ich wurde mit vielen anderen Sklaven auf eine große Dau geladen, um nach Arabien ausgeführt zu werden. Wie wir auf hoher See waren, wurde unsere Dau von einem deutschen Küstendampfer verfolgt und bald eingeholt. Wie sie fanden, daß die ganze Dau mit Sklaven vollgepfropft war, griffen sie die Araber, banden sie und nahmen sie mit auf ihr Schiff; wir Sklaven erhielten Freibriefe und kamen nach hier (Lutindi).⁴⁸

Während Karl Vieweg am Fenster im Hospital saß, noch über die damaligen Zustände nachdachte und darüber an seine Eltern schrieb, sah er draußen die sogenannte ‚Kette‘ mit dem zweirädrigen Jauchekarren vorüberziehen. Das waren Strafgefangene, die mit einem Halsring und einer langen Kette aneinandergeschlossen waren, einer Methode, die von den Arabern übernommen worden war.⁴⁸⁾ Nun zogen die Kettengefangenen den Fäkalienkarren zum Meer, um ihn dort zu entleeren und zu waschen. Zu seiner grenzenlosen Verwunderung sah Karl Vieweg unter ihnen auch seinen treuen Nachtwächter Sefu aus Kifulu!



Abb. 27: Kettengefangene Frauen beim Straßenbau (um 1900)

48) Im US-Staat Florida sind heute, 1996, noch Kettengefangene bei Außenarbeiten mit eisernen Fußfesseln aneinandergekettet, ähnlich im Yemen.

Sefu hatte in Kifulu des Nachts unklugerweise mit beiden Augen zur Seite gesehen, als seine Geliebte, die in ihrer Haupttätigkeit Ehefrau von Herrn Müllers schwarzem Koch war, von den Reissäcken für die Arbeiter stahl. Es kam, wie es kommen mußte, das reizende Pärchen wurde dem Richter in Dar es Salaam vorgeführt und befand sich seitdem in geschlossener Gesellschaft – für mehrere Monate. Zu Sefus großem Kummer wurde seine Angebetete natürlich nicht mit ihm zusammengebunden, sondern kam an die »Weiberkette«. (Ihn hätte man auch mit einer Prügelstrafe abfinden können, sie aber nicht; denn »... gegen eine Frauensperson irgend welchen Alters darf auf Prügel- oder Rutenstrafe nicht erkannt werden.«⁴⁹⁾)

Seine Spaziergänge nutzte Patient Vieweg auch zu einem Besuch der *baraza*, der Gerichtshalle, die sich gleich neben dem Gefängnis in einer kleinen Parkanlage befand. Hier konnte man fast an jedem Morgen zusehen und hören, wenn ab 8 Uhr Männer und Frauen der einheimischen Bevölkerung öffentlich abgeurteilt wurden. Für Karl Vieweg war das sehr interessant. Zum einen bekam er einen noch tieferen Einblick in das Tun und Denken der Schwarzen, und zum anderen konnte er dadurch Straftaten in seinem Umfeld besser beurteilen. Grundsätzlich schienen ihm die Urteile zu hart.

Ein etwas gebildeter Schwarzer, den er daraufhin ansprach, meinte dagegen, die Urteile seien meist zu mild. Das mochte sein – nach der Rechtsauffassung der Landbevölkerung. Von Rechtsanwalt Müller wußte er inzwischen, daß diese heidnische Rechtsauffassung z.T. recht seltsame Blüten trieb: Die Frau war das persönliche Eigentum des Mannes, und wenn er starb, erbten seine nächsten Verwandten seinen Besitz einschließlich der Frau. Die Frau wurde also nicht als Person, sondern als Vermögen gezählt, was wie manches andere auf arabischen Einfluß zurückzuführen war.⁵⁰⁾

Koch Abdallah und Küchenjunge Sebarua

Täglich bekam der von seiner Gehirnmalaria Wiedererwachte jetzt Besuch, aus Dar es Salaam wie aus Kifulu. Mehrere Male besuchten ihn auch seine beiden Schwarzen, Koch Abdallah und Küchenjunge Sebarua.

49) Die Landesgesetzgebung, Gerichtsbarkeit, S. 200.

50) Diese Rechtsauffassung gilt auch heute, 1996, noch in vielen Teilen des Landes.

Sie berichteten ihm, auch der Aufseher Alfred sei inzwischen auf Regierungskosten nach Dar es Salaam gereist – das heißt, er sei ebenfalls an die Kette gesperrt! Neben seiner Aufsehertätigkeit hatte Alfred jedem der Arbeiter täglich ein Kreuz in dessen Arbeitskarte zu machen und ein zweites in das Arbeitsbuch von *bwana feza* („Herr Geld“, gemeint war der Engländer Mr. Innes, der die Löhne auszahlte). Als Alfred nun das Arbeitsbuch in das Zimmer von Mr. Innes zurückbrachte, überkam es ihn, und beim Hinausgehen hatte er in der Linken, in der sich vorher das Arbeitsbuch befand, plötzlich eine Flasche Kognak! Wie die da wohl hineingekommen sei?? Das wußte er nachher selbst nicht mehr so genau.

Die Sache wäre auch gar nicht weiter aufgefallen, wenn er Mohamedaner gewesen wäre. Als guter Christ nahm er aber sogleich ein paar kräftige Züge, und dann fiel er auf!

Karl Vieweg kehrte zurück nach Kifulu. So kräftig wie früher fühlte er sich allerdings noch nicht wieder. Auch seine Nerven hatten gelitten, doch es ging langsam aufwärts. Dieser letzte Malaria-Knockout erforderte eine ungewöhnlich lange Wiederherstellungszeit.



Abb. 28: Karl Vieweg mit Koch Abdallah und Töchterchen Agnes...



Abb. 29: ... letztere heulend im völlig ungewohnten Kleid, einem Geschenk des *bwana* zu ihrem ersten Geburtstag

Koch Abdallah und Küchenjunge Sebarua freuten sich ehrlich, daß ihr *bwana* (Herr) wieder gesund und zu Hause war. Beide waren während seines Aufenthaltes im Hospital und auch jetzt bemüht, ihm nur Gutes zukommen zu lassen und alle seine Wünsche zu seiner Zufriedenheit zu erfüllen. Als Ranghöherer war Abdallah zu seiner Genugtuung auch körperlich größer als Sebarua. Das Standesbewußtsein der Schwarzen untereinander war grundsätzlich stark ausgeprägt, so auch bei Abdallah und Sebarua. Den höchsten Rang in einem Europäerhaushalt nahm stets der *mpishi*, der Koch, ein, von dessen Künsten das leibliche Wohlbefinden seines Gebieters abhing. Sebarua war der *mpishiboi*, der streng unter dem Regiment des *mpishi* stand. Da beide Herren Moslems waren, fiel der religiöse Aspekt bei der Rangwertung fort; denn ein Moslem bedeutete in der sozialen Stellung etwas ganz anderes als so ein heidnischer Buschneger, ein *shenzi*.

Zur Abwechslung bekam Koch Abdallah einen Spezialauftrag, den er auch freudig erfüllen wollte. Dafür mußte er allerdings das Essenkochen vorübergehend sein lassen und dem Sebarua übertragen. Der tat das nur zu gerne, rutschte er dadurch doch im Ansehen gleich eine Stufe höher! Koch Abdallah sollte den Arbeiter Mohamadi, der ausgerückt war, wieder einfangen und am besten gleich dem kaiserlichen Bezirksamt in Dar es Salaam vorführen.

Abdallah zog ein frisches Hemd an und fuhr gleich mit dem nächsten Zug nach Dar es Salaam. Da Mohamadi in Bagamoyo, 66 km nördlich von Dar es Salaam, zu Hause war, fand ihn Abdallah erwartungsgemäß auch dort. Er hielt dem Überraschten den schriftlichen Auftrag seines Herrn vor die entsetzten Augen und nahm ihn, ohne lange zu fackeln, gleich zum Bezirksamt mit.

Dort hielt Dr. Karstedt wie jeden Morgen Gericht. Abdallah hatte ihm das Papier seines Herrn übergeben, in dem jener bat, den Ausreißer nicht mit mehrwöchiger Kette zu bestrafen, da er ihn dringend benötige. Der kaiserliche Richter hatte dafür volles Verständnis. Er bestätigte auf dem Papier das Urteil mit den Worten »Der Mann hat 15 Hiebe erhalten«, und am nächsten Tag war der Sünder wieder in Kifulu bei seiner Arbeit und Abdallah beim Kochen.

Gern Vieweg.
Der Mann hat 15 Hiebe
erhalten.
Bezirksamt.
20.
Karstedt
Sarrafaba 1. 11. 12.

Als sichtbaren Dank für die seelische Unterstützung während seiner Hospitalzeit schenkte Karl Vieweg jedem seiner beiden Boys eine Taschenuhr, die er sich von Quedlinburg hatte schicken lassen; eine größere für Abdallah, den Ranghöheren, eine kleinere für Sebarua. Beide Männer trugen zwar keine Hosen, sondern nur ein Tuch um die Hüften, in dem sich keine Uhr auf Dauer halten konnte, doch die auffällig schaukelnde Uhrkette in Höhe der Gürtellinie ließ jeden anderen Schwarzen deutlich genug erkennen, was für seltene Wertstücke Abdallah und Sebarua besaßen.

Wie alle anderen war Sebarua in früher Jugend natürlich beschnitten worden. Auf Befragen erzählte er seinem *bwana*, daß er vor drei oder vier Jahren an einem dieser Mannbarkeitsfeste teilgenommen hatte. Zur Vorbereitung blieb er mit seinen gleichaltrigen Freunden mehrere Wochen in einer abseits im Wald gelegenen Hütte. Mehrere Männer ihres Dorfes kühlten sie auf verschiedene Weise immer wieder, ohne daß geheult werden durfte. U.a. sollten sie gestehen, ob sie schon Verkehr mit einem Mädchen gehabt hätten. Einer von ihnen, der dies abstritt, aber erwiesenermaßen log, wurde deshalb erschlagen. Das Kind aus dieser Verbindung wurde ebenfalls getötet.

Sebarua war eigentlich noch gar nicht richtig erwachsen. Er mochte wohl 16, höchstens 17 Jahre alt sein. Auffällig war, daß er in den letzten Tagen all seinen Pflichten noch eifriger als bisher nachkam, wahrscheinlich wiederum als Gegenleistung für die schöne Uhr. – Schließlich bat er um einen Gehaltsvorschuß. Aha! Das also war der Grund!

Weshalb denn einen Vorschuß??

Er wolle heiraten.

Soso.

Heiraten war der gängigste Grund aller Schwarzen, um von ihrem Arbeitgeber Geld zu leihen. Hatte man erst das Geld, dann wurde aus der Hochzeit leider doch nichts. Bei den nächsten Geldanleihen war es dann keine Hochzeit, sondern Mutter, Vater, Großmutter oder Tante waren in angemessenen Zeitabständen gestorben. – Als gutherziger Kreditgeber konnte man auf diese Weise rasch arm statt reich werden. So manchem Afrikaneuling war dieses große Glück schon widerfahren.

So schien es auch hier. Doch *bwana* Vieweg irrte.

Sebarua wollte tatsächlich heiraten, und er konnte es dank der beträchtlichen Finanzspritze seines Herrn letztlich auch tun. 20 Rupien wollte Sebarua für seine Majuma haben, und so zählte ihm Karl Vieweg 20 blitzblanke Silberstücke noch am selben Abend in die nach traditioneller Art aufgehaltene beiden Hände. Der glückliche Freier bezahlte ebenfalls noch am selben Abend die 20 Rupien bei seinem künftigen Schwiegervater – als erste Anzahlung für die *kilemba*, den Brautpreis. Der Endpreis sollte bei 60

Rupien liegen. Seine mehr oder weniger gleichaltrige Angebetete (oder war sie jünger?) war ein adrettes Mädchen, für das mancher sicherlich gern noch mehr bezahlt hätte.



Abb. 30: Koch Abdallah und Küchenjunge Sebarua ...



Abb. 31: ... sowie dessen Angebetete Majuma; der Brautpreis für sie in Höhe von 60 Rupien dient gleichzeitig zum Freikauf der Noch-Sklavin.

Da ihr Vater Sklave war und sich noch nicht freigekauft hatte, so war auch sie noch Sklavin, eine Hörige. Erst ihre jüngeren Geschwister, die nach 1905 geboren waren, galten laut Gesetz automatisch als Freie. Sie selbst sollte gleichzeitig mit der Verheiratung freigekauft werden, und Sebaruas 20 Rupien, die er soeben gezahlt hatte, sollten sofort zu dem Eigentümer ihres Vaters, einem Araber, gebracht werden – ebenfalls als erste Anzahlung für ihren Freibrief.

Vielleicht, so meinte Sebarua, nähme er sich später einmal noch eine zweite Frau dazu, ähnlich wie Sefu und Baraka es getan hatten, seine beiden Freunde. Jedoch hatten sich die beiden inzwischen von ihrer ersten Frau scheiden lassen. Als brave Moslems hatten sie nach dem islamischen Sittenkodex, der Scharia, nur die bekannte Scheidungsformel *talaka* (Scheidung) dreimal hintereinander ausrufen müssen und hinterher zur Bekräftigung auch noch die Worte *si mke wangu* (du bist nicht mehr meine Frau!) – das genügte. Aber er würde sich niemals von seiner Majuma scheiden lassen, nein, so etwas würde er, Sebarua, niemals tun. Das sollte ihn aber nicht daran hindern, daß er sich neben seiner Majuma eine *hawara*, eine Geliebte, hielt.⁵¹⁾

Zwei Monate vergingen.

Sebarua war jetzt fast ein Jahr im Dienst seines *bwana*, als er die Nachricht erhielt, daß seine Mutter in der Heimat in den Usambara-Bergen gestorben war (es stimmte wirklich). Missionar Riese von der Missionsstation Bungu bei Maurui in West-Usambara hatte die Nachricht an Karl Vieweg gesandt. Sebarua traf es hart, er hatte geglaubt, daß seine Mutter nie sterben würde.

Karl Vieweg schickte auf Wunsch von Sebarua 10 Rupien an den Missionar mit der Bitte, jeweils die Hälfte davon Sebaruas Bruder Mhilu und seiner Verwandten Makilungu auszuhändigen. Sebarua selbst würde Weihnachten kommen. Weitere 50 Rupien, die Karl Vieweg dem Missionar schickte, waren Sebaruas restliches Guthaben bei Karl Vieweg. Die könnte er auf der Reise dorthin verlieren oder im nächsten Krämerladen eines Inders verschwenden, wenn der erst dahinter kam, daß sein junger Ladenbesucher ungeahnte Mengen Geld bei sich führte. Und das würde Sebarua erfahrungsgemäß jeden schon bald wissen lassen! Deshalb sollten ihm die 50 Rupien erst dort vom Missionar ausgezahlt werden.

Alles lief ab wie geplant, Weihnachten kam, und Sebarua verschwand für unbestimmte Zeit in Richtung Usambara-Berge.

Auch Koch Abdallah verabschiedete sich leider bald darauf. Durch die Abreise seines Freundes Sebarua war das Heimweh zu seiner Sippe in

51) Bei den heidnischen Volksgruppen der Wazaramo entscheiden die beiderseitigen Sippen über eine Scheidung. Ehebruch der Frau ist ein rechtmäßiger Grund, aber nicht Ehebruch des Mannes (Schultz-Ewerth, S. 143).

Makuyuni noch stärker als zuvor geworden, so daß er beschlossen hatte, zusammen mit seinem Weib Maria und Töchterchen Agnes Kifulu zu verlassen. Karl Vieweg war immer sehr zufrieden mit ihm gewesen und bedauerte seinen Fortgang. Er schenkte ihm zum Abschied noch ein paar Kleidungsstücke.

Abdallah war nun fort. Doch in seinem Reisetuch, in dem er all sein Hab und Gut eingewickelt hatte, mußte er noch viel freien Platz gehabt haben; denn am nächsten Tag stellte man in Kifulu fest, daß verschiedene Dinge fehlten, die nur Abdallah mitgenommen haben konnte. Erstaunlicherweise hatte er aber von Karl Viewegs Sachen nichts angerührt, was ihm ein Leichtes gewesen wäre. Seinen eigenen Herrn zu bestehlen, hatte er nicht übers Herz gebracht. Diese Dinge waren ihm wohl heilig. Der Diebstahl war ein Wermutstropfen in Abdallahs Andenken. Die Versuchung für den Mittellosen war einfach zu groß gewesen.

Als Nachfolger meldete sich ein gewisser Juma bin Fundi Wakati. Er wurde eingestellt. Dank brillianter Kochkunst verhalf er seinem verwaisten Herrn schnell, die Enttäuschung über Abdallah zu vergessen. Juma selbst war von einem weiter entfernten Ort gekommen, um seiner Exfrau und den mit ihr verbundenen Mißlichkeiten möglichst zu entgehen. Vortrefflich beherrschte er auch die Lese- und Schreibkunst. Um dies zu unterstreichen, trug er bei gegebenem Anlaß ein kleines Büchlein an einem Kettchen auf der Brust. Das sagte jedem Lesekundigen und -unkundigen genug. – Karl Vieweg kam mit Juma sehr gut zurecht.

Damenbekanntschaften

Die Plantagen der Kifulu Company waren Teil eines Pflanzungsgürtels, der sich in der Gegend um die Bahnstation Mpiji (etwa Bahnkilometer 47 ab Dar es Salaam) über Soga längs der Bahn bis über den Ruvu-Fluß hinaus nach Westen erstreckte. Kautschuk und Sisal waren hier die Hauptkulturen, weiter nach Westen kam noch Baumwolle dazu, weiter im Osten waren es vermehrt Kokospalmen.

Die Nachbarpflanzung westlich von Kifulu gehörte dem Grafen Matuschka. Dort wurde überwiegend Kautschuk angebaut. Das lag in der Hand des Grafen selbst. Seine junge Frau war für die schönen Blumen zuständig, die am Haus und im Garten prangten. Blumen liebte sie, Blumen gingen ihr über alles. Karl Vieweg hatte ihr schon mehrmals eine Freude bereiten können, dieses Mal, indem er ihr eine Kiste mit Stecklingen von Bougainvillen hinüberschickte. Gegen Bezahlung natürlich.

Vielleicht hatte sich die Gräfin von Junggeselle Karl Vieweg keine Bezahlung, sondern noch etwas Netteres, mehr Unterhaltung oder Abwechslung erhofft, denn Jahre später bedauerte sie in ihren Memoiren, daß auf den benachbarten Kifulu Rubber Estates zwar »... mehrere Junggesellen arbeiteten, ... meist Deutsche, aber den meisten lag nichts an einem Verkehr mit einer deutschen Dame. ...«⁵²⁾

Darüber konnte man natürlich geteilter Meinung sein.

Noch einer weiteren jungen Dame in dieser Gegend hatte Karl Vieweg einen Gefallen erwiesen. Das war Frau Pfüller, Ehefrau des Pflanzers von der Plantage Ruvuberg, noch ein paar Kilometer weiter westlich. Frau Pfüller wollte gern ein Junges von Karl Viewegs Airdale-Terrierhündin haben, und prompt erfüllte der Kavalier ihr diesen Wunsch. Ohne Bezahlung.

Ob die beiden Ehemänner über diese doch harmlosen, außerehelichen Kontakte immer glücklich und damit einverstanden waren, ist nicht garantiert. Vielleicht vermuteten sie Schlimmes. Überliefert ist jedenfalls, daß beide unabhängig voneinander einen heftigen Brief an Karl Vieweg richteten, der eine, weil Karl Vieweg ihm angeblich fünf Arbeiter abspenstig machen wollte, der andere, weil sein Bote, den er mit einem Brief zu Karl Vieweg geschickt hatte, kurz vor Erreichen des Ziels verprügelt wurde und mit dem zerknitterten Brieffragment unverrichteter Dinge wieder heimkehrte.

In beiden Fällen konnte der Empfänger seine Hände in Unschuld waschen.



Abb. 32: Tanzende Wangoni zu Kaisers Geburtstag – 27. Januar 1911

52) Matuschka, S. 71.

Plantagen- und Gerichtsjustiz

Gegen Ende des Jahres 1911 trafen zwei neue Assistenten auf Kifulu ein: Herr von Dieskau (34 J.) und Karl Viewegs Freund Ernst Steinbrück (28 J.). Letzteren hatte er während seines Militärdienstes 1909 in Halle kennengelernt.

Für Herrn von Dieskau waren die ersten Tage in Afrika und damit die letzten Tage des alten Jahres recht erfreulich. Auf Anhieb hatte er unter den schwarzen Damen seine Auserwählte gefunden. Man erzählte sich freilich, sie sei bereits durch etliche weiße Hände gegangen.

Jedenfalls begann für Herrn von Dieskau das neue Jahr unzweifelhaft weniger verheißungsvoll als das alte geendet hatte. Er saß an einem Abend mit zwei Kollegen noch länger zusammen, wollte schließlich den Nachtwächter Maganga kontrollieren, fand diesen aber nicht auf seinem Posten, sondern in seiner trauten Hütte schlafend vor. Da dies schon das dritte Mal war – er hatte ihm hierfür 15 Hiebe mit der bekannten Kiboko-Peitsche (aus Nilpferdhaut) versprochen –, gab er dem schlaftrunkenen Maganga zunächst eine schallende Ohrfeige, worauf jener konterte, sich ein Messer griff, nach von Dieskau stach und ihn am Kopf verletzte.

Der Widerstand war für den Weißen völlig unerwartet und fast unglaublich. Auf seinen Hilferuf (*»Ich bin gestochen worden! Haltet den Maganga fest!«*) eilten die beiden anderen Weißen zu Hilfe. Es kam zu einer Rangelei. Maganga stolperte und stürzte mit dem Rücken auf den Stumpf einer Sisalagave, wobei er sich Verletzungen zuzog, die er später – gar nicht dumm – als Folge von Peitschenhieben interpretierte. Peitschenhiebe gab es in jenem Nachtgefecht allerdings auch (*»10 oder 12 Schläge«*), doch nicht auf den Rücken von Nachtschläfer Maganga. Sie gingen im Dunkel der Nacht meist fehl und trafen peinlicherweise die hilfreichen Hände und Arme der festhaltenden beiden Weißen, wobei der flinke Maganga im richtigen Augenblick das Weite suchen konnte.

So sah die Selbstjustiz oftmals auf den Plantagen aus. Daß sich der Geschlagene so wie in diesem Fall zur Wehr setzte, war die Ausnahme. – Die Arbeiter auf den Pflanzungen hatten im allgemeinen ein gesundes Gefühl (und reichlich Erfahrungen) für das richtige Strafmaß. Zudem wußte auch jeder von Haus aus, daß er in seiner Dorfgemeinschaft bei gleichem Vergehen meist noch viel härter bestraft worden wäre.

Am Abend nahm Verwalter Vieweg seinen Assistenten von Dieskau ins Gebet und machte ihn darauf aufmerksam, daß man niemanden ungerecht schlagen dürfe. Wer sich zu oft in irgendeiner Weise unliebsam bemerkbar mache, könne sogar des Landes verwiesen werden. Erst vor wenigen Wochen, Mitte Januar, sei ein Herr Düttmann aus Münster in Westfalen

Richtung Heimat abgeschoben worden. Herr von Dieskau hörte aufmerksam zu und versprach mehr Zurückhaltung im Umgang mit der einheimischen Bevölkerung.

Glaubte ein Arbeiter, ungerecht bestraft worden zu sein, so konnte er beim zuständigen Bezirksgericht klagen. Der betreffende Schläger – weiß oder schwarz – sollte also sicher sein, daß der, den er schlug, auch nach Ansicht eines Gerichts diese Strafe verdient habe.

Maganga war da anderer Meinung. Mit seinen Wunden auf dem Rücken fuhr er mit dem nächsten Zug eilends nach Dar es Salaam und klagte gegen »von Dieskau und 2 Genossen« wegen gefährlicher Körperverletzung.

Der gestrenge Amtsmann fragte, wer denn die beiden Genossen gewesen seien!?

Die habe er im Dunkel der Nacht nicht erkennen können.

Der zuständige Arzt im Sewa-Hadji-Hospital bescheinigte ihm jedenfalls seine Rückenverletzungen mit den Worten: »Es ist außer Zweifel, daß diese Striemen von sehr heftig geführten Schlägen mit einem Kiboko ... herrühren.«⁵³⁾

Doch hier irrte der Arzt mit seiner vorgefaßten Meinung; sie beruhte auf der Erfahrung: Wenn einem Schwarzen durch einen Weißen Wunden zugefügt werden, dann kann das nur durch die bekannte Kiboko-Peitsche geschehen sein!

Inzwischen waren die Namen der beiden »Genossen« in Erfahrung gebracht worden. In der 52 Blattseiten umfassenden Gerichtsakte zu diesem Fall liest man u.a. folgende Aussagen⁵⁴⁾

Angeklagter von Dieskau: »Wir waren nicht betrunken und auch nicht angetrunken. Ich hatte ungefähr 4 Weisse getrunken.«

Zeuge Mohamadi: »Ich weiß, dass der Maganga Pombe (Hirsebier) mit Tabak gemischt trinkt!«

Kläger Maganga: »Ich hatte an dem Tag keinen Hanf (Haschisch) geraucht und kein Pombe getrunken!«

Zeuge und Eselboy Asmani: »Ich kann nichts aussagen, da ich nichts gesehen und gehört habe.«

Die beiden Zeugen Mohamadi und Asmani »... blieben wegen mangelnder Verstandesreife unbeeidigt.«

53) Sewa-Hadji-Hospital: Überwiegend finanziert durch Spenden des Inders Sewa Hadji, 1897 für Inder und Afrikaner eröffnet, 1961 geschlossen. (Klatt, 1969, S. 55). Sewa Hadji war ein Philantrop, der den Bau verschiedener öffentlicher Gebäude, darunter eine Schule, finanzierte.

54) Nat. Arch. Tanz., Akte G 21/463.

Interessant an der Verhandlung war, daß Kläger wie Angeklagte bemüht waren darzustellen, daß sie nicht betrunken waren – völlig anders als heute. – Studiert man als neutraler Beobachter die vielen Blattseiten, die sich innerhalb von vier Monaten angesammelt hatten, so erfährt man, daß sowohl Kläger und Angeklagte wie auch Zeugen kräftig logen. Am meisten log offensichtlich der Kläger, der sich viermal deutlich widersprach, so daß Richter Dr. Ebner nichts anderes übrigblieb, als die Angeklagten freizusprechen. – Für von Dieskau und seine Freunde bedeutete es auf jeden Fall eine Warnung, sich im Umgang mit den Schwarzen künftig bedachtsamer zu verhalten.

Unbestreitbar ist, daß der Richter sein Urteil gerecht nach dem Gesetz und nicht nach der Hautfarbe fällte. Das erkennt man auch aus anderen Urteilen, wie z.B. aus einem Urteil zwei Jahre zuvor: Ein Weißer hatte nachts einen Askari, der auf Posten stand, aufgefordert, ihm beim Suchen seines Spazierstockes zu helfen. Der jedoch weigerte sich, erhielt dafür prompt eine schallende Ohrfeige, revanchierte sich aber mit einer Anzeige. Der Richter entschied, daß der Askari korrekt gehandelt habe. Dessen Aufgabe sei es schließlich, Wache zu halten und nicht Spazierstöcke zu suchen. Der uneinsichtige Weiße erhielt zwei Wochen Gefängnis.⁵⁵⁾ Der Fall war keine Ausnahme. Die Justiz in der Kolonie schlug unerbittlich zu – die Europäergefängnisse in Dar es Salaam und Tabora erfreuten sich eines regen Zulaufs. Allein in den Jahren 1909 – 1911 wurden 27 Weiße wegen brutalen Verhaltens gegenüber Schwarzen verurteilt.⁵⁶⁾ Und wer es dann immer noch nicht lassen konnte, dem drohte die Abschiebung: Seit Bestehen der Kolonie hatten bereits über 30 Personen das Land verlassen müssen, darunter 12 Deutsche.⁵⁷⁾

Verwalter oder Eigentümer einer Pflanzung?

Für Karl Vieweg war das neue Jahr 1912 ein entscheidendes Jahr.

Ende Januar erschienen überraschend zwei Herren des Londoner Board of Directors der Gesellschaft, der Schotte Scarlett und wieder einmal der millionenschwere Schäfer. Beide kamen ohne Voranmeldung angereist – wenn man die Meldung von Stationsvorsteher Barnabas nicht rechnet, daß

55) Aml. Anzeiger, 1913, Nr. 23.

56) Tetzlaff, S. 251.

57) Aml. Anzeiger, 1913, Nr. 40.

soeben zwei Herren in feinem Zwirn angekommen seien und abgeholt werden wollten. Also schickte Karl Vieweg die Mauleselkarre los.

Zwischen den Besuchern und Direktor Müller bestanden schon längere Zeit Spannungen, die sich nach Ankunft der beiden Herren noch verstärkten. Prompt kündigte Tage später der noch immer kränkelnde Müller seinen Dienst auf (oder mußte er kündigen?). Jedenfalls reiste er eine Woche später ab.

Karl Vieweg selbst sollte gefördert werden, um mehr Schwung in das Unternehmen zu bringen. Deshalb versprachen ihm die beiden Londoner Bosse einen bis zu 100% höheren Lohn durch Prämien, da *„... sie die Überzeugung gewonnen hätten, er sei der einzige, der hier gearbeitet hätte. ...“*

Bald darauf setzte die große Regenzeit ein, früher und heftiger als normal, und Mr. Scarlett reiste schnell wieder ab. Offensichtlich machte ihm die unangenehme Saunaschwüle sehr zu schaffen. Er pustete immer mächtig und rang nach Luft. Auch Herr Schäfer wollte notgedrungen nur so lange bleiben, bis ein Nachfolger für Herrn Müller gefunden sei. Er meinte zu Karl Vieweg, in seinen, Schäfers, Besitzungen in Südostasien herrsche doch ein angenehmeres Klima als in Kifulu.

Die Aussicht auf eine 100%ige Gehaltsaufbesserung war natürlich verlockend, geradezu verführerisch! Aber in Wirklichkeit beschäftigten Karl Vieweg seit Wochen ganz andere Gedanken. Er hatte in den vergangenen zwei Jahren wertvolle Erfahrungen gesammelt und war es mehr und mehr überdrüssig, ständig von der Gunst oder Mißgunst anderer abhängig zu sein. Der Fall „Müller“ erschien ihm wie ein warnendes Beispiel.

So trug er sich immer stärker mit dem Gedanken, eine eigene Pflanzung zu gründen, am besten eine Kautschukpflanzung. Mit Kautschuk hatte er die besten Erfahrungen, und mit Kautschuk gab es die höchsten Gewinne. Die Weltmarktpreise waren gegenwärtig zwar nicht so phänomenal wie vor zwei Jahren, doch sie standen gut, kein Wunder, seit Gummi für die im Entstehen begriffene Autoreifenindustrie in immer größerem Maße benötigt wurde.

Doch die Entscheidung über seine Zukunft fiel ihm nicht leicht. In Dar es Salaam fragte er Freund Reichart, seines Zeichens erfahrener Gouvernementslandwirt und früherer Nachbar in Makuyuni:

„Was meinen Sie dazu, Herr Reichart, wenn ich nun, anstatt ewig Verwalter zu spielen, mich selbständig mache und mir eine Kautschukpflanzung aufbaue?“⁵⁸⁾

58) Das steifere ‚Sie‘ und ‚Herr‘ waren auch im fernen Afrika üblich.

„Nur zu!“ ermunterte Herr Reichart. „Sie sind der rechte Mann dafür, sie haben Unternehmergeist!“

„Gut. Wenn Sie das sagen, Ihr Wort hat Gewicht. So werde ich mir Land suchen.“

„Halt, halt!“ bremste Herr Reichart. „Nicht so schnell. Es gibt da noch viel zu überlegen. So mancher hat schon einen Mißerfolg erlebt.“

„Ja, ich weiß. Ich wollte deswegen aus Ihrem Wissensreservoir schöpfen.“

Es klopfte.

Ein Boy legte die neuste Nummer des ‚Amtlicher Anzeiger für Deutsch-Ostafrika‘ vom 10. Februar 1912 auf den Tisch. Herr Reichart warf einen Blick darauf.

„Aha – sieh einer an. Herr Vieweg, wir haben einen neuen Chef in Deutschland bekommen! Hier steht es.“ Und er las den (damals gar nicht so) bombastisch klingenden Text vor:

„Seine Majestät der Kaiser haben mittels Allerhöchster Bestallung vom 20. dieses Monats Allernädigst geruht, mich unter Verleihung des Charakters als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat ‚Excellenz‘ zum Staatssekretär des Reichskolonialamts zu ernennen ... Solf.“

Bisher hatte Dr. von Lindequist diesen Posten inne und davor Staatssekretär Dernburg (1907 – 1910), der einen sehr positiven Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung der deutschen Kolonien gehabt hatte.⁵⁹⁾ Würde es jetzt einen neuen Kurs geben?

Wie dem auch sein mochte, im Augenblick waren für Vieweg und Reichardt die Alltagsfragen wichtiger. So saßen die beiden an jenem Tag noch lange zusammen, tauschten ihre Erfahrungen aus und besprachen einen Aspekt nach dem anderen. Zu viel war mit der schönen Selbständigkeit verbunden. Vor allem gehörte dazu Geld, viel Geld, das er sich erst durch einen Kredit beschaffen mußte. Dafür waren leider Zinsen fällig, auch dann, wenn es noch keine Erträge gab. Hinzu kamen die laufenden Kosten für ungefähr hundert Arbeiter. Und noch vieles andere galt es zu bedenken.

Ende Februar 1912 schrieb er:

„... Es wird mir kolossal schwer, einen Entschluß zu fassen betreffs meiner Zukunft. ...“

Sein Freund Rechtsanwalt Müller in Dar es Salaam (während des Krieges 1914 – 1918 juristischer Berater von v. Lettow-Vorbeck), mit dem er ebenfalls sprach, schlug vor, mit ihm zusammen eine Pflanzung aufzubauen. Er,

59) Hetzer, S. 3.

Müller, wolle den größeren Teil des Kapitals einbringen, während Karl Vieweg den Aufbau der Pflanzung leiten sollte. Karl Vieweg wollte aber von anderen nicht abhängig sein.

Ende März hatte er sich entschieden:

»... Ich benutze die Gelegenheit, da ich dienstlich ... an der Küste war, auch meine Landerwerbung in die Wege zu leiten. Bis jetzt scheint alles gut zu gehen. Der neue Bezirksamtmann war sehr entgegenkommend, und ich habe Aussicht, ein gutes Stück Land an der Küste zu erhalten. Ich will es vorläufig nur belegen. Nach meinem Kontrakt darf ich kein Land erwerben, solange ich im Dienst der K.R.E.L. (Kifulu Rubber Estates Ltd.) stehe; tue ich es doch, so fällt das Land an die K.R.E.L. Also will ich so schnell wie möglich hier weg. Ich bin mit dem Direktor schon ziemlich einig, nur über den Geldpunkt können wir uns noch nicht verständigen. ...«

Für die Verständigung sorgte Freund Müller, und sechs Wochen später, am 14. Mai 1912, wartete Karl Vieweg auf den Zug, der aus dem Inland kam, um sich nun sein eigenes Land zu suchen.

Lokomotivführer Großmann, der von Barnabas wieder einmal telegraphisch benachrichtigt worden war, heute ausnahmsweise in Kifulu zu halten, begrüßte ihn mit einem Extra-Tuuuut! Das Gepäck war schnell verladen. Mit Karl Vieweg im Personenzug nach Dar es Salaam reisten sein neuer Koch Juma, Boy Ali und der Arbeiter Hemedi-Mhiao als Träger, allerdings nicht im selben Abteil.

Der Zug führte drei Wagenklassen. Die I. Klasse war ausschließlich für Europäer reserviert, die III. Klasse ausschließlich für Farbige, und in der II. Klasse konnte sich tummeln, wer wollte. Dort saßen überwiegend Inder. Selbstverständlich war die I. Klasse auch teurer. Pro Kilometer zahlte man 9 Heller (12 Pf), in der III. Klasse dagegen nur 1 Heller. Für die 62 km von Kifulu bis Dar es Salaam waren das 5,49 Rupien bzw. 0,61 Rupien. Natürlich waren die Züge auch für Übernachtfahrten eingerichtet (z.B. Dar es Salaam – Tabora = 848 km = 36 Stunden), und Gestänge zum Aufhängen von Moskitonetzen sorgten für mückenfreien, ungestörten Schlaf – allerdings nur in der I. Klasse. Für ganz hohe Herren, wie den Gouverneur, gab es auch Salonwagen. Sein Stellvertreter, W. Methner, hatte ebenfalls ein Anrecht darauf, verzichtete aber und fuhr, wie er schrieb,⁶⁰⁾ lieber in einem

»... leeren Eingeborenenwagen, den ich mit meiner Safariausrüstung (Feldbett, Tisch und Langstuhl) möblierte und in dem man spazieren-

60) Methner, S. 264.

geben konnte. An der Seite standen sauber ausgerichtet die Koffer, in einer Ecke war die Badeeinrichtung (Gummibadewanne) angebracht, in einer anderen Ecke hockten die Boys; auf einer Eisenplatte wurde ein Holzfeuer angezündet und auf Dreifüßen gekocht. Man konnte bequem an alle seine Sachen heran, und es war bequemer als im Salonwagen. ...«

So also reiste Herr Methner, der Erste Referent und Geheime Regierungsrat.



Abb. 33: Bahnhof Dar es Salaam

Zurück zu Karl Vieweg. In Dar es Salaam angekommen, ging er zunächst zu Herrn Schenk, Chef der Firma Max Steffens. Der stellte ihm für die nächsten Tage unentgeltlich ein Zimmer im Geschäftshaus in der Akazienstraße zur Verfügung. Am Abend saß er zusammen mit dem Gouvernements-Landwirt Reichart auf der Veranda vom Hotel ‚Kaiserhof‘, dem ersten Haus am Platz, und sprach mit ihm nochmals über sein Vorhaben, ließ sich Rat von dem Erfahreneren geben. Herr Reichart bestätigte erneut, daß geeignetes Kautschukland in der Gegend südlich von Dar es Salaam zu finden sei, etwa dicht bei dem Dorf Kisiju am Weg nach Mkamba, nur zwei Tagesmärsche von Dar es Salaam entfernt.

Gut. Dorthin also wollte er übermorgen abmarschieren, vielleicht in zehn Tagen zurück sein, um dann das Vorkaufsrecht für das ausgesuchte Land bei der hierfür zuständigen Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft

eintragen zu lassen. Anschließend wollte er mit dem nächsten Dampfer nach Deutschland fahren, um sich von Verwandten Geld für den Ankauf des Landes zu leihen. Gleichzeitig gedachte er, bei dieser Gelegenheit seine jährliche Pflichtübung beim Heer als Reserveoffiziersbewerber zu absolvieren. Für das vergangene Jahr hatte er sich hierfür beurlauben lassen können. Eine nochmalige Zurückstellung würde das Generalkommando in Berlin allerdings ablehnen, wie ihm kürzlich mitgeteilt wurde.

Der nächste Tag verging mit den erforderlichen Safari-Vorbereitungen. Das notwendige Zelt mit Feldbett ließ ihm der Photograph Vincenti, bei dem er immer seine Photographien entwickeln ließ. Einen Prismenkompaß, dessen Schraubengewinde zufällig zu der Schraube seines Photoapparates paßte, ließ ihm Landmesser Schnecko.

Seine drei Leute sahen sich indessen im Eingeborenenviertel um und besorgten noch fünf weitere Träger für den nächsten Morgen. Unter ihnen befanden sich drei ehemalige Kifulu-Arbeiter, die gehört hatten, daß *bwana* Vieweg kräftige Leute für eine Safari suche. Es waren der frühere Nachtwächter Sefu sowie Korongo und Yamwaka. Ein weiterer Mann hieß Omari.

Unterwegs auf Landsuche⁶¹⁾

Donnerstag, den 16. Mai 1912. Die fünf neuen Träger sind bei Sonnenaufgang um 6 Uhr pünktlich zur Stelle. Ein Trägersaufseher mit dem traditionellen roten Tuch über der Schulter als Rangabzeichen, der ebenfalls erschienen ist, um die Leute unterwegs anzutreiben, muß wieder gehen. Ein solcher Mann ist zwar für größere Safaris unerlässlich, hier aber nicht notwendig.⁶²⁾

Es ist 6.15 Uhr. Jeder steht bei seinem Gepäck. Da erscheint Karl Vieweg. Juma meldet ihm:

„Safari tayari, *bwana* – die Karawane ist fertig zum Abmarsch!“

„Mzigo juu! – hoch mit den Lasten!“

Es geht los.

61) Die Beschreibung der folgenden Safari ist weitgehend an den Text der Originalaufzeichnung angelehnt, also im Präsens, aber in der 3. Person, gehalten. Die häufigen Zitate sind hierbei bis auf wenige Ausnahmen nicht durch Anführungszeichen markiert, um den Textfluß nicht zu stören.

62) Das Kisuheli-Wort ‚safari‘ bedeutet nicht nur ‚Reise‘, sondern auch ‚Karawane‘ und wird im folgenden auch für beide Begriffe verwendet.



Karte 2: Auf der Suche nach geeignetem Land für den Anbau von Kautschuk westlich und südlich von Dar es Salaam

Vorneweg Karl Vieweg und Ali, gefolgt von Hemedi-Mhiao. Dahinter kommen die sechs Träger. Als letzter marschiert der zuverlässige Juma – damit niemand verloren geht.

An Bargeld führt Karl Vieweg 62 Rupien mit sich für Träger, Bakschisch und Unvorhergesehenes. Er denkt, daß er damit auskommt. Von den notwendigen Reiseutensilien wird er hoffentlich nichts vergessen haben. Diese Frage stellt sich der Europäer auf Safari häufig zu spät. Deshalb hat man sich in der Kolonie angewöhnt, daß eine Gruppe ihre Safari immer erst am Nachmittag beginnt. Stellt sich dann am Abend heraus, daß etwas verges-

sen ist, kann ein Mann zurücklaufen, um es zu holen. Doch Karl Vieweg meint, er habe alles und ist bereits am Morgen abmarschiert. Chinin, Jod, Verbandsstoff, auch ein Tintenfäßchen mit Federhalter und mehreren Ersatzfedern zum Schreiben sowie Bleistift als Reserve – alles ist dabei.

Ali und Juma tragen Gewehr, Photoapparat, Stativ und Schirm. Das übrige Gepäck mit Zelt, Bett, Langstuhl und für alle Fälle auch die bekannte Halskette ist in Lasten zu jeweils 20 – 25 kg auf die Träger verteilt.

Dar es Salaam liegt bald hinter ihnen. Über Mtoni marschieren sie auf der großen Straße nach Süden. Bei Kipala (s. Karte 2, Seite 81) sind etwa 250 Arbeiter dabei, die Straße zu verbreitern und die vielen Windungen auszugleichen.

Im Dorf Kipala läßt er beim Askari Selemani, der das Forstreservat beaufsichtigt, 20 Minuten Pause machen. Selemanis Frau bringt ihm ein kaltes Frühstück und zur Erfrischung Kokosnußmilch.



Abb. 34: Unter einem Mangobaum Karl Viewegs Zelt in dem Dorf Vikindu; im Hintergrund das Haus des Akiden Kawambwa.

Hinter Mwanwege ist wiederum eine große Anzahl Leute mit Wegearbeiten beschäftigt und zwar unter persönlicher Aufsicht des Akiden Kawambwa.⁶³⁾ Nach 5 1/2 Std. reiner Marschzeit – gegen 12 Uhr – errei-

63) *Akida* oder *Akide* = farbiger Verwaltungsbeamter an der Spitze mehrerer Dörfer, der die Steuern einzieht und auch einfache Gerichtsbarkeit ausüben kann; es ist dies eine bewährte, von den Arabern übernommene Methode der Selbstverwaltung, 1916/17 auch von den Engländern fortgeführt.

chen sie mittags Vikindu. Karl Vieweg läßt auf dem Dorfplatz die Lasten niederlegen und Trinkwasser für seine Leute holen. Den Askari des Akiden beauftragt er, sechs Ersatzträger aus dem Dorf zu stellen, damit sie seine eigenen Träger unterwegs ablösen können. Der beeilt sich geflissentlich, der Anordnung des Weißen, den er für einen Regierungsbeamten hält, nachzukommen.

Währenddessen besucht Karl Vieweg kurz die Schule, um sich einen Eindruck vom Unterricht zu verschaffen. Ein schwarzer Lehrer unterrichtet dort die Jungen aus den umliegenden Dörfern. Es ist eine große Überraschung für Lehrer wie Kinder, daß ein weißer Mann in ihren Schulraum kommt und auch zuhört! An der Wand hängt eine geografische Karte. Der Lehrer ist anfangs etwas nervös, geht dann aber flott voran. Die Kinder passen auf und geben gute Antworten. Dann ist der Unterricht beendet, und alles stürmt nach draußen und läuft schnatternd nach Hause.



Abb. 35: Schule für schwarze Jungen. Für sie besteht nun Schulpflicht.

(Durch die frühzeitige Ausbildung in Schulen der 13 in der Kolonie arbeitenden Missionsgesellschaften und in den zahlreichen Regierungsschulen konnten schon bald Afrikaner als Beamte bei der Eisenbahn, Post und in der Verwaltung eingesetzt werden (siehe Bahnhofsvorsteher Barnabas, S. 33); sie konnten bis zum *akida* aufsteigen, so daß die Selbstverwaltung in den Dörfern gefördert wurde. Die Unterrichtssprache war Kisuaheli; in den weiterführenden Schulen (Realschulen) war die Unterrichtssprache in den oberen Klassen Deutsch.⁶⁴⁾

Die Analphabetenquote nahm rapide ab und fiel bis in die 70er Jahre auf nur 10%. Dies entsprach europäischem Standard und wurde in keinem anderen Land Afrikas erreicht; bis 1994 verschlechterte sich die Quote auf über 30%.⁶⁵⁾

Schon 1924 hatte die US-amerikanische Phelps-Stokes-Kommission bei der Überprüfung der Lage in Tanganyika, dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika, über den Bildungsstand festgestellt, »... daß die Deutschen im Erziehungswesen Wunder vollbracht haben, und daß es lange brauchen wird, bis dies wieder den gleichen Stand erreicht hat. ...«⁶⁶⁾ – Doch nicht nur im schulischen, auch in anderen sozialen Bereichen hatten sich die Deutschen bemüht, die Eingeborenen zu fördern. So rechtfertigte Kolonialminister Winston Churchill 1921 seine hohen finanziellen Zuschüsse für Tanganyika damit, daß sonst, »... England ... nicht die gleiche Wohlfahrt würde geben können, wie sie zur Zeit der deutschen Herrschaft bestanden hat. ...«⁶⁷⁾

Nach halbstündiger Pause läßt Karl Vieweg zu dem 6 km entfernten Vianzi weitermarschieren, das an einem Nebenweg, östlich der Hauptstraße, liegt. Der Weg ist wiederholt von Wasserläufen unterbrochen, durch die er sich hindurchtragen läßt. Seinen Schwarzen macht das nichts aus, sie sind barfuß und kennen es nicht anders. Aber mit Karl Viewegs Schnürstiefeln und Strümpfen und Ledergamaschen bis unters Knie ist das natürlich etwas anderes.

Sie sind dicht vor Vianzi, als im Sand auf dem Weg frische Löwenspuren zu sehen sind. Karl Vieweg läßt sich vorsichtshalber sein Gewehr geben. Unwillkürlich schließt die Safari dichter auf.

64) Dammann, S. 289ff.

65) Mission, 1994.

66) Prager, S. 117.

67) Zache, S. 99ff

Da kommt ihnen noch vor dem Dorf der *jumbe* (Dorfhäuptling) Mbofu mit seinem *karani* (Schreiber), seinem Stellvertreter, und anderen Honoratioren entgegen. Die Nachricht von seiner Ankunft muß ihm also schon vorausgeilert sein. Er erfährt, daß es die Kinder waren, die die Schule in Vikindu um 12 Uhr verlassen haben.

Die üblichen Begrüßungsfloskeln haben sich nach geraumer Zeit erledigt, und man geht gemeinsam weiter bis zum Dorf. Karl Vieweg bekundet reges Interesse für die auf Anordnung des Bezirksamtes von den Eingeborenen angelegten Baumwollpflanzungen, so daß auch dieser *jumbe* ihn für einen Regierungsbeamten hält und mit doppeltem Eifer seiner Anordnung nachkommt, Feuerholz, Wasser und Essen für seine Leute und für ihn zu besorgen. Während seine Mannschaft Hirsemehl zum Kochen bekommt, erhält Karl Vieweg Eier und ein Huhn sowie Kokosnüsse zum Trinken. Koch Juma bereitet alles für ihn zu.

Sie sind heute sieben Stunden in schwüler Hitze marschiert. Es ist 14 Uhr. Das reicht. Hier in Vianzi wird das Nachtlager aufgeschlagen. Morgen will er möglichst bis Kisiju marschieren. Wie weit mag das wohl sein? Er winkt einen der Männer heran, der, nach seiner Bekleidung zu urteilen, schon einmal bei einem Europäer gearbeitet hat. Etwas ängstlich kommt der Mann näher.

„Sag mir, wie weit ist es bis Kisiju?“

„*Hapana, miye* – ich bin es nicht gewesen!“ so beteuert der Schwarze in schlechtem *shenzi*-Kisuaheli, ohne überhaupt richtig hingehört zu haben, was der Weiße ihn fragt. Er denkt wohl, er kriegt mal wieder Hiebe. Blödsinn.

Karl Vieweg fragt jetzt den *karani*, wie weit der Weg etwa sei. Der ist sichtlich stolz, daß der weiße Mann seinen Rat einholt und sagt:

„*Mbali sana* – es ist sehr weit!“

Darauf ein anderer zweifelnd: „*Mbali sana??*“ Und er verbessert seinen Buschkollegen mit

„*Bwana kubwa, si mbali, lakini mbali kidogo, kweli* – großer Herr, es ist nicht mehr sehr weit, aber doch noch ziemlich weit, wahrhaftig!“

Darauf entscheidet der *jumbe*: „*Bwana*, es ist noch weiter!“

Na also, nun weiß er es endlich ganz genau.

Doch noch ein vierter meldet sich zu Wort: »*Tazama hapa – sieh hierher!*« Er ist ein älterer Mann. Er deutet mit der Tabakspfeife in der Hand auf den Himmel. Erst weist er mit dem Arm nach Osten, wo jeden Morgen die Sonne aufgeht. Dann führt er den Arm langsam über Süden hinaus, hält still und sieht zu Karl Vieweg hinüber. Das wäre also am frühen Nachmittag. Eine exakte Auskunft! So ungefähr hat Karl Vieweg auch gedacht.

Abends trifft ein auf dem Marsch von Mohoro nach Dar es Salaam befindlicher Askari beim Lager ein. Er erzählt, daß gestern in Kisiju eine Frau von einem Löwen getötet und teilweise aufgefressen worden sei. Der Askari produziert sich übrigens als geschickter Tierstimmenimitator und unterhält mit seiner Kunst die Leute bis in die Nacht hinein. – Heute ist Himmelfahrt.

Freitag, den 17. Mai 1912. Juma – zu deutsch ‚Freitag‘ – fängt um 5 Uhr an, Kakao und Qäker Oats zu kochen und Rühreier für Karl Vieweg zu machen. Während das Zelt abgebrochen wird, frühstückt der Weiße. – Die Schwarzen essen nichts. Ihr Magen bleibt leer bis zum Nachmittag, wenn für die Nacht gelagert wird. Eine Mahlzeit am Tage reicht ihnen. So sind sie es gewohnt.

Kurz vor 6 Uhr heißt es wieder „*Mzigo juu* – hoch mit den Lasten!“, und ab geht es. Der *jumbe* begleitet die Karawane noch ein Stück. Als er sich verabschiedet, erhält er ein Bakschisch, da das Essen prompt geliefert worden ist und die bestellten Aushilfsträger heute morgen pünktlich zur Stelle gewesen sind.

Nun sind sie wieder auf der Hauptstraße nach Kilwa. Die Telegraphenstangen der Leitung nach Kilwa stehen, wohl um eine Berührung des Drahtes mit den Bäumen rechts und links zu vermeiden, in der Mitte der Straße. Fahrzeuge gibt es hier ohnehin nicht. Die Straße selbst ist eigentlich mehr ein Weg als eine Straße. Wieder stoßen sie auf eine erst wenige Stunden alte Löwenspur. Das Gewehr, das Ali trägt, ist immer geladen. Zur Not hat Karl Vieweg einen Revolver griffbereit im Gürtel. Der Weg kreuzt zweimal den Bach Mbezi, der auf Knüppeln überschritten wird.

Jumbe Mbofu hat bereits gestern abend Karl Viewegs bevorstehendes Eintreffen zu dem Dorf Msolwa (Msorwa) gemeldet. So kommt ihm auch hier der Aufseher einer der Regierung gehörenden Kokospflanzung, Hamis bin Hassan, entgegen und zeigt ihm seinen Ausweis. Er ist ausgestattet vom Bezirksamtman Eggebrecht mit der Eintragung, daß die anwohnenden Eingeborenen die Pflanzung, solange die Palmen noch nicht tragen, unter Aufsicht des Hamis reinzuhalten haben, wofür sie einen Tageslohn von 10 Heller pro Mann erhalten. Mit diesem Lohnniveau, so sagt sich Karl Vieweg, muß er also rechnen, wenn er in dieser Gegend eine Pflanzung gründen will.

Die Leute von Msolwa haben Karl Vieweg nicht so zeitig erwartet und sind noch beim Fegen des Dorfplatzes und der *shauri*-Hütte (*shauri* = Gerichtsverhandlung, Beratung, Besprechung). Die meisten der Männer befinden sich bei den von der Regierung angeordneten Wegearbeiten am Nordeingang des Dorfes.

Karl Vieweg legt eine viertelstündige Rast ein, erhält fünf neue Träger und entläßt die sechs von Vianzi.

Es geht weiter. Der Weg steht stellenweise erneut unter Wasser, so daß er sich wieder tragen lassen muß. Bald darauf ist eine Strecke von mindestens 600 m ohne Unterbrechung überschwemmt. Selbst durch das Wasser zu gehen, ist wegen der Bilharziose-Gefahr zu riskant. Hier wie in vielen anderen Gewässern können sich die Larven winziger Saugwürmer durch die Haut bohren und sich im Körper vermehren, was letztlich zu blutigem Urin, doch nur selten zu chronischen Durchfällen führen kann. Die Schwarzen leben mit dieser Krankheit.

Als nächstes überqueren sie auf einer wohl 75 m langen Knüppelbrücke den Bach Mduzi (Mkoti). Danach wird der Weg sandig, so daß das Gehen immer beschwerlicher wird, zumal die Sonne unbarmherzig herniederbrennt. Bäume gibt es nur vereinzelt. Eine typische Steppenvegetation.

Nun erscheinen *mlala*-Palmen, die ein vorzügliches Material zum Dachdecken liefern. Nach Angabe der Eingeborenen ist der hiesige Preis für eine Last dieser Blätter 5 Pesa = 7 1/2 Heller.

Häufig sieht man bis zu dreiviertel Meter tiefe Gruben, die von den Eingeborenen auf der Suche nach Kopal, einem bernsteinähnlichen fossilen Harz, für den Verkauf aufgewühlt worden sind.⁶⁸⁾

Nach 5 1/4 Stunden anstrengenden Marsches mit nur einer Viertelstunde Pause erreichen sie das Dorf Mpafu. Jumbe Nasoro veranlaßt sofort, daß genügend Essen für Schwarz und Weiß gebracht wird und daß neue Träger zur Verfügung stehen. Während der 1 1/2-stündigen Mittagspause macht Karl Vieweg ein Paket mit den belichteten Glasplatten seiner letzten photographischen Aufnahmen zurecht. Die hier entlassenen Träger aus Msolwa nehmen den Packen bis zu ihrem Dorf mit. Von dort soll Hamis bin Hassan die Photos nach Dar es Salaam zum Photographen Vincenti bringen.

Hinter Mpafu kann man in der Entfernung das Meer sehen. Auch hier wird die Straße häufig von tief einschneidenden Wasserläufen gekreuzt. Es wird in scharfem Tempo marschiert. Koch Juma, der sich gut bewährt, macht weiterhin den Schlußmann und treibt die Säumigen an.

Als sich der Weg nahe dem Meer teilt, wissen sie nicht mehr weiter. Geradeaus führen Bruchstücke einer zerfallenen Knüppelbrücke in das im Wasser einer Lagune stehende Mangrovegebüsch hinein. Der andere Weg führt zu einem bewaldeten Hügel. Was nun?!

68) Im Jahr 1912 wurde Kopal im Wert von 119.718 M nach Deutschland exportiert (Hamann, S. 142). – Es gibt auch rezente Kopalharze von lebenden Kopalbäumen.



Abb. 36: Auf dem Marsch südlich von Vikindu, um geeignetes Land für eine Pflanzung zu finden

Da kommen mehrere Leute aus den Mangroven. Karl Vieweg ruft sie an, um den richtigen Weg zu erfahren. Aber sie trauen der Gruppe mit dem Tropenhelmmann an der Spitze nicht und laufen weg, auf den Hügel zu. Ali sofort hinter ihnen her. Bald darauf kommt er mit einer jungen Frau im Griff zurück. Karl Vieweg eröffnet ihr, sie habe nichts zu befürchten, müsse ihn aber zur Strafe für ihr Weglaufen bis Kisiju führen. Darauf legt ihr Ali die Halskette an, und sie geht, mit Ali voran, den Weg ins Wasser, während Korongo seine Last an den Weg legt und seinen Herrn auf den Rücken nimmt. Das Wasser ist stellenweise über 1 m tief. Erst nach einer Viertelstunde wird der Weg trocken, so daß Karl Vieweg mit den anderen weitergehen kann, während Korongo umkehrt, um seine Last nachzuholen.

Sie passieren Reis- und Maisfelder. Auf ihnen stehen 2 - 4 m hohe Stützen mit kleinen Hütten, von denen aus die Eingeborenen Affen, Vögel, Wildschweine und Flußpferde durch Geschrei oder Steine vertreiben. Manchmal gehen von einer solchen Hütte auch Schnüre zu entfernt stehenden Vogelscheuchen mit Lumpen oder klappernden Tonscherben.



Abb. 37: Durchquerung von sumpfigem Gelände



Abb. 38: Einheimische bei der Reisernte; um Vogelfraß zu vermindern, wird der Reis vorzeitig in Bündeln abgeerntet und bei der Hütte zum Trocknen aufgehängt. Der Boden wird nur grob bearbeitet; von der vorigen Ernte stehen noch Maisstengel auf dem Land.

Schließlich sagt die Frau mit der seltsamen Halskette, daß sich da vorn Kisiju befinde und deutet auf entfernt liegende Hütten. Karl Vieweg ruft einen der Feldwächter heran, der bestätigt, da vorn bei den Palmen sei die Hütte des Jumben Mishee von Kisiju. Darauf wird die Frau entlassen, und Karl Vieweg marschiert mit Ali und Korongo, der wieder Anschluß gewonnen hat, allein weiter. Die übrigen der Safari sind wegen der Beschwerden des Weges etwas zurückgeblieben und kommen langsam nach.

Das Gehen ist eine Strapaze, nur so kann man es bezeichnen; denn der Boden besteht aus losem Sand. Alle sind ermüdet. Aber Karl Vieweg möchte nicht hier außerhalb des Dorfes beim Jumben, sondern beim Akiden direkt in Kisiju lagern. So haben sie noch eine weitere 3/4 Stunde Marsch vor sich, jetzt aber immer im Schatten von Kokospalmen und schließlich auch unter hohen Mangobäumen.

Endlich haben sie Kisiju erreicht.

Der Ort Kisiju hat für Karl Vieweg einen etwas bitteren Beigeschmack. Während des Araberaufstandes 1888 – 1890 hatte sich ein Rebellenhaufen unter ihrem Anführer, dem Beludschon-Jemadar Safiri, nach Kisiju zurückgezogen. Zuvor hatte die Gruppe die Benediktiner-Mission bei Pugu (65 km nordwestl. von hier) überfallen und die beiden Brüder und die Schwester skrupellos ermordet. In Kisiju fanden die Aufrührer volle Unterstützung durch den Akiden Matari, der allen *kafirs*, den Ungläubigen, Schwarzen wie Weißen, den Kampf angesagt hatte. Von Kisiju aus terrorisierten die beiden auch das Hinterland mit dem Stamm der Wandengeroko und machten deren Frauen und Kinder zu Sklaven nach dem frommen Grundsatz »... du sollst den Ungläubigen zu deinem Knecht machen! ...«, wie im Koran klar und deutlich geschrieben steht. Safiri und Freund Matari baumelten später am Strick.

Während des Aufstandes wurde neben Dar es Salaam auch Bagamoyo von den Aufständischen eingeschlossen und heftig berannt. Der Ort wäre möglicherweise gefallen, wenn es nicht dem Pater Bauer von der nahen französischen Missionsstation der Schwarzen Väter – Frankreich hielt sich neutral – immer wieder gelungen wäre, Nachrichten zu den Eingeschlossenen durchzuschleusen. Wie überliefert wurde, stand auf einem seiner Zettel zu lesen: »Achtung, die Schweinehunde werden diese Nacht wieder angreifen!«⁶⁹⁾ Fürwahr, das war doch noch christliche Nächstenliebe!

69) Schmidt, 1892.

All dies geht Karl Vieweg durch den Kopf. Aber man soll sich nicht von alten Zeiten beeindruckt lassen. Das liegt schließlich schon lange zurück.

Rechts und links am Wege stehen dicht nebeneinander über ein Dutzend Inderdukas (Inder-Kramläden). Die ungeliebten Inder scheinen auch hier brillante Geschäfte zu machen! Auf der Straße wird Kopra, das Fruchtfleisch der Kokosnuß, getrocknet. Sie macht sich schon von weitem durch den Geruch bemerkbar, der sich mit dem Gestank von Trockenfisch, billigen indischen und Eingeborenen-Parfums, Sesamöl und anderen Wohlgerüchen Arabiens mischt. Am Ende der Straße stehen die Hütte des Akiden, die Schule und ein unbewohntes, aber gut erhaltenes Gebäude, in dem sich auf Safari befindliche Eingeborene, die hier nächtigen wollen, einquartieren können.

Auf einem großen, freien Platz davor unter Mango- und Mikungubäumen läßt Karl Vieweg das Zelt aufschlagen, nachdem um 17.15 Uhr auch Juma mit den anderen eingetroffen ist. Der Akide Bofu ist noch nicht da, „ist noch irgendwo“, so heißt es. Sein Karani läßt zunächst Wasser, Feuerholz, Kokosnüsse, Eier, Huhn und Milch von einer Kuhherde heranschaffen und Essen für die Träger kochen.

Währenddessen macht Karl Vieweg einen kurzen Erkundungsgang in die Umgebung. Dicht beim Dorf sieht er eine größere Rinderherde, sieht auch eine Anzahl fremdartiger Hütten. Er fragt und erfährt, daß hier Wasukuma aus der Gegend des Victoria-Sees wohnen. Sie seien aus irgendeinem Grund von den Deutschen hierher verbannt worden, durften aber ihre Rinderherde mitnehmen.

(Später erfährt er, daß diese Wasukuma aus der Gegend des Victoria-Sees während des Maji-Maji-Aufstandes vor sieben Jahren zwangsgesiedelt worden waren, weil sie als unsichere Kandidaten galten und der Aufstand sich sonst möglicherweise bis zum Victoria-See ausgedehnt hätte.)

Als Karl Vieweg um 18.15 Uhr von seinem Erkundungsgang zurückkehrt, um zu Mittag und gleichzeitig zu Abend zu essen, ist der Akide Bofu da und hat sich doch einfach auf Karl Viewegs Stuhl vor dem Zelt niedergelassen! Überhaupt ist sein Auftreten sehr selbstbewußt, um nicht zu sagen ungebührlich. Ist er etwa noch einer von der alten Garde der Oppositionellen aus dem Araberaufstand? Oder vom Maji-Maji-Aufstand? Kann man ihm trauen?? – Als der Akide Karl Vieweg kommen sieht, steht er allerdings sofort auf. Er wollte wohl vor seinen Leuten nur demonstrieren, was er alles darf oder kann!

Etwas verärgert schickt ihn Karl Vieweg zunächst wieder weg, damit er sich um das Essen der Träger kümmere. Bofu reicht diese Aufgabe an seinen Askari weiter. Der hört auf den Namen Baruti (Schießpulver). Karl

Vieweg fragt den Askari später, wieso er diesen Namen erhalten habe. Als Kind, so erzählt der Mann, habe er anders geheißsen. Er sei geraubt worden und sollte als Sklave verkauft werden. Er sei aber wieder freigekommen, als man dem Araber Schießpulver geliefert habe. Daher sein Name, auf den er sehr stolz ist.

Nach einer Weile läßt Karl Vieweg Bofu rufen und erfährt von ihm, wo für Kautschuk geeignetes Land liegen könnte. Er berichtet ihm auch von dem Angriff eines Löwen in den letzten Tagen. Das war wohl der, von dem gestern der Askari gesprochen hatte. Bofu scheint recht froh darüber zu sein, daß der Löwe nur eine Frau und nicht eines seiner Rinder geholt hat. Er ergänzt dazu mit einer Maasai-Weisheit,⁷⁰⁾ die er von seinen Wasukuma gelernt hat:

»Ndovok endasat oltunani, ndovua engiten moruo! – Du rettetest eine Frau, rette doch lieber eine Kuh!«

Abends weht eine heftige Brise vom Meer her.

Sonnabend, den 18. Mai 1912. Der Tag wird für die Träger als Ruhetag angesetzt. Karl Vieweg selbst bricht nach dem Frühstück um 7.30 Uhr auf, zusammen mit dem Askari des Akiden und Omari, der Kompaß und Stativ trägt. Sie marschieren auf der Straße in Richtung Mkamba. Zunächst passieren sie ausgedehnte Reisfelder, unterbrochen von etwas Baumwolle, die auf Veranlassung des Gouverneurs angebaut werden muß, um den Export anzukurbeln.

Sie begegnen mehrmals Leuten, die Lebensmittel, Kopra oder auch wertvolle Lasten mit dem wildwachsenden Lianenkautschuk nach Kisiju bringen. Dafür tauschen sie sich vor allem getrockneten Haifisch und *nguru* (eine Fischart) ein. Sie sind meist mit Speeren bewaffnet und geben als Grund Löwengefahr an.

Nach etwa 3/4stündigem Marsch beginnt zu beiden Seiten des Weges ehemaliges Ackerland der Eingeborenen mit wieder hochgewachsenem Sekundärwald, der schon 10 – 15 Jahre alt sein könnte. Dieses Land dürfte wohl Reichart gemeint haben, als er von Land sprach, das für die Anlage einer Pflanzung geeignet sei. Karl Vieweg verfolgt einige Wildpfade nach rechts und links 100 – 200 m weit, läßt einen halben Meter tiefe Löcher graben, findet den Boden aber zu sandig für Kautschuk.

Frische Flußpferd- und Löwenspuren sind überall zu sehen, auf der Straße wie auf den Pfaden.

70) ‚Maasai‘ und nicht ‚Masai‘ oder ‚Massai‘ ist die anerkannte Schreibweise.

Als sie sich dem Ruvute-Bach (Luhute) nähern, beginnt der Hochwald, also Primärwald. Hier ist der Boden zwar geeigneter, doch insgesamt würden es nicht mehr als 20 ha sein, die sich hier roden ließen. Zu wenig für eine Pflanzung. An einer Stelle stehen hohe Mango- und andere Frucht-bäume sowie Kokospalmen, also ein Zeichen, daß sich hier früher einmal ein Dorf befunden hat.

Er sucht weiter.

Es ist schwül. Die Sonne brennt. Auf der anderen Seite des Ruvute ist es zunächst sumpfig, dann kommt wieder Hochwald, nach 1 km lichter Busch, dann sandige Grasstrecken. In den Zweigen turnen Affen aufgeregt schwatzend herum und sehen den drei Fremdlingen neugierig nach.

Nach dreistündigem schweißtreibendem und vergeblichem Suchen erreichen sie das Dorf Sangasanga. Jumbe Msemakweli bewirtet die Durstigen sofort mit Kokosnüssen und Apfelsinen. Karl Vieweg fragt den Jumbe nach den Verhältnissen in der Umgebung aus. Nach einer halbstündigen Rast erneuert Aufbruch Richtung Süden. Doch ebenfalls vergebens. Er findet nichts Geeignetes. Nach zwei Stunden sind sie wieder zurück in Sangasanga.

Dieses Mal wendet sich Karl Vieweg an einen anderen Mann, um Auskunft über geeignetes Land zu erhalten. Auf dessen Rat hin marschieren sie in eine andere Richtung. Karl Vieweg geht mit dem Haumesser voran in den Busch, steigt auch mehrmals auf hohe Bäume und hält von dort aus Umschau, wobei Jacke und Hose nicht besser werden. Nichts ist zu sehen, was für eine Pflanzung in Frage käme.

Er ist von dem bisher gesehenen Land ziemlich enttäuscht. Nach Reicharts Schilderung hatte er brillianten Kautschukboden in der Nähe des Meeres erwartet, also billige Frachtenbeförderung von und nach Dar es Salaam. Statt dessen gibt es nur Sand mit geringer Lehmbeimischung. Er hofft, noch besseres Land irgendwo auf dem Rückweg nach Dar es Salaam zu finden, natürlich auf einem anderen Weg als auf dem Hinweg.

Er geht also zügig wieder nach Kisiju zurück, wobei die beiden Schwarzen kaum mithalten können. Gegen 15.30 Uhr ist er dort. Koch Juma hat das Essen bereits vorbereitet. Karl Vieweg ißt und macht danach einen Rundgang durchs Dorf, um sich umzuhören und noch mehr Informationen zu bekommen.

Sonntag, den 19. Mai 1912. Eine Hyäne hat während der Nacht versucht, seine Kochkiste wegzuschleppen, in der etwas Eßbares aufbewahrt ist. Einer der Träger wachte dabei auf und verscheuchte das Tier. Das Zelt wird abgebrochen, die Lasten werden gepackt, und um 6 Uhr ist Abmarsch. Es geht zunächst landeinwärts auf dem gestrigen Weg nach Sangasanga. Da

heute nacht ein Regenschauer niedergegangen ist, haben sich auf dem Weg deutlich frische Spuren abgedrückt, vor allem Flußpferd- und Löwen-spuren.

Karl Vieweg geht der Karawane etwas voraus. Kurz vor Sangasanga passiert er ein in Straßennähe liegendes Brunnenloch, beachtet es aber nicht weiter. Da hört er plötzlich von den nachfolgenden Leuten hinter sich Geschrei und Rufen. Er dreht sich um und sieht, wie die Träger ihre Lasten wegwerfen und aufgeregt Richtung Brunnenloch zeigen. Dort ist in etwa 50 m Entfernung etwas Gelbbraunliches zu erkennen – ein Löwe!

Einige Frauen, die in der angegebenen Richtung in einem Hirsefeld arbeiten, laufen kreischend davon.



Abb. 39: Karl Vieweg passiert auf 20 m Entfernung einen Löwen, ohne ihn bemerkt zu haben

Nach Angabe der Leute habe sich der Löwe, als die Safari vorbeizog, dicht am Brunnen aus dem Grase erhoben, zur Safari hinübergeschaut und sei langsam abgetrabt. Karl Vieweg muß in einer Entfernung von höchstens 20 m an ihm vorbeigegangen sein, ohne ihn im Gras zu bemerken. Sein Gewehr hatte er nicht bei sich, das trug Juma, 20 m weiter zurück. Offensichtlich war der Löwe nicht hungrig gewesen und hatte sich durch die Safari gestört gefühlt.

In Sangasanga wird eine 3/4 Stunde Pause gemacht. Karl Vieweg nimmt vier neue Aushilfsträger und marschiert mit seiner Safari in nördlicher Richtung weiter. Auf einer Knüppelbrücke wird der Ruvute überschritten. Regenschauer. Am Dorf Sotele vorbei. Ein steinernes Araber-Grabdenkmal am Wege.

Bald steigt das Gelände zu einem Hügel an, der Boden wird rötlicher, lehmiger, also besser! Sehr gut. Das will er sich morgen noch etwas genauer ansehen!

Zunächst aber marschieren sie weiter, über den Hügel hinweg bis zu dem Dorf Mingombe. Dort schlägt er mittags sein Lager auf. Jumba Mdumba bin Jusuf und sein Unterjumba aus dem Nachbardorf Kokobo erscheinen mit weiteren Leuten zum *shauri*, weil sie Karl Vieweg für einen Regierungsbeamten halten, der jetzt irgendetwas bekannt geben oder besprechen will. Doch dieser Regierungsbeamte bestellt nur Essen bei ihnen und sechs Männer für morgen früh und schickt sie alle wieder weg. Da es etwas regnet und er Leibschmerzen hat, wird heute nichts mehr unternommen.

Vorher hat der Jumba ihn noch eingeladen, statt im Zelt doch in ihrem Rasthaus, der Gasthütte, zu übernachten. Aber er hat dankend abgelehnt. Er weiß von schlimmen Erfahrungen anderer mit derartigen Nachtquartieren. Zu leicht kann man sich in ihnen mit dem Rückfallfieber infizieren, einer Erkrankung, die man früher für Malaria oder Typhus hielt, die aber durch Übertragung von Spirochäten durch den Zeckenbiß verursacht wird. Diese Zeckenart hält sich im trockenen Boden auf, besonders gern in Hütten. Die Tierchen kommen heraus, wenn sie ein Opfer in der Nähe spüren. Die Rasthäuser längs der großen Karawanenstraßen sind von diesen Krankheitserregern verseucht, das weiß jeder. Wenn man dort wirklich nächtigen muß, dann nur in Hängematten. Und jeder weiß auch, daß es ein Heilmittel gegen die Krankheit nicht gibt.⁷¹⁾

Montag, den 20. Mai 1912. Statt der verlangten sechs kommen etwa 40 Männer aus Kokobo und Mingombe. Karl Vieweg bricht das Lager ab und verlegt es auf die Höhe des gestern passiert Hügels. Das Zelt steht unter hohen Mangobäumen dicht neben alten überdachten Eingeborenengräbern.

Als alles fertig aufgebaut ist, erfährt Karl Vieweg zufällig, daß sein Zeltplatz genau auf der Grenzlinie zwischen den Dörfern Sotele und Mingombe liegt. Sein Zelt steht noch auf Sotelegebiet, während die Köchstelle

71) Das arsenhaltige Heilmittel Salvarsan gegen u.a. die Erreger des Rückfallfiebers, der Bilharziose und der Syphilis war gerade erst entdeckt und noch nicht auf dem Markt.

und der Lagerplatz seiner Leute zu Mingombe gehören! Er notiert in sein Tagebuch, daß es doch sehr interessant sei, wie genau die Grenzen zwischen den Dörfern genommen werden. Die Folge ist, daß ihn beide Jumbe abwechselnd mit Essen beliefern.

Jumbe Genda von Sotele und Jumbe Mdumba meinen sogar, daß es zu gefährlich sei, hier im Busch zu nächtigen, es gebe hier viele Löwen und Leoparden. Deshalb wollten sie auch beide abwechselnd nachts vor seinem Zelt wachen. Karl Vieweg ist das nur recht, und er bedankt sich bei den beiden.

Als nächstes läßt er durch die bereitstehenden Männer eine schmale Schneise durch den Urwald schlagen, um Größe und Beschaffenheit des für eine Kautschukpflanzung geeigneten Landes festzustellen. Die Leute, die sehr willig sind und sich in weit größerer Zahl freiwillig zur Arbeit anbieten, als er beschäftigen kann, gehören zu dem Stamm der Wanyagatwa und Wandengereko, allerdings mit Wazaramo gemischt. Auch äußerlich machen sie einen günstigeren Eindruck als die Wazaramo im Raum Kifulu-Dar es Salaam. Die Gebiete dieser Volksstämme grenzen hier aneinander.

Die Leute singen bei der Arbeit, so wie es auch die Träger unterwegs oft tun. Boy Ali fragt seinen Herrn etwas verschmitzt, aber zugleich auch vorsichtig, ob er verstanden habe, was die Leute immer wieder singen. Nein, er habe nicht hingehört.

Nunmehr aber paßt er auf. Wieder singen die Leute. Ein Vorsänger erzählt von der schweren Arbeit, die sie gerade verrichten – und der Chor fällt bestätigend ein. – Schön und gut, was soll da schon Besonderes dran sein. – Erneut setzt der Vorsänger an, singt wieder von der schweren Arbeit (*kazi mbaya*) und dem langen Tag. Er singt weiter. Er singt von dem märchenhaften *bakschischi*, das der *bwana ulaya*, der Herr aus Europa (genauer: der Herr aus dem Wunderland), ihnen heute abend dafür geben werde – und laut echot die Masse ihm alles nach. Das also war der Clou! Karl Vieweg tut so, als ob er nicht hingehört habe, muß aber innerlich schmunzeln.

Abends bei Mondschein gegen 19.30 Uhr kommt tatsächlich Jumbe Genda von Sotele mit einigen Männern, um ihn zu beschützen. Vier von ihnen haben Vorderlader. Die übrigen tragen Speere. Sie haben ihre aus Ried geflochtenen Schlafmatten mitgebracht und lagern direkt vor seinem Zelt. – Nachts Leopardengebrüll aus verschiedenen Richtungen.

Dienstag, den 21. Mai 1912. Neben der gestern begonnenen Schneise läßt er heute noch eine zweite schlagen. Die 16 Männer arbeiten neun Stunden

lang ohne Unterbrechung. Dann aber ist Schluß für heute, und es wird gegessen. Die Verpflegung hat Jumbe Genda besorgt. Jeder Arbeiter erhält für den heutigen Tag 30 Heller. Das ist ungewöhnlich viel und wirklich ein märchenhaftes *bakschischi*.

Nach dem Essen geht Karl Vieweg mit Genda zu dessen Dorf, gewissermaßen um einen Gegenbesuch abzustatten, aber gleichzeitig auch, um die Leute kennenzulernen, die möglicherweise seine künftigen Nachbarn werden könnten. Natürlich auch aus rein ethnologischem Interesse. Das Dorf besteht aus nur 15 – 20 sehr weit auseinanderliegenden Hütten. Früher, vor der großen Hungersnot, so erläutert Genda, seien es viermal so viel gewesen.

Karl Vieweg bemerkt ringsum nur noch wenige der alten Kokospalmen, die sonst ein Dorf ausfüllen. Die meisten der Palmen sind damals gefällt worden, um das Herz herauszuschneiden und zu essen. Es sind inzwischen viele Palmen neu gepflanzt worden.

(Große Hungersnöte hatte es 1895, 1897 und 1898 sowie 1906 gegeben. Letztere war als Folge der Verwüstungen während des Maji-Maji-Aufstandes 1905/06 entstanden.)

Abends, rechtzeitig vor Einbruch der Dunkelheit, ist Karl Vieweg wieder zurück beim Zelt. Seine Leute haben sich am Lagerfeuer niedergelassen und erzählen. Er selbst sitzt bei der Petroleumlampe im offenen Zelt unter dem Moskitonetz und schreibt.

Ihm geht noch einmal der Maji-Maji-Aufstand durch den Kopf. Da war es dem Zaubermeister und Propheten Kinjiktile im unteren Rufiji-Gebiet gelungen, dem Volk vorzugaukeln, durch sein Zauberwasser würden die Leute immun gegen die Kugeln der Weißen. Anderen, die kein Zauberwasser erhalten konnten, war gesagt worden, die meterlangen Hirsestengel, die sie auf die Weißen richten sollten, würden wie Flinten wirken, und aus den Gewehren der Weißen werde nur Wasser tropfen. Der ganze Süden des Landes geriet so in Aufruhr. Anlaß war die Unzufriedenheit über verschiedene verordnete Maßnahmen wie Wegebau oder Anbau von Baumwolle und anderen Kulturen für den Export. – Der Aufstand wurde niedergeschlagen, Kinjiktile gehenkt.⁷²⁾

72) Kinjiktile wollte die schwarzen Stämme vereinen und verkündete einen Gottesstaat der Schwarzen auf Erden (Nuhn, S. 21). Der Prophet wird heute in Tanzania als *source of inspiration for the great uprising* verehrt (Gwassa, S. 215). Rebellen im Kongo glaubten noch um 1960 an die von Kinjiktile verbreitete Mär, daß sich die Gewehrkugeln des weißen Gegners beim Abschluß in Wasser verwandeln würden (Miller, S. 13).

Um 20 Uhr kommt tatsächlich wieder Jumbe Genda mit schwerbewaffnetem Gefolge und plaziert sich für die kommende Nacht in der Nähe des Zeltes.

Mittwoch, den 22. Mai 1912. Als Karl Vieweg am Morgen aus seinem Zelt tritt, nähert sich ihm Jumbe Genda, der bereits auf ihn gewartet hat. Voller Eifer meldet er – mehr mit den Armen als mit dem Mund –, daß er und seine Mannen heute nacht einen Leoparden verjagt hätten und zeigt Karl Vieweg stolz die Spur, die bis auf 30 – 35 m an sein Zelt herankommt.

Ob sie ihn wirklich verjagt hätten??

Aber natürlich!

Karl Vieweg denkt sich seinen Teil. Dann wäre er doch bei dem entstandenen Geschrei aufgewacht, ebenso seine Träger und Juma, die auch nichts gehört hatten! Und ohne Geschrei und Lärm wäre da nichts gegangen! – Jumbe Genda ist stolz auf seine große Tat; es war also richtig gewesen, den weißen Mann mit seinen Leuten zu schützen! Und noch stolzer ist er, als sich Karl Vieweg bei ihm für seine Aufmerksamkeit und Hilfe bedankt.

Nun läßt Karl Vieweg wieder Schneisen schlagen und erneut Löcher in den Boden graben, um dessen Qualität und Tiefgründigkeit festzustellen.

Mittags kommt er zu dem Ergebnis, daß hier im besten Fall nur 50 – 60 ha zusammenhängendes Kautschukland zu gewinnen sind. Das ist zu wenig. Er benötigt 100 ha oder mehr. So bricht er schweren Herzens die Aktion ab, läßt die Leute von der Arbeit zurückrufen und zahlt sie aus.

Er ist nicht sehr glücklich.

Am Nachmittag versucht er es doch noch einmal und macht in einer anderen Richtung einen Erkundungsgang in Begleitung von Sefu und einem ortskundigen Mnyagatwa-Mann. Nach mehreren Kilometern ersteigt er einen Baum, später noch zweimal, um über dem Urwald Ausschau zu halten, geht dann noch weiter bis über Kokobo hinaus, findet aber auch dort keine zusammenhängende Fläche in der erforderlichen Größe.

Müde gibt er die Suche endgültig auf.

Gegen 19.45 Uhr ist er bei Mondschein wieder zurück im Lager und weist seine Leute an, daß morgen abmarschiert wird. Dann endlich kann er sich erschöpft in seinen Langstuhl fallen lassen.

Da treffen die beiden Jumben Genda und Mdumba mit ihrem Gefolge ein, um die Wache zu übernehmen.

Karl Vieweg erstaunt: „Wollt ihr beide wachen –?“

„*Ndio, bwana* – Ja, Herr. Wir wollen gemeinsam wachen, wegen der Leoparden!“

Bei dieser Gelegenheit erfahren sie, daß der weiße Herr sie morgen wieder verlassen will.

Wie?! Morgen schon? –?

Die beiden wechseln ein paar Worte in ihrer Sprache. Dann bitten sie ihn, noch heute abend vor seinem Zelt eine *ngoma* (Tanz mit Trommeln und Gesang) abhalten zu dürfen. Karl Vieweg kann diese Ehre natürlich nicht zurückweisen, auch wenn er nach den Strapazen des Tages noch so müde ist. Also gut. Er freut sich und dankt seinen beiden Häuptlingen für das angesagte Fest.

Darauf schickt Mdumba einen Boten zu seinem ziemlich entfernten Dorf, um die Tänzer und die Musikkapelle zu holen. Kurz vor 23 Uhr sind sie da. Karl Vieweg ist längst eingeschlafen und wird nun aus tiefstem Schlaf geweckt: Tänzer, Trommeln, Schreien, Heulen, der Rummel geht los! Und das in nächster Nähe vor seinem Zelt! Schlaftrunken muß er wohl oder übel wieder aufstehen und zusehen.

Er tritt aus dem Zelt. Sofort wird der Krach noch ärger. Rechts und links und noch weiter hinten sind Feuer angefacht und beleuchten schemenhaft die Szene. Mehrere Männer haben Metallbecken und schlagen darauf den Takt, dazu quietschen schalmeienartige Flöten. Die dunklen Gestalten tanzen und stampfen im Takt. Zuckende Körper. Einer wirft einen Ast in das nächste Feuer, so daß die Funken stieben. Es ist wildromantisch.

Doch der künftige Pflanzler ist zum Umfallen müde und hat nichts mehr für romantische Tanzereien übrig. Nach fünf Minuten versichert er dem Mdumba, daß er gerührt sei und den Tanz und die Musik ganz ausgezeichnet finde. Der ist daraufhin ebenfalls gerührt und verspricht, daß seine Leute bis zum Morgen durchtanzen werden.

Auch das noch!

Freundlich lächelnd verschwindet der Geplagte wieder in seinem Zelt, fällt in Halbschlaf. Meist ist er weit weg, registriert manches schemenhaft. Dann reißt ihn eine Jaulsalve in die Wirklichkeit zurück.

Er macht die Kerze an, sieht zur Uhr. Es ist 0.30 Uhr. So kann es nicht weitergehen!

Deshalb tritt er erneut vor das Zelt, lobt alle Anwesenden und läßt sie wissen, daß sie das Tanzfest leider beenden müßten, denn er und seine Träger hätten am Morgen einen langen Tag vor sich. Die beiden Jumben sehen das ein.

Bald darauf verschwinden die Tänzer und die Musikanten wieder im Dunkel der Nacht genauso wie die Mondsichel hinter der Urwaldwand. Zurück bleibt eine Urwaldidylle mit verglimmenden Feuern, Zelt, Begleitung und schlafenden Wächtern.

Donnerstag, den 23. Mai 1912. Noch im Dunkeln wird das Zelt abgebrochen. Währenddessen frühstückt Karl Vieweg. Die Reserveträger sind voll-

ständig zur Stelle. Um 5.45 Uhr marschiert die Safari ab, durch Kokobo und vorbei an Kitomondo in Richtung Ngarambe.

Bei Kitomondo an der Wegkreuzung sollten eigentlich frische Träger bereitstehen, wie er gestern durch einen Boten hatte wissen lassen. Doch weit und breit ist kein Träger zu sehen, und auch der als recht wohlbeleibt beschriebene Jumbo Mwanzi läßt sich nicht blicken. Der Jumbo hat nämlich nicht erwartet, daß Karl Vieweg schon so früh auftaucht. Er wußte, daß für den Weißen am letzten Abend in Mingombe ein Tanz veranstaltet werden sollte. Dann würde der Herr am nächsten Morgen natürlich schrecklich müde sein. Doch nun ist es ganz anders gekommen!

Karl Vieweg läßt die Safari mit Juma in unverändertem Tempo weitermarschieren, während er selbst zusammen mit Sefu auf den Seitenweg ins Dorf abbiegt und plötzlich vor der Hütte des Jumben erscheint.

Der zuckt, wie von einem bösen Geist getroffen, zusammen, als er so unerwartet von hinten angesprochen wird. Er sieht den Weißen entgeistert an, ahnt Schlimmes, Hiebe oder ähnliches.

Karl Vieweg eröffnet ihm kurz, daß er, Jumbo Mwanzi, die Safari so lange begleiten und nicht eher entlassen wird, bis die bestellten sechs Träger eingetroffen sind. Das paßt dem Dicken überhaupt nicht in seinen Ruhetag, doch unter Sefus Bewachung muß er wohl oder übel Karl Viewegs Geschwindigkeit folgen, um die Safari wieder einzuholen. Die Frau des Jumben hat das alles aus dem Hintergrund mitbekommen und macht jetzt die sechs Männer in dem weit auseinandergelegenen Dorf mobil, um ihren Gatten möglichst rasch auszulösen.

Die sechs Schwarzen fallen natürlich aus allen Wolken, als sie hören, daß der gestrenge Herr schon ihr Dorf passiert und ihren Jumben als Pfand mitgenommen habe. Da sie ihren Jumben und seinen Zorn zur Genüge kennen, beeilen sie sich, ihm so schnell wie möglich die Haft zu verkürzen.

Karl Vieweg und sein neuer Begleiter haben die Safari längst eingeholt, als die sechs Träger nacheinander eintreffen und sogleich ihre Lasten erhalten, der letzte kurz vor dem Dorf Ngarambe.

Dann entläßt Karl Vieweg den ganz außer Atem geratenen Jumben. Der schwört, seine sechs Leute, die ihm diese ungewohnte körperliche Übung verschafft haben, hart zu bestrafen, und grimmig besiegelt er:

«Kuma mayo: Tume haki! Baba yangu! Walabi! – Bei der Scheide meiner Mutter: Den Trägern ihre zustehende Gerechtigkeit! Bei meinem Vater! Bei Allah!«

In Ngarambe wird eine halbe Stunde Pause gemacht. Absprachegemäß werden die sechs Träger entlassen, und nur mit den eigenen geht es weiter. Sie ziehen vorbei an der Niederlassung des Arabers Salimini – einem alten

Sklavenhandelsplatz –, und weiter auf einer Knüppelbrücke über den Mbezi. Am Ufer Löwenspuren.

In Kikumbo kurze Trinkwasserpause. 11.15 Uhr Weitermarsch mit sechs neuen Trägern. Jumbo Salehe kommt gerade vom Feld nach Hause, als die Safari schon wieder aufbricht. So kann er nur noch gute Wünsche zurufen.

Der Weg steigt an. Die Sonne brennt wie jeden Tag unbarmherzig. Sie erreichen das auf einem Berg gelegene Dorf Kikamba mit vielen alten Kokospalmen. Im Schatten der Palmen zu marschieren, ist eine Erholung. In ununterbrochenem Marsch geht es weiter. Sie durchqueren die Dörfer Tope, Mpera und Kisemvule, bis sie nach 3 1/2 Stunden Vikindu erreichen und das Zelt aufschlagen. Hier in Vikindu waren sie vor einer Woche gewesen.

Der Akide Kawambwa (Kauamba), der von Karl Viewegs Ankunft durch einen Boten vorzeitig informiert ist, läßt Essen reichlich und auch pünktlich liefern. Die Leute erhalten sogar Tee mit Zucker. Kawambwa, dessen Vorfahren bis zur deutschen Herrschaft einen großen Teil der Landschaft Uzaramo als Sultane beherrscht hatten, ist ein älterer, würdevoller Mann mit Vollbart, bei allem Selbstbewußtsein sympathisch und macht einen patriarchalischen Eindruck. Während des Araberaufstandes 1888/89 verweigerte er die Teilnahme an den Kämpfen auf Seiten der Aufständischen und wurde dafür zur Belohnung als Akide für das Vikindu-Gebiet eingesetzt.

(Sein Vater, der Sultan Kasangali Kahambua, hatte 1885, nachdem Dr. Carl Peters nach den ersten Landerwerbungen wieder nach Deutschland abgereist war, den Schutzvertrag über die Landschaft Uzaramo abgeschlossen. Unterzeichner auf deutscher Seite war Rochus Schmidt im Auftrag der D.O.A.G.)⁷³⁾

Freitag, den 24. Mai 1912. Von nun an geht es auf demselben Weg wie vor einer Woche zurück. In Kipala sind Leute beim Haus des Askari Selemani mit der Anfertigung eines Sarges beschäftigt. Fragende Blicke von Karl Vieweg. Er erfährt von einem der Leute, daß die junge Frau des Selemani gestorben sei. Auffallend ist, daß der Mann vermeidet, den Namen der Verstorbenen auszusprechen; er umschreibt ihren Namen. Sie ist erst seit wenigen Stunden tot, vermutlich durch Malaria.

Karl Vieweg ist sichtlich betroffen. Noch vor einer Woche, als er hier war, hatte sie ihn hilfsbereit mit Essen versorgt und ihm eine Kokosnuß

73) Schmidt, 1922.

zum Trinken gereicht. – Nun versucht er, dem verzweifelten Selemani Beistand zu leisten und tröstet ihn.

Es ist Allahs Wille. *Alhamdulillah*.

Vor dem Weitermarsch gibt Karl Vieweg dem Askari noch ein Bakschisch für das *sana*, das Leichentuch.

Die Safari zieht weiter. – Der Tod der jungen Frau beschäftigt ihn noch stark. Im Gespräch mit Juma erfährt er den Grund, weshalb der Mann vorhin nicht den Namen der Frau aussprechen wollte. Karl Vieweg ahnte es schon; spricht man den Namen eines Verstorbenen aus, so wird der Geist des Toten Unheil über den Betreffenden bringen! So etwas hat er doch schon einmal gehört – ? Er erinnert sich: In der Südsee auf den Witu-Inseln war es genauso gewesen. Nun erfährt er die gleiche Geisterfurcht in einem ganz anderen Teil der Erde!

Wie schnell doch das Ende kommen kann. Wie oft hat er selbst schon schlimme Malariaanfalle gehabt! Nicht immer geht es so glimpflich ab wie vor einem halben Jahr bei seiner Gehirnmalaria mit dem nächtlichen Strandspaziergang im Nachthemd. Sehr wahrscheinlich hatte Selemanis Frau, wie fast alle Einheimischen, keine Malaria-Prophylaxe genommen. Daher ist auch die Kindersterblichkeit sehr hoch. Innerhalb der ersten fünf Lebensjahre stirbt mehr als die Hälfte der Kinder. Wer überlebt, ist bis zu einem gewissen Grade gegen Malaria gefeit. Die Krankheit, so hat er in Dar es Salaam im Hospital gelernt, führt aber bei vielen zu chronischer Blutarmut und somit zur Anfälligkeit für andere Erkrankungen.

Immer wieder ist ihm auf dieser Reise bei den Kindern aufgefallen, daß sie dicke Bäuche haben, eine Erscheinung, die auf Eiweißmangel oder auch auf eine geschwollene Leber und Milz durch Malaria schließen läßt. In den ersten beiden Lebensjahren bekommen die Kinder genug Eiweiß, weil sie so lange gestillt werden. Danach ist die Mutter wieder schwanger, und das Kind wird nun von der Großmutter versorgt. Das bedeutet satt Ernährung mit Mais- oder Hirsebrei, aber wenig Gemüse und somit kaum Eiweiß.

Die letzten Stunden auf dem Marsch nach Dar es Salaam bis zur Firma Stefens geht Karl Vieweg zusammen mit Ali allein voraus. Die Safari unter Führung von Juma trifft erst drei Stunden später ein.

Wo sie so lange geblieben seien?

Sie hätten den Weg verfehlt!

Er kennt seine Leute. Eine andere Antwort hat er nicht erwartet.

Seine so hoffnungsvoll begonnene Safari zur Suche nach Land für eine eigene Pflanzung ist damit zunächst beendet. Er ist zwar nicht deprimiert, aber nicht gerade in bester Stimmung. Es müßte doch irgendwo genug geeignetes Land für ihn geben! Er muß eben weiter suchen!

Brauerei Schultz,

Daressalam

kauft Bierflaschen,

wenn gut in Strohhüllen und Kisten verpackt, für **sechs Heller per Stück**, loco Daressalam.

Bierflaschen unverpackt, mit der Bahn per Wagenladung nach hier gesandt, nehme zu **sechs Heller pro Stück**, loco Bahnhof Daressalam.

Bierflaschen, welche von den Kistenplätzen kommen, vergüte, wie bisher, mit **fünf Heller** und zahle die Dampferfracht.

Am späten Nachmittag trifft er sich mit verschiedenen Bekannten (Meyer, Enke, Tiedemann) und spricht erneut mit ihnen über sein Vorhaben. Zunächst sitzen sie beim Dämmerstopp im Garten der Brauerei Schultz, wo die Askari-Kapelle spielt, später im Hotel ‚Burger‘.

Sonnabend, den 25. Mai 1912. Vormittags ist er beim Bezirksamtman Dr. Vollbach. Karl Vieweg erzählt ihm von seinen Mißerfolgen und trägt ihm seinen Plan vor, weiter im Inland nahe der Mittellandbahn zu suchen. Das Land, das er auf seiner Safari im Süden gefunden habe, sei für Kautschuk nicht gut genug. Für Kokosplantagen würde es ausreichen.

Dr. Vollbach, der sehr zuvorkommend ist, sagt ihm jede Unterstützung des Bezirksamtes in Land- und Arbeiterangelegenheiten zu. Er rät, zunächst in der Gegend hinter Pugu, Mpiji und Kisserawe zu suchen. Falls dort nichts zu finden sei, dann vielleicht an der Straße Kisanga-Goba. Nur – Land von Eingeborenen darf er keinesfalls kaufen. Das ist seit 1907 im Rahmen der Reformpolitik des damaligen Staatssekretärs im Reichskolonialamt, Dr. Dernburg, zum Schutz der einheimischen Bevölkerung nicht mehr erlaubt.

Karl Vieweg bedankt sich für die Hinweise und geht zum Büro der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft (O.E.G., auch: O.A.E.G.), Abteilung Landgesellschaft. Dort sitzt der Regierungsbaumeister Enke. Er zeigt sich dem Vorhaben von Karl Vieweg gegenüber ebenfalls sehr aufgeschlossen:

„Wir freuen uns über jede Initiative, die mithilft, das Land zu entwickeln, aufzubauen. Wie Sie wahrscheinlich wissen, hat die O.E.G. 1904 den

Bau und Betrieb der Mittellandbahn bis Morogoro nur unter der Bedingung übernommen, daß sie für jeden Bahnkilometer 2.000 ha Land erhält. Erklärlicherweise hat sie sich dieses Land in unmittelbarer Nähe der Bahnstrecke ausgesucht, so daß die Verbindungen zum Markt besonders günstig sind.“

„Das hört sich gut an. Wenn ich richtig gerechnet habe, gehört der O.E.G. also das Land innerhalb von 10 km rechts und links der Bahn. Dort könnte ich mir Land suchen und von Ihnen kaufen?“

„Nicht ganz. Die ersten 3 km sind unverkäuflich. Ab Kilometer 3 steht Ihnen aber alles offen.“

„Gut. Und wieviel kostet der Spaß –?“

„Den Hektar können Sie für 6 Rupien erhalten. Das ist wirklich günstig.“

„Und wie sieht es mit einer Pacht aus?“

„Pachtweise wird nicht abgegeben.“

Karl Vieweg ist mit den Informationen, die er erhalten hat, zufrieden und zeichnet in seine Karte den Verlauf der Eisenbahnlinie ein. Erst 1907 war das erste Teilstück der Bahn bis Morogoro dem Verkehr übergeben worden. Dann wurde die Bahn über Tabora hinaus verlängert, und gegenwärtig wird die Gleisspitze in Richtung Kigoma am Tanganyika-See weiter vorangetrieben.

Er wird also erneut auf Landsuche gehen.

Erneut auf Landsuche

Sonntag, den 26. Mai 1912. Karl Vieweg bereitet die neue Safari vor, überdenkt noch einmal alles und macht später einen längeren Spaziergang durch die Eingeborenenviertel bis hin zur Ölpalmenquelle Chikichini.

Montag, den 27. Mai 1912. Die zweite Runde seiner Suche nach geeignetem Land beginnt. Er fährt mit dem fahrplanmäßigen Personenzug bis Mpiji, der 4. Bahnstation von Dar es Salaam aus (s. Karte 2, Seite 81). Mit von der Partie sind wieder sein Koch Juma, Ali und die Träger Sefu, Yamwaka, Korongo und Omari. Hemedi-Mhiao ist fußkrank und muß in Dar es Salaam zurückbleiben. So requiriert Karl Vieweg in Mpiji einen Träger für die fünfte Last.



Abb. 40: Weiterhin auf der Suche nach geeignetem Land westlich von Dar es Salaam; Koch Juma beim Knopfmachen nach dem Aufbau des Zeltes für die Nacht (man beachte den typischen insektensicheren Tropenkoffer aus Blech sowie die lange Unterhose auf der Leine).

Die Gruppe marschiert bis zum Dorf Migwaza, wo das Zelt für die Nacht aufgebaut wird. Der Dorfälteste Mwalimu mit einer Schnupftabakdose im Ohr läppchen sorgt reichlich für Feuerholz und *ugali*, den Maisbrei, und alles hat seine Richtigkeit. Mwalimu liefert für die Träger sogar Tee mit Zucker, eine seltene Gabe!

Ganz in der Nähe liegt eine der Kautschukpflanzungen der Kifulu Rubber Estates Ltd., die Pflanzung Mpiji. Er geht die 35 Minuten zu Fuß hin, bleibt dort den Tag über und führt Gespräche mit dem Pflanzungsleiter Sellier und dem Ehepaar Schlickeisen, das von der anderen Kifulu-Rubber-Estates-Pflanzung gerade zu Besuch hier ist. Alle drei sind schon seit Jahren bei der Gesellschaft tätig und landeserfahren. Alle drei finden Karl Viewegs Initiative zur Gründung einer eigenen Pflanzung großartig, sind begeistert und meinen, daß seine Erfolgchancen in der vorgesehenen Gegend gut seien.

Erst gegen 22.30 Uhr ist er, von Juma und Sefu begleitet, zurück im Lager. Er ist wieder in bester Stimmung und voll guten Mutes nach den Informationen aus Dar es Salaam und den Gesprächen in Mpiji. Nachts Leopardengebrüll.

Dienstag, den 28. Mai 1912. Der Tag beginnt trübe und mit Regenschauern. Ali hat seit gestern abend heftiges Fieber. Er will aber trotzdem weiter mit dabei sein. Abbruch des Lagers. 7.30 Uhr Abmarsch nach Kazi. Dort sitzt Jumbe Magombeka, dem auch das gestern passierte Dorf Migwaza untersteht.

Beim Weitermarsch nach dem Dorf Kitorondo, das sich als unbewohnt erweist, findet sich auf einmal vorzüglicher Kautschukboden!

Gut, sehr gut!

Doch verstreut liegen hier einzelne Hütten und Anpflanzungen der Einheimischen. Das könnte Schwierigkeiten mit dem Bezirksamt geben.

Also weiter.

Nach insgesamt drei Stunden Marsch erreicht die Safari das Dorf Magomeni. Hier wird für die Nacht gelagert. Der Tag vergeht mit Erkundungsgängen in verschiedene Richtungen. Überall findet sich guter Kautschukboden. Als Karl Vieweg am Abend wieder zurück beim Zelt ist, weiß er, daß sich hier etwa 100 ha geeignetes Land roden ließen. Das wäre gerade ausreichend, doch mehr wäre besser. Vielleicht findet sich noch Geeigneteres. Deshalb wird morgen weitermarschiert.

In der Nacht wachen sie alle von lärmendem Geschimpfe auf: Eingeborene von Magomeni verjagen Wildschweine aus einer Hirseanpflanzung. Eines der Schweine saust dicht am Zelt vorbei.

Mittwoch, den 29. Mai 1912. (Es ist der große Tag, an dem Karl Vieweg das Land für seine Pflanzung findet!)

Kurz nach 6 Uhr Aufbruch und Abmarsch nach dem im Tal gelegenen Dorf Mzumbwi (s. Karte 2, Seite 81). Dann geht es den nördlich davon gelegenen Hang hinauf. Der Pfad ist völlig zugewachsen. Drei Männer gehen voraus und müssen mit ihren Haumessern Platz für die Träger schaffen. Der Pfad führt auf dem Hochplateau zu verlassenen Wohnplätzen. Alte Mango-, Apfelsinen- und Brotfrucht bäume, die typischen Zeichen eines Dorfes, weisen darauf hin. Der südliche Teil des Plateaus heißt Mzumbwi, der nördliche Mikinginoh. Mehrmals läßt Karl Vieweg Versuchsgrabungen durchführen. Jedes Mal findet er, daß das Land sehr gut für Kautschuk geeignet ist! Er klettert wieder auf einen hohen Baum, um das Gebiet zu überblicken. Seine Hose bekommt dabei einen beachtlichen Dreieckel, doch was macht das schon!

Weiter geht es. Der Pfad verläßt das Urwaldplateau und trifft in der Nähe des Kilometersteins 31 auf die große *barrabarra* (Straße), die von Dar es Salaam ins Innere Ostafrikas führt. Ihm war gesagt worden, daß auf dieser Straße früher Sklavenkarawanen vom Inland zur Küste zogen. Aber das interessiert ihn jetzt weniger. Viel wichtiger ist, daß er vorhin auf dem

Plateau wahrscheinlich das Ziel seiner Wünsche erreicht hat. Das wird sich in Kürze entscheiden.

Etwa beim Kilometerstein 30 – der Stein ist trotz sorgfältiger Suche nicht zu finden – liegt das Dorf Kiwarani (wörtlich: Grassteppe). Hier wird das Lager aufgeschlagen. Im Dorf trifft er einen alten Bekannten aus Kifulu, den Handwerker Ramazan bin Munyimgeni, der sich gerade eine Hütte baut. Mit ihm zusammen und weiteren Männern des Dorfes macht er einen ausgedehnten Erkundungsgang durch den dichten Urwald des Mikinginoh-Plateaus und der Umgebung. Seine Träger und vier Mann aus dem Dorf begleiten ihn, hauen einen Pfad, graben erneut Probelöcher und erkunden geeignete Bäume, von denen er anschließend Ausschau hält. Hier liegen offensichtlich weit mehr als 100 ha geeignetes Land!

Erst nach 14 Uhr kommt er zurück ins Lager, ißt zu Mittag. Aber er findet keine Ruhe, bricht erneut auf und läßt mit Hilfe des Kompasses eine etwa 1 km lange Schneise bis zu der Stelle des Plateaurandes schlagen, bei der gestern der Buschpfad vom Urwald in Grassteppe überging.

Hier an dieser Stelle, dem Punkt Null, soll seine Pflanzung beginnen. Das hat er nun beschlossen. Ein großer Augenblick!

Das Land liegt in der Zone, die der O.E.G. gehört und in der er Land erwerben kann. Morgen wird er eine Schneise um ‚sein‘ Land schlagen, dann nach Dar es Salaam zurückkehren und das Vorkaufsrecht für das Land beantragen. Danach wird er nach Deutschland fahren, sich Geld leihen und nach der Rückkehr mit der Pflanzung ein neues, sicherlich hartes, aber selbständiges Leben beginnen. Er wird sich eine Frau aus Deutschland holen, Kinder haben und mit seiner Familie im Wohlstand leben können.

Während er noch über seine Pläne nachdenkt, fühlt er, daß es am linken Unterarm juckt. Da hat es bereits gestern gejuckt. Und vorgestern doch auch schon!! Die Stelle ist nicht richtig entzündet, eitert nicht, ist auch kein Zeckenstich oder ein Mücken- oder Tsetsefliegen-Stich. Dabei wird die Stelle langsam, fast unmerklich größer. Vielleicht doch ein Tsetse-Stich, denn der juckt bekanntlich lange.

Koch Juma, der einiges von Krankheiten versteht, sieht, wie sein Bwana immer wieder seinen Arm befühlt, kommt näher und besieht sich die Angelegenheit: „*Bwana*, das ist ein *dudu*.“

„Was sagst du? Ein Insekt?“

„*Kweli, bwana*, gewiß, Herr, ein Insekt, das da unter der Haut sitzt!“

Ein Insekt unter seiner Haut? – ?

Kaum glaublich. Wahrscheinlich meint Juma damit wieder einen der vielen animistischen Geister, die das Leben der Schwarzen mehr versauern als versüßen. Aber Juma läßt sich nicht beirren. Er nimmt sich jetzt die Stelle

vor, tastet daran herum, drückt und, schwups, kommt eine Made herausgeflogen!!

Also doch ein *dudu*.

Das ist ihm neu. Er weiß nur, daß es bei Rindern so etwas gibt. Aber beim Menschen? Nicht gerade angenehm zu wissen, daß er als Brutmaschine für Insekten ausersehen ist. Das also ist das wahre Afrika. Wenn das seine Mutter wüßte!!

Während die Arbeiter die Schneise vorantreiben, bleibt er in ihrer Nähe, überlegt immer wieder, ob er denn alles richtig mache. Heute entscheidet sich sein weiteres Leben, seine Zukunft!

Plötzlich ein Schreckensruf, und die Arbeiter sausen, wie von der Tarantel gestochen, ein paar Meter auseinander. Aus sicherer Entfernung beobachten sie den Schreckensort, der ihnen soeben flotte Beine gemacht hat. Dort sitzt ein Chamäleon, zwar kein kleines, aber immerhin ein Chamäleon, ein an sich harmloser Insektenvertilger. Es ist eines der riesigen Exemplare, wie man sie nur selten antrifft, mit Schwanz sicherlich über 50 cm lang. Für die Schwarzen ist es ein böses Tier, das ihnen schon viel Unheil brachte und auch weiter bringen wird, wenn man sich nicht schnell von ihm entfernt. Da keiner der Arbeiter bereit ist, das Tier zu fangen – es faucht immer wieder –, nimmt es Karl Vieweg selbst unter den Arm – erneut Schreckensrufe – und bringt es zu seinem Zelt, wo er sich damit photographieren läßt und es dann wieder freigibt. Für die Arbeiter völlig unbegreiflich.

Um 18 Uhr mit Einbruch der Dunkelheit ist er mit den Arbeitern wieder zurück im Dorf und bei seinem Zelt. Nun versorgt er zunächst die Wunden der Leute. Auf frische Wunden kommt Jodoform, auf ältere Salbe und ein neuer Verband.

Jemand warte bereits auf ihn, sagt ihm Juma. Karl Vieweg läßt ihn kommen. Es ist ein Abgeordneter von der nächsten größeren Siedlung, dem Dorf Kisserawe. Der Abgeordnete teilt ihm mit, daß der Akide von Kisserawe sowie dessen Karani und auch der Jumbe zum Bezirksamt nach Dar es Salaam gerufen seien und ihn deshalb nicht begrüßen können. Er als Stellvertreter tue es nun.

Karl Vieweg sagt ihm, daß er nach Jumas Anweisung in den nächsten Tagen Verpflegung für ihn, Karl Vieweg, sowie für seine Träger zu beschaffen habe. Der Abgeordnete bedankt sich für die Anweisung des Weißen und verschwindet.

Der Abend ist recht kühl. Es wird deutlich, daß man nicht mehr im Tiefland ist. Es sind die Pugu-Höhen, auf denen er sich befindet, vielleicht 200 – 300 m hoch. Moskitos scheint es hier weniger zu geben. Wenigstens hat er bisher noch keine entdeckt.

Abends nach dem Essen liegt er vor seinem Zelt in seinem Langstuhl, den Sefu immer mitschleppt. Über ihm ein großer Mangobaum. Karl Vieweg entspannt sich. Es war ein harter und bedeutungsvoller Tag. Seine Schwarzen sitzen nicht weit entfernt an einem Feuer. Doch zwischen ihm und ihnen befindet sich ein großer Pfefferstrauch, so daß sie ihn nicht sehen, er aber wohl zwei Stunden lang ihre Unterhaltung mit anhören kann. Er versteht zwar nicht alles, weil manche statt kisuaheli kizaramo sprechen. Doch was er versteht, ist recht interessant.

Juma und die ehemaligen Kifulu-Leute führen das Wort und geben ihre Ansicht über verschiedene Europäer, auch über Karl Vieweg, zum besten. Seine Strenge legen sie zu seinen Gunsten aus. Sie rechnen ihm hoch an, wie er für sie sorgt, wenn sie Wunden haben. Besonderen Respekt hat ihnen eingeflößt, daß nicht einer von ihnen, sondern ihr Bwana selbst auf die Bäume klettert; das hätten sie noch nie von einem Weißen gesehen! Sie renommieren auch mit ihrer Furchtlosigkeit bei der Begegnung mit dem Löwen zwischen Kisiju und Sangasanga und führen dem gleichfalls am Feuer sitzenden Abgeordneten des Jumben von Kisserawe als Warnung zu Gemüte, wie übel es dem Jumben von Kitomondo ergangen sei, der nicht rechtzeitig Träger stellte. Karl Vieweg erfährt hier aus erster Hand, wie die Schwarzen über ihn und andere Weiße denken. Er schneidet also bei seinen Leuten gut ab. Das ist ein erstes und wichtiges Erfolgserlebnis. Dies wird sich herumsprechen.

Er hört auch, wie sie sich über das Chamäleon vom Nachmittag unterhalten und über Karl Viewegs Mut, das Tier anzufassen.

Juma: „Gut, daß du das Chamäleon vorhin noch rechtzeitig gesehen hast!“

„Äh.“ So klingt es bestätigend aus Sefus Richtung.

„Du weißt, weshalb das Chamäleon ein so böses Tier ist?“

„*Hapana, sijui* – nein, ich weiß es nicht. Mein Vater wird es wissen.“

„So höre. Als *mulungu* (*mungu*, Weltschöpfer, Gott) die Erde und die Menschen schuf, mußte er ihnen auch eine Hautfarbe geben.“

„Äh“, bestätigt Sefu wieder, daß er alles gehört und verstanden habe.

„*Mulungu* ließ nun verkünden, daß jedes Volk einen Boten schicken solle, um eine Farbe abzuholen.“

„Äh.“

„Jedes Volk schickte also einen Boten. Die Weißen aus *ulaya* (Europa) bekamen den Topf mit der weißen Farbe zugeteilt, die Araber den Topf mit der bräunlichen Farbe.“

„Äh.“

„Von der aufgehenden Sonne her kam ein Bote von den Chinesen.“

„? – ?“

„Dieser Bote erhielt den gelben Topf.“

„Äh.“

„Die Wazaramo und die anderen aus dieser Gegend hatten das Chamäleon losgeschickt, um ihren Farbtopf abzuholen. Das Chamäleon aber war zu langsam und brauchte für den weiten Weg so lange, daß es als letzter ankam.“

„Äh.“

„Da war nur noch der Topf mit der schwarzen Farbe übrig. Das Chamäleon nahm den Topf und brachte ihn unseren Ahnen. Die aber mochten die schwarze Farbe überhaupt nicht. Da fauchte das Chamäleon, und da es keine andere Farbe mehr gab, mußten sie die Farbe akzeptieren. – So sind wir alle schwarz geworden.“

„Ääääh.“

Es waren aufschlußreiche Stunden.

Donnerstag, den 30. Mai 1912. Ali, der noch immer krank ist, erhält 3 Rupien, geht damit bis Bahnstation Pugu und fährt von dort am Nachmittag nach Dar es Salaam zu seiner Familie zurück, um sich auszukurieren.

Währenddessen beginnt Karl Vieweg am Punkt Null damit, eine Schneise nach Süden mit 22,5° Abweichung nach SW schlagen zu lassen. Den ganzen Tag über arbeiten sie hart, um mit der Schneise die künftige Pflanzung zu umgrenzen. Es ist schwül, die Sonne prallt in die entstandene schmale Urwaldgasse, kein Lüftchen regt sich. Mehrmals muß ein Mann Wasser vom angrenzenden Kimani-Bach heraufholen.

Am Abend geht der künftige Pflanzler auf dem gestern geschlagenen Pfad direkt zum Lager in Kiwarani zurück. Die Arbeiter kommen erst eine 3/4 Stunde später an. Sie hatten aus Angst vor Leoparden einen Umweg gemacht und waren deshalb den Pfad bis Kilometerstein 31 gegangen und dann der *barrabarra* gefolgt. – Da die Arbeiter ohne Ausnahme gut und lange gearbeitet haben, erhalten sie ein Extrabakschisch und außer dem Essen noch Tee mit Zucker.

Freitag, den 31. Mai 1912. Gegen Morgen mehrmals Leopardengebrüll. Ab 6.30 Uhr sind die Männer wieder auf dem Plateau und treiben die Schneise den ganzen Tag über ohne Unterbrechung weiter voran. Elf Stunden lang.

Sonnabend, den 1. Juni 1912. Am späten Vormittag ist nach 2 1/2 Tagen harter Arbeit die Schneise fertig, die künftige Pflanzung umgrenzt! Damit ist Karl Viewegs über zweiwöchige Safari erfolgreich beendet. Photos werden gemacht, er rasiert sich nach Tagen mal wieder, die Leute werden ausbezahlt, die Lasten umgepackt, das Lager wird abgebrochen und Juma mit der Safari auf der großen *barrabarra* zur Bahnstation Pugu geschickt.

Er selbst will noch kurz seine künftigen Nachbarn begrüßen und geht unter Führung des in Kisserawe wohnenden Mwalimu bin Kimbiri, der später sein Aufseher wird, auf einem schmalen Pfad über Mbewa zu der seit 1892 bestehenden evangelischen Missionsstation Kisserawe (Berliner Mission). Missionar Kibelka und seine Frau sind gerade beim Mittagessen, natürlich laden sie ihn dazu ein. – Danach marschiert er weiter über Njia Mzungu, dem Sitz des Akiden Sef bin Zahor, bis zur Pflanzung Minaki, die von *„... Frau Löfner zusammen mit dem Assistenten Hüttig und einer europäischen Kuhmagd bewirtschaftet ...“* wird. Letztere kredenzt ihm Kakao mit Milch, frisch vom Euter. – Dann ab zur Bahnstation Pugu.

Dort warten seine Safari-Leute schon ungeduldig auf ihn, denn der Zug ist bereits zu hören. In letzter Minute trifft Karl Vieweg ein. In letzter Minute deshalb, weil der Zug laut Fahrplan bis zu 10 Minuten früher abfahren darf und dies ausgerechnet heute auch tut!

In Dar es Salaam trifft er Schlickeisen, Dr. Zintgraf, Reichart, Dr. Golf, Schäfer und dessen soeben mit dem Reichspostdampfer ‚Bürgermeister‘ aus Europa eingetroffene Ehefrau. Mit demselben Schiff will er in drei Tagen nach Europa zurückfahren. Viel Zeit hat er also nicht mehr.

Sonntag, den 2. Juni 1912. Er rechnet aus: Die gesamte 17tägige Safari hat ihn, ohne Koch Juma und Boy Ali, insgesamt 75 Rupien (99,75 M) gekostet. Das hielt sich im Rahmen. – Noch gestern abend hat er eine Skizze von dem zu erwerbenden Land angefertigt. Damit geht er zum Büro der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, Abtlg. Landgesellschaft, während andere Europäer ihm auf dem Wege zum Gottesdienst begegnen. Dort schließt er, obwohl es Sonntag ist, einen Kaufvertrag ab (s. Anlage 4), bringt seine Photos zu Vincenti, ißt mit Reichart und Dr. Golf zu Mittag und besucht noch Ehepaar Leidecker.

Montag, den 3. Juni 1912. Der Montag läuft ähnlich ab: Bei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft Geld abgehoben, Fahrschein I. Klasse Dar es Salaam-Hamburg für 675 Rupien gekauft, noch einige Rechnungen in der Stadt bezahlt, deutsches Geld eingewechselt, auf dem Bezirksamt von Dr. Vollbach und Dr. Karstedt verabschiedet. Zu Mittag bei Leideckers, nachmittags und abends mit Meyer und Reichart im Hotel ‚Burger‘.



Dienstag, den 4. Juni 1912. Der Abfahrtstag. Karl Vieweg verabschiedet sich von den Herren der Firma Steffens (Schenk, Künzli), von Vincenti, Milewsky, Rechtsanwalt Müller und Reichart. Kurz vor Abfahrt kommen noch einmal Juma und Meyer an Bord.

Dann ist es soweit. Dar es Salaam mit der schönen Hafensilhouette mit dem markanten Glockenturm der katholischen Kirche bleibt langsam zurück.

Zur selben Zeit, als Karl Vieweg fünf Wochen später die Heimat erreicht, tritt ein anderer Mann die Ausreise nach Deutsch-Ostafrika an. Es ist der neue Gouverneur, Dr. Schnee, Nachfolger von Frhr. von Rechenberg.

Wieder in Dar es Salaam

Im Dezember 1912 kehrte Karl Vieweg wieder zurück nach Afrika. – Noch lag das Schiff auf der Reede vor Dar es Salaam und wartete auf die Flut, aber schon überschwemmten unzählige Inder das Schiff, boten ihre Dienste an und empfahlen alle nur möglichen Geschäftsverbindungen. Auch dem unerfahrensten Neuling wurde schnell bewußt, daß das Geschäftsleben in Dar es Salaam nur in den Händen der Inder liegen konnte.

Während seines zurückliegenden Aufenthalts in Deutschland hielt sich Karl Vieweg in seiner Heimatstadt Quedlinburg am Harz auf, absolvierte zwischendurch in Halle an der Saale seine jährliche Übung als Reserveoffiziersbewerber und – das war sein Hauptanliegen in Deutschland gewesen – besuchte seine wohlhabende Tante Ida Mehns in Schadeleben am Harz, um von ihr einen Kredit zum Landkauf und Aufbau seiner Pflanzung zu erhalten.

Für seine Kostenrechnung legte er statt des gegenwärtigen Kautschukpreises von 6,70 M pro kg sicherheitshalber nur einen Preis von 6,- M zugrunde. Alles war wohlüberlegt.

Dann war es so weit. Tante Ida sagte ihm einen Betrag in Höhe von 15.000,- M zu, der in Raten gezahlt werden sollte, und Mutter Julie übernahm die Bürgschaft, falls ihr Junge im Busch verschwinden sollte. Und da im grauen Vorzeitalter der Emanzipation der Frau keinesfalls der Ehemann zu kurz kommen durfte, hielt Notar Pulvermann, seines Zeichens Justizrat, in dem Dokument gewissenhaft fest: *»... Die Ehemänner Louis Vieweg und Wilhelm Mehns haben ... eingewilligt und genehmigen ... ausdrücklich.«* So hatte alles seine Richtigkeit.

Für den Start auf seiner neuen Pflanzung hatte er viele Dinge in Deutschland eingekauft, die er im täglichen Leben benötigte, die es auch nicht immer in Dar es Salaam zu kaufen gab und wenn, dann waren sie doch erheblich teurer.

Die erste Ernüchterung bei Ankunft in seiner neuen Heimat gab es, als der Zollbeamte ein Auge in seine Reisekiste warf. Als auch das andere Auge hineinsah, war es um seine billigen Einkäufe in Deutschland geschehen. Er mußte Zoll zahlen!

Dies war für so gut wie jeden unverständlich. In den britischen Kolonien gab es so etwas nicht. Wer von England in eine der britischen Besitzungen reiste, brauchte keinerlei Zoll zu zahlen, schließlich gehörte die Kolonie doch zum Mutterland. Anders mit den deutschen Kolonien. Die gehörten wohl nicht zum Mutterland? Das ärgerte alle Einreisenden maßlos, so auch Karl Vieweg. – Die persönliche Ausrüstung war natürlich zollfrei, doch der Umfang sehr beschränkt. Ansonsten mußte man seine 10% Zoll zahlen, auch für Kleinigkeiten.

Freund Meyer, der zusammen mit ihm gereist war, tröstete ihn und riet: Wenn er über kurz oder lang einmal neue Stiefel benötige, solle er sie nicht hier in Dar es Salaam kaufen, sondern ruhig von Deutschland schicken lassen.

So?

Allerdings, so meinte Meyer verschmitzt, müsse er sich die Stiefel einzeln schicken lassen, dann würde darauf kein Zoll erhoben werden!

Ein guter Tip! Den wollte er sich merken.

1913 – 1914

Der Beginn auf Pflanzung Mikinginho

Die zum Ankauf seiner Pflanzung notwendigen Formalitäten auf dem Bezirksamt waren in den ersten Tagen schnell erledigt. Die Pflanzung sollte zunächst 100 ha groß sein. Für die angrenzenden Flächen hatte er das Vorkaufsrecht bekommen. So wurde er wahrscheinlich der 882. weiße Siedler in der Kolonie.⁷⁴⁾

Der Aufbau seiner Pflanzung aus dem Nichts, aus dem Urwald heraus, konnte beginnen. – Koch Juma hatte sich bereits gemeldet, als die Passagiere noch von Bord gingen. Auch mehrere Teilnehmer von der Landsuch-Safari waren in den nächsten zwei Tagen erschienen, dann kamen noch weitere 30 Arbeiter durch Vermittlung des Bezirksamtes. Mit dieser Mannschaft traf er in Kiwarani/Mikinginho ein. Alle weiteren Arbeiter, die er benötigte, organisierte Aufseher Mwalimu bin Kimbiri.

Auf der höchsten Stelle des etwas schräg gelegenen Mikinginho-Plateaus ließ Karl Vieweg zunächst die 3 m breite Schneise nur an dieser Stelle etwas erweitern, so daß dort sein Zelt aufgebaut werden konnte und davor noch ein paar Meter Bewegungsfreiheit vor der dunklen Urwaldwand blieben.

Ein Zelt in praller Sonne oder bei starkem Gewitterregen war natürlich nicht das Ideale. Deshalb ließ er eine Grashütte um das Zelt herum errichten, wodurch die Romantik etwas erträglicher wurde. Ein paar Meter weiter entstand ein Astgestänge mit Grasdach, das notdürftig Sonne und Regen abhielt. Das war die Küche.

Es war Januar und damit Trockenzeit, die nur von geringen Schauern unterbrochen wurde. Wenn erst Ende Februar/Anfang März die große Regenzeit begann, mußten die Felder fertig bestellt sein. Bis dahin sollte der Urwald gerodet, das niedergeschlagene Holz verbrannt, die Flächen vermessen und die Saat in die Erde gebracht sein. Viel Zeit war also nicht zu verlieren.

74) Statist. Jahrbuch, S. 457.



Abb. 41: Der Beginn auf Pflanzung Mikinginbo: Errichtung einer Grashütte als Domizil



Abb. 42: Der Jumbe (Dorfbhäuptling) von Kimani und andere Honoratioren machen einen Höflichkeitsbesuch bei dem neuen Nachbarn aus Europa

Er nahm sich deshalb vor, für diese Saison nur 25 ha zu kultivieren. Kam der Regen spät, würde er die Bestellung noch schaffen, kam er früh, mußte er sehen, wie weit er kam. Entscheidend war, daß das geschlagene Holz noch vor dem ersten Regen ausreichend Zeit zum Trocknen hatte und verbrannt werden konnte.

Karl Vieweg wußte, daß für August/September einige Regentage zu erwarten waren, der sogenannte Mangoblütenregen, weil in dieser Zeit die Mangobäume blühen. Manche der Einheimischen säten zu dieser Zeit auf tiefer liegenden Feldern Mais, Hirse, Bohnen oder pflanzten Cassava (= Maniok, eine stärkereiche Knollenfrucht), hatten aber nicht immer Glück, da die Regen generell nur wenig bringen. Mitte November bis Anfang Januar kommt dann die kleine Regenzeit, zu der die Eingeborenen ihre zweite Bestellung durchführen, bzw. ihre dritte, wenn sie den Mango-Regen nutzen konnten. Bis zu drei Ernten pro Jahr sind also möglich.



Abb. 43: Wanderhackbau: Von Einheimischen gerodeter Urwald, um zwischen den Stümpfen etwa 5–7 Jahre lang Ackerbau zu betreiben, bis die Nährstoffe im Boden aufgebraucht sind. Dann läßt man die Stümpfe sich wieder begrünen; so entsteht in kürzester Zeit neuer Urwald (Sekundärwald), der erst nach 20–30 Jahren wieder gerodet wird, wenn erneut genügend Nährstoffe im Boden freigesetzt worden sind.

Wenn das Land nach etwa 5–7 Jahren nicht mehr genügend Nährstoffe enthält – es wird kein Dünger gegeben –, roden die Bewohner ein neues Stück Urwald und überlassen das alte der Natur, die es schnell wieder begrünt und zu Urwald (Sekundärwald) werden läßt. Das neue Land gehört dem, der es rodet und bestellt. Das aufgegebene Stück Land ist somit herrenlos geworden. Grundeigentum in unserem Sinne kannten die Eingeborenen damals nicht.

Es dauert etwa 20–30 Jahre, bis der Urwald nachgewachsen ist und sich aus seinem Untergrundgestein genügend Nährstoffe gelöst haben und in den Boden eingebunden sind. Dann kann das Land erneut gerodet werden, um für Mais, Hirse oder etwas anderes genutzt zu werden. Dieser Rhythmus kann je nach Bodenart und -beschaffenheit bedenkenlos über Generationen fortgesetzt werden. Es ist der sogenannte Wanderhackbau, wie er früher auch in Deutschland und in anderen Teilen der Erde gehandhabt wurde. Kritisch wird es nur, wenn die Länge des Rhythmus, die auf den Erfahrungen von Jahrhunderten beruht, verkürzt wird, wie etwa durch Bevölkerungswachstum und damit bedingt Landmangel. Dann folgen Mißernten, Erosion und Umweltzerstörung.

Rodungsarbeiten

Vom Zeltplatz ausgehend, drangen rd. 100 Arbeiter in drei Richtungen in immer breiterer Front gegen den Urwald vor. Mit ihren Haumessern von etwa 45 cm Länge, die vorn eine hakenartige Spitze haben, wurde zunächst das Unterholz weggeschlagen. Für die dünneren Bäume benutzten die Arbeiter ihre eigenen, selbstgefertigten Eisenäxte, die sie mit der Klinge über die Schulter gehängt hatten, solange sie mit dem Haumesser arbeiteten. Größere Bäume blieben zunächst stehen und wurden später mit großen europäischen Äxten umgelegt.⁷⁵⁾ Mit ihren Haumessern konnten die Arbeiter sehr geschickt umgehen. Schließlich waren diese Messer auch bei ihnen im Dorf ihr Hauptwerkzeug, von denen sie sich nicht trennten, selbst wenn sie auf offenen Wegen gingen. Da konnte so etwas als Waffe doch recht nützlich sein.

Bald waren die Linien der Arbeiter so weit auseinandergezogen, daß neben den beiden Aufsehern Mwalimu bin Kimbiri und Ali bin Mwanga

75) Es ist nicht bekannt, aus welchem Grunde auch bei mittleren Bäumen keine Sägen verwendet wurden.

auch Karl Vieweg selbst eine Gruppe übernahm. Ohne Aufsicht, das war klar, und das hatte die Erfahrung reichlich gelehrt, wurde nur wenig getan. Der sozialdemokratische Abgeordnete Henke, so schrieb Karl Viewegs Vater, hatte zwar kürzlich im Berliner Reichstag gesagt, daß den Schwarzen in Deutsch-Ostafrika »... die Lust zur Arbeit ebenso innewohnt wie jedem anderen Menschen. ...« Doch davon war am Tatort selbst nur wenig zu spüren.

Der frischgebackene Pflanzler Karl Vieweg ging hinter seinen Leuten auf und ab, gab Anweisungen, lobte oder kritisierte, wenn sie z.B. edle Hart-hölzer gedankenlos zerhackten, die sie – so seine Anordnung – zur Seite legen sollten, damit sie später beim Bau seines Hauses verwendet werden konnten.

Einer mühte sich mit einem schlank aufgeschossenen Bäumchen ab und befreite es fein säuberlich von seinen Ästen, obwohl es sich um ein weiches Holz handelte, das schnell verfault und deshalb zum Hausbau nicht verwendet werden konnte. Natürlich kannte jeder von seinem eigenen Hüttenbau her ganz genau die geeigneten Hölzer, doch viele hackten gedankenlos drauf los.



Abb. 44: Urwaldroden mit Assistent Guenin: Die Arbeiter roden mit Haumessern und selbstgefertigten Eisenäxten (hängen über der Schulter).

Dann gab es eben einen Anschauzer mit der Warnung, ihm im Wiederholungsfall den Arbeitstag – zwar zu bezahlen, aber – auf seiner Arbeitskarte nicht anzurechnen. Das half meist, denn die Masse der Arbeiter war nicht daran interessiert, mehr als die notwendigen 30 Tage im Jahr zu arbeiten, um das Geld für ihre zu entrichtende Kopfsteuer aufzubringen.

Einen schon ziemlich alten, hohlen Baum ließen die Arbeiter seltsamerweise unberührt und hackten nur um ihn herum.

Karl Vieweg rief den Vorarbeiter heran: „Weshalb läßt du den alten Baum dort stehen. Hack ihn um!“

„*Bwana*, in dem Baum wohnt ein Dschinn.⁷⁶⁾ Neulich erst hat man ihn wieder gesehen. Den Baum dürfen wir nicht umhacken, sonst kommt der Dschinn in unsere Hütten und macht uns alle krank. Nein, *bwana*, das können wir nicht tun.“

Der Baum blieb also stehen. (Wochen später fiel er um, nachdem er nun allein stand und dem Wind viel mehr Angriffsfläche bot.)

Karl Vieweg blieb ständig bei den Arbeitern und ging, nein, er arbeitete sich durch den niedergeschlagenen Busch, der oft 1/2 m, manchmal aber auch 2 oder 3 m hoch lag. Keinesfalls ein Vergnügen. Zudem gab es reichlich von den verschiedenartigsten Dornen.



Abb. 45: Größere Bäume werden mit europäischen Äxten gefällt

76) Dschinnen sind böse, wie auch gute Geister in zahlreichen Religionen, vor allem im Volksglauben der Muslime, auch schon in vorislamischer Zeit.

Die meterhohen Haufen mit den niedergeschlagenen Bäumen und dem Gesträuch hatten andererseits etwas Gutes an sich – nicht für Karl Vieweg, sondern für seine Arbeiter. Hinter diesen Haufen waren sie nämlich seiner Sicht entzogen und machten erst einmal Pause. Wurden sie entdeckt, so wollten sie sich just in diesem Augenblick einen Dorn aus dem Fuß ziehen.

Wenn größere Bäume gefällt werden mußten, war es ein Trick der Drückeberger, daß sie nur das Unterholz um den Baum herum abschlugen, den Baum selbst aber anderen überließen, weil ihre Axtklinge angeblich lose war. Karl Vieweg kam rasch dahinter, und so wurde künftig ein *fundi* (Handwerker) hinter der Front damit beschäftigt, neben dem Schärfen der Haumesser auch die beanstandeten Äxte zu kontrollieren, notfalls Reserveäxte auszugeben und die alten zu reparieren.

Mancher war besonders pfiffig und machte seine Privatpause weiter weg hinter Geästhäufen, dort, wo man ihn bestimmt nicht suchte. Dummerweise kam ihm der Weiße auch hier auf die Schliche. Den Schwarzen war es jedes Mal ein Rätsel, daß ihr Bwana es sofort merkte, wenn einer fehlte. Sie rätselten und kamen zu dem Schluß, daß seine Augen den dichtesten Busch durchdringen konnten. Viel Wundersames hatten sie ja schon bei den Weißen erlebt, nun auch noch dieses!

Seitdem hatte Karl Vieweg seinen Namen bei den Schwarzen weg. Von nun an – wie konnte es anders sein – hieß er bei ihnen nur noch *macho porini* (die Augen im Busch). Er sah alles, seine Augen durchdrangen den Busch, niemand konnte sich vor ihm verstecken – *macho porini!*⁷⁷⁾



Abb. 46: Luftaufnahme der wieder zu Urwald gewordenen Pflanzung Mikinginbo nach 57 Jahren: Das hellere Viereck des Sekundärwaldes im dunkleren Primärwald ist deutlich zu erkennen.

77) Noch 57 Jahre später, als seine Söhne die längst wieder zu Urwald gewordene Pflanzung aufsuchten, war *macho porini* bei den Dorfbewohnern von Kisserawe nicht vergessen. Er war inzwischen zu einer sagenumwobenen Gestalt geworden.

Ein Geburtstagsbrief aus dem Busch

Februar 1913.

Die Rodungsarbeiten auf dem Plateau gingen unverdrossen weiter. Begonnen wurde morgens um 5.45 Uhr mit dem Einsammeln der Arbeitskarten. Dann ging die Kolonne zusammen mit den Aufsehern und Karl Vieweg zum Roden. Hausboy Kazimoto folgte mit Tisch, Stuhl, Papier und Tintenfaß sowie Medizinkasten. Das baute er draußen dort auf, wo der Busch gerade niedergeschlagen wurde. Den Tisch hatte sich Karl Vieweg unlängst vom schwarzen Tischler Simon bauen lassen, so daß er während der Beaufsichtigung zwischendurch seine schriftlichen Arbeiten, Briefe, etc. erledigen konnte.

Zum Schreiben kam er aber immer erst ziemlich spät, wenn die Arbeiten reibungslos liefen und auch das Frühstück hinter ihm lag. Das bestand wie schon in Neuguinea regelmäßig aus Qäker Oats und wurde ihm um 7.30 Uhr gebracht. Anschließend übertrug er die Nummern der Arbeitskarten in sein Buch.

Als er wieder einmal damit fertig war, schrieb er einen längst fälligen Geburtstagsbrief an seine Mutter in Quedlinburg. Plötzlich schlug der Wind um, eines der typischen Zeichen der nahen Regenzeit. Bis eben hatte der Wind noch gegen den Wald geweht, nun kam er von dort.

Sofort packte Karl Vieweg seine Sachen zusammen und ging vorsichtshalber vom Tisch weg, da ein Baum, der seit einer Stunde mit Äxten bearbeitet wurde, in seine Richtung zu fallen drohte.

Im nächsten Augenblick krachte es auch schon! Ein Warnruf – und der bewußte Baum schmetterte über seinen Tisch hinweg, drückte ihn zusammen. Der Stamm hatte einen Durchmesser von gut einem halben Meter.

Den angefangenen Geburtstagsbrief beendete der Schreiber am nächsten Tag:

«... Ein Geburtstagsbrief im afrikanischen Busch geschrieben zwischen schreienden Negern mit Äxten und langen Haumessern, rings herum umgeschlagene Baumstämme, das hört sich von Deutschland aus betrachtet ganz romantisch an, hat aber hier in der Praxis doch seine Schattenseiten, zumal, wenn einem dabei dicke Baumstämme ins Tintenfaß fallen.»

Die Regenzeit hatte eingesetzt!

Glücklicherweise kam sie nicht zu früh, so daß das Abbrennen des Holzes und die Aufräumarbeiten der restlichen Hölzer ungehindert vorangehen konnten. Einzelne große Bäume hatte er stehen lassen, zum einen

machten sie zuviel Arbeit, zum anderen konnten sie als markante Orientierungspunkte im Gelände einen nützlichen Zweck erfüllen.

Gerade wurde einer der großen Reisighaufen in Brand gesteckt. Da stob plötzlich alles mit lautem Geschrei auf und davon. Eine wohl 1 1/2 m lange Schlange war unter dem Gesträuch hervorgekommen und mit rasanter Geschwindigkeit in Richtung Busch verschwunden. Große Aufregung! Die abergläubischen Schwarzen hatten sofort eine phantastische Geschichte parat: Das sei die gefürchtete *koboko* gewesen. Ihr Biß sei tödlich. Aber das sei noch das wenigste. Viel schlimmer sei, daß sie mit ihrem stechenden Blick alle Arbeiter ringsherum so in ihren Bann ziehen könne, daß jeder wie gelähmt so lange stehen bleibe, bis sie alle nacheinander von ihr gebissen und getötet worden seien. – Welch eine Phantasie! Die Schlange war wahrscheinlich heilfroh, daß sie ungeschoren entkommen konnte!



Abb. 47: Mit langen Meßketten werden die Pflanzlöcher für den Kautschuk markiert

Nach dem Brennen sah das Land recht trostlos aus. Eine dicke Ascheschicht bedeckte den Boden, die bei einem ersten starken Regenschauer wegzuspülen drohte. Je stärker die Hanglage, um so größer das Risiko. Doch der Wettergott war milde gestimmt und schickte zunächst nur einen leichten Regen, der den wertvollen Aschedünger in den Schoß der Erde zurückbeförderte.

Nun ging es mit langen Meßketten an das Ausmessen und die Aussaat, das sogenannte ‚Pflanzen‘, wie es von den Pflanzern ortsüblich, aber

sprachlich nicht ganz korrekt, genannt wurde. Im Abstand von 3 x 3 m wurden mit der Handhacke flache Löcher in den Boden geschlagen, ein nachfolgender Arbeiter warf fünf Kautschuksaatkörner hinein – drei für die Schädlinge und zwei für *macho porini* –, schob die Löcher mit dem Fuß wieder zu, ein weiterer Arbeiter markierte jede Stelle mit einem kurzen Stock, und schon war die Aussaat beendet. Die Markierung mit den Stock war unbedingt notwendig, um das junge Kautschukpflänzchen vor Schäden beim späteren Jäten mit der Handhacke zu bewahren oder besser gesagt, um es in dem nun massenhaft aufkommenden Unkraut überhaupt wiederzufinden.



Abb. 48: Nachbarn zu Besuch vor der Grasbude: v.l.n.r. Hüttig, Steinbrück, Sellier, Guenn, Vieweg

Bei der Größe der Fläche zog sich die Arbeit über etliche Tage hin. Nach jeweils 100 m wurde ein Zwischenraum von 4 m gelassen, so daß die einzelnen Hektarblöcke deutlich voneinander abgegrenzt waren. In den freien Raum zwischen dem Kautschuk (*Manihot glaziovii*) ließ Karl Vieweg Baumwolle säen, damit er schon im ersten Jahr mit finanziellen Erträgen rechnen konnte. Außen um die Pflanzung herum kam ein breiter Grenzstreifen mit Bergreis.

Als am 15. März 1913 das letzte Saatkorn in den Boden fiel, konnte er aufatmen. Jetzt war er stolzer Besitzer, besser Eigentümer, einer 24 ha Kautschuk-Anpflanzung. Sein langjähriger Traum war in Erfüllung gegangen! – Ein weiterer Hektar Urwald war schon niedergeschlagen, konnte aber wegen des einsetzenden Regens nicht mehr abgebrannt werden.

Er war mit dem Erreichten sehr zufrieden. Auch Gemüsebeete mit Rettich, Radieschen, Salat etc. hatte er angelegt. Und offenen Mundes hörten ihm seine Freunde Meyer und Reichart in Dar es Salaam zu, wenn er erzählte, daß er in der kurzen Zeit auf seiner Pflanzung auch noch drei Gebäude errichtet habe.

??!

Sie staunten.

„Drei Gebäude? Also Wohnhaus, Magazin und Aufseherhaus –?“

„Ja, drei Gebäude. Eine Grashütte und zwei – – Plumpsklos!“

Eines dieser letztgenannten Bauwerke war für die Arbeiter bestimmt. Sie wollten es erst gar nicht benutzen und mieden es, wenn immer möglich; denn in freier Natur nur mit einem Stein oder einem Stück Holz bewaffnet oder ganz luxuriös mit einem Strunk eines Maiskolbens, das war alles doch viel schöner. – Frisch importierte Europäer benutzten im Busch, unerfahren wie sie waren, gern ein Grasbüschel. Aber das bekam ihnen oft schlecht; denn im Steppengras lauerten die winzig kleinen, kaum 1 mm große Zecken, die sich in ihrem ungewöhnlichen Wirkungsfeld freudig betätigten und den verzweifelten Besitzer in den nächsten Tagen wenig zartfühlend fast zur Raserei brachten. Freund Haun in Dar es Salaam konnte hiervon ein ausführliches Lied singen.

Eine Toilettenbude für die Arbeiter war auch wegen der Hakenwurmgefahr erforderlich; denn wer deckte schon seine vergangene Mahlzeit mit Erde zu. Mit Hakenwürmern konnte man sich durch Trinkwasser, aber auch durch Gehen mit nackten Füßen auf verseuchtem Boden infizieren. Mattigkeit, Blutarmut, Abmagerung, Herzkomplikationen und oft auch der Tod waren die traurigen Folgen.

Interessanterweise hatte es zu diesem Thema in Kifulu eine Gruppe Arbeiter von einem Stamm aus dem Inland gegeben, die behauptete, daß sie ihre Nahrung vollkommen verdaue, also ohne Überreste, so daß sie gar keine Toilette benötige! Derartige Aufschneidereien waren auch von anderen Stämmen bekannt.⁷⁸⁾ Und weiter: Diese Eigenschaft würde natürlich nur dem erwachsenen Manne innewohnen, so behaupteten die mit so ungewöhnlichen Anlagen ausgestatteten Herren. Frauen und Kinder würden auf gewöhnliche Weise verdauen.

78) Steudel, 1934.

Die Assistenten Guenin und Rabe

Die Entwicklung der Pflanzung war bisher besser gelaufen, als Karl Vieweg angenommen hatte. Für ein paar Monate hatte er zur Beaufsichtigung der Arbeiter einen Assistenten eingestellt. Das war Hans Guenin mit dem Milchgesicht, Sohn eines soliden Ehepaars aus Schmiedeberg bei Halle. Guenin war erst 19 Jahre alt, kam frisch aus Europa und wußte manches besser. Deshalb erwischte ihn auch bald eine besonders schwere Malaria, denn er war bis zu diesem Zeitpunkt überzeugt gewesen, ohne Chinin auskommen zu können. Als nächstes bekam er Schwarzwasserfieber, wurde ins Hospital gebracht und überlebte, was bei Schwarzwasserfieber damals eher die Ausnahme war.

Nach der Feldbestellung wechselte Guenin, wie vorgesehen, zu dem Pflanzler Grund bei der Bahnstation Pugu. Doch schon bald darauf lag er mit ihm im Clinch. Guenin hatte die Arbeit nicht gerade erfunden und war von seinem Arbeitgeber während der Arbeitszeit im wohlthuenden Schatten eines Baumes schlafend angetroffen worden. Das war äußerst peinlich, aber wahr. Natürlich bedeutete dies die fristlose Entlassung. Doch wie sollte es anders sein, beim Auszahlen des Restlohnes traten erhebliche Meinungsverschiedenheiten auf. Dabei wurde der Tonfall auf beiden Seiten nicht freundlicher. Es kam zu Handgreiflichkeiten, und es ging immer heftiger zu. Während sich die beiden Herren im weißen Dress auf dem freien Platz vor dem Hause mit den Fäusten traktierten, schließlich auch zu Boden gingen und sich weiterhin emsig bearbeiteten, eilte die halbe Arbeiterschaft herbei (*20 – 30 Arbeiter*), um das noch nie gesehene Schauspiel miterleben zu dürfen, wie sich zwei weiße Halbgötter prügeln.

Der Chef erwies sich als der stärkere, behielt die Oberhand und seinen jungen Widersacher im Schwitzkasten.

Am nächsten Tag zeigte Guenin, nunmehr weniger faul, seinen bisherigen Chef an und verschaffte ihm beim Bezirksgericht in Dar es Salaam eine *»Strafsache wegen Mißhandlung und Beleidigung«*.

Durch diese Anklage konnte Guenin endlich sein erstes Erfolgserlebnis verbuchen: Schläger Grund wurde *»... im Namen des Kaisers ... zu einer Geldstrafe von 200 Rupien (266 M) verurteilt ...«* oder ersatzweise zu zehn Tagen Gefängnis, weil er

»... den Pflanzungsassistent Hans Guenin durch Schläge mit der Hand und mit einem Stock aus Nilpferdhaut (Kiboko), einem gefährlichen Werkzeug, vorsätzlich körperlich mißhandelt hat. ...«

Zur Anklage der Beleidigung wurde Grund ebenfalls schuldig gesprochen, weil er Guenin mit *»Schuft«* und *»frecher Lämmel«* betitelt hatte.

Ein zweites Erfolgserlebnis blieb dem Kläger in diesem Punkt aber versagt, weil er selbst mit »Lump« gekontert hatte! Grund ging in diesem Punkt also straffrei aus, doch das Milchgesicht war zufrieden.⁷⁹⁾

Guenin zog in ein Hotel in Dar es Salaam, bemühte sich aber wohl nicht um eine neue Stelle. Als er kein Geld mehr hatte, erschien er eines Tages wieder bei Karl Vieweg und bat inständig, ihn doch wieder aufzunehmen. Karl Vieweg tat es »aus Gnade und Barmherzigkeit« zum zweiten Male, bezahlte Guenins Hotelrechnung und bekam dadurch dessen Koffer wieder frei,

«... damit er wenigstens die Wäsche wechseln konnte. Doch Guenin lebte wieder sorglos in den Tag hinein, ohne sich um eine Stellung zu kümmern, bis ich ihm eine Galgenfrist setzte. Da ließ er sich von zu Haus telegraphisch Geld kommen ... fuhr nach Dar es Salaam ... und zog in ein Hotel, wo er 6 Wochen lang gewohnt hat. Wie ich hörte, war er dort oft betrunken, wozu er bei mir keine Gelegenheit hatte.

Heute kam mein Postjunge von der Station Pugu und sagte mir, daß Guenin mit dem Personenzuge nach dem Inneren gefahren wäre. ...«



Abb. 49: Koch Juma mit Armbinde als Ausweis holt die Post vom Zug, Bahnstation Pugu; hinter seinem Kopf ein Mangobaum (kein Kopfputz).

79) Nat. Arch., Tanz., Akte G 21/525.



Abb. 50: Bahnstation Pugu

Sein Geld für die Gueninsche Hotelrechnung mit der Auslösung des Koffers sah Karl Vieweg nie wieder. Verständlich, daß er von Assistenten zunächst einmal die Nase voll hatte.

Erst im Frühsommer 1914 stellte er auf Empfehlung seiner Eltern wieder einen Assistenten ein. Das war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Der Neue hieß Rabe und kam aus der Quedlinburger Gegend. Karl Vieweg hatte ihm per Brief angeboten, seine Pflanzung als Absprungbrett auf der Suche nach einer Verwalterstelle zu benutzen.

Nun war er hier, zahlte für Logis und Kost pro Tag 2.25 Rp und beteiligte sich auch, wie abgesprochen, an der Pflanzungsarbeit. Anderenfalls hätte er 4,- Rp zahlen müssen. Rabe war ein tüchtiger und sympathischer Mitarbeiter. Nach ein paar Wochen schon fand sich für ihn eine Stelle als Pflanzungsleiter: Es war die Pflanzung Ngeta nahe der gleichnamigen Bahnstation der Mittellandbahn. Als Rabe am 15. Juni 1914 Mikinginholo verließ, hätte Karl Vieweg ihn am liebsten dabehalten. Die beiden blieben Freunde und besuchten sich noch mehrmals auf ihren Pflanzungen. Dafür benutzten sie entweder den Personenzug oder die Pump- oder Hebel-draisine, die ab und zu zur Verfügung stand. Für kürzere Strecken, wenn die Draisine in Gebrauch war, gab es auch den Schiebetrolli: Vier kräftige Schwarze schoben den Karren mit dem Weißen oben drauf bis zur nächsten oder auch übernächsten Station.

Die Arbeiter

Nach diesem Exkurs zurück zum Jahre 1913.

Viele Pflanzer hatten Probleme mit der Arbeiterbeschaffung. Direktor Schäfer von der Kifulu Rubber Estates Ltd., so war zu hören, war sogar auf dem Wege nach China, um sich von dort Kulis zu holen!

Laut Arbeiterverordnung⁸⁰⁾ schloß man mit einem Arbeiter einen Vertrag, gewöhnlich über 30 Tage, und gab ihm eine Arbeitskarte, die täglich abgehakt wurde.

Die Arbeiter wurden unterteilt in diejenigen, die nach Feierabend in ihre Dörfer zurückkehrten und jene, die während der Vertragszeit auf der Pflanzung blieben.

Karl Vieweg kannte keine Arbeiterprobleme, obwohl er geringere Löhne zahlte als die von den Dörfern weiter entfernt liegenden Nachbarpflanzungen. Er hatte sogar den Jumben in den Dörfern sagen lassen, daß sie keine Leute mehr schicken sollten. Arbeiter, die trotzdem kamen, vertröstete er auf später. Pro Mann und Monat zahlte er 10,50 Rupien (13,97 M), wenn der Arbeiter sich selbst verpflegte. Lieferte Karl Vieweg das Essen, dann gab es nur 9,60 Rupien. Als Mindestlohn waren gesetzlich 6 Rupien vorgeschrieben.

Die Arbeitszeit durfte laut obiger Verordnung zehn Stunden täglich nicht überschreiten, wobei darauf zu achten war, daß *... dem Arbeiter noch Zeit verbleibt, die für seinen Haushalt erforderlichen Geschäfte bei Tageslicht zu verrichten. ...* Sonntage und gesetzliche Feiertage waren frei und unbezahlt. Zehn Stunden täglich – das schien Karl Vieweg etwas viel. Das würde den Arbeitern, die weiter entfernt wohnten, kaum noch freie Zeit lassen und Unzufriedenheit schüren. Bei ihm wurde durchgehend von 6 Uhr früh bis 15 Uhr gearbeitet, das ergab neun Stunden, eine 54-Stunden-Woche. – Diese Zeiteinteilung war auch einer der Gründe, weshalb er immer genug Arbeiter hatte. So konnten die meisten seiner Arbeiter nachmittags noch zurück in ihre nahen Heimatdörfer gehen. Das erschien ihm wichtig.

Dort im Dorf hatte die Gattin dann schon das Abendessen vorbereitet. Doch zunächst stieg der Hausherr nach des Tages harten Mühen in die hauseigene Badewanne, einen großen irdenen Topf, manchmal sogar mit heißem Wasser!

Nachfolgend machte es sich der Ehemann auf der aus Binsen geflochtenen Schlafmatte bequem und ließ sich von seiner Frau den ganzen Körper

80) Dt. Kolon.blatt, 1913, Nr. 9.

durchmassieren. Das mußte jedes Mädchen vor der Hochzeit erlernen. Wenn sie es nicht konnte oder wollte, durfte sie auch nicht erwarten, einmal auf Dauer einen Mann zu bekommen.

Die anschließende Füllung des Magens mit reichlich Mais- oder Cassava-Brei rundete den Körper und auch den Tag ab und genügte bis zum nächsten Abend. Es gab traditionell nur *eine* richtige Mahlzeit am Tage.⁸¹⁾ Zwischendurch aß man ein paar Beeren, Wurzeln oder Insekten, die es rechts und links gab. Am besten schmeckten die dicken Grashüpfer, insbesondere, wenn sie vorher in der Asche am Feuer etwas gebrutzelt waren. Vorher zog man ihnen die langen Springbeine ab, damit sie nicht austrücken konnten, und steckte die Grashüpfer in eine Tasche oder befestigte sie an einer Schmuckschnur um den Hals.

Genauso begehrt wie die Grashüpfer waren die fetten Termiten beim Hochzeitsflug. Karl Vieweg sah einmal zu, wie sich ein Mann an den Ausfluglöchern des Termitenhaufens bediente. Er fragte ihn, ob diese Flieger denn wirklich schmeckten. Während der Arbeiter freudig bejahte, schob er sich die nächsten beiden Termiten in den Mund, wobei in den Mundwinkeln noch die Flügel herausschauten. – Doch am leckersten waren bestimmte große Raupen. Die Jahreszeit, in der sie schlüpften, waren halbe Festtage in den Dörfern. Die Leiber der Raupen waren so dick und gut so lang wie ein Finger. Das war etwas für Gourmets! Eine Delikatesse!

Die Arbeiter, die in weiter entfernten Dörfern wohnten, hatten einen Fußmarsch von jeweils ein bis zwei Stunden, um zur Pflanzung zu gelangen. Das war zu weit. So blieben sie lieber auf der Pflanzung und bekamen hier ihr Essen oder verpflegten sich selbst, wofür sie ein Verpflegungsgeld erhielten. Ihre Frauen konnten sie nicht mitnehmen, denn für hundert oder mehr Arbeiter Einfamilienhütten zu bauen, konnte sich keine normale Pflanzung leisten. Zudem mußten die Frauen auch im Dorf bleiben, um die eigenen Felder mit Mais, Hirse, Reis und Cassava in Ordnung zu halten, natürlich auch, um die Kinder zu versorgen.

Der Mann blieb dann bei Feierabend auf der Pflanzung und kochte sein Essen selbst. Auf die abendliche Massage mußte er allerdings verzichten und auf das Bad im Bottich ebenfalls; denn zum einen lagen die Wasserstellen kaum in der Nähe der Arbeiterhütten, und zum anderen war Wasserholen Frauenarbeit. Wer da nicht über seinen eigenen Schatten sprang, konnte sich auch nicht waschen. Sein Duft war unverkennbar, störte aber selten ihn oder das Betriebsklima.

81) Die Wachagga am Kilimandjaro nehmen drei Mahlzeiten am Tage zu sich.



Abb. 51: Bau eines Arbeiterhauses; als Dachbedeckung dienen die Fiederblätter der Kokospalme.

Er wohnte mit anderen Arbeitern zusammen in einer Hütte und konnte höchstens am Sonnabend nachmittag in sein Dorf gehen oder gar erst, wenn er seine Arbeitskarte zu 30 Tagen abgearbeitet hatte. Diese Gruppe bildete die Minderheit.

Die meisten der Arbeiter kehrten am Nachmittag zu den heimischen Dörfern östlich und südöstlich von Mikinginho zurück. Sie arbeiteten lieber für etwas weniger Geld bei *macho porini*, als eine ganze Woche lang ohne ihre Frauen auf einer der weiter entfernten Pflanzungen ausharren zu müssen.

Laut Arbeiterverordnung hatte Karl Vieweg außerdem und unter anderem zu sorgen für

- »... eine gute Decke,
- einen ausreichenden Arzneimittelvorrat ...«,
- Trinkwasser »... in nicht weiterer Entfernung ... als 2 km ...« und
- ggf. einen freien Rücktransport mit der Bahn.

Bei Feierabend gab Karl Vieweg denen, die täglich in ihre Dörfer zurückkehrten, ihre Arbeitskarte mit Sichtvermerk schon in der Pflanzung zurück, damit sie nicht noch den Umweg zu seiner Grashütte machen mußten.

Die übrigen Leute erhielten ihre Arbeitskarte bei der Grashütte. Dort im Lager, wo etwas abseits auch die Arbeiterhütten standen, nahmen einige ihr tägliches Gemäß mit Reis in Empfang, andere verpflegten sich selbst.⁸²⁾

Abend für Abend versorgte Karl Vieweg die Wunden seiner Arbeiter, bpinselte sie zunächst mit Jod und setzte ein Mastisol-Pflaster darüber. Das hatte sich in Kifulu gut bewährt. Essigsaurer Tonerde half, wenn Schwellungen zurückgehen sollten. Für einen eventuellen Schlangenbiß hatte er übermangansaures Kali in der Hausapotheke stehen. Davon sollte man ein paar Kristalle in die Bißstelle geben, die vorher tief aufgeschnitten wurde. – Manchmal kamen Arbeiter zu ihm mit tage- oder wochenlang vernachlässigten gräßlichen Beinverletzungen. Die Wunden stanken und hatten sich schon tief ins Fleisch gefressen. Zahlreiche Fliegen saßen am Rand, und weiter innen tummelten sich Maden.

Nicht anders war es, wenn Mütter ihre Kleinkinder brachten. Umsonst predigte er ihnen, daß sie auf mehr Hygiene achten müßten. In den Augenhöhlen und an den Nasenlöchern der Kleinen saßen erschreckend viele Fliegen. Sie führten ein ungestörtes Dasein, niemand jagte sie weg, die Haut wurde wund und näßte; wahrscheinlich war es in solchen Fällen zu Pilzinfektionen gekommen. Ähnlich verhielt es sich in der Analgegend, weil Dinge wie Windeln und Windeln-wechseln unbekannt waren und das Kind nur ab und zu mal gewaschen wurde.

Auf Befragen erfuhr er, daß die Mütter auf die wunden Stellen eine Paste aus den zerkauten Blättern einer bestimmten Pflanze schmierten. Ob es half? Sie glaubten daran. – Manchmal kamen Mütter mit Kleinkindern, die sich am Feuer bei der Hütte üble Brandverletzungen geholt hatten. Hier konnte er nicht viel helfen und schickte sie zum Krankenhaus nach Dar es Salaam.

Auch gegen die häufigen Wurm- und Augenerkrankungen sowie gegen die scheußliche Frambösie war er machtlos. Letztere war eine syphilitisähnliche Erkrankung, die den Körper meist über und über mit Geschwüren bedeckte. Als vorbeugende Maßnahme dagegen hätte nur Sauberkeit geholfen. Aber wer kannte schon dieses Fremdwort!

Es nutzte nichts, die Schwarzen zu mehr Sauberkeit und Hygiene anzuhalten – dafür hatten sie kein Verständnis. Wichtig für eine Heilung, so wußten sie, war, daß sie die Medizin, die ihnen helfen sollte, vor sich sahen, ob es sich nun um Salbe oder um Tabletten handelte. Waren es Tabletten, dann mußten sie schlecht schmecken; eine gut schmeckende Medizin, etwa Tabletten mit einer süßen Außenschicht, konnte nach ihrer Meinung gar nicht helfen.

82) Gemäß: Gefäß mit einem bestimmten Maß.



Abb. 52: Das Kind hat kaum verheilte Brandwunden; es war mit dem Bein ins Feuer geraten.

Nach der Krankenbehandlung hielt Karl Vieweg das tägliche *shauri* (Beratung, Versammlung) ab, bei dem alle möglichen Angelegenheiten vorgebracht und abgehandelt werden konnten. Dieses *shauri* war wichtiger als mancher Pflanzer glaubte. Karl Vieweg nahm sich Zeit dafür. So bekamen die Arbeiter die Gewißheit, daß ihr Herr für ihre Sorgen und Kümernisse stets ein offenes Ohr hatte. Dies war wohl ein weiterer Grund, weshalb er über Arbeitermangel nicht zu klagen brauchte, so jedenfalls hatte er das Empfinden.

Nach dem *shauri* war endgültig Feierabend, und Karl Vieweg konnte sich auf seinem Langstuhl ausstrecken. Auf diesen Moment hatte Hausboy

Kazimoto schon länger gewartet.⁸³⁾ Er ergriff mehr oder weniger zartfühlend die unteren Extremitäten seines Herrn und befreite ihn von seinen Stiefeln und den damals gebräuchlichen schweren Ledergamaschen, durch die man sich gegen giftiges Getier und Dornen gefeit wußte. Von ‚herrschaftlichem Gehabe‘ des Weißen wegen der Ausziehprozedur konnte keine Rede sein. Wenn der Weiße bei den unzweifelhaft harten Lebensumständen eine Erleichterung haben konnte, nahm er sie selbstverständlich auch wahr.

Die nächste Annehmlichkeit verschaffte wieder Kazimoto. Während sein Herr, aller lästigen Körperbedeckungen der Zivilisation entblößt, hinter einer umweltfreundlichen Schilfwand bereit stand, kletterte Kazimoto auf die Leiter hoch und schüttete Wasser in den großen Eimer da oben, den er mit etlichen Löchern versehen hatte. Das erfrischende Brausebad ließ alle Mühen des Tages vergessen.

Bald darauf ertönte aus Richtung Küche der Ruf »*Chakula tayari, bwana!* – Herr, das Essen ist fertig!«, und damit begann nun wirklich der Feierabend.

Koch Juma war Moslem, kein Christ. Darauf hatte Karl Vieweg schon bei dessen Einstellung vor einem Jahr in Kifulu geachtet, nachdem ihn Hospital-Müller aufmerksam gemacht hatte: Wenn man einen Christen als Koch hat, will der statt zu kochen, sonntags zur Kirche gehen, nutzt das weidlich und zeitlich aus und kommt erst nach der Mittagszeit wieder, je nachdem, wie weit das fromme Haus entfernt liegt. Folglich stellte jeder Europäer möglichst einen Moslem-Koch ein, der seine Gebete zwischen durch erledigte.

Die Wazaramo

Karl Viewegs Arbeiter waren überwiegend Wazaramo. Dieser Volksstamm siedelte in der Landschaft Uzaramo, gelegen zwischen Dar es Salaam und etwa halbwegs Morogoro im Westen.⁸⁴⁾ Nach einer Sage waren die Wazaramo von den Uluguru-Bergen südlich Morogoro her eingewandert (*kuzarama* = die (von den Bergen) herunterkamen).⁸⁵⁾

83) Kazimoto: (*kazi* = Arbeit, *moto* = Feuer) Ein feuriger Arbeiter!

84) Aus der Kisuaheli-Grammatik: Ein M-zaramo und mehrere Wa-zaramo wohnen in Uzaramo und sprechen ki-zaramo (oder auch ki-suaheli).

85) Swantz, L.W., S. 158f.

Durch den Einfluß der Araber waren sie insbesondere nahe der Küste gegen Ende des 19. Jahrhunderts überwiegend Mohamedaner geworden. Ein anderer Teil war Christen, und wieder andere hielten an ihrer Naturreligion fest. Karl Vieweg machte seine Erfahrung mit allen drei Gruppen und stellte immer wieder fest: Wenn die Moslems und Christen auch zu Allah oder zum lieben Gott beteten, in Notlagen, wie bei Krankheiten, griffen sie stets auf ihre alten, überlieferten Volksbräuche zurück. Hauptgeist aller Geister war der böse *Kinyamkela*. Für landwirtschaftliche Fragen zuständig war der Geist *Kolelo*. Dessen große Stunde war gekommen, wenn sich eine Dürre abzeichnen begann. Vor einigen Jahren befaßte sich *Kolelo* allerdings auch mit Politik. Das war im Jahre 1905, als er dem geistigen Urheber des Maji-Maji-Aufstandes, Prophet Kinjiktile, empfahl, keine Steuern mehr an die Weißen zu zahlen. Zudem ließ er den Aufständischen ein Wunderwasser zukommen, das die schwarzen Krieger gegen die Weißen unverwundbar machte, aber auch sonst gegen allerlei Unbill im Leben garantiert und nachhaltig wirken sollte.

Der Glaube an ihre Geister gab den Wazaramo im Krankheitsfall zwar auch nicht mehr Garantie für eine Heilung als bei Allah oder dem Christengott, doch sie glaubten daran. Fachkundige Medizinmänner verschiedener Rangstufen halfen ihnen dabei. Teilweise noch heute, 1996, spielt sich dabei folgendes ab:

Der erste Doktor dieser Gilde, zu dem sie gehen, hat nur festzustellen, ob es sich um eine Erkrankung durch einen Geist handelt oder durch einen Zauberer. Das geschieht am besten, indem er sich eine kleine Kürbisflasche nimmt, in der sich etwas Rizinusöl befindet, und in die Öffnung hineinschaut. Nachdem er so einen klaren Durchblick gewonnen hat und das Ergebnis dem Patienten mitgeteilt und derjenige auch bezahlt hat, ist seine Arbeit getan.

Dann begibt sich der Kranke je nach dem Ergebnis der Untersuchung zum nächsthöher qualifizierten Doktor, entweder zum Spezialisten gegen Zauberei und bittet um ein geeignetes Gegenmittel, oder er geht zum Facharzt für Geisterbeschwörung.

Hat ersterer dank intensiver Untersuchung bestätigt gefunden, daß sein Patient durch Zauber krank geworden ist, dann muß dies durch Speisen oder Getränke geschehen sein oder vielleicht auch durch ein Pulver, das ein Zauberer heimlich durch ein Loch in der brüchigen Hauswand geblasen hat. Die Furcht vor derartigem Zauber ist groß, und die Wazaramo meinen, sie wohnen deshalb lieber in kleineren Gemeinschaften als in größeren Dörfern, dann sei die Gefahr des Verzauberns geringer; schließlich kenne dort jeder jeden. – Auch gegen diesen Zauber weiß der schwarze Medicus

ein wirksames Gegenmittel. Als Honorar erhält er ein Huhn oder eine Ziege, je nach der Diagnose und dem Schwierigkeitsgrad.

Nach den animistischen Vorstellungen der Wazaramo befindet sich im Körper des Menschen eine seelische Kraft, die sich auch nach dem Tode nicht sogleich verflüchtigt, sondern schattenhaft weiter existiert. Deshalb liegt auch bis zum Begräbnis ein Tuch über der Leiche, das verhindert, daß die Seele heimlich davonfliegt. Im selben Augenblick, in dem das Tuch zur Seite gezogen wird, um den Toten zum Grab zu tragen, wird neben ihm ein Huhn der Kopf abgeschlagen – als Opfer für die Seele, damit sie als künftiger Geist zufrieden ist und beim Toten verbleibt. So entsteht im Laufe der Zeit ein Heer von Ahnengeistern, die nicht aus Liebe verehrt werden, sondern aus Furcht, sie könnten den Hinterbliebenen etwas Böses antun.

Wird diese seelische Kraft eines Tages durch Krankheit oder Leid gemindert, so macht sich der Medizinmann für den Heilungsprozess die Naturkräfte zunutze, die sich in einem bestimmten Therapiemittel (z.B. auch in einem Amulett) befinden. Bei der Behandlung ist nicht das Kräutergemisch, das er auf die Wunde legt oder das Getränk, das er eingibt, ausschlaggebend, sondern das »... *Wie der Zubereitung und das Wie der Anwendung* ...«.⁸⁶⁾ So erscheint jedem Europäer diese Art der Therapie als eine Magie, wobei er übersieht, daß in der modernen Schulmedizin häufig ein Placebo verwendet wird, das die gleiche Wirkung haben kann.

Zauberer versuchen oft für ihre Zwecke, sich in den Besitz der Seele eines Verstorbenen zu setzen, solange diese noch bei der Leiche und nicht etwa schon auf und davon ist. Man weiß auch genau, wie der Zauberer das anstellt. Er schickt zunächst eine Eule als Spion zum frischen Grab. Wenn diese meldet, daß die Luft rein ist, kommt er selbst, schlägt ein paar Kreuze über dem Grab und stiehlt sich auf diese Weise die Seele. Um das zu verhindern, schlafen Angehörige des Toten sicherheitshalber in den ersten Tagen direkt am Grab.

Ansonsten sitzt die nichtgestohlene Seele irgendwo in der Nähe des Grabes und treibt allerlei Schabernack, bewirft zum Beispiel Vorübergehende mit Steinen, wenn das Grab schlecht gepflegt ist, oder verabfolgt ihnen eine Krankheit.

Schon allein, um dem zu entgehen, sind die nächsten Verwandten nach Beendigung des drei-, vier- oder sogar achttägigen Totenfestes bemüht, das

86) Klatt, 1966, S. 1730.

Grab sauber zu halten und zu pflegen. Meist wird auch einmal im Jahr ein Totenerinnerungsfest abgehalten, wobei das Hirsebier (*pombe*), das sogenannte ‚Tränenbier‘, eine wichtige Rolle spielt – nicht zu vergessen die ‚Pombe-Trommel‘, die stundenlang ununterbrochen dröhnt und unlieb-same Geister mit Sicherheit vertreibt.

Kinderlosigkeit geht auch auf das Konto eines Geistes, und die betroffene Frau muß sich recht unangenehmen Prozeduren unterziehen, damit der Geist mit Erfolg ausgetrieben werden kann.

Noch schlimmer ist es, wenn Zwillinge geboren werden oder bei einem Kind die oberen Zähne zuerst erscheinen. Beides wird auf den bedeutendsten aller Geister, den *Kinyamkela*, zurückgeführt und erfordert den sofortigen Tod. Das geschieht durch Aussetzen in die Wildnis. Von Zwillingen wird nur einer ausgesetzt, wer von beiden, ist meist nicht vorher festgelegt. Manchmal wird das Kind auch direkt getötet. Das geschieht, »... indem man das Köpfchen umdreht.«^{87), 88)}

Selbstverständlich waren derartige Tötungen vom Gouverneur in Dar es Salaam verboten und wurden verfolgt. Doch wer richtete sich im Busch schon danach!

Natürlich werden die Jungen beschnitten. Meist sind es die acht- bis zehnjährigen, in manchen Gegenden auch erst die etwa fünfzehnjährigen. Die Sitte, so wird erzählt, sei von den weiter südlich wohnenden Wayao und Wandengereko übernommen worden.⁸⁹⁾ Wenn möglich, findet die Beschneidung unter einem Affenbrotbaum statt. Für die Prozedur wird als erstes mit einer Glasscherbe, einem Messer oder nur mit einem geschärften Stück Eisen ein Querschnitt rings um den Penis, dann ein Längsschnitt ausgeführt und anschließend die Haut nach beiden Seiten auseinandergenommen.⁹⁰⁾ Das Schneidwerkzeug wird natürlich weder gewaschen noch irgendwie gesäubert, auch nicht von einem Jahr zum anderen. Zerriebene Blättermedizin sorgt für schnelles Heilen. Heilt es trotzdem nicht, so hilft sicherlich ausgepreßter Saft vom *mkumbi*-Baum. Blutet die Wunde bei einem der Jungen besonders stark oder hört gar nicht auf zu bluten, dann

87) Waldow, 1932.

88) Das Töten eines oder beider Zwillinge ist von verschiedenen Völkern bekannt, so u.a. von den Pygmäen, den Feuerlandindianern, den Ureinwohnern Australiens, den Semang Hinterindiens (Thiel) und in Ostafrika den Wachagga, Wahehe und sechs weiteren Stämmen (Merker, Wachagga, S. 13; Schultz-Ewerth, S. 169f).

89) Swantz, L.W., S. 158f.

90) Klamroth, S. 193.

ist für jeden klar, daß der Junge schon vorher Verkehr gehabt hat, was er nicht durfte. Also wird er getötet.

In dem Monat nach der Beschneidung werden die Jungen, die in einem Waldlager wohnen, für das künftige Leben unterrichtet, wobei der Sexualverkehr das Thema Nr. 1 ist. Die Stirn der Jungen wird täglich mit Hirsemehl bestrichen, und die nun zu Männern gewordenen Kinder werden mit einer Dornenrute geschlagen, damit sie auch Männlichkeit beweisen können. Am Schlußtag gibt es »... eine große Tanzerei und Trinkerei, den Knaben sind alle Ausschreitungen erlaubt, auch gegen das weibliche Geschlecht...«⁹¹⁾

Die Mädchen werden nicht beschnitten. Sie müssen sich jedoch dem beklemmenden *mwali*-Ritus unterziehen.⁹²⁾ Wenn ein Mädchen mit etwa 12 Jahren zum ersten Mal menstruiert, muß es sich in den dunkelsten Raum der Hütte zurückziehen und wird jetzt als *mwali* (Jungfrau) bezeichnet. Sie darf die Hütte nicht vor zwei oder drei Jahren verlassen, manchmal auch mehr – selbst sechs Jahre sind möglich. Als Karl Vieweg durch Missionar Kibelka davon erfuhr, erinnerte er sich, daß ihm 1910 Missionar Riese in West-Usambara ähnliches von den Wapare-Mädchen erzählt hatte; deren Abgeschlossenheit soll 5 – 6 Jahre gedauert haben.

Das Abgeschlossensein der jungen Wazaramo-Mädchen wird nach einer Untersuchung von Swantz⁹³⁾ auch von anderen Stämmen im Umkreis der Wazaramo praktiziert: »... I know of seclusion periods similar to those practised by the Zaramo among the Luguru, Ngulu, Zgwa, Kwere, Doe, Gogo, Ndengereko, Rufiji, Vidunna, Kaguru, and among several of the southern ethnic groups, although the length and strictness of seclusion varies. ...« Nach der Freilassung befragte Mädchen zeigten sich unbeeindruckt und sagten in etwa »... das sei nun einmal so Brauch.« 18% der Befragten gaben Antworten wie »Life was very sweet, I did not do any work.« – Auch bei den Makonde und Chagga findet man diesen Brauch. Bei den Chagga beträgt jene Zeit nur 1 – 2 Monate.

In dem Jahr, bevor das Zaramo-Mädchen zu einem *mwali* heranwächst, wird es als *kigoli* (ein Mädchen vor der Menstruation) bezeichnet. Davor ist es ein *kibinza*, und als Kleinkind gilt die gleiche Bezeichnung wie für einen kleinen Jungen. Ein Unterschied wird nicht gemacht, sie sind eben alle

91) Schultz-Ewerth, S. 179.

92) Waldow, 1.6.1931.

93) Swantz, M.-L., S. 174ff.

„Kleinkinder“. Das Alter eines Mädchens wird also nicht nach Jahren gerechnet, sondern nach dem Entwicklungsstand.

Kein erwachsener Mann, auch nicht der eigene Vater, darf sie während der *mwali*-Zeit sehen. Ihre Haare werden nicht geschnitten und stehen strubbelig ab. Sprechen ist nur im Flüsterton erlaubt. Waschen darf sie sich nur mit Maiskleie. Arbeiten ist auch nicht erlaubt, doch wenn die Männer zur Arbeit fort sind, hilft das Mädchen manchmal der Mutter beim Maisstampfen oder beim Hüten der jüngeren Geschwister. In dieser Zeit wird die *mwali* von zwei Frauen und auch der Mutter über ihr künftiges Leben und die Ehe unterrichtet und darauf vorbereitet.

Sie erfährt, daß sie ihrem Mann gehorsam sein muß und daß er sie, wenn er es für richtig hält, schlagen darf aufgrund der alten Weisheit der Suaheli und küstennahen Wazaramo: »Nur, wenn du deine Frau schlägst, findest du Gehorsam von ihr und wirst respektiert.«⁹⁴⁾ Ihr wird es also nicht anders ergehen als allen anderen schwarzen Frauen im Erdteil Afrika. Sie ist zum Kinderkriegen da und zum Arbeiten, sie ist ein Arbeitstier, das, wie schon erwähnt, bei Vermögensübertragungen nur als Ware gilt. Wenn sie heiratet, wird sie nach Geld, Rindern oder Ziegen bewertet, weiter im Inland auch mit Stoffen oder anderen Utensilien bezahlt. Je kräftiger sie gebaut ist, um so höher der Preis, der für sie bezahlt werden muß. Der Kaufpreis ist eigentlich eine Entschädigung für die Sippe der Frau, die durch die Heirat eine wertvolle Arbeitskraft verliert.

Zur Veranschaulichung der sexuellen Aufklärung der *mwali* holt sich die Mutter von der Schwester ihres Mannes das dort für diese Sippe aufbewahrte *mwali*-Tabu, das nun in den nächsten Jahren am Fußende der Schlafstelle ihrer *mwali*-Tochter seinen Platz haben wird. Jede Sippe hat ihr eigenes *mwali*-Tabu; das ist entweder eine weibliche Puppe aus dem Holz des *mkongo*-Baumes, oder es ist ein kleiner, länglicher Kürbis. Die Puppe, so heißt es, soll Kindersegen garantieren. Jedoch »... der Gebrauch und die Bedeutung beider sind dieselben ...«.⁹⁵⁾ In der Anwendung dieses *mwali*-Tabus werden die *mwali*-Mädchen von den Frauen praxisnah unterwiesen, wobei auch Bananen verwendet werden. Dem »... häßlichen Gebrauch der Bananen ...« kommt hierbei eine nicht unbedeutende Rolle zu.

(Diese drastische Art der Vorbereitung auf den späteren Sexualverkehr ist keine Ausnahmeerscheinung; die Frauen der Tami-Insulaner von Neuguinea führten den jungen Mädchen bei der Vorbereitung auf

94) Seidel, S. 204.

95) Waldow, 31.10.1935.

die Ehe einen länglichen Stein oder »... irgendeinen Gegenstand von der Form des männlichen Gliedes in die Scheide ein. ...«⁹⁶⁾

Es ist nur zu verständlich, wenn die Missionarin Anna von Waldow über die sexuellen Handlungen der Mädchen weiterhin ausführte: »Es ist unmöglich, sie niederzuschreiben.«

Die Abgeschlossenheit der *mwali* vor männlichen Verführern muß aber wohl doch nicht immer so vollkommen wie gewünscht gewesen sein, denn die Missionarin berichtet, daß nach Abschluß der *mwali*-Zeit die meisten der *mwali* schwanger sind! Manches deutet darauf hin, daß die Mütter Mitwisser der Liebkosungen waren und sich damit ein Zubrot verdienten. Ein Verführer, der auf frischer Tat erwischt wurde, durfte sofort getötet werden.⁹⁷⁾

In vielen Fällen wirkt sich die strenge Abgeschlossenheit negativ auf das Gemüt des *mwali*-Mädchens aus. Bei anderen überwiegt die Freude, daß sie nun erwachsen und heiratsfähig sind und daß eines Tages eine große Feier anläßlich ihrer Entlassung aus dem *mwali* stattfinden wird. – Die *mwali*-Mädchen sind nach dieser langen Zeit des Nichtstuns körperlich geschwächt und müssen sich nach ihrer Entlassung erst mit leichter Arbeit wieder an den Tagesablauf gewöhnen.

Die Entlassungsfeier wird vom Vater meist noch um Monate hinausgeschoben, weil er nicht genügend Geld für die Finanzierung der Veranstaltung mit den leider so vielen Gästen und den genauso hungrigen Mäulern hat. Zudem muß er auch die Aussteuer vom Inderladen im Dorf besorgen, gewöhnlich 4 – 8 bunte Baumwolltücher. Also ein ansehnlicher Wert. Manchmal hat er zwar genügend Geld, will sich dafür aber erst eine zweite Frau kaufen. So bleibt die Tochter eben noch ein Weilchen in der dunklen Bude.

Nach der Entlassungsfeier folgt meist kurz darauf die Hochzeitsfeier – wieder eine empfindliche Ausgabe für den gebeutelten Vater. Der Freier hatte um das Mädchen entweder schon geworben, als es noch ein *kigoli* war, oder erst während der *mwali*-Zeit bei der Mutter.

Der *mwali*-Brauch ist neben den heidnischen auch bei den mohamedanischen wie christlichen Wazaramo zu finden, allerdings in unterschiedlicher Härte, bei den mohamedanischen am strengsten. – Nachbar Kibelka erzählte Karl Vieweg, daß er wie auch andere Missionare bisher erfolglos versucht habe, die schlimme *mwali*-Zeit zu verkürzen, geschweige denn abzuschaffen.

96) Neuhauss, S. 229.

97) Schultz-Ewerth, S. 189.

Eine Befragung von Wazaramo-Frauen im Jahr 1996 durch den Verfasser ergab: Der *mwali*-Brauch ist auch heute noch üblich, jedoch in abgeschwächter Form. Wegen der Schulpflicht wird die Abgeschlossenheit der Mädchen nur noch auf die Schulferien beschränkt, Verweildauer also nur mehrere Wochen, vereinzelt auch nur an einem Wochenende. Zur Entlassungsfeier stellen sich die Mädchen mit entblößtem Oberkörper unter einem Baum auf und können so von den Männern als künftige Ehefrau ausgewählt werden.

Karl Vieweg befand sich nun schon zwei Jahre in Afrika. Er war kein Neuling mehr, und mit der Sprache hatte er keinerlei Schwierigkeiten. Immer wieder gab es etwas Neues zu entdecken, das ihn begeisterte, ihm aber auch Rätsel aufgab. Das war z.B. die Zahl 7, die bei den Wazaramo häufig auftaucht.

So werden bei einem bestimmten Geisteropfer, dem *kinyamkela*-Opfer, 7 Bananen niedergelegt und nochmals zweimal 7, um nicht von den gräßlichen Dschinnen belästigt zu werden. Oder: Bei nächtlichen Halsschmerzen zieht der Mann einen Binsenstengel aus seiner Schlafmatte, schlägt 7 Knoten hinein und bindet sie sich um den Hals. Oder: Die Frau bleibt nach der Geburt 7 Tage in ihrer Hütte. Und wenn jemand gestorben ist, schlafen die Angehörigen 7 Tage am Grabe auf der bloßen Erde.

Bei den Ilmoran-Maasai, so erfuhr Karl Vieweg zwei Jahre später am Kilimandjaro, ist die 7 eine tödliche Zahl: Nie besteht ein Kraal aus 7 Hütten; aber auf der Jagd hat der Mann 7 Pfeile im Köcher!

In seinen Gesprächen mit Missionar Kibelka kam er auch auf diese seltsame Sieben zu sprechen. Der Missionar meinte dazu:

„Das einzige, was die Wazaramo von der 7-Tage-Woche der Europäer übernommen haben, ist der Begriff des 7. Wochentages, des Sonntags. Dieser Tag ist für sie besonders bemerkenswert.“

Karl Vieweg: „Ich konnte es mir eigentlich schon denken. Das ist ja auch sehr verständlich. Schließlich haben die christlichen Missionen den Heiden den Sonntag als einen kirchlichen Feiertag gelehrt.“

Missionar Kibelka unbeirrt: „Interessant ist, daß sie dem Sonntag auch einen bezeichnenden Namen gegeben haben.“

„Und wie lautet diese Bezeichnung?“

„*Mzungu kolewa* – der weiße Mann betrinkt sich!“

Der Arbeitsmarkt von Dar es Salaam – Bestrafungen

Als sich Karl Vieweg gelegentlich wegen der Abgrenzungen seiner Pflanzung auf dem Bezirksamt in Dar es Salaam aufhielt, wurde ihm wieder vor Augen geführt, wie gut doch seine Arbeiterposition war.

Vor dem Bezirksamt auf der Straße wurden gerade die Arbeiter gezählt, die von den Akiden des Bezirks nach Dar es Salaam geschickt worden waren. Dann wurden sie vom Bezirksamtmann an die ansässigen oder mit Unternehmerarbeiten beim Bahnnumbau beschäftigten Europäer verteilt, soweit jene welche benötigten. Das war der sogenannte Arbeitsmarkt, eine Art Arbeitsvermittlung, eine vom Bezirksamtmann Eggebrecht nur für den Bezirk Dar es Salaam geschaffene Einrichtung, die aber bei den Sozialdemokraten im Berliner Reichstag unter Führung des wortreichen Abgeordneten Erzberger sofort Proteststürme auslöste. Es fielen Worte wie *„unerhörte Vergewaltigung“* der schwarzen Bevölkerung und ähnliches mehr, worauf die Aktion Monate später abgeblasen wurde. Der schwarze Mann sollte sich ohne jeglichen Zwang zu der nach europäischen Begriffen wohltuenden Arbeit melden. In diesem Fall aber war vom Bezirksamtmann wohl doch ein wenig nachgeholfen worden.

Auch Karl Vieweg hatte von diesem Arbeitsmarkt profitiert, der am 2. Januar 1913 erstmals stattfand. Er war gerade von seiner Europafahrt zurückgekommen und hatte damals sogleich mit 30 Arbeitern im Gepäck zu seiner Pflanzung fahren können. Inzwischen hatten diese 30 ihre Arbeitskarten mit den 30 Tagen, zu denen sie sich verpflichten mußten, wenn sie eine Arbeit annehmen wollten, längst abgearbeitet, waren in ihre Dörfer zurückgekehrt, hatten von dem Verdienst vermutlich ihre Steuer bezahlt und den Rest wohl in bunte Tücher und *pombe* umgesetzt.

Als Karl Vieweg in das Gebäude ging – er wollte gar keine Arbeiter holen, da er genügend ‚Freiwillige‘ hatte –, bot sich ihm ein Trupp von sechzehn Mann an. Er lehnte ab und sagte, daß er genügend Arbeiter habe und keine brauche.⁹⁸⁾

Nachher sollten die Sechzehn dem Bauunternehmer Giese zugeteilt werden. Da baten sie den Bezirksamtmann, er möchte sie doch zu Bwana *macho porini* schicken, der Bwana Giese wäre zu streng. Darauf bot ihm der Bezirksamtmann nochmals die Leute an. Aber er lehnte wieder ab und amüsierte sich innerlich, weil die anwesenden anderen Europäer ihn um seinen Arbeiterüberfluß beneideten. Wie er zu seiner Genugtuung zum

98) ‚Freiwillige‘ wurden die genannt, die ihre 30 Tage abgearbeitet hatten, danach aber freiwillig und ohne Vertrag noch länger blieben.

zweiten Mal feststellen konnte, mußte er bei den Schwarzen einen guten Ruf haben; denn kein einziger von den sechzehn Mann hatte je zuvor bei ihm gearbeitet, trotzdem kannten sie ihn.

Die 16 Arbeiter kamen dann tatsächlich auf ihren Wunsch hin nicht zu dem gestrengen Bwana Giese, sondern zu einem anderen, beliebteren Europäer.

Bei diesen zu dem Arbeitsmarkt geschickten Männern aus der Umgebung handelte es sich stets um gesunde, arbeitsfähige Leute, die entweder seit einem Jahr oder länger bei keiner Behörde oder bei keinem Europäer gearbeitet hatten oder mit ihrer Steuer im Rückstand waren, so also Gelegenheit bekamen, sich Geld zu verdienen.



Abb. 53: Bei einem Bezirksamt: Ein Mann erhält 15 Hiebe mit der kiboko-Peitsche; Kettengefangene müssen zur Abschreckung zusehen.

Nicht selten geschah es, daß Leute ihre Arbeit sein ließen und versuchten, auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Hatten sie von ihren 30 Tagen, für die sie sich verpflichtet hatten, nur 20 oder weniger abgearbeitet, dann wurden sie gesucht und bestraft. Wer gefunden wurde, bekam laut geltendem Gesetz meist 15 Hiebe mit der Nilpferdpeitsche übergezogen – vorausgesetzt, er hatte das reife Alter von 35 Jahren noch nicht erreicht;⁹⁹⁾ er konnte aber auch für ein, zwei oder gar drei Monate an die Kette kommen. Über die Hiebe, so schrieb Karl Viewegs Vater aus Deutschland,

99) Winkelmann, G., Eingeborenenrecht., S. 214.

stritten sich mal wieder die Abgeordneten im Berliner Reichstag. Die Sozialdemokraten hätten diese Strafen erneut verurteilt und von den »armen geknechteten Brüdern« in Afrika gesprochen.¹⁰⁰⁾

Von Karl Viewegs Arbeitern rückten nur drei aus. Alle drei wurden wiedergefunden, und da es nicht Freiwillige waren, auch zurückgeholt, um ihren Arbeitskontrakt über 30 Tage abzuarbeiten. Der erste bekam die bekannten 15 aufgezählt, oder wie man sie landläufig nannte »piga kumi na tano« (schlagen zehn und fünf). Nur auf das Gesäß durfte geschlagen werden, nicht auf den Rücken. Wegen möglicher Fehlschläge war vorgeschrieben, »... jenen Körperteil durch Auflegen von Decken beim Vollzug der Prügelstrafe zu schützen. ...«¹⁰¹⁾ Und wenn beim Schlagen Blut kommen sollte, mußte sofort aufgehört werden, so lautete die Vorschrift. Jeder Schlag wurde laut gezählt – um Irrtümern vorzubeugen. Vergebens waren die Gerechtigkeitsrufe des Delinquenten zum allmächtigen Allah und sicherheitshalber auch noch zu den wichtigsten Wazaramo-Geistern, für die er seinen Talisman hatte anfertigen lassen. Doch keiner von ihnen wollte ihm helfen.

Hatte der Sünder sein Quantum erhalten, so schloß er nach der Sitte des Orients selbst die Prozedur mit den Worten ab: »Asanti, bwana – danke, Herr!«

Der zweite Mann – Monate später – wußte, was jetzt auf ihn zukam, und hatte sich den bewußten Körperteil ausgiebig mit zwei Lendentüchern und zusätzlich noch mit einem Handtuch gepolstert. Um ganz sicher zu gehen, trug er darüber auch noch drei Khakihosen!!

Doch Aufseher Mwalimus geschulte Augen identifizierten das gerundete Hinterteil rasch als Fälschung. Es half alles nichts, der Missetäter mußte sich für Mwalimu und seine *piga kumi na tano* dekolletieren. Dabei stellte es sich heraus, daß das Handtuch mit dem Monogramm eines benachbarten Europäers versehen war!

Das hatte noch gefehlt!

Es kostete nicht viel Mühe festzustellen, daß das Handtuch ihm nicht als Belohnung für außergewöhnlich gute Arbeit überreicht worden war. Das dürfte dem armen Teufel zu gegebener Zeit noch einmal zusätzliche Freuden eingebracht haben.

100) Derartige Formulierungen aus dem Reichstag benutzten freudig die Alliierten 1919 nach Kriegsende, um damit im Versailler Vertrag zu belegen, daß die Deutschen nach ihren eigenen Worten nicht fähig seien, Kolonien zu verwalten. – Nur Schwarze durften mit Schlägen bestraft werden, nicht Araber oder Inder, natürlich auch keine Weißen. Die Höchststrafe lag bei 25 Hieben; möglich waren allerdings auch 50 Hiebe in zwei Raten (Wick, S. 60).

101) Aml. Anzeiger, 1913, Nr. 18.



Der gefürchtete Fahnen-Zettel:
„... in der Mitte ein seltsamer Vogel mit zerfleddertem Gefieder ...“

Auch den dritten Flüchtigen, Munyiimkuu bin Jorire, meldete Karl Vieweg vorschriftsgemäß seinem zuständigen Akiden in Kisserawe, Sapi Mkwawa. Der setzte daraufhin einen seiner Polizei-Askari auf die Fährte des Sünders. Im benachbarten Dorf Mzumbwi wurde er fündig und prä-sentierte dem erschrockenen Ausreißer den allen Schwarzen nur zu bekannten und gefürchteten *bendera*-Zettel (Fahnen-Zettel). Auch wenn Munyiimkuu die Kunst des Lesens noch nicht beherrschte, so wußte er doch, was das schwarz-weiß-rote Blatt Papier bedeutete, auf dem in der Mitte ein seltsamer Vogel mit zerfleddertem Gefieder zu sehen war; es war die unmißverständliche amtliche Aufforderung, dem Askari zu folgen.

So wurde Munyiimkuu bin Jorire wieder zurückgebracht. Karl Vieweg stellte ihm zur Wahl, entweder du wirst zur Bestrafung zum Bezirksamt nach Dar es Salaam gebracht oder du erhältst hier deine 15 Hiebe oder aber du arbeitest hier zehn Tage Strafdienst, also ohne Entgelt. Der Mann wußte, daß ihn in Dar es Salaam Schlimmeres erwarten würde, und wählte freudig die zehn Tage Strafdienst.

Diese Art der Rechtssprechung fanden die Arbeiter gut. Das sprach sich rasch herum: Bei *bwana macho porini* kann man sich das Strafmaß aus-suchen! Eine feine Sache!

Die obigen drei waren nicht die einzigen Sündenböcke auf Mikinginoh, die bestraft wurden. Ein Mann, durch dessen Unvorsichtigkeit eine Hütte abgebrannt war, hatte sich seine 15 ehrlich verdient.



Diese 15 hatten ihre eigene Bewandtnis. Einem weißen Arbeitgeber war es gesetzlich erlaubt, Strafen bis zu 15 Hieben selber zu verhängen, voraus-gesetzt, er wohnte genügend weit weg von der ehrbaren Gerichtsbarkeit. In diesem Falle deshalb, weil Karl Vieweg nicht in Dar es Salaam wohnte («... Dem Dienstherrn steht gewohnheitsrechtlich gegenüber den in seinem Dienst befindlichen eingeborenen Arbeitern ein gewisses Züchtigungsrecht zu ...») ¹⁰²⁾. An diese erlaubten 15 hatten sich Weiß und Schwarz gewöhnt, auch wenn man sich in einer Grauzone zwischen ‚genügend weit weg‘ und ‚nah‘ befand. Es bestand gewissermaßen ein Gentlemen's Agreement; denn Schwarz wußte, beim Gericht könnte es härtere Strafen geben.

Auch Hausboy Kazimoto mußte erst jene bittere Medizin schlucken, bevor er klüger wurde. Er hatte den jungen Karani (Schreiber) von Karl Vieweg grundlos geschlagen. Der beschwerte sich, und Karl Vieweg ver-warnte den schlagfreudigen Hausboy. Umsonst. Kazimoto war stärker, Ali war schwächer, also schlug er ihn erneut. Das machte Spaß.

Jetzt reichte es. Kazimoto erhielt zum Eingewöhnen nur zehn aufgezählt.

(Straftaten mit Schlägen zu ahnden, war keine Erfindung der deut-schen Kolonialmacht. Die Araber in der Zeit vor ihnen gaben 24 Schläge, die Deutschen gaben 25 – einen Schlag extra für den Kaiser! Es waren aber nicht nur die Araber und die Deutschen, die in der Kolonialzeit prügeln. Die Prügelstrafe war damals Allgemeinge-brauch in ganz Afrika und auch in anderen Erdteilen, den arabischen Ländern und in China. ¹⁰³⁾

Die Engländer, die immer behaupteten, sie hätten in der Behandlung der Eingeborenen die zarteren Hände, erhöhten während des Krieges 1914 – 1918 im besetzten Deutsch-Ostafrika die Höchststrafe von obigen 25 auf 50 Hiebe aufeinanderfolgend. ¹⁰⁴⁾

Bemerkenswerterweise wurden die Strafen im nachkolonialen Tanza-nia nicht milder, sondern verschärft. Für öffentliche und Lagerdieb-stähle, Einbruch, Raub und Korruption gab es ab 1963, zwei Jahre nach Beginn der Unabhängigkeit, für jeden überführten Täter eine Mindeststrafe von zwei Jahren Haft und 24 Schlägen (den Extraschlag zu Ehren des Kaisers hatte man wieder fallenlassen).

«... Für Jugendliche (von 12 – 18 Jahren), ...» so stellte 1987 ein Dozent an der Juristischen Fakultät der Universität Dar es Salaam fest, «... wird beinahe in allen Fällen körperliche Züchtigung verordnet, da

102) Amtl. Anzeiger, 1914, Nr. 17.

103) Wick, S. 58.

104) Schnee, Bericht üb. d. Krieg, S. 1.

man sie bei Jugendlichen für eine bessere und wirksamere Strafe hält als Inhaftierung. ...»¹⁰⁵⁾

Auf der zu Tanzania gehörenden Insel Sansibar ging man 1973 noch einen drastischen Schritt weiter. Da es dort nur noch gute Menschen gab – die Araber hatte man 1964 ausnahmslos erschlagen – schloß man die Gefängnisse; sie würden nicht mehr benötigt. Sollte es dennoch Missetäter geben – *«they will be shot»*, so verkündete die staatlich gelenkte Presse fürsorglich dem Volk.)

Sultanssohn Sebe bin Mbaruku

Zu tun hatte Karl Vieweg nicht nur auf seiner Pflanzung, sondern viel zu oft auch in Dar es Salaam, sei es auf dem Bezirksamt, der Bank, bei der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, oder sei es bei Rechtsanwalt Müller. Bei der Bank war übrigens Anfang April pünktlich die erste Rate in Höhe von 2.000,- M von Tante Ida Mehns' Darlehen eingegangen – ein halber Festtag für den glücklichen Empfänger!

Anläßlich dieser Dar es Salaam-Fahrten besuchte er regelmäßig auch einen seiner Freunde oder Bekannten, zu denen seit längerem ebenfalls Schulkamerad Gottfried Haun aus Quedlinburg gehörte. Haun war Postbeamter und nach Steinbrück bereits der zweite aus Karl Viewegs Bekanntenkreis in Deutschland, der durch seine Briefe zur Ausreise nach Afrika inspiriert worden war.

Karl Vieweg fuhr nicht mit der Bahn nach Dar es Salaam – das war ihm einfach zu teuer –, sondern er benutzte sein Fahrrad. Schließlich lag Dar es Salaam nur 29 km entfernt. Dieses kostbare Fortbewegungsmittel hatte er sich von seiner letzten Reise aus Deutschland mitgebracht. Auf dem sandigen Weg erwies sich das Vorwärtskommen streckenweise allerdings als recht mühsam (dazu die unpraktische Tropenbekleidung). Darum hatte Karl Vieweg schon mehrmals angefangen, den Weg auszubessern und zu befestigen, doch dann kam der Regen und zerspülte alles wieder. So mußte erst das Ende der Regenzeit abgewartet werden.

Noch aber war es nicht soweit. Wie immer bei diesen Radtouren nach Dar es Salaam kehrte Karl Vieweg auf halbem Weg bei dem Araber Sebe bin Mbaruku ein. Sebe war der Sohn des großen Sultans Mbaruku bin Rashid und einer Schwarzen und wohnte bei dem Dorf Ukonga.

¹⁰⁵⁾ Shaidi, S. 35.

Die Mbaruku waren Abkömmlinge aus der Dynastie der Mazrui-Araber, die 1739 vom Iman von Maskat (Muskat, heute Oman) gegen die portugiesischen Eindringlinge nach Ostafrika geschickt worden waren. Offiziell wurden sie mit ihrer Streitmacht zum Schutz der afrikanischen Bevölkerung entsandt, in Wirklichkeit zum Schutz der dort eingesessenen eigenen Kaufleute, die einen lukrativen Handel betrieben. Der Leiter dieser Aktion, Sebes Urvater Mohamad bin Athman, nutzte die Gelegenheit und machte sich im neuen Land von seiner Heimat Maskat unabhängig und flugs zum Gouverneur von Mombasa. Bald war er Herrscher über die gesamte Küste zwischen Malindi und Pangani einschließlich der Insel Pemba.

Natürlich paßte das der in Maskat zurückgebliebenen und schon immer konkurrierenden Abu-Said-Dynastie ganz und gar nicht. Es kam in dem folgenden Jahrhundert zu wechselvollen Bruderkämpfen der Maskat-Araber, bis 1837 die Macht der Mazrui durch Verrat des Abu-Saiden Said bin Sultan gebrochen wurde. Sebe bin Mbarukus Großvater, der Sultan Rashid bin Salim, wurde auf ein Schiff gelockt und zusammen mit seinen 24 Gefolgsleuten erst nach Sansibar und dann nach Maskat gebracht. Dort starb er elendiglich im Gefängnis. Nur zwei Mazrui-Sultane konnten in Ostafrika weiterregieren. Einer von ihnen war Sebes Vater Mbaruku bin Rashid in der Landschaft Takaungu an der Südküste des späteren Britisch-Ostafrika, des heutigen Kenia.

1895 entstand das Protektorat Britisch-Ostafrika, und unter Führung von Mbaruku bin Rashid leistete eine Anzahl der arabischen und Suahelibe-völkerung Widerstand gegen die neuen Machthaber. Vergeblich. Nach längeren Kämpfen mußte ein Jahr später Mbaruku bin Raschid, der letzte Sultan des Mazrui-Geschlechts, mit mehreren tausend Anhängern auf deutsches Gebiet ausweichen. Der damalige deutsche Gouverneur Dr. von Wißmann ließ sie mit Rücksicht auf die Engländer entwaffnen – sicher ist sicher – und siedelte sie bei Tanga und den Sultan Mbaruku selbst mit der Hauptgruppe bei Dar es Salaam an. Die Neusiedler verhielten sich stets deutschfreundlich. Ackerland und die von ihnen errichteten Kokosplantagen gaben ihnen ein ausreichendes Einkommen.

Der alte Sultan, Sebes Vater, war vor zwei Jahren, 1911, gestorben. Die Deutschen hatten ihm zu Ehren eine Station der Mittellandbahn in seinem Siedlungsgebiet benannt: Das war Mbaruku, die erste Bahnstation von Dar es Salaam aus, nahe dem Dorf Ukonga, wo Sohn Sebe wohnte. Sebe war jetzt zwar kein Sultan mehr, doch von den Deutschen als Akide eingesetzt, der die jährliche Kopfsteuer seiner Untergebenen einzuziehen hatte und gleichzeitig auch eine beschränkte Strafgerichtsbarkeit (bis zu 14 Tagen Kettenhaft oder 15 Hieben) ausübte. Er war also eine bedeutende Respektsperson.



Abb. 54: Sultanssohn und Akide (farbiger Verwaltungsbeamter an der Spitze eines Unterbezirks) Sebe bin Mbaruku (4. v. l.) ist mit Gefolge zu einem Höflichkeitsbesuch bei Karl Viewegs Grashube eingetroffen

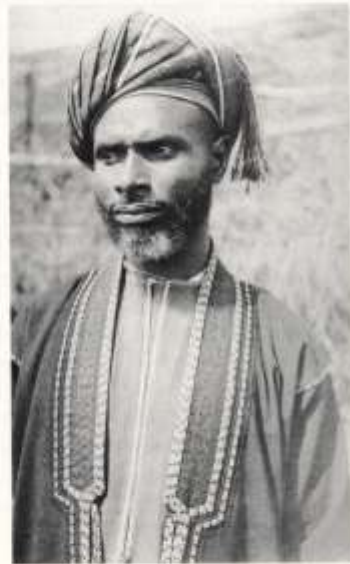


Abb. 55: Sebe bin Mbaruku

Schon gleich in der Anfangsphase der Pflanzung stattete er Karl Vieweg einen Höflichkeitsbesuch ab. Tage zuvor hatte er durch einen Boten anfragen lassen, ob sein Besuch genehm sei – er war natürlich genehm –, und dann traf er mitsamt seinem Gefolge von Station Pugu her in einer Mauleselkarre ein. Zwei von seinem Gefolge saßen in einer weiteren Karre, der Rest folgte zu Fuß. Den letzten Kilometer auf dem Pfad zur Pflanzung hoch mußten allerdings auch die Herren zu Fuß gehen.

Karl Vieweg war dem Sultanssohn ein Stück auf seinem Maultier entgegengeritten, hatte aber für den Gast ein zweites Maultier mitführen lassen. Nun ritten die beiden voran, während das Gefolge mit weiteren Arabern und dem Jumben von Ukonga hinterherging. So hatte alles seine Richtigkeit, die Rangunterschiede waren gewahrt.

Auf Mikinginho trank man eine Erfrischung, besichtigte die Pflanzung und aß zu Mittag, das Juma bereitet hatte. Man sprach über das Wetter, über die schon sieben Jahre zurückliegende große Hungersnot (ein beliebtes Thema), über die Kokos- und Kautschukpreise und natürlich auch über die neusten Verordnungen des Bezirksamtes. Schließlich lud Sebe bin Mbaruku seinen Gastgeber zu einem Gegenbesuch ein.

Der Gegenbesuch hatte sich nun bei all seinen Radfahrten nach Dar es Salaam zu einer Routine entwickelt. Gut zwei Stunden reine Fahrzeit benötigte er bis Dar es Salaam, für den Rückweg wegen der Steigung etwas mehr. Kam er von den Bergen herunter in die Buschniederung, gab es schon die ersten Tsetse-Fliegen. Und wenn er an einer bestimmten Stelle nicht aufpaßte und zu langsam radelte, wurde er jedes Mal von Dutzenden dieser Blutsauger überfallen. Deshalb fuhr er auch immer mit heruntergekrempten Ärmeln und zwei Taschentüchern um den ungeschützten Nacken und Hinterkopf.

Bei Sebe bin Mbaruku auf halber Strecke einkehren zu können, war bei der schwülen Hitze jedes Mal eine Erholung. Ein Diener stand vor dem Eingang des stattlichen Hauses, vor dem Karl Vieweg fast erblassen konnte, vor dem Haus natürlich.

Häufig konnte man ein paar Kettengefangene sehen, die mit irgendetwas beschäftigt waren. Sie trugen einen Eisenring um den Hals mit einer daran herunterhängenden Kette, mit der der Gefangene, wenn es notwendig erschien, an den Halsring eines anderen Strafkollegen angeschlossen werden konnte. Zwei große Hunde wachten darüber, daß sich die Kettenmänner nicht zu weit entfernten.

Meist blieb Karl Vieweg für ein halbes Stündchen und nahm eine Erfrischung zu sich. Am liebsten trank er eine frische Kokosnuß, die ein Junge von einer Palme holte, kaum, daß der Radfahrer in Sichtweite gekommen war!

War Karl Vieweg schon am Mittag aus Dar es Salaam zurück, dann lud ihn Sebe selbstverständlich zum Mittagessen ein. Stets gab es Reis auf einem großen kupfernen Teller von sicher 80 cm Durchmesser, in dem neben verschiedenen Verzierungen auch Gebete eingraviert worden waren. Leider, so stellte Karl Vieweg für sich selbst fest, war vieles von den wunderschönen Gravierungen bereits vernichtet, weil der Küchenjunge den Teller wohl jedes Mal erbarmungslos mehr mit Sand als mit Wasser reinigte.

Man langte beim Essen zu.

Bei Sebe bin Mbaruku handelte es sich – nach dortigen Maßstäben – um einen gebildeten Mann. Zu Karl Viewegs grenzenlosem Erstaunen erzählte ihm Sebe beim Essen Dinge, die er anfangs kaum glauben konnte.

Karl Vieweg hatte in der Schule gelernt, daß die Insel Helgoland 1890 im Tausch gegen Sansibar erworben worden sei. So hatte man es auch überall lesen können. Dem aber widersprach Sebe bin Mbaruku vehement und gab seinem weißen Freund eine Lektion Nachhilfeunterricht in Kolonialgeschichte. Nicht die Insel Sansibar, so behauptete er, sondern Wituland (im Küstenbereich des heutigen Kenia) sei das eigentliche Tauschobjekt gewesen! Sansibar sei doch nie deutsch gewesen, wie hätte es dann eingetauscht werden können!

Das schien logisch. Etwas, was man nicht besitzt, kann man nicht tauschen. Der Akide hatte recht. Sebe bin Mbaruku erzählte weiter, daß er in dieser Angelegenheit deshalb so genau Bescheid wisse, weil er die Ränke und Intrigen des verstorbenen Sultans von Sansibar, Seyd Bargash, genau verfolgt habe:

Seyd Bargash, seit 1870 auf dem Thron in Sansibar, war ein erbitterter Gegner von Sebes Vater, wie überhaupt ein Gegner der Mazrui-Dynastie. Er gehörte zu der verfeindeten Abu-Said-Dynastie aus Maskat, die sich ähnlich der Mazrui-Dynastie später in Sansibar selbständig gemacht und die Verbindungen zum Mutterland Maskat abgebrochen hatte. Seyd Bargash war der Sohn des Said bin Sultan, der die stattliche Zahl von 112 Kindern gezeugt hatte und der Sebes Großvater auf das Schiff gelockt und in das Gefängnis geworfen hatte.

»Fluch den Abu-Saidi!« so bekräftigte Sebe bin Mbaruku wiederholt seine Erzählung.

Zu dem aufgetürmten Reis, von dem sich Karl Vieweg und sein Gastgeber während der Unterhaltung zwanglos mit der (rechten) Hand bedienten, gab es verschieden scharf gewürzte Soßen, in die jeder seinen in der Hand geformten Reiskloß tunkte.

Nach einer Pause erzählte Sebe bin Mbaruku weiter, und Karl Vieweg folgte ihm gedanklich, soweit er die vielen Sultane und Dynastien nicht noch mehr durcheinanderwarf:

Mit der Ausbreitung der Macht der Abu-Said-Dynastie an der ostafrikanischen Küste war auch der Einfluß der Mazrui zurückgedrängt worden. Der Abu-Said-Sultan Seyd Bargash, so erzählte Sebe, habe immer wieder versucht, seine Küstenherrschaft, die sich bis Somalia hinaufzog, weiter ins Inland auszudehnen.

Während seiner Kriegszüge stieß er auf den Widerstand des friedliebenden Sultans Achmed von Witu (im Gebiet des heutigen Kenia). Der hatte schon einmal, 1867, den König von Preußen bitten lassen, die Schutzherrschaft über Wituland zu übernehmen, damit er, Achmed, Ruhe vor dem Sansibarsultan habe.

Letzterer hatte triftige Gründe, seinen Widersacher Achmed in Witu anzugreifen, denn alle Sklaven, denen es gelungen war, aus seinem Machtbereich zu fliehen, fanden beim Sultan von Witu Asyl und durften sich dort ansiedeln. In Wituland war die Sklaverei längst abgeschafft. Im übrigen Ostafrika dagegen florierte der Sklavenmarkt noch bis zum Araberaufstand 1888. Erst danach ebte mit der zunehmenden deutschen und britischen Kontrolle der Menschenhandel allmählich ab.

Erst Sultan Achmeds zweite Bitte um Schutz gegen seinen Widersacher war erfolgreich, als durch die Vermittlung der Gebrüder Denhardt 1885 das Land, das annähernd so groß war wie die Schweiz, unter deutschen Schutz gestellt werden konnte.¹⁰⁶ Drei Jahre später starb Seyd Bargash. Wiederum zwei Jahre später kam es 1890 zu dem sogenannten Helgoland-Sansibar-Vertrag, durch den die kolonialen Abgrenzungen Deutschlands in Ost-, West- und Südwestafrika korrigiert wurden. Wichtigster Posten in dem Abkommen war der Erwerb Helgolands, wichtigstes Tauschobjekt hierfür war Wituland. Daneben mußte der neue Sansibarsultan Ali den 16 km breiten Küstenstreifen vor Deutsch-Ostafrika an die Deutschen verkaufen, damit sie freien Zugang zu ihrer Kolonie im Inneren erhielten. Der Sultan bekam für das Geschäft 4 Mio. Goldmark in die Hand gedrückt. Eine gewaltige Summe! Gleichzeitig übernahm England die Oberhoheit über die Inseln Sansibar und Pemba. Von diesem Zeitpunkt an hatte die Abu-

106) Aus heutiger Sicht erscheint es kaum verständlich, daß damals selbständige Landesoberhäupter bereit waren, zusammen mit ihrem Volk Untertanen eines europäischen Landes zu werden. Entscheidend für diese Handlungsweise war meist der zugesagte Schutz vor Sklaverei und vor rivalisierenden Stammeskriegen. – Auch der Sultan von Sansibar, Seyd Bargash, hatte schon Jahre zuvor, 1874, versucht, den Schutz des Deutschen Reiches (aber nicht dessen Souveränität!) zu erlangen, um dem wachsenden englischen Einfluß wirksamer begegnen zu können. Doch Bismarck wollte keinen Zank mit England (Tetzlaff, S. 21).

Said-Dynastie in Sansibar nichts mehr zu melden; die folgenden Sultane mußten tun, was die Engländer sagten.

Aber das paßte Ali-Nachfolger Seyd Chalid bin Bargash nicht. Er erhob sich 1896 gegen die englische Herrschaft. Doch nachdem eine englische Flotte seine Schiffe und seinen Palast in Sansibar zusammengeschoßen hatte, flüchtete er in das deutsche Konsulat. Trotz englischen Protestes wurde er nach Dar es Salaam übergesetzt, wo ihm am Hafen ein Palais aus arabischer Vorzeit zugewiesen wurde. Zum Mißfallen von Sebe bin Mbaruku blieb er dort – ebenfalls als Asylant.

(Karl Vieweg stellte wenige Tage später in Dar es Salaam hinsichtlich Helgoland fest, daß die Angaben Sebe bin Mbarukus tatsächlich stimmten und daß der Helgoland-Sansibar-Vertrag in Wirklichkeit hieß ‚Vertrag über Kolonien und Helgoland‘. Doch kaum jemand in der Öffentlichkeit wußte davon.

Die irrümliche Ansicht, daß Helgoland gegen Sansibar eingetauscht wäre, entstand bereits wenige Tage nach dem Vertragsabschluß im Juli 1890. Bismarck, der sich nach seiner Entlassung auf sein Schloß Friedrichsruh zurückgezogen hatte, wurde von Reportern bestürmt und gefragt, was er von dem Vertragsabschluß seines Nachfolgers v. Caprivi halte. Bismarck, in der Rolle des Ausgebooteten, antwortete verstimmt, daß man in der Politik mehr Ausdauer aufbringen müsse; nach ein paar Jahren Geduld und Verhandeln hätten wir Sansibar haben können und nicht die Engländer. So aber sei dies ein Verlust für uns.¹⁰⁷⁾

Die Reporter griffen das Wort ‚Verlust‘ auf, und am nächsten Tag stand überall zu lesen, daß Deutschland das große Sansibar gegen das kleine Helgoland verloren habe. Jedes Dementi half nichts mehr. Die Meinung ‚Helgoland gegen Sansibar‘ setzte sich durch und hat sich bis heute gehalten.)

Mit solcherlei Gesprächen vergingen die Rastzeiten bei Sebe bin Mbaruku wie im Fluge. – Die Frau des Arabers sah er so gut wie nie. Nach heimischer Sitte hatte sie im Männerkreis auch nichts zu suchen. Da sie wußte, was sich gehörte, bediente sie nur kurz und verschwand sogleich wieder. Sie aß später, wenn die Männer fertig waren und was sie übrig gelassen hatten (natürlich hatte sie entsprechend mehr gekocht).

Auch Karl Vieweg wußte, was sich gehörte.

¹⁰⁷⁾ Vieweg, 1980.

War er nur kurz zu einer Erfrischung anwesend, so konnte er kaum einer gewissen Tradition entsprechen. War er jedoch über Mittag zu Gast und hatte ein reichliches Mahl zu sich genommen, so ließ er seinen Gastgeber zunächst durch einen halblauten Rülpsen deutlich wissen, daß es ihm gemundet hatte.

Damit allein hätte er der guten Sitte nicht vollauf Genüge getan. Wenn man als Gast etwas zu sich nimmt – so der Brauch –, soll man auch etwas zurückschenken, denn der Garten braucht Dünger, um all die schönen Früchte, die dem Gast gereicht werden, gedeihen zu lassen. So verschwand denn Karl Vieweg für eine gewisse Zeit und versuchte sein Bestes ...¹⁰⁸⁾

Sultanssohn Sapi Mkwawa

Sebe bin Mbaruku war nicht der einzige Sultanssohn in Karl Viewegs Nachbarschaft. Der Akide in Kisserawe, Sapi Mkwawa, stammte ebenfalls aus einem alten Herrschergeschlecht, das sich acht Generationen zurückverfolgen ließ. Karl Vieweg war gerade unterwegs zu ihm, um verschiedene in Arbeiterangelegenheiten zu besprechen, als kurz vor der Ortschaft Trommelschläge zu hören waren. Er vermutete, daß es sich wie so oft um eine Beschwörung böswilliger Geister anlässlich der Zusammenkunft der Sippe eines vor Jahresfrist Verstorbenen handelte; oder es war die Pombe-Trommel, die zu einem Hirsebier-Umtrunk rief. Als er näher herankam, erkannte er den Anlaß: Der Lehrer rief seine Schüler zum Unterrichtsbeginn.

Akide Sapi war ein gebildeter Mann von etwa – wie ihn Karl Vieweg einschätzte – 24 Jahren. Er begrüßte seinen Gast wie immer in deutscher Sprache. Sapi und Karl Vieweg verstanden sich sehr gut, so daß sich an einen dienstlichen Besuch, wenn es die Zeit erlaubte, fast stets ein privater anschloß, bei dem Karl Vieweg auch Sapis Schwester Fatuma kennenlernte.

Sapi war einer der Söhne des berühmt-berüchtigten Wahehe-Sultans Mkwawa, der sich der deutschen Herrschaft nicht hatte unterwerfen wollen. Jahrelang führte er einen Guerillakrieg. Er war nicht zimperlich in seinen Methoden; seinen Ratgebern, die ihn zum Frieden mit den Deutschen rieten, ließ er kurzerhand den Hals abschneiden.¹⁰⁹⁾ 1891 sollte Mkwawa

¹⁰⁸⁾ Dieser Brauch ist in China noch heute auf dem Lande üblich, auch bei einzelnen moslemischen Gemeinschaften (Algerien).

¹⁰⁹⁾ v. Prince, M., S. 43.

endgültig zur Raison gebracht werden. Doch die anmarschierende Strafexpedition unter Führung des Kommandeurs der Schutztruppe, Oberleutnant von Zelewski, wurde von ihm bei Lugalo überfallen und vernichtet. Nur ein paar Nachzügler entkamen. Als schließlich vom Gouverneur General von Liebert 5.000 Rp auf Mkwawas Kopf gesetzt wurden und er von Hauptmann v. Prince 1898 immer mehr in die Enge getrieben wurde, erschoss er sich.



Abb. 56: Nachbar Sapi Mkwawa, Sohn des berühmten Sultans Mkwawa der Wahebe, dessen Schädel im Versailler Vertrag aus Deutschland zurückgefordert wurde



Abb. 57: Sultan Mkwawas Schädel, heute im Museum Kalenga bei Iringa

Sein Schädel wurde als Trophäe nach Deutschland geschickt (wahrscheinlich nach Berlin), im Versailler Vertrag¹¹⁰⁾ jedoch zurückgefordert.

In all den Jahren nach dem Tode des Sultans Mkwawa wollte das Gerücht nicht verstummen, daß es gar nicht Mkwawas Schädel gewesen sei, den man nach Berlin geschickt habe. Der Schädel sei ausgetauscht worden und mit Zeremoniell nachts bei der Leiche vergraben worden. – Diese Meinung wird auch heute, 1996, von denen, die es durchaus wissen könnten, vertreten. Sapis Wissen und seine Äußerungen hierzu gegenüber Karl Vieweg sind leider nicht überliefert. Eine andere Version gibt Missionar Hofer von der Benediktiner-Mission.¹¹¹⁾ Er berichtete in den 20er Jahren, daß der Schädel zwar nach Deutschland geschickt, aber schon vor dem Ersten Weltkrieg zurückgebracht worden sei:

»... Zufällig war ich ... auf der Kaiserlichen Station in Iringa geschäftlich tätig und wurde dabei, wie es immer üblich war, zu Tisch eingeladen. Während des Essens kam Post aus Europa an. Darunter ein Kästchen. Der Leutnant öffnete es. Zum Vorschein kam ein präparierter Menschenschädel. Es war der Schädel

110) Versailles – Der Vertrag, Art. 246. Der Name ‚Mkwawa‘ ist dort als ‚Makaua‘ entstellt.

111) Hofer, S. 199; Pater Hofer galt als sehr zuverlässig; doch seine Version erscheint als sehr unwahrscheinlich.

*Kwawas. Mit eigenartigen Gefühlen hielt ich ihn in meinen Händen. An der Schädeldecke war das Loch des mörderischen Geschosses zu erkennen. ...**

Das Loch in der Schädeldecke stammte aus dem Gewehr des Unteroffiziers Merkl, der mit einer Patrouille den Sultan verfolgte und auf den vermutlich Schlafenden den tödlichen Schuß abfeuerte. Mkwawa selbst hatte sich jedoch kurz zuvor durch einen Schuß in den Leib getötet.

Nach dem Ersten Weltkrieg bemühte sich die britische Kolonialmacht um eine Klärung über den Verbleib des Schädels.¹¹²⁾ Schließlich sollte der Schädel laut Vertrag – wenn es der echte war – doch zurückgeschickt werden. In einem Schreiben des Auswärtigen Amtes in Berlin an die Britische Regierung heißt es im Jahre 1920, daß Mkwawas Kopf wohl ausgetauscht und begraben worden sei – so die Aussage von den beiden Wahehe Mtoki und Sengedunda. Letzterer war ein Gewährsmann des Bezirkschefs von Iringa, E. Nigmann. Die Aussage erfolgte 1906 oder früher. Diese Meinung teilte auch die damals anwesende Ehefrau des Hauptmanns v. Prince, in dessen Diensträumen der Kopf zunächst aufbewahrt worden war.¹¹³⁾ – Im übrigen, so heißt es in dem obigen Schreiben des Auswärtigen Amtes, sei der Schädel in Deutschland unauffindbar.

Jumbe Sengedunda konnte sich bei einer Befragung durch die Engländer im Jahre 1920 an seine obige Aussage angeblich nicht mehr erinnern.

Zehn Jahre später wußte eine nicht mehr feststellbare Londoner Wochenzeitschrift zu berichten, daß die Bedingung im Versailler Vertrag nun erfüllt sei: Nach anfänglichen Gesprächen zwischen dem britischen Staatssekretär Chamberlain und dem deutschen Außenminister Stresemann seien »nämlich 3 Negerschädel« eingepackt und zur Auswahl nach London geschickt worden.¹¹⁴⁾

Bei einer erneuten Suchaktion im Jahre 1953 und nach Hinweisen, daß sich der Schädel im Übersee-Museum Bremen befinden sollte, wurden von den in Bremen lagernden 2.000 Schädeln 84, die aus Deutsch-Ostafrika stammten, näher untersucht. Einer von ihnen wies nicht nur die genannte Schußverletzung auf, sondern besaß auch die im Rahmen der für den Mkwawa-Klan gemessenen Kopfformen. Er soll aus unbe-

112) Mkwawa, Korrespondenz, 1920.

113) v. Prince, M., S. 43.

114) Schmiedel, S. 190ff.

kanntem Privatbesitz ins Museum gelangt sein.¹¹⁵⁾ Dieser Schädel wurde 1954 nach Tanzania zurückgebracht und befindet sich heute im Museum von Kalenga bei Iringa.¹¹⁶⁾

Karl Vieweg und Sapi sprachen wiederholt über Sapis Vater und die kriegerischen Ereignisse in seiner Zeit. Er selbst, Sapi, war bald nach Mkwawas Tod auf Anordnung des Gouverneurs Graf Götzen zusammen mit seinen Geschwistern und nahen Verwandten aus seiner Heimat bei Iringa nach Tanga und Dar es Salaam verbannt worden, weil dem Mkwawa-Klan von den Wahehe weiter beunruhigend stark gehuldet wurde und daraus möglicherweise eine neue Gefahr entstehen konnte. Sapi wurde in Dar es Salaam von der Benediktiner-Mission aufgenommen und erzogen. Später wurde er für drei Jahre zur Ausbildung nach Deutschland geschickt, wo er in Verwaltungsfragen gute Kenntnisse erwarb. Als er nach Ostafrika zurückkehrte, wurde er als Akide in Kisserawe eingesetzt.

Dann überlegte man sogar, ihn aufgrund seiner kooperierenden Haltung wieder als Oberhaupt in die Heimat seines Volkes zu schicken,¹¹⁷⁾ ließ den Gedanken aber wohl wieder fallen lassen, denn ab 1912 blieb er endgültig auf dem Posten des Akiden in Kisserawe.

Sapis Kooperation sollte sich für Karl Vieweg auch während der nachfolgenden Kriegsjahre ab 1914 als äußerst hilfreich erweisen; so manches konnte durch Sapi während Karl Viewegs Abwesenheit auf der Pflanzung geregelt werden. – Sapi und Karl Vieweg korrespondierten noch Jahre später, 1935, miteinander.

Unkraut und allerlei Getier

Mai 1913.

Die Regenzeit war in diesem Jahr außerordentlich ergiebig. Binnen weniger Tage erwachte die Natur zu neuem Leben, und die kahlen Gummibäume schmückten sich wieder mit frischem Grün. Alles lebte auf. Erfreulicherweise hielt die Regenzeit bis Mitte Mai an. Danach waren nur noch kleine Nachregen zu erwarten. So sprossen Kautschuk und Baumwolle unverdrossen und schufen die Voraussetzungen dafür, unbeschadet über die in Kürze eintretende Trockenzeit zu kommen und eine gute Ernte zu erzielen.

115) Schmiedel, S. 190ff.

116) Twining, S. 11f.

117) Redmayne, S. 409.

Die Wochen angespannter Bestelltätigkeit im Februar/März hatten sich gelohnt. Alles war mehr als zufriedenstellend aufgegangen, und der Kautschuk mit seinen fünf Saatkörnern pro Pflanzloch war bis auf eine Pflanze pro Pflanzstelle ausgedünnt, soweit dies noch nicht die *dudu*, die Insekten, die Schädlinge, erledigt hatten.

Nun galt es, das Unkraut zu bekämpfen, das unter diesen optimalen Feuchtigkeits- und Temperaturverhältnissen erschreckend schnell wuchs. Es herrschte ein ständiger Kampf der Kautschukpflänzchen um das Licht. Wer da verlor, ging unter. So konnten kaum genug Leute eingesetzt werden, um des Unkrauts Herr zu werden. Es wurde herausgehackt oder gezogen und zwischen die Baumwollreihen geworfen, damit der Boden gegen die nachmittäglichen Platzregen wieder geschützt war.

Als Mitte Mai die 25 ha-Anlage ausreichend unkrautfrei war, durften die Arbeiter, wenn sie wollten, zu Hause bleiben. Viele taten es auch, weil sie auf ihren eigenen Feldern noch genug zu tun hatten. Wer trotzdem kam, wurde eingesetzt, um das Hartholz, das nicht für den Hausbau reserviert war, nach Pugu zu tragen. Dort wurde es von der Eisenbahn übernommen und in den Lokomotiven verfeuert – eine zusätzliche Einnahmequelle.¹¹⁸⁾

(Übrigens hatte Karl Vieweg vor Gründung seiner Pflanzung erwogen, statt Kautschuk Gerberakazien anzupflanzen, deren Rinde zur Gerbsäuregewinnung zu nutzen und die Stämme als Brennholz für die Lokomotiven zu verkaufen. Aber im Kautschuk lag größerer Gewinn.)

Andere Arbeiten bestanden nunmehr im Ausbau des Weges bis zur großen *barrabarra* (Straße), so daß er sein Fahrrad auf diesem Stück nicht mehr tragen zu lassen brauchte.

Wieder ein anderes Arbeitspensum war, einen Weg durch den Busch zu einer Quelle am Fuße des Plateaus zu schlagen, die auch während der Trockenzeit ergiebig war. Oben auf dem Plateau in oder bei der Pflanzung gab es bis auf eine Stelle nach großem Regen kein Wasser. Das mußte bisher von einem Seitenarm des Kimani-Baches heraufgetragen werden. Dies war Teilaufgabe der angestellten Arbeiterfrauen. Um einen Eimer voll Wasser zu holen, brauchten sie gut und gern eine dreiviertel Stunde – vielleicht auch länger, wenn sich mehrere Frauen dort unten trafen. Wasser zu schöpfen und Wasser zu holen, war nach uralter Tradition nun einmal Frauenarbeit, oder wie man damals sagte, Weiberarbeit. Ein Mann tat so etwas nicht.

118) Die Lokomotiven in Deutsch-Ostafrika wurden nur mit Holz befeuert, Ladekapazität 4 t. Ausnahme waren die Eröffnungsfahrten mit einer Kleinloki: Geladen waren Kohle und Honoratioren (Schröder, 1961).

Nach dem siegreich beendeten Unkrautkrieg gab es einen neuen Gegner, die *kidukwi*, die Zwergantilopen. Sie waren so zahlreich wie die Spatzen im Hirsefeld. Bis dahin hatten sie sich am Unkraut wie am jungen Kautschuk und an der Baumwolle gütlich getan. Nun aber fehlte ihnen das Unkraut. Dafür gerieten um so mehr die schmackhaft zarten Kautschuk- und Baumwollpflanzen ins Blickfeld bzw. in den *kidukwi*-Magen. Nacht für Nacht kamen die Tiere und drohten großen Schaden anzurichten, wenn nicht bald Einhalt geboten wurde.

Karl Vieweg schwang sich also auf sein Fahrrad, radelte nach Dar es Salaam und holte sich auf dem Bezirksamt die Genehmigung, auf dem Gebiet seiner Pflanzung Treibjagden mit Netzen abhalten zu dürfen. Auch auf der Kifulu-Plantage waren die Zwergantilopen eine große Plage gewesen und deshalb ständig bekämpft worden. Man durfte nicht einfach jagen, wie es einem beliebte, man mußte dafür einen Erlaubnisschein haben. Es gab strenge Jagdgesetze. Die ersten Wildschutzgesetze waren bereits unter Gouverneur von Wißmann in den 90er Jahren erlassen worden. Sie wurden von den späteren Gouverneuren ständig verschärft.

Es war Pfingstmontag, der 12. Mai 1913, an dem die Jagd veranstaltet wurde. Aus den umliegenden Dörfern standen genügend Treiber bereit. Sie wußten, für den heutigen Arbeitseinsatz wird kein Tag auf der Arbeitskarte angerechnet, vielleicht gibt es aber ein paar Heller, vielleicht auch zartes *kidukwi*-Fleisch – vorausgesetzt, daß etwas gefangen wird.



Abb. 58: Nach einer Treibjagd auf Zwergantilopen; v.l.n.r. Hüttig, Vieweg, Stelling, Fr. Lößner. Rechts die zusammengerollten Netze.



Abb. 59: Koch Juma mit einer jungen Riesenschlange (Felsenpython), die eine Zwergantilope mit 7 cm langen Hörnern verschluckt hat

Aus Karl Viewegs Bekanntenkreis nahmen zwei Beamte der Deutsch-Ostafrikanischen Bank teil (Herr Stelling und wahrscheinlich Herr Kirst). Von der eine halbe Stunde entfernten Pflanzung Minaki kamen Frau Löbner und ihr Verwalter Emil Hüttig.

Zunächst wurden die von den Wazaramo-Leuten gefertigten hohen Netze am Rande der Pflanzung aufgezogen. Dann verschwanden die Treiber lautlos nach beiden Seiten, und erst nach geraumer Zeit waren ihre Rasseln und Rufe zu hören. Sie kamen allmählich näher.

Um es kurz zu machen, Karl Vieweg selbst meinte,

„... Es ist ja eigentlich keine Jagd, sondern eher Mord, aber meine Pflanzung liegt mir doch eher am Herzen als die Antilopen. ...“

Sie fingen 20 *kidukwi*. Einen Teil davon bekamen die Schwarzen. Den Rest lieferte er zum Hotel ‚Kaiserhof‘ in Dar es Salaam, mit dem er einen Vertrag über Fleischlieferungen geschlossen hatte. Auch die Felle gingen nach Dar es Salaam. Pro Stück gab es 30 Heller (40 Pf).

Die Netzmethode der Wazaramo hatte sich bewährt. Als er Tage später anfang, Busch zu roden, ließ er jedesmal das betreffende Stück Urwald vorab mit Netzen umgeben und erst dann mit dem Niederschlagen

beginnen. So wurden im angrenzenden Busch täglich Zwergantilopen gefangen, die sich sonst während der Nacht über die jungen Anpflanzungen hergemacht hätten. An einem der Tage waren es 18 Tiere. Jeder Mzaramo, der eine Zwergantilope gefangen hatte, bekam 5 Heller Bakschisch (zum Vergleich: der Tageslohn eines Arbeiters betrug etwa 40 Heller (53 Pf)).

Nicht nur die Netze verdarben den Zwergantilopen den Appetit. Auch Fallen, die von den Eingeborenen auf eigene Faust angelegt worden waren, bedeuteten häufig ihr Ende. Und wenn es nicht der Mensch war, der seine Anpflanzungen vor ihnen retten wollte, dann waren es Leoparden, die ihnen nachstellten, oder eine hungrige Riesenschlange. Karl Vieweg kam gerade hinzu, wie ein Felsenpython (*Python sebae*) eine Zwergantilope hinunterwürgte. Nachher ließ er sich die Haut der Schlange geben, das Fleisch wurde verteilt.

Für die Beteiligten und Koch Juma wurde der Schlangenfang zu einem Festtag, denn das Fleisch der Riesenschlange galt als Festbraten. Auch der Bwana probierte es und fand es vorzüglich.

Ob der Bwana auch wisse, weshalb alle Tiere vor der Schlange Angst hätten?

Nein, das wußte der Bwana nicht.

„Vor langer, langer Zeit“, so erzählte Juma, „als *mulungu* (der Welterschöpfer, Gott) die Tiere geschaffen hatte, aber noch ohne Beine, dann aber eines Tages auch die Beine fertig gebastelt hatte, rief er alle Tiere herbei, damit sie sich ihre Beine abholen sollten. Alle kamen und holten sich ihre Beine, und im Vorbeigehen forderten sie die Schlange auf, doch auch schnell zu kommen. Aber die wollte jetzt noch nicht kommen, wollte erst noch fertig fressen.“

Juma machte eine Pause.

„Nun weiter“, ermunterte ihn sein interessierter Zuhörer.

„Endlich war der Vorrat an Beinen fast erschöpft. Da kam der Tausendfüßler als letzter, und *mulungu* gab ihm den ganzen Rest. So hatte jener nachher tausend Beine.

Als die Schlange endlich fertig gefressen und verdaut hatte, kam auch sie. Aber da war es zu spät. So blieb sie ohne Beine und war nun eifersüchtig und böse auf alle anderen Tiere.“

Diese Schlangenlegende war keine Jumasche Erfindung; Karl Vieweg erinnerte sich, sie schon in Kifulu in ähnlicher Form gehört zu haben.

Raubkatzen und Geisteraustreibung

Vergeblich wartete Karl Vieweg um 6 Uhr früh des 26. Juni 1913 auf die Leute von Mzumbwi und den dahinter liegenden Dörfern. Mzumbwi lag etwa 25 Minuten entfernt. So sammelte er die Arbeitskarten der Anwesenden ein und schickte die Leute mit ihren Aufsehern zu den zugewiesenen Arbeiten.

Da endlich tauchten die Mzumbwi-Leute auf.
Wo sie so lange geblieben seien?

Auf dem Weg von ihrem Dorf hierher hätten sie in der Morgendämmerung voraus einen *pendakula* gehört und dann auch gesehen (*pendakula*: wörtlich »der zu fressen liebt«, ein Spitzname für Löwen und Leoparden). Er habe sogar gefaucht! Da seien sie in großer Angst zurückgerannt und erst über einen Umweg hierher gekommen. Ein Leopard sollte es gewesen sein.

So ganz glaubte *macho porini* die Geschichte nicht, vermutlich hatten sie gestern abend ein Dorffest gehabt und dabei etwas viel Hirsebiebier getrunken. Vielleicht stimmte es aber doch?

Er wollte daher der Sache nachgehen und ließ noch am Vormittag an der betreffenden Stelle, die gar nicht zu weit entfernt lag, ein Schlageisen aufstellen. Da Leoparden wie auch Löwen gern auf richtigen Pfaden gehen, stellten sie die Falle gleich neben dem schmalen Trampelpfad auf und befestigten sie mit einer Kette am nächsten Baum. Über die Falle wurde etwas Laub gestreut. Gleich daneben errichteten die Arbeiter eine Minihütte, in der ein Hahn und eine Henne als Lockmittel fungierten. Jeder in Mzumbwi war informiert worden, daß sich hier eine Falle befand, denn ein Unglück wie vor zwei Jahren mit dem Verwalter bei Maurui, der ein Bein in seiner eigenen Falle verloren hatte, durfte sich nicht wiederholen.

Drei Tage später waren die Mzumbwi-Leute um 6 Uhr früh wieder nicht da. Als Karl Vieweg in die Richtung horchte, aus der sie kommen mußten, hörte er seinen Hahn krähen, und aus dem vergnügten Krähen schloß er natürlich, daß immer noch nichts in der Falle saß.

Da kam plötzlich ein Mann aus jener Richtung gelaufen und rief aufgeregt: »*Pendakula! – pendakula!*«. Also doch!

»... Da der Weg an der Falle nur ein etwa 40 cm breiter Pfad war, so hatten natürlich die Arbeiter nicht an dem tobenden Leoparden, der in der verankerten Falle festsaß, vorbeigekannt, sondern sich erst in großem Bogen einen Weg zum Kriechen durch den dichten Busch um die Falle herum schlagen müssen. Ihre eigenen, vorn gekrümmten Haumesser haben die Wazaramo immer bei sich.

Ich schickte zunächst die nachfolgenden Arbeiter zum Busch schlagen und ging mit einigen Männern ins Lager, um Gewehr, Patronen und die Schraube zum Niederschrauben der Federn der Falle, also zum Öffnen der Bügel, zu holen. Dann gingen wir los. Hinter mir der Gewehrträger und mein Koch mit dem photographischen Apparat und Stativ, dann die 3 oder 4 Wazaramo, die aber, je näher wir der Falle kamen, um so weiter zurückblieben.

Der Leopard war natürlich sehr schlechter Laune und hätte sich gern auf uns gestürzt, überschlug sich aber jedes Mal mit der schweren Falle an der rechten Pfote bei dem Versuch dazu. Ich baute schnell meinen Photoapparat in 8 m, dann 5 m Entfernung an den durch Stöcke schon Tage vorher bezeichneten Stellen auf und machte zwei Aufnahmen, wobei ich für alle Fälle den entscherten Revolver und ein langes, spitzes Messer lose im Gürtel stecken hatte. ...«

Dann erlegte Karl Vieweg den Leoparden, untermalt von dem Jubelgeschrei der Wazaramo und dem Gezeter der erschrockenen Hühnervögel. Leoparden waren zwar schöne, ästhetische Tiere – sie bedeuteten für Karl Vieweg ein Schmuckstück der Natur –, doch nur so lange, wie sie keine Gefahr für seine Leute darstellten.

Äußerst selten griffen sie Menschen an, wohl nur, wenn sie selbst angegriffen wurden. Doch die Aussagen hierüber waren sehr unterschiedlich, und eine Garantie wollte keiner geben. Sicher war jedenfalls, daß sie sehr dreist waren. Auf der Pflanzung Kifulu hatte sich ein Leopard am Abend sogar unbemerkt an den Kreis der um ein Lagerfeuer herumsitzenden Schwarzen herangeschlichen und Steinbrücks Hund, der zwischen ihnen lag, herausgegriffen! Tage später, als er wieder Appetit verspürte – es war wohl derselbe Leopard –, hatte er aus dem offenen Schlafzimmer von Steinbrücks Zimmernachbarn trotz brennender Kerze einen Dobermann mitgenommen. Danach ließ keiner mehr nachts die Zimmertür offen.

Das heute in der Falle gefangene Tier war ein starkes Männchen. Es maß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 2,35 m. Der Leopard hatte sich bei dem Versuch, sich zu befreien, die Zähne bis auf die vier letzten Backenzähne an der eisernen Falle abgebissen und dabei auch sämtliche Krallen zerschlagen. Doch da alles erfolglos geblieben war, hatte er begonnen, seine Tatze oberhalb und unterhalb der Fangstelle zu zerfleischen, wie das auch von Hyänen bekannt ist, die sich in einem solchen Fall die Pfote abbeißen. Jedenfalls wäre es dem Leoparden, wenn er noch einige Stunden in der Falle gesessen hätte, gelungen, sich ebenfalls loszuzugewinnen.



Abb. 60: Auf dem Pfad zum Dorf Mzumbwi: Ein in der Falle erlegter Leopard

Nun war der Weg wieder frei. Respektvoll, aber auch mißtrauisch, ob der Leopard vielleicht doch noch lebe, gingen die Arbeiter an dem Tier vorbei. Einer von ihnen trat näher heran, strich dem toten Leoparden vorsichtig mehrmals über die Nase und murmelte etwas Unverständliches. Noch ein weiterer Mann zeigte keine Angst; er hatte sich einen Zweig abgebrochen und legte ihn auf das tote Tier.

„Warum tust du das?“ fragte ihn Karl Vieweg erstaunt.

„*Bwana*, ich schlafe dann ruhig. Wenn ich das nicht tue, träume ich nachts viel von ihm!“

„Ab heute kannst du ungestört schlafen.“

„*Ndio, bwana* – ja, Herr.“

Da erfahrungsgemäß noch der weibliche Leopard zu erwarten war, wurde die Falle erneut aufgestellt – zum Verdruß von Hahn und Henne.

Mit fröhlichem Gesang ging es zurück zur Grasbude. Dort wurde dem Leoparden das Fell abgezogen. Der Schädel kam in einen Termitenhafen. Eine gute Woche später waren alle Fleischteile fein säuberlich abgenagt. Der Schädel war dadurch etwas gelblich geworden. Hätte er ihn stattdessen auskochen lassen, dann wäre er weißer geblieben. Aber was machte das schon. Das Fell selbst wurde zum Trocknen vor der Bude aufgespannt und gegen Ungeziefer mit Arsenikseife eingepinselt.

Bei Feierabend desselben Tages näherte sich Aufseher Ali bin Mwanga der Grashütte seines Herrn, blieb stehen und rief etwas unsicher

„*Kwetu, kwetu* – darf ich näher treten?“

„*Karibu* – komm heran!“ antwortete Karl Vieweg. „*Habari gani* – was gibt es?“

„*Bwana*, du hast den großen *pendakula* erlegt. Das war sehr gut. Jetzt werden wir Frieden haben. Doch laß das Fell während der Nacht lieber in dein Haus bringen.“

„Du hast recht, Hyänen könnten es mitnehmen.“

„*Hapana, bwana* – nein, Herr, Hyänen kommen nur selten hierher. Aber wenn du das Fell hier draußen läßt, werden morgen früh die Krallen nicht mehr dran sein!“

„*Sina habari* – wieso das?“

„*Bwana*, die Krallen wird sich der *mganga* (Zauberer, Mediziner) von Mzumbwi holen lassen. Einer von den Mzumbwi-Arbeitern fragte schon auffällig, wo das Fell denn sei!“

„Und was will er mit den Krallen machen?“

„*Sijui* – ich weiß es nicht. Die Krallen sind für ihn *dawa* (Medizin). Ich weiß nur, daß man mit den Krallen, wenn ein Weib sie zu Pulver verreibt, Krankheiten heilen kann.¹¹⁹⁾ – Vielleicht will der *mganga* die Krallen auch für die Irre haben.“

„Was für eine Irre?“

„Die Irre im Dorf, die seit Tagen herumtobt. In ihren Kopf ist *kinyam-kele* gefahren, der böse Geist, von dem ich dir erzählt habe. Wahrscheinlich will der *mganga* versuchen, den Geist herauszutreiben.“

„Na schön. Gut, daß du mich wegen der Krallen aufmerksam gemacht hast, Ali. Ich werde *pendakula* in die Hütte bringen lassen.“

„*Asanti sana, bwana* – danke, Herr.“

Ali verschwand.

-- ?

Karl Vieweg überlegte: „Was hatte Ali da gesagt – ? Die Krallen wollte der *mganga* haben – ? ? Für eine tobsüchtige Frau ?

Das wäre doch ganz interessant, sich einmal anzusehen, wie eine derartige Zauberprozedur vor sich geht! In Neuguinea hatte er sich das auch angeschaut.

Krallen von dem Leoparden könnte er dem *mganga* schon geben. Die meisten der Krallen waren ohnehin gar nicht mehr am Fell dran. Die waren

119) Leoparden- und Löwenkrallen werden bei manchen Stämmen auch als Amulett getragen.

beim Kampf mit der Falle zerschlagen worden, Juma hatte sich die Reste zusammengesucht – möglicherweise auch für irgendeine Medizin?

„Juma!“

Juma kam und bestätigte, daß er die Krallen noch habe.

Karl Viewegs Entschluß stand fest. Er ließ den Ali noch einmal zurückrufen und sagte ihm, er solle den *mganga* von Mzumbwi wissen lassen, daß er die Krallen bekommen könne. Dafür wolle er, Karl Vieweg, dabei sein, wenn er die Frau mit dem *kinyamkela*-Geist im Kopf wieder gesund mache.

Das Geschäft kam zustande. Drei Tage später war Karl Vieweg nach Arbeitsschluß in Mzumbwi. Der *mganga* begann mit seinen Vorbereitungen. Sicherlich – so orakelte er – beobachte *kinyamkela* jetzt genau, was er tue und treffe seine Gegenmaßnahmen. Mit einer Hacke grub der *mganga* ein wohl 40 cm tiefes Loch. Dann nahm er vom Lagerfeuer brennende Holzscheite, warf sie in die Vertiefung und deckte alles mit Erde zu. Darüber legte er eine Matte, die er zuvor unter Absagen von nützlichen Zaubersprüchen mit einer Zaubermixtur, versetzt mit umweltfreundlichem *pendakula*-Krallenpulver, besprenkelt hatte.

Nun wurde die Kranke herangeführt. Sie mußte sich auf die Matte setzen und wurde ebenfalls besprenkelt. Weitere Zaubersprüche erhöhten mit Sicherheit die Einwirkung der Besprenkelung.

Sodann begann der *mganga* einen Tanz um die Kranke herum. Fast das ganze Dorf war versammelt, schon allein deshalb, weil der Weiße gekommen war. Er hatte sich – Gott sei Dank – seinen Lehnstuhl mitbringen lassen, weil er damit gerechnet hatte, daß es länger dauern würde.

Der Tanz wollte kein Ende nehmen. Längst war es dunkel geworden. Zwei Feuer beleuchteten die Szene. Der *mganga* hatte sich mit allerlei Krimskrams reichlich ausgestattet. An Armen, Beinen und um den Körper herum waren Schnüre mit Glasperlen, Muscheln und Rasseln befestigt, die für eine ständige Geräuschkulisse sorgten, unterstützt von halblautem Zaubergemurmel. Es herrschte eine wirklich geisterhafte Atmosphäre.

Doch alle Bemühungen des emsigen Medizinmannes fruchteten nicht – *kinyamkela* wollte einfach nicht herauskommen. Karl Vieweg selbst war in seinem bequemen Lehnstuhl längst müde geworden und wünschte, die langatmige Prozedur wäre bald zu Ende. Auch der Medizinmann war durch das ewige Herumspringen müde geworden und hatte sich mehrmals erschöpft auf den Boden gehockt. In sich selbst versunken, saß er in der Mitte des Platzes. Nach einer Pause ließ er Karl Vieweg wissen, *kinyamkela* habe ihm soeben mitgeteilt, daß er sich vor dem weißen Mann da hinten fürchte. Nur wenn der wegginge, würde er aus der Kranken herausfahren.

Das paßte Karl Vieweg gut ins Konzept. Er hatte gesehen, wie die Handlung abließ, und viel mehr konnte sich hier nicht mehr ereignen. So stimmte er dem Willen des großen Geistes zu, denn, so sagte er zum Medizinmann, er wolle der Heilung der kranken Frau keinesfalls im Wege stehen. Und mit vielen guten Wünschen für die Patientin verließ er mit seinen Boys das Gehöft des weisen Zaubersers.

Nicht immer verlief eine Leopardenjagd so planmäßig wie in jener Woche. Tage später saß erneut ein Leopard in der Falle. Er hatte den Weg von Mzumbwi her so unsicher gemacht, daß sich die Arbeiter kaum noch traute, zur Arbeit zu kommen. Nun saß er also in der Falle. Karl Vieweg baute wieder einmal seinen Photoapparat in 5 m Entfernung vor einem Leopard auf. Doch der Katze paßte der unheimliche Kasten mit dem schwarzen Tuch und den drei Beinen wohl ganz und gar nicht. Sie lag geduckt hinter der Falle mit dem Hühnerzwinger daneben und dem vor Schreck stumm gewordenen Flügelgetier.

Karl Vieweg hielt in der Rechten den Drahtauslöser zum Photoapparat und in der Linken sein Gewehr. Dann warf einer der Arbeiter auf sein Kommando einen Stein nach der Katze, um sie mehr ins Bild zu bringen. Wütend schoß die Katze, wie gewünscht, auch hoch, riß sich dabei aber los und sauste auf den wackeren Photographen zu. Der wich unwillkürlich zur Seite aus, der Leopard stieß gegen das Gewehr und stolperte damit zu Boden, der Photograph riß seinerseits den Photoapparat um, und die Katze verschwand im Busch.

Zurück in der Falle blieb ein Büschel Haare.

Zwölf Tage später schnappte die Leopardenfalle erneut zu. Es war nicht das gesuchte Weibchen, sondern ein männlicher Leopard, größer und kräftiger als sein Vorgänger.

Noch gegen Mittag war eine Mzumbwi-Frau an der leeren Falle vorbeigegangen. Als um 16.30 Uhr die Männer von der Arbeit zurück zu ihren Dörfern unterwegs waren und sich der Stelle näherten, verriet ihnen Knurren, Fauchen und Kettenklirren, daß wieder ein *pendakula* auf den Leim gegangen war.

Karl Vieweg war zu diesem Zeitpunkt noch im Lager und gerade mit dem täglichen Verarzten und Verbinden der Wunden der Arbeiter fertig, als ihn die Meldung erreichte. Sofort stieg er wieder in seine Stiefel, die ihm Boy Ayos soeben ausgezogen hatte. Dann ging es im Geschwindigkeitsschritt zur Falle. Dort stauten sich auf dem engen Pfad seine Arbeiter, natürlich in respektvoller Entfernung vor dem Tier.

Der erste Schuß traf den Leopard nur

»... am Unterkiefer, da er sich zu ungebührlich benahm und rubiges Zielen unmöglich machte. Die Reaktion der Schwarzen fast im Chor: 'Ampata resasi - er hat eine Kugel bekommen!'

Erst die zweite Kugel streckte ihn nieder, so daß nun die Leute vorbei und in ihre Dörfer gehen konnten. ...»

Der Leopard war bis zur Schwanzspitze 2,54 m lang.

Die schwere Bügelfalle hatte bei den Wazaramo einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Jeder, der an dem Tag im Stau vor dem Leoparden gewartet und alles miterlebt hatte, erzählte es in seinem Dorf weiter und vergaß nicht zu erwähnen, wie nah und furchtlos er doch selbst vor dem *pendakula* gestanden habe!

Der Fallenerfolg sprach sich schnell herum. Es währte auch nicht lange, da erschien eines Morgens eine 30 Mann starke Deputation unter Führung des Akiden und des Jumben von dem Dorf Mbuyuni. Der Akide und der Jumbé schütteten ihr Herz aus und sagten, sie hätten von der wunderbaren Falle des *macho porini* gehört und bäten nun inständig darum, dieses Eisen in ihrem Dorf aufzustellen. Sie seien in der letzten Zeit wiederholt durch Löwen beunruhigt worden und wüßten jetzt keinen Rat mehr. - Mbuyuni lag etwa 1 1/4 Stunden vom Lager entfernt, noch weit hinter Mzumbwi. Die Mbuyuni-Arbeiter mußten natürlich noch bei Dunkelheit aufbrechen, wenn sie pünktlich um 6 Uhr auf Karl Viewegs Pflanzung sein wollten.

Zur Bekräftigung erzählten die beiden, immer wieder unterbrochen von den übrigen, was Karl Vieweg auch schon zu Ohren gekommen war:

Bei dem Mshihiri-Araber¹²⁰⁾ in ihrem Dorf, einem Händler, der von den Dorfbewohnern Lianenkautschuk aufkaufte, waren vor Tagen Löwen in das Haus eingedrungen, um seine Ziegen zu fressen, die mit ihm zusammen unter einem 3-Zimmer-Dach wohnten - Schlafzimmer, Wohnzimmer und Ziegenstall natürlich getrennt!

120) Araber von der Südküste Arabiens, benannt nach dem Ort Tschihir.



Der Mshihiri war nachts aufgewacht und hatte gehört, wie nebenan im Wohnzimmer jemand an der Lehmwand herumkratzte, bis sie schließlich eingedrückt wurde. Er vermutete einen Einbrecher, zündete daraufhin seine Laterne an und öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Da stand er vor einem ausgewachsenen Löwen, der ihn kurz anknurrte, dann aber vor der Laterne Reißaus nahm.

Der Araber legte sich daraufhin für die nächste Nacht einen Klingelzug an, der, wie sich Karl Vieweg später überzeugte, auch sehr gut funktionierte. Vom Schlafzimmer aus führte eine starke Schnur um mehrere Ecken herum bis zu der demolierten und notdürftig wieder reparierten Lehmwand, an der sich ein alter Petroleumbehälter aus Blech befand. Zog er an der Schnur, so klapperten drei Steine in dem Gefäß und sollten auf diese Weise den Löwen verschrecken.

Für eine zusätzliche Abwehrmaßnahme sorgte der Mediziner und Zaubermeister des Dorfes; durch sein Mittel - so der große Kömmer - würde dem Löwen schnell der Garaus gemacht werden. Er bereitete eine geeignete Medizin vor, die er in einer Kürbiskalebasse unter Absagen von Zauberformeln gewissenhaft zurechtmischte. Zuvor war ihm natürlich ein Geschenk, eine Ziege, zugesagt worden, ohne das der Zauber nicht wirken würde. Morgen sei die Medizin fertig, und in der darauffolgenden Nacht werde er den Löwen töten.

Doch der Löwe kam schon in der nächsten Nacht wieder. Aber es war nicht ein Löwe, der kam, es waren vier Löwen, die kamen! Der Araber wachte auf, hörte wieder das Kratzen, zog an der Schnur, die drei Steine rumpelten, wie vorgesehen, und die überraschten Löwen verschwanden von der Bildfläche.

Vier Löwen !!?

Das war dem Mediziner wohl doch etwas zu viel. Mit allerlei Ausreden, daß er so viel Medizin nicht auf einmal herstellen könne, machte er einen Rückzieher.

Also stellte Karl Vieweg jetzt sein Wundereisen am Dorfrand auf, dort, wo die Löwen Spuren herankamen. Da kein Baum in der Nähe stand, ließ er einen kräftigen Baum fällen und mit vollem Geäst heranschieben. An ihm wurde der Kettenanker der Falle befestigt, so daß der Löwe damit keine weiten Exkursionen machen konnte. Die Falle wurde gut mit Laub verdeckt und überall Ziegenmist hingestreut. Das Dorf lieferte die dazugehörige Meckerziege für die Nacht, und der Mshihiri-Araber schenkte Karl Vieweg zum Dank einen großen Korb voller Apfelsinen, die er gar nicht allein aufessen konnte.

Dem Mediziner paßte das ganz und gar nicht. Wenn der Weiße nun Erfolg habe, sei sein eigener Ruf als großer Meister gefährdet. Er argu-

mentierte, so wie der Weiße mit der eisernen Falle nur einen einzigen Löwen fangen könne, so könne er mit seiner Medizin doch auch nicht alle vier töten! Er versuchte, Karl Vieweg zu überreden, die Teufelsfalle doch wieder wegzunehmen und ihm allein das Vertreiben der Löwen zu überlassen. Vergebens. Als alles nichts half, bat er ihn, ihm die Innereien zu überlassen, wenn er einen Löwen in der Falle gefangen habe. Wozu? Er wolle davon Amulette gegen allerlei Ungemach anfertigen. Gut, er sollte sie haben.

Die Falle war aufgestellt, und die Nacht kam. Auch die nächste Nacht kam. Nur die Löwen kamen nicht, so sehr auch die Ziege jede Nacht meckerte. Offenbar war dem Quartett durch die Klappersteine die ganze Gegend vergraut worden. Der Zaubermeister ließ flugs verbreiten, daß es ihm gelungen sei, eine verstärkte Medizin zu bereiten, die alle vier Löwen verscheucht habe. – Statt in Mbuyuni tauchte die Vierergruppe jetzt bei Mbaruku und Ukonga auf, also in entgegengesetzter Richtung, dort, wo Karl Vieweg des öfteren mit dem Rad nach Dar es Salaam durchfuhr. Schon waren mehrere Leute von ihnen getötet und aufgefressen worden.

Karl Vieweg hütete sich natürlich, jetzt mit dem Rad nach Dar es Salaam zu fahren. Das war zu riskant. Lieber fuhr er mit der Bahn ab Pugu und bezahlte seine 3,80 Rupien für die Hin- und Rückfahrt. Wie zur Bekräftigung brachte sein Koch und Briefträger Juma, der immer die Post vom Zug bei Bahnstation Pugu holte, die Nachricht mit, daß man gestern, am 18. Juli 1913, »... von einem Mann bei Mbaruku nur noch einen Arm und ein Bein mit einem Stück des Körpers gefunden ...« habe.

Es war das vierte oder fünfte Opfer.

Gäste auf Mikinginoh – mit Leoparden um eine Erfahrung reicher

8. August 1913.

Eine lange Karawane bewegte sich auf dem Pfad von Mzumbwi her auf Mikinginoh zu. Es war Herr Sellier, der Verwalter der Mpiji-Plantage der Kifulu Co. Er befand sich auf dem Wege in den Heimaturlaub nach Deutschland und hatte viel Gepäck dabei. 35 Träger waren für die Lasten nötig. Dazu kamen seine beiden Boys, der Koch, Hündin Minka, seine *bibi*

und zwei Aufseher.¹²¹⁾ Sie lagerten heute nacht bei Karl Vieweg, um am nächsten Morgen von der Station Pugu aus nach Dar es Salaam zu fahren. (Warum sie nicht schon auf Station Mpiji oder Kisserawe in den Zug einstiegen, ist nicht bekannt.) Der Dampfer legte erst am darauffolgenden Tag ab.

Herr Sellier staunte, was sich auf Mikinginoh getan hatte, seit er vor einem halben Jahr hier gewesen war. Damals war gerade mit dem Roden begonnen worden. Das einzige, das noch an jene ersten Pioniertage erinnerte, war die alte Grasbude.

Die beiden tauschten ihre Erfahrungen aus und sprachen von ihren Zukunftsplänen. Es war ein wunderschöner Abend unter klarem Sternenhimmel bei Ziegenmilch, Kakaopulver und gebratenen Bananen.

Aufbruch und Abmarsch am nächsten Morgen. Herr Sellier ließ seine Hündin Minka auf Mikinginoh zurück. Nach der Europareise wollte er sie wieder abholen. Dazu sollte es aber nicht mehr kommen. Ein Leopard schlug sie schon wenige Tage später am hellichten Tag am Hausplatz und verschwand mit ihr im nahen Busch.

Karl Vieweg wohnte weiterhin wohlbehalten im Zelt unter dem Schutz seiner altersschwachen Grasbude. An einigen Stellen waren die Hölzer schon ziemlich von Bohrwürmern zerfressen, und wenn er am Zeltingang an seinem Tisch saß und schrieb, rieselte auch mal etwas Holzmehl herunter. – Nach dem Mittagessen lag er manchmal im Langstuhl unter einem Baum vor seiner Behausung und genoß ein halbes Stündchen Pause. Heute knabberte er an einer Handvoll Erdnüssen herum, anstatt zu Mittag zu essen, denn Koch Juma war in Dar es Salaam. War es nun der einschläfernde Effekt der Nüsse oder der verführerisch bequeme Langstuhl – – – jedenfalls nickte er ein. Wie lange er so gelegen hatte, er wußte es nicht. Vielleicht waren es zehn Minuten, vielleicht auch mehr. Durch irgendetwas war er wach geworden.

Als er die Augen aufschlug, sah er den lauernden Blick eines Leoparden auf sich gerichtet!

Der befand sich schräg über ihm auf einem ausladenden Ast des Schattenbaumes, nur wenige Meter von ihm entfernt. Sein erster Gedanke war: Aufspringen und zurück in die schützende Grasbude! Aber der Leopard wäre schneller gewesen. Und gleichzeitig kam ihm der zweite Gedanke: Sein Gewehr! Aus irgendeinem Grunde hatte er es dieses Mal neben sich an den Hocker gelehnt.

121) *bibi* = Frau, Geliebte, Mätresse.



Abb. 61: »... Als er die Augen aufschlug, sah er den lauernden Blick eines Leoparden auf sich gerichtet! ...«

Vorsichtig ergriff er es, ließ den Leoparden nicht aus den Augen, lud genauso vorsichtig durch, zielte und schoß. Im nächsten Augenblick stürzte das Tier zu Boden. Auch Karl Vieweg lag am Boden. Sein Langstuhl war unter ihm zusammengebrochen.

Das Nickerchen war ihm eine Lehre! Künftig ruhte er, wenn überhaupt, nur noch im Zelt in seiner abbruchreifen Grasbude. Sie war inzwischen von den Termiten schon arg mitgenommen und ihrer ursprünglichen Aufgabe nicht mehr ganz gewachsen. Das Gleiche konnte er von seinem Adressenstempel berichten, der von zahllosen Insekten arg mißbraucht worden war. Er mußte sich einen neuen machen lassen. Auch seine stolze Erwerbung während des Deutschlandaufenthaltes, ein neuer photographischer Apparat beträchtlichen Ausmaßes, sowie verschiedene Photos (s. Abb. 65 und 71), waren das Ziel der Insekten gewesen. Nach bösen Anfängerfahrungen lag der Apparat jetzt wohlverwahrt in dem eisernen Tropenkoffer, die dazugehörigen Glasplatten extra abgesichert in eigenen Blechpackungen, verschlossen mit Leukoplaststreifen.

Den Bau eines richtigen Hauses hatte er bisher noch immer verschoben. Zuerst mußte die Pflanzung vorangetrieben werden, das Haus konnte man später immer noch bauen.

Ein großes Stück Urwald hatte er in den fünf Monaten seit der Bestellung roden können, weit über $1/2 \text{ km}^2$ (50 ha). Geeignete Harthölzer zum Hausbau und zum Verfeuern in den schmucken Lokomotiven der Mittel-landbahn waren stets aussortiert worden. Alles andere wurde verbrannt. Das war auch höchste Zeit, denn wenn Mitte Oktober die kleine Regenzeit begann, mußte das Land aufgeräumt und pflanzfertig sein. Dies bedeutete, alle nicht restlos verbrannten Stämme mußten nochmals zusammengetragen und verbrannt werden.

So geschah es auch.

Nur zum Bau eines richtigen Hauses kam er wieder nicht. Statt dessen ließ er für sich ein kleineres, wieder mit Gras gedecktes Lehmhaus errichten, das später als Karani- und Boywohnung und Geräteschuppen dienen sollte. Schon im Oktober bezog er dieses neue Domizil. Am Umzugstag brach seine alte Grasbude endgültig in sich zusammen.

Besucher und ein pikantes Liebesabenteuer

Oktober 1913.

Das Siebengestirn war wieder am abendlichen Sternenhimmel im Norden aufgetaucht. Es war für die Wazaramo seit altersher das Zeichen, jetzt die Felder für die nächste Bestellung vorzubereiten. In Kürze würde die kleine Regenzeit einsetzen.

Die Wazaramo erwarteten den Regen sehnlichst, denn in einigen Dörfern war durch eine schreckliche Heuschreckenplage viel Grün verlorengegangen. Alles war kahl gefressen. Und für die abendliche Mahlzeit – der einzigen am Tag – gab es nicht mehr genügend Blattgemüse für den spinatähnlichen Blätter-Gurken-Brei, in den sie ihren in der Hand geformten Hirsekloß tunkten. So stiebitzten viele Leute junge Kautschukblätter als Gemüseersatz – nicht gerade zur Freude von Pflanzler Vieweg, der um jedes Blatt kämpfte.

Die kleine Regenzeit setzte ein. Sie kam pünktlich. 66 ha Kautschuk konnten bestellt werden. Kautschuk zur kleinen Regenzeit zu säen, war immer günstiger als zur großen Regenzeit. Die Stämme wachsen dann schlanker und verzweigen sich erst weiter oben. So bleibt ein längerer Stamm zum Kautschukzapfen frei. – Dann kam die Unkrauthackzeit und dann kam Weihnachten, das eine dauerte länger, das andere kürzer.

Am 1. Weihnachtsfeiertag traf Besuch aus der Nachbarschaft und aus Dar es Salaam ein, unter den Gästen der Intendanturbeamte Meyer, der mehrere Tage blieb. Freund Meyer hatte er bei seiner ersten Ausreise auf dem Dampfer kennengelernt. Als Beamter hatte es Meyer gut, zu gut; jedes

zweite Jahr stand dem Glücklichen ein viermonatiger Heimaturlaub zu. Das würde er, Vieweg, sich nie erlauben können. Im nächsten Jahr war bei Meyer schon wieder Urlaub fällig. Dann wollte er sich in der Heimat eine Frau suchen und heiraten. (Es war ihm nicht vergönnt; er starb kurz vor Urlaubsantritt an Schwarzwasserfieber).

Nun war also Weihnachten, und sie waren sieben Personen. Dafür reichte allerdings Karls Geschirr nicht aus, ebenso wenig wie die drei Stühle, die er sein eigen nannte. Aber man wußte sich natürlich zu behelfen.

Bewundert wurde seine von der künftigen Schwägerin Liese in Deutschland gestickte Decke, mit der er die kostbare, doch ungehobelte Tischplatte verschämt zugedeckt hatte. Die Platte war der Deckel seiner Fahrradkiste von der Überfahrt her – nunmehr zu edlerem Dasein bestimmt. Vier in den Boden gerammte Pfähle garantierten, daß die festgenagelte Platte die Bierflaschen der Dar es Salaamer Brauerei Schultz sicher trug.

Die sieben Weihnachtsgäste waren nicht die einzigen in diesen Tagen. Auch Rechtsanwalt Müller aus Dar es Salaam und seine Frau wollten einmal bei Freund Vieweg vorbeischaun. Von Pugu holte Karl Vieweg sie mit seinen Maultieren ab. Herr Müller war sein Rechtsvertreter in allen anliegenden Fragen, insbesondere beim Landerwerb für seine Pflanzung. Jetzt konnte sich Herr Müller an Ort und Stelle davon überzeugen, was sein Mandant innerhalb Jahresfrist aus einem Stück Urwald gezaubert hatte. Er staunte!

Zum Mittagessen servierte Juma – im festlichen langen Hemd – als ersten Gang Zwergantilope mit Kochbananen. Als 2. Gang oder auch als Nachtisch – wie man es nimmt – gab es in Hirsemehl sehr langsam gebratene Süßbananen – ein Gedicht für Zunge und Gaumen!

Während Madame anschließend ein Mittagsschläfchen in dem neuerbauten Lehmpalast hielt, sprachen die beiden Herren über die Erweiterungsmöglichkeiten der Plantage, über die neusten Verordnungen des Bezirksamtes (von denen es allzu viele gab), über die strengen Jagdgesetze und über die Kopfsteuer, die im vergangenen Jahr zusätzlich zur Hüttensteuer für arbeitsfähige Männer in größeren Ortschaften wie Dar es Salaam oder Tanga eingeführt worden war, aber nicht auf dem Lande.¹²²⁾ Dort galt weiterhin nur die Hüttensteuer mit drei oder vier Rupien pro Jahr.¹²³⁾

122) Dt. Kolon.ztg., 1912.

123) Die Hüttensteuer war bereits 1898 als eine der ersten Segnungen der Zivilisation eingeführt worden. Hierzu ließ der stellvertretende Gouverneur v. Benningsen in einem Runderlaß wissen, daß es dem Gouvernement nicht so sehr darauf ankomme, »... von vornherein große Einkünfte ... zu erzielen, sondern vielmehr darauf, die Bewohner der Kolonie allmählich zu guten Steuerzahlern zu erziehen.« (Bursian, S. 10).

Eigentlich ein geringfügiger Betrag, aber er hatte in den Dörfern erhebliche Auswirkungen gehabt; wer von den Männern mehrere Frauen besaß, von denen jede zuvor ihre eigene Hütte bewohnte, der stopfte die Damen daraufhin in eine gemeinsame Hütte. Auch zogen zwei Ledige oder sogar zwei Familien zusammen in eine Hütte!

Es gab Pläne, so wußte Herr Müller, daß die Vielweiberei der Schwarzen mit einer Luxussteuer belegt werden sollte! Die erste Frau sollte nichts kosten, für die zweite und jede weitere aber sollte eine Steuer erhoben werden. Das würde von manchem Schwarzen nicht zu verkraften sein, darüber waren sich die beiden einig. Das würde sicher Ärger geben.

Man sprach auch über die Liebe und, da Madame noch schlief, auch über die Liebe zwischen Weiß und Schwarz. Herr Müller meinte, es sei doch wunderbar, verheiratet zu sein und nicht mehr, wie überall in der Kolonie, aus Mangel an weißen Frauen ein Liebesleben mit einer oder mehreren schwarzen Mätressen zu führen.



Abb. 62: Schönheit Aziza binti Mbocho vor einer Matte aus Blättern der Phönixpalme; die unterschiedlichen Farben werden durch Kochen mit verschiedenfarbigen Wurzeln und Rinden erzielt.

Wer von den Weißen in Afrika nicht verheiratet war – und das waren die meisten –, der hatte eine *bibi*, eine schwarze Konkubine. Nicht zu reden von denen, die gleich einen Harem hatten. Das Wort *bibi* hieß eigentlich schlichtweg Frau und war gleichbedeutend mit Ehefrau. Eine Europäerin, wie Frau Müller, war eine *bibi* und wurde von Juma mit *bibi*, gleichbedeutend mit ‚Gnädige Frau‘, angeredet. Auf Mikingincho erfreute sich Aziza binti Mbocho (Tochter des Mbocho) der Gunst des Hausherrn.

Natürlich gab es auch Sitten- und Rassenapostel, die den Verkehr zwischen Schwarz und Weiß vermaledeiten. Von einem katholischen Geistlichen in Tanga wurde erzählt, daß er froh war, wenn zur Osterkommunion nur wenige Europäer erschienen, weil er ihnen wegen ihrer schwarzen Konkubinen doch keine Absolution hätte erteilen können! Und ein Sittenstrenger in Deutschland, dem das gar unzüchtige Leben in Afrika zu Ohren gekommen war, hatte dringend empfohlen, nur verheiratete Beamte in die Kolonien zu entsenden, denn, so führte er aus: *„... wie man bei uns sich nach dem Essen eine gute Zigarre leistet – es gibt natürlich auch Nichtraucher –, so leistet man sich da seine Bibi ...“* Das wäre doch fürchterlich!¹²⁴⁾

Herr Müller erzählte schmunzelnd von dem Fall des Polizeiwachmeisters L. in Dar es Salaam, gegen den vor einiger Zeit wegen versuchter Notzucht einer schwarzen Frau ermittelt worden sei. Ihr Name: Mwatonya binti Hanyange.

Der Liebesakt dieser beiden – so Rechtsanwalt Müller – wäre sicher ungestört über die Bühne gegangen, wenn nicht zu unpassender Zeit der Ehemann der Mwatonya, der Askari Ali I, erschienen wäre. Das sei natürlich nicht vorherzusehen und also äußerst peinlich gewesen. Da habe sich das Pärchen nur durch unglaublich kühne Vorwärtsverteidigung zu retten gewußt: Sie habe ein gar schreckliches Wehgeschrei ausgestoßen und ihn wegen Vergewaltigung und er sie wegen dauernder Belästigung angezeigt!

Als sie beide vor dem Richter standen, habe *„der Kanzleigehülfe und Gerichtsschreiber Gaestig“* das Ergebnis des Verfahrens im klassischen Amtsdeutsch wie folgt festgehalten:

„Nach den angestellten Ermittlungen ist die Ehefrau des Askari zwanglos dem Polizeiwachmeister nachgestiegen. Beide haben in dessen Wohnung allerlei Kurzweil getrieben; wie weit hierbei geschlechtliches Gebiet berührt wurde, kann dahingestellt bleiben. Sicher ist

124) Dt. Zeitung, 1904.

anzunehmen, dass die Ehefrau einen Unwillen über die Gefährdung ihrer Tugend erst ausserte, als die Annäherung des Ehemannes vernehmbar wurde, den sie auf der anderen Seite des Hafens vermutet hatte. Ob geschlechtliche Handlungen vorgenommen worden sind, ist für das gerichtliche Verfahren gleichgültig, da sie sicher nicht mit Gewalt vor sich gingen. Da die Ehefrau des Askari sich schliesslich recht laut und ungebärdig betrug, kann die Anzeige des Polizeiwachmeisters bei dem Bezirksamt nicht als wissentlich falsche Anschuldigung aufgefasst werden.

Das Verfahren wird eingestellt.“¹²⁵⁾

Hausbau

Karl Vieweg lebte nun fast ein Jahr auf seiner eigenen Pflanzung und war recht zufrieden mit dem Geleisteten. Wenn auch seine Behausung wohl niemandem, was die Eleganz betraf, imponieren konnte, so mußten seine Nachbarn doch anerkennen, daß sein im Oktober gesäter Kautschuk (66 ha) besser stand als der ihrige, der zur gleichen Zeit gesät worden war.



Abb. 63: Die Kautschukbäumchen sind 6 Monate alt

125) Nat. Archiv Tanz., Akte G 21/347.

Zwischen die Reihen von 6 ha des neuen Kautschuks hatte er drei verschiedene Sorten europäischer Buschbohnen gesät, von denen gerade die wertvollste, eine weiße, lange Speisebohne, am besten gedieh.

Nur mit dem Reis, den er rings um seine Pflanzung als schmalen Grenzstreifen gesät hatte, war er unzufrieden. Der Ertrag war zu gering. Nach Abzug aller Unkosten blieben ihm, auf den ha umgerechnet, nur noch 10,70 Rp (14,23 M). Das war zu wenig.

Dagegen sein Kautschuk! Noch gab es keinen Ertrag, aber eines Tages würde es soweit sein. Wo sich früher undurchdringlicher Urwald befand, sah man jetzt 91 ha Kautschuk in tadellosen Reihen aufmarschiert. Beim Hausplatz standen zudem zahlreiche Fruchtbäume wie Apfelsinen, Orangen, Zitronen, Ochsenherz, Brotfruchtbaum, Kokospalmen, Guayaven, Melonenbaum, Pfefferstrauch und noch ein paar mehr. Ein kleines Ananasfeld gedieh vorzüglich. Auch Schattenbäume und Ziersträucher hatte er nicht vergessen.



Abb. 64: Die Trinkwasserversorgung erfolgt durch einen Nebenarm des Kimani-Baches und ...



Abb. 65: ... ein etwas näher gelegenes Wasserloch

Die Trinkwasserversorgung war ebenfalls gesichert, wie er erleichtert feststellen konnte: »... Der Kimani-Bach selbst hat brackisches Wasser. Dicht bei der Brücke aber ist ein großes Wasserloch. ...« – Karl Vieweg konnte die schwarzen Frauen eigentlich nur bewundern. Wenn sie vom Wasserholen kamen, mit einem Eimer oder einer Kalebasse auf dem Kopf und dem Kind auf dem Rücken – nie gingen sie langsam, selbst wenn sie mit einem Korb voller Früchte und vielleicht noch mit einer Handhacke über dem Korb vom Felde zurückkehrten. So beladen legten sie häufig kilometerweite Strecken zurück. War das Baby unruhig und schrie, wurde es während des Gehens mit einer flotten Hüftbewegung nach vorn befördert, und schon schrie es nicht mehr.

Als sich Karl Vieweg vier Jahre später auf dem Makonde-Plateau in der Südostecke der Kolonie befand, hielt er in seinem Tagebuch fest, daß jene Frauen dort alle anderen an Leistung überträfen. Da das Makonde-Plateau sehr arm an Wasser ist, mußten die Frauen oft 10 – 15 km weit bis zum nächsten Wasserloch gehen, also täglich 20 – 30 km, und dabei hatten sie noch ein Kind auf der Hüfte und mußten nach der Rückkehr noch die Feldarbeit erledigen!

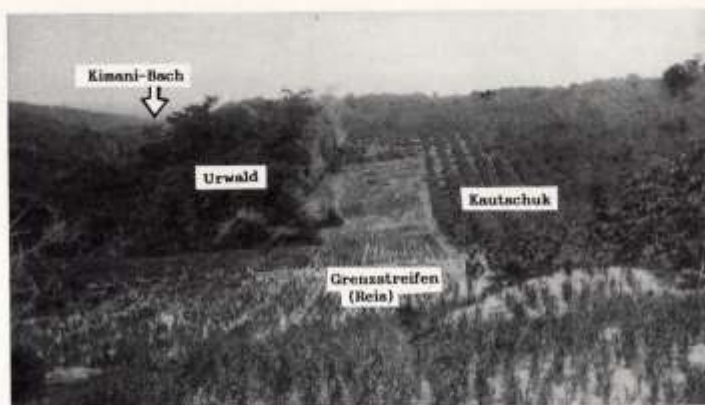


Abb. 66: Blick auf die Pflanzung Mikinginbo



Abb. 67: Pflanzung Mikinginbo: Weg über den Kimani-Bach zum Hausplatz

Von seinem Hausplatz aus hatte Karl Vieweg einen breiten Weg in Richtung Fernstraße angelegt. Rechts und links waren Schattenbäume gepflanzt, die eine Wegbreite bis zu 5 m zuließen. Das war eine gute Vorausplanung für später, wenn – eine Zukunftsvision – vielleicht auch Fahrzeuge ihren Weg hierher finden sollten. Jetzt allerdings wurden nur die bekannten 40 cm Trampelpfad benötigt. Der Weg ging hangabwärts in einen langen Zickzackweg über, der schließlich mit einer Brücke den Kimani-Bach überquerte und nach ein paar hundert Metern auf die alte Fernstraße nach Dar es Salaam stieß.¹²⁶⁾ Die Anlage des Weges und der Bau der 20 m langen Brücke aus Buschhölzern hatten erhebliche Zeit in Anspruch genommen, waren aber als Verbindung zur Außenwelt unbedingt erforderlich.

Noch vor Weihnachten hatte er endlich mit dem Bau seines Hauses begonnen (*... mein ganzes Tun und Denken konzentriert sich jetzt auf den Hausbau ...*). Hier führte Aufseher Mwalimu bin Kimbire das Regiment. Ein Paar von Karl Viewegs abgelegten Schnürstiefeln erhöhte bei seinen Leuten das notwendige Prestige.



Abb. 68: Das Wohnhaus wird abgesteckt ...

126) Die heutige Fernstraße Dar es Salaam-Morogoro verläuft etwa 15 km weiter nördlich.



Abb. 69: ... die Harthölzer werden mit Bast verbunden, die Wände mit Lehm verdichtet ...



Abb. 70: ... und das Dach mit Gras gedeckt.

Zunächst wurden die tiefen Löcher für die Eckpfosten und die flachen für die äußeren und inneren Wände gegraben. Da hinein kamen die Hölzer, die mit den Querstangen verflochten wurden. Als Bindematerial diente der gesplißte Bast vom *miswe*-Baum. Dann wurden die Zwischenräume mit Lehm verstopft und die Wände außen und innen schön mit Lehm geglättet. – Ende Januar 1914 war das Haus bereits fertig. Alles sah piekfein aus!

Sämtliche Hölzer für den Bau stammten vom eigenen Gelände, lediglich die Türen, das Wellblechdach und den Moskitodraht für die Fensteröffnungen hatte er in Dar es Salaam gekauft. Fensterrahmen und Glas benötigte er nicht. Ebenfalls unter Wellblech kamen die Küche und das Haus für Hausboy Kazimoto und Koch Juma. Alle übrigen Bauten wie Aufseher- und Arbeiterhütten, Magazin und Hühnerstall behielten ihre traditionellen Grasdächer.

Die Aussicht vom Vorplatz des Hauses aus war wunderbar. Von hier und von noch etwas höher liegenden Punkten aus blickte man auf die bis zu 300 m hohen Pugu-Berge und -Täler mit dem Tal des Kimani-Baches. Von einer anderen Stelle aus konnte er im Osten die Ebene südlich von Dar es Salaam und dahinter den Indischen Ozean erkennen. Wenn er am Abend auf der Terrasse saß, begleitet von dem unaufhörlichen Summen und Zirpen der tropischen Insektenwelt, den vielen Zikaden, dann sah er über sich den wunderbaren Sternenhimmel, auf dem ab Mitte Februar das Kreuz des Südens erschien. Fledermäuse und ab und zu auch Eulen huschten lautlos über den Abendhimmel dahin. Urplötzlich und ohne erkennbaren Grund verstummte das Gezirpe, die Stille tat fast weh. Aber nicht lange, dann setzte das Nachtkonzert erneut ein.

Weiter im Norden war der Orion zu sehen. Seine drei mittleren Sterne wurden von den Schwarzen als der Stiel einer Schöpfkelle angesehen und die äußeren Sterne als zwei Speerkämpfer, die sich gerade gegenüberstehen. In Neuguinea, so erinnerte er sich, bedeuteten die drei mittleren Sterne zwei Männer, die von der Jagd zurückkehren und ein Wildschwein an einer Stange zwischen sich tragen.

Die Einrichtung seines Hauses ging ebenfalls gut voran. Mit Unterstützung von zwei recht geschickten Arbeitern baute er sich einen sogenannten Fliegenschrank, den Vorläufer des heutigen Kühlschranks, mit dem Unterschied, daß er nicht kühlte, sondern lediglich die Fliegen abhielt. Der Fliegenschrank war für jeden Haushalt der damaligen Zeit noch bis vor 40 Jahren unentbehrlich, insbesondere natürlich in dem mit Krankheitskeimen beladenen Klima der Tropen.



Abb. 71: Zwei Arbeiter helfen beim Bau des Fliegenschrankes

Wenn es in Karl Viewegs Haushalt etwas zu kühlen gab – Ziegenmilch für den Alltag oder Bier für Besucher –, dann umwickelte Koch Juma die Flasche vorher mit einem nassen Tuch. Manchmal nahm er auch eine nasse Strohölse und stülpte sie darüber. Bei schwülem Wetter half beides nicht viel. – Den Restaurants in Dar es Salaam ging es in dieser Beziehung besser. Sie konnten die Temperatur ihrer Getränke mit ihren modernen Kühlanlagen um etwa 5° herunterdrücken, von etwa 29° auf angenehme 24°, was einen Biertrinker in Bayern allerdings zum Davonlaufen veranlaßt hätte. – Die Ziegenmilch ließ er sich täglich frisch aus dem tiefer gelegenen Kisserawe bringen. Hier oben konnte man keine Ziegen halten. Sie fraßen in der Landschaft alles ab, was ihnen grün und saftig erschien, darunter auch einen giftigen Busch, der das Ende einer jeden Ziege bedeutete. Im Tiefland konnten die Ziegen bestehen, da sie gegen die Erreger der Tsetse-Erkrankung, der sogenannten Trypanosomiasis oder Nagana-Seuche, resistent waren.

Mit der vorletzten Post aus Quedlinburg waren auch seine Weihnachtswünsche zur Hauseinrichtung erfüllt worden. In dem Paket befanden sich u. a. zwei Schürzen für den Küchenchef mit eingesticktem Namen JUMA, ein halbes Dutzend »Gummistoffblätter« für das Kopier-

buch¹²⁷⁾ sowie mehrere Bilder, darunter je eins vom Kaiser und von der Kaiserin.

Das Innere seines Hauses wurde außer durch seinen Terrier auch durch ungezählte Gekkos bevölkert. Diese harmlosen Tierchen saßen überall an den Wänden und der Decke. Sie stellten den Moskitos nach. Besonders stark bewacht wurde von ihnen der Fliegenschrank. Dessen verführerischen Düfte zogen die Fliegen an, und die Fliegen wiederum die Gekkos.

Natürlich gab es auch die giftigen Hundertfüßler und kleinere Skorpione, Taranteln und Vogelspinnen. Man gewöhnte sich daran. Ab und an fand sich eines dieser Tierchen am Morgen im Stiefel. Deshalb galt die bewährte Grundregel: Vor jedem Anziehen erst die Schuhe ausschüteln!

Inzwischen hatte er sich Enten, Hühner, Perlhühner und Tauben zugelegt. Die Tauben hatte ihm Aufseher Juma bin Maganga auf seine spezielle Art besorgt: Juma entdeckte in einem der Kautschukbäume eine Wildtaube beim Brüten. Als sie nach dem nächsten Flug nichtsahnend zu ihrem heimischen Ast zurückkehrte, blieb sie in Jumas Vogelleim kleben, den er in der Zwischenzeit angebracht hatte. In einem Käfig durfte sie weiterbrüten. Inzwischen waren es schon drei Tauben geworden.

Das Flügelgetier genoß zwar nicht wie Karl Vieweg die Aussicht vom Hof, doch den Schutz eines Wächters. Der hieß Zarara, war kaum zehn Jahre alt und Sohn des Oberaufsehers Ali bin Mwanga. Bewehrt mit einem kräftigen Stock, hielt er ständig Ausschau nach Raubvögeln, die auf dem offenen Hof nur zu leicht einen der Eierleger ergriffen und rasch damit von dannen flogen.

Andererseits mußte Zarara aufpassen, daß sich das Federvieh nicht über frisch geernteten Reis und die zum Trocknen ausgebreiteten Bohnen hermachte. Daß ihm das auch gelang, dafür sorgte sein treuer Freund, Terrier Phylax. Ein unverkennbares Merkmal von Phylax war, daß er ein Loch im Ohr hatte. Das war ihm nicht etwa von einem böartigen Leoparden hineingebissen worden, vielmehr hießen die Täter Juma und Kazimoto, die ihm das kreisrunde Loch mit einer leeren Patronenhülse liebevoll ausgestanzt hatten. Liebevoll deshalb, weil sie wußten, daß ihr Bwana sehr gern Blumen mochte. So steckten sie dem Hund täglich eine frische Blume ins Ohr!

127) Schriftsachen, die kopiert werden sollten, wurden mit Tintenstift geschrieben (daher auch ‚Kopierstift‘ genannt!) und in einer Handpresse mit einem leicht feuchten Blatt Seidenpapier bedeckt. Als Schutz gegen ein weiteres Durchdrücken legte man je ein ‚Gummistoffblatt‘ darüber und darunter. Der Pressvorgang lieferte auf dem Seidenpapier ein Schriftbild, das man durch das Blatt hindurch gut lesen konnte.



Abb. 72: Zarara, Sohn des Oberaufsehers Ali bin Mwanga; die Matte ist aus Blättern der Dzungpalme geflochten.

Auf Zararas glattrasiertem Schädel ließ ihm sein Vater einen kleinen Schopf, einen *kisunzu*, stehen. Der war wichtig, sollte er eines Tages vorzeitig zu Tode kommen. Wenn er dann auf dem schmalen Grat ins Jenseits wanderte, konnten ihn die Dschinnen an seiner Locke führen und so vor dem Absturz ins Nichts bewahren. Papa Ali gab sich zwar Mühe, als echter Moslem zu erscheinen, hielt aber in seinem Inneren an seinem heidnischen Geisterglauben fest.

Das hatte sich schon bei der Geburt des kleinen Zarara gezeigt. Mutter Binti Munyimkuu war hierfür vorübergehend in das Dorf und die Hütte ihrer Mutter zurückgekehrt: Dort half die Großmutter nach bewährter Art, das Kind zur Welt zu bringen. Sie drückte den Leib der Gebärenden und, damit es endlich voran ginge, trat sie auch mit den Füßen vorsichtig, doch beherzt, auf den Leib. Die Geburt ließ trotzdem recht lange auf sich warten, wohl weil man zuvor den Ahnengeistern nicht genügend Opfer dargebracht hatte. Das war dann schnell nachgeholt, und so kam das Kind mit Unterstützung der tretenden Großmutter zur Welt.

(Bei dem Wapare-Volksstamm, so hatte Karl Vieweg von Missionar Riese erfahren, wendet man bei einer verzögerten Geburt ein ganz

anderes Mittel an: Die Frau trinkt den Urin ihres Mannes, denn mit den Ausscheidungsprodukten des Körpers wie Schweiß oder Urin sind besondere Seelenkräfte verbunden, die die Geburt unterstützen!)

Nach der glücklichen Geburt war Binti Munyimkuu noch etwa zwei Wochen dort geblieben, bis dem Säugling die ersten Haare abgeschnitten wurden. Nachgeburt, Nabelstrang und Haare waren sorgfältig von der Großmutter vergraben worden, ohne daß ein anderer es hätte sehen können. So war sie sicher, daß kein Zauberer und auch kein Ahnengeist die Überbleibsel finden und damit Böses anrichten konnte.

In dieser Zeit kränkelte die Mutter, hatte etwas Fieber. Ob das an einem Zauber lag, den ihr ein mißgünstig Gesinnter verschafft hatte, vielleicht ihr früherer Geliebter? Sie wußte es nicht. Vielleicht war es gar kein Zauber gewesen, sondern ein schmollender Ahn, dessen Grabpflege sie in den letzten Wochen vernachlässigt hatte. Richtig! So wird es gewesen sein; an dem Grabhügel des alten Ngozi hatte sie lange nichts mehr getan.

Vater Ali hatte es mit der Rückkehr der Mutter gar nicht so eilig, denn als guter Moslem vertrieb er sich die Zwischenzeit mit seiner zweiten Frau. Acht Ziegen hatte er für sie bezahlt. Eigentlich, so meinte er zu Karl Vieweg, habe er nur **eine** Frau, das sei Binti Munyimkuu, die Christin, die *bibi ya kitabu*, die rechtmäßige Frau. Die andere sei eine Msuaheli aus Dar es Salaam, die bräuchte er nur für die Feldarbeit. Na, wenn das so ganz stimmte!



Abb. 73: Oberaufseher Ali bin Mwanga mit Ehefrau Binti Munyimkuu und Sohn Zarara beim Lesen der in Kisuhabeli gehaltenen Missionszeitschrift 'Pwani na Barra'



Abb. 74: Binti Munyimkuu; ihre Schneidezähne sind angefeilt, eine Lücke zwischen den Zähnen gilt als schön und wird oft künstlich hergestellt. Die Haarfrisur ist typisch für Wazaramo.

Papa Ali war kein Dummkopf. Er konnte lesen und schreiben und las regelmäßig die in Kisuaheli gehaltene Zeitung ‚Pwani na Barra‘ (Küste und Inneres) von der benachbarten evangelischen Mission drüben am Berg.

Er konnte sogar etwas rechnen. Beim Rechnen galt wie bei allen Bantu-völkern Afrikas auch im Kisuaheli das 10er-System aufgrund der Erkenntnis, daß der Mensch nun einmal zehn Finger hat. Von Ali erfuhr Karl Vieweg, daß es neben dem 10er-System noch zwei weitere Rechenarten gibt, die aber nur im arabisch beeinflussten Küstenbereich praktiziert werden. Hierbei werden nicht wie sonst die Finger, sondern die Fingerglieder nur der einen Hand gezählt. Gewöhnlich läßt man dabei den Daumen weg. So erhält man das 12er-System. Zählt man den Daumen mit, dann hat man das 15er-System. Wahrscheinlich war dem Erfinder dabei überhaupt nicht klar geworden, daß der Daumen nicht drei, sondern nur zwei Glieder hat!

Die Aufnahmen, die Karl Vieweg mit seinem großen photographischen Apparat mit dem schwarzen Tuch vom Entstehen seines Hauses gemacht hatte, waren gut geworden. Er hatte die 13x18 cm-Glasplatten beim Photo-

graphen Vincenti in Dar es Salaam entwickeln lassen. Nur eine der Aufnahmen war leider überbelichtet. Er legte die Platte zur Seite.

Das beobachtete Hausboy Kazimoto genau.

„Bwana, darf ich das Glas bekommen?“

„Du kannst die Platte haben. Was willst du denn damit? Scherben von einer Bierflasche sind doch viel besser zum Schneiden!“

„Ich will sie gar nicht zum Schneiden haben. Mein Vater möchte sie haben.“

„Wozu denn?“

„Er sagt, er will auch so ein Haus haben wie die Weißen in Dar es Salaam.“

„Ja, und?“

„Er braucht die Glasplatte als Fensterscheibe!“

Elefanten in der Pflanzung

Die jungen Kautschukbäumchen vom Oktober waren bereits über 2 m hoch, und die im März vor einem Jahr ausgesäten maßen schon 5 – 6 m. Während der Trockenzeit warfen sie ihre Blätter ab. Mit dem Beginn der großen Regenzeit im März erschien binnen weniger Tage neues Blattgrün, und die bisher noch offenen Reihen begannen, ein Blätterdach zu bilden.

Dieses frische, zarte Grün konnte die Tierwelt nicht übersehen. Anfangs waren es die Erdschädlinge, dann die Käfer und die Zwergantilopen, und nun hatte es sich auch bei den Elefanten herumgesprochen, daß hier reichlich zu holen war.

Im vergangenen Jahr war Karl Vieweg das Glück noch hold gewesen. Da hatten es die Elefanten noch nicht mitbekommen. Ähnlich war es im letzten Jahr wohl den Heuschrecken ergangen. Seine Pflanzung war von ihnen verschont geblieben, aber auf der in der Nähe liegenden Plantage Mikesse hatten sie reinen Tisch gemacht: Über 20.000 junge Kautschukbäume waren von ihnen kahl gefressen worden. Gegen diese Plage konnte sich keiner schützen. Man konnte nur ohnmächtig zusehen und hoffen, daß die Schwärme bald weiterzögen.

Die Elefanten kamen Nacht für Nacht. Kautschuk, Baumwolle, Reis und Bohnen – was sie nicht fraßen, wurde zertrampelt. Nichts verschonten sie. Der Schaden war beträchtlich. In einem Märchen der Wazaramo hieß es zwar, daß der Elefant ein weiser Häuptling sei, der Streitigkeiten zwischen den Tieren unvoreingenommen schlichte, doch mit dieser Weisheit ließ sich hier nichts anfangen. So wie bisher konnte es nicht weitergehen.

Sollte die Pflanzung erhalten bleiben und alle bisherige Arbeit nicht umsonst gewesen sein, blieb nur eines, das Leittier abzufangen. Dann würden erfahrungsgemäß die nachfolgenden Tiere umkehren.

Der Wildpfad, auf dem die Tiere nachts hereinkamen, war immer derselbe. So ließ Karl Vieweg auf diesem Teilstück in der Nähe eines starken Baumes eine Fallgrube ausschachten, etwa 3 m tief. Tiefer konnte man nicht graben, weil dann Fels kam. Doch es reichte auch so. Die Grube wurde mit langen Bambusstangen überdeckt, die es reichlich am Kimani-Bach gab. Über den Bambus kamen Bananenblätter mit etwas Erde und darüber Laubstreu.

In der darauffolgenden Nacht erschienen auch prompt wieder die Elefanten. Krachend stürzte das Leittier in die Grube. Das Brechen des Bambus' war bis zum Hausplatz zu hören. Der Nachtwächter meldete es.

Danach war es mit der Nachtruhe vorbei. Noch vor Sonnenaufgang stand Karl Vieweg bei der Grube, um notfalls eine Befreiungsaktion zu verhindern. Mit Sonnenaufgang waren auch alle Schwarzen da. An Hand der Spuren konnte man deutlich sehen, daß sich die Herde noch um ihren verunglückten Führer bemüht, dann aber den Rückzug angetreten hatte.

Die Arbeit mit dem Elefantenfang begann. Zunächst wurden zwei kräftige Schlingen aus Sisalfasern in die Grube geworfen. Der Elefant hatte dafür nicht das geringste Verständnis, trompetete und versuchte wütend, sich eines der vielen nackten Beine oben am Grubenrand zu angeln. Doch jeder paßte nur zu gut auf!

Andererseits trat der Elefant leider nicht so schnell in eine der beiden Schlingen, wie er sollte. Immer wieder wurden sie von seinen Füßen ungewollt verschoben.

Endlich aber klappte es. Das Tier saß in einer der beiden Schlingen fest und bald darauf auch in der zweiten. Der in der Nähe stehende ältere Baum diente zum Befestigen der Stricke.

Dann begann die Arbeit der gesamten Pflanzungsmannschaft, an die 100 Mann. Mit Hacken und Händen wurden Körbe mit Erde gefüllt und der Inhalt über dem Elefanten ausgeschüttet. Der Elefant trompetete wütend und stampfte sich langsam höher. Schließlich kam er über den Grubenrand heraus und wollte sich auf die nächstbeste Arbeitergruppe stürzen. Aber da war der Strick, der ihn festhielt, und gleich danach auch der zweite Strick.

Der Elefant wurde erlegt – ein Jubelruf aus hundert Kehlen.

Aus der Arbeit begann ein Fest zu werden. Spontan wurde zunächst einmal um das Tier herum getanzt. Alle wußten, heute gibt es viel, viel Fleisch! Wie durch Zauberspruch erfuhren auch die umliegenden Dörfer Mzumbwi und Kiwarani davon. Viele Frauen und Männer kamen, es war ein Schnatzen, Rufen und Singen, ein einziges Tamtam.



Abb. 75: Tanz um den erlegten Elefanten

Vorsänger: „Ist der große Elefant tot?“

Die Masse: „*Ndio, tembo amekufa* – ja, der Elefant ist tot!“

So ging das ununterbrochen. Ermüdend.

Zwei der Männer standen in der Bauchhöhle des Tieres und räumten aus, die übrigen waren außerhalb am Werken. Die Frauen nahmen sich der ungeahnt großen Fettmengen des Tieres an – es mochten 100 kg oder mehr sein. Sie schnitten die Klumpen in kleine Würfel und brieten sie in Tongefäßen gleich an Ort und Stelle über dem Feuer aus. Die ganze Gegend roch danach. Die Vorderfüße wurden vorsichtig abgeschält. Aus ihnen wurden später in Dar es Salaam Papierkörbe und Schirmständer gefertigt. Auch die Schwanzhaare kamen nach Dar es Salaam, wo sie, vom Juwelier mit Gold eingefast, in hübsche Armbänder verwandelt und verkauft wurden. Die Stoßzähne blieben auf Mikingincho.

Koch Juma hatte schon vorher seinem Herrn verraten, daß der Rüssel das Leckerste vom Elefanten sei und er ihm deshalb ein großes Stück zubereiten werde.

Am Mittag speiste Karl Vieweg also Elefantenrüssel à la Juma. Zunächst servierte Juma als Vorgericht Elefantenbouillon. Das mundete hervorragend. Nun folgte das Hauptgericht, der Delikatessenrüssel. Karl Vieweg:

» ... kann es wegen seiner Zähigkeit nicht kauen. Es erinnert an den Buckel der Eingeborenen-Rinder, der gleichfalls von vielen als Delikatesse geschätzt wird.«

Er kaute noch eine Weile auf dem Rüssel herum, um ihn seinen Zähnen gefügig zu machen, dann gab er es auf. – Juma war zwar enttäuscht, freute sich aber über den nun ihm zufallenden Braten.



Abb. 76: Beim Brauen von Pombe (Hirsebier)

Nachdem am Nachmittag auch das letzte Fleisch auf den Köpfen der Leute weggetragen worden war, herrschte überall Zufriedenheit, beim Plantagenbesitzer wie bei den schwarzen Leckermäulern. In den Dörfern und auf der Pflanzung wurde gebrutzelt und gefeiert und bis spät in die Nacht getanzt und gesungen und natürlich kräftig Pombe getrunken. Viele der Pombe-Trinker waren Mohamedaner, worüber der Prophet, hätte er das gesehen, sicherlich nicht entzückt gewesen wäre.

Nicht jeder tanzte.

Jene Nichttänzer sangen auch nicht. Sie waren zur Zeit auch nicht zu sprechen. Sie lagen am Boden, und nur ihre Kugelbäuche sprachen eine

beredte Sprache. Bei manchem öffneten sich urplötzlich die Körperschleusen – das war die Rache des Elefanten! Der Körper streikte, es war einfach zu viel, was sich die Menschen bei der sonst so fleischarmen Ernährung zugemutet hatten.

Am nächsten Tag wiesen die Arbeiterkolonnen beträchtliche Lücken auf.

Kautschukpreise und Kokosnüsse

Ostern 1914 verlief weniger lebhaft als das Elefantenfest.

»... Ostern hatte ich 2 Herren zu Besuch, die ich, so gut es ging, unterbrachte. Allerdings konnte ich mich wenig um sie kümmern, da sich einige der Notstandsarbeiter zur Arbeit gemeldet hatten, die auf ihrer Arbeitskarte um einen Tag im Rückstand waren und mit den anderen in eine Reihe kommen wollten, um mit ihnen gleichzeitig in die Heimat entlassen zu werden.

Abends saßen wir nach dem Essen bei wundervollem Mondschein auf dem Hof und tranken Flaschenbier, das in Dar es Salaam gebraut wird. Meine Gäste hatten hierfür eine Kiste Eis, in Sägespäne verpackt, mitgebracht. Ab und an kreischte und knarrte und spielte uns das Grammophon eine Operettenmelodie vor (auch in musikalischen Genüssen wird man im Busch anspruchsloser). Meine Notstandsarbeiter hockten in respektvoller Entfernung in weitem Halbkreis als Musikkritiker um uns herum. Sie hatten noch nie zuvor ein Grammophon gesehen, geschweige gehört.«¹²⁸⁾

Doch während die Plantage stetig gedieh und die Kautschukbäumchen hoffnungsvoll in die Höhe wuchsen, stürzten die Kautschukpreise hoffnungslos in die Tiefe. Die einst so wunderbaren Preise fielen und fielen. Zu viele Unternehmen in Ost- und Westafrika, in Südamerika und in Asien hatten in den vergangenen Jahren Kautschuk angepflanzt. Jeder wußte: Das Zeitalter des Automobils war angebrochen, da wurde Gummi und nochmals Gummi gebraucht. Auch Haarkämme und Regenmäntel wurden aus Gummi hergestellt. Doch was zu viel war, war zu viel. Die Preise auf dem Weltmarkt sanken radikal.

128) Notstandsarbeiter waren vom Gouverneur im Gegensatz zu Freiwilligen zu einem Monat Arbeit verpflichtet worden, um ihre Steuern zahlen zu können oder Betrieben mit vorübergehendem Mehrbedarf auszuhelfen.



Abb. 77: Die Arbeiter sehen und hören zum ersten Mal ein Grammophon

Es ging nicht nur um das Überangebot, das den Markt bedrohte. Einem Wissenschaftler in Berlin war es gelungen, synthetischen Kautschuk herzustellen. Noch wurde das Kunstprodukt nicht auf dem Markt gehandelt. Es war zu teuer, das Verfahren steckte noch in den Kinderschuhen. Doch in ein paar Jahren, so hieß es, würde bei fortschreitender Technik der synthetische Kautschuk die Welt erobern.

Karl Vieweg mußte deshalb seine Pläne ändern. Zwar hatte er vor wenigen Wochen zu seinen 100 ha noch weitere 100 ha Urwaldland hinzugekauft, doch nun sollten auf ihnen statt Kautschukbäume Kokospalmen wachsen. Dann würde seine Pflanzung vielseitiger ausgerichtet sein und Krisenzeiten besser überstehen können.

Wegen geeigneten Saatgutes fragte er seinen Freund, den Akiden Scheich Sebe bin Mbaruku. Sebe erklärte sich sogleich bereit, ihm ausreichende Mengen Saatnüsse zur Verfügung zu stellen. Auch für den Transport wollte er sorgen. Als Akide standen ihm etliche Kettengefangene zur Verfügung, die teils in Dar es Salaam, teils von ihm selbst abgeurteilt worden waren.

Karl Vieweg ging auf Sebes Angebot bereitwillig ein. – Als Wochen später, Anfang März, die große Regenzeit begann, traf an einem frühen Mittag eine lange Karawane mit 20 Männern auf Mikinginjo ein. Jeder trug zehn oder elf Kokosnüsse auf der Schulter und einen eisernen Ring mit Kette um den Hals. Die Männer waren die 16 km lange Strecke mit nur einer einzigen Unterbrechung marschiert. Die Last für jeden einzelnen Mann betrug zwischen 25 und 30 kg, d.h. das damals angemessene Gewicht einer Trägerlast.



Abb. 78: Kettengefangene des Akiden Sebe bin Mbaruku ...



Abb. 79: ... bringen Kokosnüsse zum Pflanzen

Bei Erreichen der Pflanzung begab sich der *msimamizi* (Trägeraufseher), ein Halbaraber, an die Spitze des Zuges. Als Zeichen seiner Würde trug er einen Regenschirm und natürlich die Kiboko-Peitsche. Das erstere Instrument sah besonders gut aus. In unmittelbarer Nähe des Hausplatzes und im Angesicht des weißen Mannes hielt er an und ließ die Gefangenen an sich vorbeidefilieren. Zwei von ihnen schienen ihm wohl zu lässig, zu langsam zu gehen. Er schnauzte sie an, und, begleitet von einem kräftigen Fluch, holte er aus und versetzte einem von ihnen einen Schlag mit der Peitsche. Das hatte hoffentlich der Weiße gesehen! Schließlich war er Aufseher und mußte für Ordnung sorgen. Dafür würde es sicherlich nachher ein Bakschisch geben.

Der Weiße hatte das Manöver sehr wohl gesehen.

„*Saa, msimamizi* – heda, Aufseher! Weshalb hast du eben den Mann geschlagen?“

„*Bwana mkubwa*, – großer Herr, der Schurke ist zu langsam gegangen!“ rechtfertigte der selbstbewußte Aufseher seine Handlung. „Der wird noch lange an der Kette bleiben!“

„Du lügst! Der Mann ist mit den anderen in einer Reihe an der Kette und geht genauso schnell. Du hast ihn grundlos geschlagen. Zur Strafe wirst du mir deinen Kiboko hierlassen!“

Der Aufseher glaubte, er höre nicht recht! Kein Kiboko mehr in seiner Hand, das Zeichen seiner Würde!?! Das war ein harter Schlag. Es blieb ihm nichts weiter übrig, er mußte ihn abliefern. Und auch das Bakschisch fiel nun kleiner aus als erwartet. Das tat weh! Ohne seinen Kiboko war er nur ein halber Aufseher. So schnitt er sich nachher als Ersatz einen Stock zurecht, wagte aber bei den kommenden Transporten nicht mehr, ihn in Gegenwart des schlimmen Weißen anzuwenden.

Die Saatbeete für die Kokosnüsse waren vorbereitet. So konnten die Nüsse zum Auskeimen sofort eingelegt werden. Im Frühjahr des nächsten Jahres, 1915, sollten sie ausgepflanzt werden.

Sebe bin Mbaruku und Karl Vieweg kamen gut miteinander zurecht. Für den Sultansohn war es sicherlich auch eine gewisse Ehre, den weißen Pflanzer des öfteren zu Gast zu haben.

Bei einem dieser Besuche trug Sebe ihm die Bitte vor, Blutsbrüderschaft zu schließen. – Das kam für Karl Vieweg völlig überraschend. Er lehnte nicht ab, gab aber eine inhaltende Antwort, um sich erst über die möglicherweise auftretenden Verpflichtungen oder andere Folgen, die damit verbunden sein könnten, zu informieren.



Abb. 80: Nach Arbeitsschluß vor dem Wohnhaus beim üblichen *shauri* (Erledigung von Anliegen aller Art, Urlaub, Vorschuß usw.). Im Vordergrund Kokosnüsse fertig zum Auspflanzen.

Bei einer Blutsbrüderschaft, so erklärte Sebe, werde auf der Brust über dem Herzen beider Kandidaten ein kleiner Schnitt gemacht. Dann nähmen zwei Diener je eine Kaffeebohne, benetzten sie mit dem aus den Wunden austretenden Blut und reichten sie dem jeweiligen Partner. Der nehme die Bohne und schlucke sie hinunter. Damit sei die Blutsbrüderschaft besiegelt.

Zu dieser Handlung ist es durch den bald darauf erfolgten Kriegsausbruch nicht mehr gekommen. Das tat der Freundschaft der beiden aber keinen Abbruch. Briefe aus der Nachkriegszeit aus Afrika und Deutschland bezeugen, daß die Freundschaft der beiden aufrichtig war.

Die Landesausstellung

In jenen Monaten reiften in Dar es Salaam Beschlüsse aus dem Vorjahr zu Taten heran. Zum 30jährigen Bestehen der Kolonie Deutsch-Ostafrika sollte in der Stadt eine Landesausstellung stattfinden. Die Kolonie wollte zeigen, was sie geschaffen hatte.

Zu der groß angelegten Veranstaltung, die vom 15. – 30. August 1914 stattfinden sollte, hatten auch maßgebliche Persönlichkeiten aus Deutschland, darunter der Kronprinz, ihre Teilnahme zugesagt. Die kaiserliche Marine wollte den Kleinen Kreuzer ‚Königsberg‘ schicken. Graf Matuschka (der Nachbar von Kifulu) war Mitglied im Festkomitee und vertrat die Interessen der Pflanzer.

Gerade noch rechtzeitig für die zu erwartenden Besucher aus Deutschland war im Frühjahr ein neuer Reiseführer für Deutsch-Ostafrika¹²⁹⁾ herausgekommen. Darin stand zu lesen, man solle *»... auch einen Ausflug mit der Bahn nach Alt-Kisserawe mit anschließendem Marsch nach der Pflanzung Mikinginbo ...«* machen. Das war ein ungeahntes, überraschendes Lob für Karl Vieweg. Schließlich bestand seine Pflanzung erst seit kaum 1 1/2 Jahren. Andere Pflanzungen, die weitaus günstiger zur Bahn lagen, waren im Reiseführer nicht erwähnt. In Dar es Salaam wurde ihm hierzu gesagt, besonders beeindruckt habe in seinem Falle die kurze Zeit, in der Mikinginbo aus dem Urwald entstanden sei.

Karl Vieweg wollte seinen Eltern in Quedlinburg ebenfalls zeigen, was er in dieser kurzen Zeit geschaffen hatte, doch sie konnten sich nicht entschließen zu kommen. Afrika war ihnen noch zu dunkel und viel zu weit weg. Nun versuchte es Karl bei seiner Tante Ida Mehns, die ihm das Geld für seine Pflanzung geliehen hatte, und beteuerte:

»... Von irgendwelchen Strapazen oder Gefahren kann keine Rede sein. Der hochbetagte Bruder des Königs von Bayern ... befindet sich jetzt hier bei uns ..., da werdet Ihr in viel jüngeren Jahren Euch doch wohl vor der 20tägigen Seereise nicht fürchten! Ihr lebt auf dem Dampfer und im Dar es Salaamer ‚Kaiserhof‘ angenehmer als im luxuriösesten europäischen Hotel, und daß Euch bei mir nichts fehlen soll, dafür laßt mich sorgen. Das einzig Beschwerliche bei der ganzen Sache ist die Fahrt in der Eisenbahn von Schadeleben (am Harz) nach Neapel. ...«

Doch auch dieser Brief zog nicht. Zu tief saß bei allen noch der Schock über Karls schwere Gehirnmalaria. Auch die schrecklichen Löwen und Leoparden waren ein Argument. Hätte er davon doch bloß nie geschrieben!!

129) Karstedt, DOA, S. 227.

Drohende Kriegsgefahr

Juli 1914.

Es waren nur noch wenige Wochen bis zur großen Landesausstellung. Sollten Besucher zu seiner Pflanzung kommen – ihm sollte es recht sein. Der Kautschuk wuchs, vom Unkraut befreit, prächtig heran, und das Land für die Kokospalmen war weitgehend vorbereitet.

Am 27. Juli 1914 bekam er unvermittelt heftiges Fieber, Malaria schien es nicht zu sein. Am nächsten Tag weiterhin Fieber und heftige Schmerzen im rechten Augapfel.



Abb. 81: Karl Vieweg wird krank zur Bahnstation Pugu getragen

Tage später wurde es so schlimm, daß er nach Dar es Salaam ins Hospital gebracht werden mußte. Vier seiner Leute trugen ihn auf seinem Langstuhl unter Führung des Aufsehers Juma bin Maganga zur Bahnstation Pugu und nochmals vom Bahnhof Dar es Salaam zum Hospital. Während er im Hospital lag, sollte Juma bin Maganga 250,- Rupien zur Lohnauszahlung der Arbeiter von der Sparkasse abheben. Juma hob das Geld auch ab – und blieb danach verschwunden!

Oberstabsarzt Dr. Exner im Hospital erzählte dem Kranken von der zunehmend gespannten Atmosphäre in der Stadt. Schon seit Tagen hieß es, Krieg mit England stünde bevor.

Extra-Blatt.
Deutsch-
Ostafrikanische Zeitung.

Dar es Salaam, den 29. Juni 1914.

Er mordung des Thronfolgers von Oesterreich und seiner Gemahlin.

Kuo Serajewo wird gemeldet, als der Erzherzog-Thronfolger und seine Gemahlin sich vor- mittags zum Empfange zum Rathaus begaben, wurde gegen das Automobil eine Bombe geschleudert, die der Erzherzog mit dem Krone zerstückte. Die Bombe explodierte, nachdem das erzherzogliche Automobil die Stelle passiert hatte. Die im folgenden Automobil fahrenden beiden Herren des Gefolges wurden leicht verletzt, vom Publikum wurden sechs Personen verletzt. Der Mordtäter, ein Typograph **Scharenstein** aus Trebinje wurde sofort festgenommen. Nach dem Empfang im Rathaus setzte der Thronfolger mit seiner Gemahlin die Rundfahrt fort. Ein Gymnasiast aus der achten Klasse namens **Princip** aus Gradowo feuerte aus einer Wohnung mehrere Schüsse auf den Thronfolger und dessen Gemahlin. Der Thronfolger wurde im Gesicht, die Herzogin im Unterleib getroffen. Beide wurden in den Royal überführt, wo sie den Verletzungen erlagen. Der Mordtäter wurde verhaftet. Die erbitterte Menge ludete nahezu beide Mordtäter.

In jener medienarmen, aber um so gerüchtereicheren Zeit hatte jeder irgendetwas gehört, aber niemand wußte Genaueres. Was konnte das alles schon viel für die Kolonisten bedeuten. Schließlich gab es die Berliner Kongo-Akte, nach der ein Krieg in Europa nicht auf die Kolonie übertragen werden sollte. England, Frankreich, Portugal, Deutschland und noch einige Länder mehr hätten dem zugestimmt, so meinte jeder.

Da traf am 2. August ein Telegramm von Staatssekretär Dr. Solf vom Kolonialamt in Berlin ein:

... BERUHIGT ANSIEDLER, DA UNSERE SCHUTZGEBIETE AUSSERHALB KRIEGSGEFAHR ...¹³⁰⁾

Auch Dr. Solf hatte hierbei die Kongo-Akte im Hinterkopf.¹³¹⁾ – Die Nachricht wurde in der Stadt in Windeseile bekannt und beruhigte die Gemüter einschließlich des von Karl Vieweg. Hier in Ostafrika Krieg? Das konnte sich keiner so recht vorstellen.

130) Prager, S. 107.

131) Es heißt, das Telegramm sei ein taktisches Manöver gewesen. Da die Nachrichtenverbindung über das englische Sansibar lief, sollten die Engländer dadurch beeinflusst werden, einen Krieg nicht auf die Kolonien zu übertragen. Das konnte aber nicht sein, weil das Telegramm chiffriert war (Schnee, Bericht ü. d. Krieg, S. 1). Was man in Berlin wiederum nicht wußte: Die Engländer kannten den Code!

Reichs. Pol. Amt
Z. B. 2-AUG1914
D. B. 1207/14
An
für den Kaiserlichen Gesandten
In. Ziffern.
#

Großmächtig sind bemüht zur Befolgung
ausgewählter Anordnungen auf dem Wege
bestimmter Wege zu befehlen
Ansprüche in diesem Sinne
auf dem Wege zu befehlen
auf dem Wege zu befehlen

29
7

Aber ganz so harmlos, wie der Staatssekretär es verkündete, schien die Angelegenheit doch nicht zu sein; Freund Reicharts Gemüt jedenfalls konnte sich gar nicht beruhigen, weil er heute mit der ‚Tabora‘ nach Europa fahren wollte, aber nicht durfte. Die ‚Tabora‘ mußte wegen drohender Kriegsgefahr im Hafen bleiben. Sie war vorgestern hier eingetroffen. Ihre Passagiere sagten, sie hätten mehrere englische Kreuzer vor Sansibar liegen sehen. Einer sei heute vormittag sogar von Dar es Salaam aus am Horizont zu erkennen gewesen.

Der Kleine Kreuzer ‚Königsberg‘, der wegen der Landesausstellung schon seit fast zwei Monaten im Hafen liege, so erzählte Reichart weiter, sei vorgestern wieder ausgelaufen, um im Falle eines Krieges von der Übermacht der nahen englischen Kreuzer nicht blockiert zu werden, anstatt Kreuzerkrieg führen zu können. Als die ‚Königsberg‘ gerade habe auslaufen wollen, sei auf dem Postgebäude in Dar es Salaam ein Flaggensignal für das Schiff hochgegangen. Das bedeute, daß soeben ein Telegramm aus Deutschland eingetroffen sei. Die Kriegserklärung – ?!

Sofort sei von der ‚Königsberg‘ ein Boot hinübergepullt, um das Telegramm zu holen. Größte Spannung. Das zurückkommende Boot habe angelegt. Der Postbeamte mit dem Telegramm in der Hand sei an Bord

geklütert. Der Kommandant habe das Telegramm gelesen und die Besatzung antreten lassen, den Steuermann vortreten und ihn das an ihn gerichtete Telegramm laut vorlesen lassen: »GESUNDER JUNGE ANGEKOMMEN.«

IM KRIEG



1914

Kriegsausbruch!

Am 3. August 1914 konnte Karl Vieweg wieder zu seiner Pflanzung zurückkehren, Fieber und Augenschmerzen waren zurückgegangen. Die Ursache hatte der Arzt nicht erklären können. »Eine unbekannt tropische Infektion«, so hieß es.

Aber was war eigentlich mit seinen 250 Rupien geschehen, die sein Aufseher von der Sparkasse abgehoben hatte? Immerhin handelte es sich um einen gehörigen Batzen Geld! Freund Reichart meinte, den Betrag könne er vergessen, denn der Aufseher war nicht wiedergekommen. Karl Vieweg hatte auf der Sparkasse in Dar es Salaam noch festgestellt, daß sein Aufseher das Geld abgehoben hatte. Sollte sein Aufseher, dem er immer vertraut hatte, mit dem Geld durchgebrannt sein?! 250 Rupien! Das zweifache Jahresgehalt eines Arbeiters! – Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Auszahlung der Löhne zunächst zu verschieben.

Es war gut, daß Karl Vieweg wieder zurück auf der Pflanzung war, denn sonst hätte es ihm vielleicht so ergehen können wie dem Nachbarfarmer Wichmann bei Pugu. Dort hatte in der vergangenen Nacht ein Zug angehalten, und ein Dutzend Askari hatte, ohne zu fragen, einen Teil der Pflanzungsarbeiter einfach weggeholt, um sie als Träger für ihre Kompanie einzusetzen.

Am 5. August 1914 um 6.15 Uhr wurde in Dar es Salaam ein Funkspruch aus Windhuk aufgefangen:

»ENGLAND ERKLÄRTE AM 4. AUGUST AN DEUTSCHLAND DEN KRIEG.«

Das sprach sich wie ein Lauffeuer herum. Gegen 22 Uhr erreichte die Neuigkeit auch Karl Vieweg. Koch Juma, der in Pugu gewesen war, brachte die Nachricht mit. Sein Herr saß noch bei der Petroleumlampe und schrieb. Er unterbrach sofort und ging nach Pugu, um Genaueres zu erfahren.

In und um Pugu wimmelte es von Truppenteilen. Hier lagen die 4. und 8. Feldkompanie, die in aller Eile mit der Bahn aus dem Inland herangeholt worden waren, um zur Stelle zu sein, falls der Feind in Dar es Salaam lan-

den sollte. Die 6. Kompanie aus dem über 1.000 km entfernten Ujiji am Tanganyika-See war mit dem Zuge unterwegs. Der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant Paul von Lettow-Vorbeck, war von einer längeren Inlandsreise zurückgerufen worden und nach kurzem Aufenthalt in Dar es Salaam am Nachmittag ebenfalls in Pugu eingetroffen. Die Führung der Schutztruppe (kurz das ‚Kommando‘ genannt) mit Lettow, Major Kepler, Adj. Hauptmann von Hammerstein, Oberleutnant Göring und Leutnant Müller befand sich nunmehr in Pugu.

Auch bei Bahnstation Mbaruku, so hörte Karl Vieweg, stünden drei Kompanien, die auf Befehl des Gouverneurs Schnee aus Dar es Salaam zurückgezogen seien, damit die Stadt unbewaffnet sei und somit nicht beschossen werden dürfe.

Erst nach Mitternacht marschierte Karl Vieweg wieder zurück zur Pflanzung.

Die Nachrichtenverbindungen mit der Heimat waren im Sommer 1914 noch sehr mangelhaft. Es bestand Funk- und Kabelverbindung. Der Funkturm von Dar es Salaam konnte zwar von der Großfunkstation Nauen bei Berlin über Kamina (Togo) oder über die neue Funkstation Windhuk (Südwestafrika) unter günstigen Umständen erreicht werden. Die Station selbst war jedoch zu schwach, um in Westafrika, geschweige in Nauen, empfangen zu werden. Eine größere Station in Tabora war vorgesehen, aber noch nicht gebaut worden.

Dann aber ein einmaliges Ereignis: Am 1. und 2. August 1914 wurden zwei Funksprüche direkt aus Nauen empfangen! Aus 6.700 km Entfernung! Das hatte es bisher noch nicht gegeben!¹³²⁾

Eine Seekabelverbindung bestand zwischen Bagamojo und der gegenüberliegenden britischen Insel Sansibar und damit mit der Außenwelt. Doch die Verbindung funktionierte seit dem 27. Juli nur noch unbefriedigend. Nachrichten kamen verstümmelt und verzögert an, und ab dem 3. August 1914 ging gar nichts mehr.

Auf seiner Pflanzung hatte Karl Vieweg in diesen Tagen gerade die Buschbohnernte abgeschlossen. Eigentlich sollten die Bohnen nach Dar es Salaam gebracht werden, aber nun lieferte er sie an seinen neuen Kunden in Pugu, die Schutztruppe. Major Kepler sagte zu, ihm für den Transport Träger zu stellen, und über den Adjutant Leutnant Müller und weiter rang-

132) Erst ab Februar 1915 konnte Nauen dank verbesserter Funktechnik ständig direkt empfangen werden. Es konnte jedoch nicht nach Deutschland gesendet werden (Peperkorn, S. 107f).

abwärts über Musikmeister Bayer erhielten der Betschausch (Sergeant) Mustafa und der Askari Saidi Befehl, Träger beim Akiden Sapi bin Mkwawa in Kisserawe zu requirieren.

Am nächsten Morgen waren die Träger auch zur Stelle. Die kostbare Fracht wurde sofort in Lasten zu 31 kg abgewogen und auf den Köpfen von 26 Trägern nach Pugu befördert. Zwei weitere Träger übernahmen die persönlichen Lasten von Mustafa und Saidi. – Es war ein guter Verkauf; pro kg Bohnen erhielt der Pflanzler 45 Heller.

Das sprach sich bei der Truppe herum, und Tage später erschien Stabsarzt Engeland, um für die 10. Feldkompanie (10. F.K.) einzukaufen: Er erhielt drei Lasten Reis und zehn Lasten Cassava für seine Leute. – Wieder Tage später lieferte Karl Vieweg 34 Lasten Hirse und Mais.



Abb. 82: Einberufung der Reservisten in Dar es Salaam

Zwischendurch fuhr er erneut nach Dar es Salaam, zunächst zur Sparkasse, dann zum Photographen Vincenti, um sich mit Kassetten und photographischen Glasplatten zu versorgen sowie zur Erledigung von allerlei

Einkäufen, bevor es hierfür durch die Kriegsereignisse vielleicht zu spät war. Er war diesmal nicht mit dem Fahrrad, sondern mit dem Zug gefahren, denn verschiedentlich waren schon Fahrräder von der Truppe requiriert worden. Andererseits war jeder Zug, der Dar es Salaam ins Inland verließ, vollgestopft mit Zivilisten, Uniformierten, Nahrungsmitteln, Maschinen, Ersatzteilen, Waffen, Hühnern und vor allem Akten, Büroschränken und sonstigem unersetzlichen Mobiliar der Gouvernementsverwaltung. Kaum, daß er selbst noch einen Platz im Güterwagen des Zuges erwischen konnte. Der Gouverneur hatte in Dar es Salaam alle Reservisten einberufen. Auch sie füllten den Zug, allerdings nur bis zum Lager bei Pugu, wo sie zu flotten Soldaten umfunktioniert werden sollten und erst einmal kräftig exerzieren mußten.

Die vielen Lokomotiven, die Pugu nunmehr täglich passierten, brauchten mehr Hartholz zum Feuern als je zuvor. Das eigentliche Hartholz für die Lokomotiven, das eisenharte Mangrovenholz, war knapp geworden. Auch Viewegs Vorräte von den Rodungsarbeiten hielten bei der hohen Nachfrage nicht mehr mit.

Für das erste Kriegswochenende hält sein Tagebuch fest:

»Sonnabend, den 8. August 1914. Morgens gegen 7 – 1/4 8 Uhr Kanonendonner, erst 3 oder 4 mal in weiter Entfernung etwa bei Dar es Salaam. Dann öfter bei Pugu oder Mbaruku. Ich gebe 8.15 Uhr nach Pugu. Dort traf mit dem Zuge von Dar es Salaam der frühere Sultan von Zanzibar, Seyidi Khalid bin Bargash ein und brachte die Nachricht mit, die Italiener und Türken beteiligten sich am Kriege auf Seiten der Deutschen.¹³³⁾ 1000 oder 1200 schwarze Truppen von Brit. Ostafrika wären nach Zanzibar gebracht, um die Insel vor den Deutschen zu schützen!¹³⁴⁾

Die heute früh gehörten Schüsse waren außerhalb des Hafens von englischen Kriegsschiffen nach dem hohen, eisernen Turm für drahtlose Telegraphie abgegeben, etwa 15 Schuß, von denen aber keiner traf.

133) Die Nachricht beruhte auf einer Falschmeldung der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung (Extrablatt v. 8.8.1914). Tatsächlich trat Italien erst am 23.5.1915 in den Krieg ein, jedoch auf der Seite der Entente. Der Kriegseintritt der Türkei erfolgte erst am 2.11.1914 auf Seiten der Mittelmächte.

134) Auch diese Mitteilung beruhte auf einer Falschmeldung. Aufgrund dieser Meldung ordnete Lettow die Zerstörung der Usambara-Bahn von Tanga aus auf einer Länge von 40 km an, weil er eine Landung in Tanga befürchtete. Der zuständige Bezirksamtmannt bereitete die Sprengung zwar vor, führte sie aber nicht aus. Lettow konnte ihm dankbar dafür sein, weil er sonst drei Monate später die Schlacht bei Tanga nicht gewonnen hätte (Loof, S. 53f.).

Die ersten 3 Schuß hatte das Bezirksamt abgefeuert zur Einberufung der Reservisten von D'lam.¹³⁵⁾

Ich melde mich auf Stat. Pugu bei Major Kepler, dem Stellv. Kommandeur der Schutztruppe, werde aber noch nicht angenommen, da ich in der Nähe wohne und jederzeit zu haben bin. Die einberufenen Reservisten erhalten Löhnung wie die Truppe in Südwest und außerdem 3,- Rup. Tagegeld, um sich selbst zu verpflegen.

Freund Hüttig auf Pflanzung Minaki hat schon seit Tagen Fieber. Ich schicke ihm Aspirin und Flidertee.

Gegen 1/2 11 Uhr fabre ich mit Frau Lösmers Rade weiter bis Mbaruku, wo mehrere Kompanien liegen. Zwischen Pugu und Mbaruku starker Automobilverkehr (requirierte, teils für die Landesausstellung bestimmte); Geschütze werden von Schwarzen gezogen, von Pugu nach Mbaruku geschafft, teils sehr sandiger Weg.

Bei Giese Rast gemacht, der Grunds Pflanzung bei Pugu gekauft hat; er hat ein Mischlingsweib, eine von der Missionsstation Entlaufene. Brauerei Schultz/D'lam schafft Bier und Soda in 4spännigen Wagen nach Pugu ins Lager und verkauft die Flasche Bier für 50 Heller.

In Mbaruku erhalte ich von Wachm. Beer meine 250,- Rupies, die der Aufseher Juma bin Maganga an ihn abgeliefert hat, als er eingezogen wurde! ...»

Jetzt also waren die 250 Rupien wieder da, mit denen vor Tagen Juma spurlos verschwunden war. Karl Vieweg hatte schon gar nicht mehr damit gerechnet, daß das Geld wieder auftauchen würde. Juma bin Maganga war also so ehrlich und zuverlässig wie eh und je. Schade, daß er nun nicht mehr auf der Pflanzung war. – So hatte alles doch ein gutes Ende genommen.

Im Lager Pugu sah Karl Vieweg eine überbreite Straße, an der noch planiert wurde. Vor einer Woche war hier noch Buschwerk gewesen. Er fragte einen Unteroffizier, der dort die Aufsicht führte.

„Was macht Ihr denn hier? Das sieht ja fast wie ein Exerzierplatz aus?“

„Ein Exerzierplatz? Ha! Dafür ist jetzt keine Zeit.“

„Wofür denn?“

135) Bekanntmachung des Gouverneurs am 7.8.1914 für alle Reservisten: *»... sobald eine bevorstehende feindliche Landung durch drei Kanonenschüsse angezeigt wird, haben sie (die Reservisten) sich mit Verpflegung für einige Tage, etwa vorhandener Zeltausrüstung, insbesondere Moskitonetzen und etwaigen Waffen auf dem Bahnhofe einzufinden.«* (Aml. Anzeiger, 1914, Nr. 60).



Abb. 83: Beim Lager Bahnstation Pugu: Schützenkompanie ...



Abb. 84: ... und das bald darauf abgestürzte einzige deutsche Flugzeug

„Das ist ein Flugplatz!“
 „Lassen Sie diese Witze.“
 „Im Ernst, es ist ein Flugplatz.“
 „Wirklich? Kaum zu glauben. Was sind denn das für Flugmaschinen?“
 „Es ist eine Flugmaschine! Die ‚Feldmarschall‘ hat sie für die Landesausstellung mitgebracht.“

Das Flugzeug, ein Doppeldecker, war am Stadtrand von Dar es Salaam, bei Kurasini, aufgestellt worden. Tage später wurde es bei einem Probeflug beschädigt, dann wieder repariert, verunglückte schließlich aber endgültig.¹³⁶⁾ Ein zweites wurde aus dessen Trümmern gebaut, verunglückte aber ebenfalls. So kam auch dieses nie zu einem Einsatz im Kriege.

Im Lager Pugu sah Karl Vieweg auch viele Araber. Er notierte darüber:

„... Der Akide von Mzenga, Achmed bin Zabor, und viele andere Araber gehen auf Veranlassung des früheren Sultans von Zanzibar zur Schutztruppe, wo von ihnen eine besondere Kompagnie gebildet wird. ...“

Unter den Freiwilligen waren auffällig viel vornehme Araber, wie der obige Akide. Das hatte einen günstigen Einfluß auf die Haltung der moslemischen Küstenbevölkerung. Die Araber zeigten sich also bereit, die Deutschen bei ihrem Kampf gegen die Engländer zu unterstützen. Die Inder dagegen waren anderer Meinung. Das hatte seine eigene Bewandnis: Aga Khan, das geistliche Oberhaupt der Hodschas, eines Zweiges der Ismailiten und damit der meisten Inder in Ostafrika, hielt sich Ende Juli 1914 während einer Rundreise in Sansibar auf, um in den nächsten Tagen auch seinen Anhängern in Deutsch-Ostafrika einen Besuch abzustatten. Wie überall bei seinen Reisen sollte er auch in Dar es Salaam reichlich beschenkt werden. Ein erheblicher Betrag an Goldrupien war von den Indern bereits gesammelt und in Dar es Salaam deponiert worden.

(Bei anderer Gelegenheit wogen ihn seine Anhänger mit Gold auf, um es ihm anschließend zu schenken. Während seine Glaubensbrüder strikte Anweisungen für ihre Lebensweise zu beachten hatten und auch keinen Alkohol trinken durften, galt dies nicht für ihr Oberhaupt. Aga Khan trank besonders gern Champagner. Doch seine Anhänger wußten, daß sich dieses Getränk in seinem göttlichen Körper zu einer religiös einwandfreien Flüssigkeit verwandelte.)

136) Boell, S. 29.

Da brach der Krieg aus, und Gouverneur Schnee ließ die beträchtlichen Geldmengen, die zu dem englandhörigen Aga Khan nach Sansibar geschafft werden sollten, beschlagnahmen.

Das ergrimmte natürlich alle Inder. Auch der Aga Khan erfuhr davon. Er rief alle Ismailiten zum Heiligen Krieg gegen die Deutschen und später selbst gegen die glaubensnahen Türken auf.

Die Kongo-Akte

Die in Deutschland oft gehörte Meinung, daß England mit der Beschießung des Dampfers ‚König‘ am 5. August 1914 die Kongo-Akte mißachtet und damit den Krieg in Ostafrika ausgelöst habe, ist nicht stichhaltig.

(In der Kongo-Akte vom Februar 1885, die von 12 europäischen Nationen, darunter England, Portugal, Belgien, Deutschland sowie den USA und Türkei unterzeichnet wurde, „... verpflichten sich die Hoben Teile, ... ihre guten Dienste zu leihen, ...“ daß das Kongobekken und die daran angrenzenden Kolonien „... für die Dauer des Krieges den Gesetzen der Neutralität unterstellt und so betrachtet werden, als ob sie einem nichtkriegführenden Staat gehörten.“¹³⁷⁾

Der Reichspostdampfer ‚König‘ war etwa eine Stunde nach dem Auslaufen aus dem Hafen Dar es Salaam von einem englischen Kreuzer beschossen worden und daraufhin wieder in den Hafen zurückgekehrt. Diese Bedrohung galt als ein deutliches Signal, daß die Engländer nicht gewillt waren, die Kongo-Akte einzuhalten, wonach ein Krieg in Europa nicht auf die betreffende afrikanische Kolonie übertragen werden sollte.

Die Engländer vermuteten in der ‚König‘ (5.000 BRT) mit Recht ein Versorgungsschiff der ‚Königsberg‘. Die ‚König‘ und noch mehr die ‚Königsberg‘ befanden sich im Indischen Ozean, also ohne Zweifel außerhalb des in der Kongo-Akte umschriebenen Gebietes, und stellten für die Nachschubwege der Alliierten im europäischen Krieg eine erhebliche Bedrohung dar. Diese zu unterbinden, war legal. Der Beschuß der ‚König‘ stellte also keinen Verstoß gegen die Kongo-Akte dar.

Vielmehr war das Auslaufen der ‚König‘ als Versorgungsschiff für die ‚Königsberg‘ ein klarer Verstoß gegen die Neutralitätspflicht im Seekrieg; denn Deutsch-Ostafrika als ein – wie es schien – neutrales Land hatte sich

137) Die Landesgesetzgebung, Kongoakte, S. 27.

„... prinzipiell jeder Feindseligkeit ... vollständig zu enthalten ... Der neutrale Staat darf daher auch insbesondere keine Art von Kriegsmaterial einem der Kriegführenden zuführen.“¹³⁸⁾

Unabhängig von diesem Tatbestand war die Kongo-Akte für die Engländer nur ein Stück Papier. Sie beabsichtigten gar nicht, sie einzuhalten, wie aus verschiedenen Quellen¹³⁹⁾ hervorgeht, u.a. aus einer Rede des damaligen Marineministers Winston Churchill Anfang August 1914¹⁴⁰⁾ oder einer Nachricht aus London vom 17. August 1914 an die belgische Regierung.¹⁴¹⁾

Auch der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant Paul von Lettow-Vorbeck, war gewillt, die, wie er erkannt hatte, in diesem Punkt gar nicht zutreffende Kongo-Akte vom Tisch zu fegen. Er gab am 6. August an drei Kompanien im Norden telegraphisch den Befehl, die englischen Grenztruppen zu vernichten und die Uganda-Bahn und die Telegraphenleitung bei Voi zu zerstören.¹⁴²⁾ Am selben oder am nächsten Tag sandte er diesen Befehl mit dem Zusatz »KONGOAKTE GILT NICHT« noch dreimal ab. Und am 8. August noch einmal an Oberleutnant Lincke in Moschi, Führer der Polizeikompanie: »SOFORT ANTRETEN, ENGLISCHE GRENZTRUPPEN VERNICHTEN, BAHN BEI VOI ZERSTÖREN, ÄUSSERSTE INITIATIVE.«

Die Beschießung des Dar es Salaamer Funkturms durch die Engländer, die häufig auch als Bruch der Kongo-Akte angeführt wird, fand erst am 8. August statt. Dabei wurde die Stadt selbst gar nicht beschossen, wie fälschlicherweise oft behauptet – die Granaten gingen über die Stadt hinweg Richtung Funkturm, den sie, wie schon erwähnt, verfehlten.

Seltsamerweise wird von keiner Seite als Bruch der Kongo-Akte angeführt, daß in der ersten Kriegswoche aufgrund einer Reuter-Falschmeldung eine kleine Abteilung der deutschen Schutztruppe die portugiesische Grenzstation Maziwa angegriffen und eingenommen hatte, wobei der portugiesische Kommandant fiel und eine Menge Kriegsmaterial erbeutet und zurückgeführt wurde.¹⁴³⁾ Portugal war Mitunterzeichner der Kongo-Akte und blieb bis März 1916 neutral. Gouverneur Dr. Schnee entschuldigte sich für den Vorfall und ließ das erbeutete Kriegsmaterial schleunigst zurückgeben.

138) Strupp, S. 131.

139) Boell, S. 438.

140) Lochner, S. 46.

141) Schnee, DOA im Weltkriege, S. 59.

142) Boell, S. 47.

143) Lochner, S. 68.

(Lettow rechtfertigte nach dem Krieg seine Angriffsinitiative gegen die Engländer damit, daß damals aufgrund der Kongo-Akte »... europäische Mächte, die Kolonialbesitz hatten, übereinkommen konnten, einen europäischen Krieg nicht auf die Kolonien zu übertragen. Ein solches Übereinkommen war nicht getroffen worden.«¹⁴⁴⁾

Schnee tat nach dem Kriege so, als ob er die obigen Angriffsbefehle von v. Lettow (6. bis 8. August 1914) gar nicht kannte, und hielt daran fest, daß die Kongo-Akte durch die Belgier am 7. August durch Gefangennahme eines Deutschen und durch die Engländer am 8. August durch Beschießung des Funkturms gebrochen worden sei.¹⁴⁵⁾

Genau genommen, enthält die Kongo-Akte auch nur eine unverbindliche Absichtserklärung, einen Krieg in Europa nicht auf die Kolonien, die in der Kongo-Akte eingegrenzt sind, zu übertragen. Rechtlich gesehen, hat also ein Bruch der Kongo-Akte von keiner Seite stattgefunden.

Kontroverse: v. Lettow – Dr. Schnee

Trotz anfänglicher Bemühungen ließ sich nicht verheimlichen, daß hinsichtlich der Verteidigung der Kolonie in der obersten Führungsetage Deutsch-Ostafrikas erhebliche Differenzen zwischen Gouverneur Dr. Schnee und dem ihm unterstellten Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant Paul von Lettow-Vorbeck, bestanden.

Der Gouverneur vertrat die Auffassung einer noch geltenden Denkschrift aus dem Jahre 1912, nach der es wegen der geringen Stärke der Schutztruppe im Kriegsfall und bei Mißachtung der Kongo-Akte keinen Zweck habe, die Küste mit allen ihren Ortschaften zu verteidigen. Küstenorte und Häfen sollten vielmehr von der Schutztruppe entblößt werden. Dadurch sollte einem potentiellen Gegner kein Anlaß für eine Beschießung der Küstenorte mit ihrer europäischen Zivilbevölkerung gegeben werden; in Dar es Salaam allein befanden sich 400 weiße Frauen und Kinder,¹⁴⁶⁾ die somit ungewollt zu einem Schutzschild für die schwarze Zivilbevölkerung werden sollten. Verteidigung der Kolonie also nur im Landesinneren.

Dagegen hatte Lettow bald nach seinem Amtsantritt in Deutsch-Ostafrika im Frühjahr 1914 dem Kolonialamt in Berlin Gegenvorschläge unterbreitet, die auf eine offensive Verteidigung hinausliefen. Eine Entscheidung

144) Lettow, Heia Safari, S. 23.

145) Schnee, DOA im Weltkriege, S. 58.

146) Mader, S. 58.

hierüber war bei Kriegsbeginn zwar zugunsten der Lettow-Strategie gefällt, jedoch vom zuständigen Staatssekretär im Kolonialamt (und zugleich Kolonialminister), Dr. Solf, der die Auffassung Schnees vertrat, nicht mehr weitergeleitet worden. So galt für den sich eng an den Paragraphen bindenden Gouverneur weiterhin die Denkschrift aus dem Jahre 1912.

Nun waren am 8. August 1914 die britischen Kreuzer ‚Astraea‘ und ‚Pegasus‘ vor Dar es Salaam erschienen und hatten dem Gouvernementsvertreter ein diskriminierendes Abkommen vorgelegt, das den Engländern die freie Benutzung des Hafens Dar es Salaam und anderer Küstenstützpunkte für ihre Schiffe ermöglichte. Die Annahme der Bedingungen bedeutete, daß die Engländer die ins Inland zurückgezogene deutsche Schutztruppe um so leichter von der Küste her hätten angreifen können. Es bedeutete auch, daß der Kreuzer ‚Königsberg‘ von seinen eigenen Landsleuten nicht unterstützt werden durfte, sollte er wegen der Versorgung mit Kohle und anderen notwendigen Dingen wieder nach Deutsch-Ostafrika zurückkehren. – Der Gouverneur, der nach dem Erscheinen der beiden feindlichen Kreuzer auf der Reede vor Dar es Salaam seinen Sitz nach Morogoro ins Inland verlegt hatte, billigte von dort aus das (eigentlich unzumutbare) Abkommen.

Lettow in Pugu war außer sich, als er hörte, daß über Dar es Salaam die Weiße Flagge wehe und der Gouverneur beabsichtige, die Stadt zu übergeben.

Am 14. August kam es zwischen Schnee und Lettows juristischem Berater, Oblt. L. Müller, (Rechtsanwalt und Freund von Karl Vieweg) zu einem heftigen Meinungswechsel. Lettow-Müller verurteilte die Maßnahmen seines hohen Vorgesetzten und Gouverneurs mit geschickten Worten und zitierte gleichzeitig markante Sätze aus dem Militär-Strafgesetzbuch, in denen in einem solchen Fall von »Festungshaft bis zu 10 Jahren« und sogar »lebenslanglichem Zuchthaus« die Rede war! Nun war es an Schnee, empört zu sein.¹⁴⁷⁾

Die völlig entgegengesetzten Auffassungen von Lettow und Schnee zur Kriegsführung in Deutsch-Ostafrika übertrugen sich auch auf die Zivilbevölkerung. Von einer wahren Kriegsbegeisterung wie in der Heimat konnte keine Rede sein. Ein Teil der Deutschen war zwar begeistert. Die anderen aber, darunter vor allem Geschäftsleute in den Küstenorten, die natürlich vor der Zerstörung ihrer Häuser durch englische Schiffsartillerie bangten, vertraten die Meinung des Gouverneurs. Zu ihnen gehörten auch viele Pflanzer aus der Gegend um Tanga. Eine Abordnung der Bürgerschaft bat

147) Boell, S. 39.

den Gouverneur sogar um Verhinderung der von Lettow geplanten Verteidigungsmaßnahmen.¹⁴⁸⁾ Die viel gelesene Tageszeitung ‚Usambara Post‘ richtete kaum versteckte Angriffe gegen Lettow. Einige aktive Offiziere und Zivilisten kritisierten ihn als ‚kriegswütig‘, andere forderten gar seine Absetzung! Natürlich registrierten die Engländer zufrieden, was sich auf deutscher Seite abspielte, und meinten, die Deutschen hätten »... *little stomach for fighting* ...« (wenig Lust zum Kämpfen).¹⁴⁹⁾

Lettow hatte inzwischen 12 Kompanien im Raum Pugu-Mbaruku zusammengezogen und beschlossen, diese Kräfte im Norden der Kolonie offensiv gegen die Engländer einzusetzen. Durch wiederholte Angriffe sollte der Gegner gezwungen werden, Truppen heranzuziehen, die sonst auf dem europäischen Kriegsschauplatz eingesetzt werden könnten. Dadurch sollte die Front in der Heimat entlastet werden.

Ungewollt unterstützte der Gouverneur die Vorschläge von Lettow, indem er einer Truppenverschiebung nach dem Norden zustimmte, um befürchteten Eingeborenenaufständen zuvorzukommen. Damit sein Untergebener aber nicht doch auf zu angriffslustige Gedanken käme, schob ihm der Gouverneur am 13. August telegraphisch einen Riegel vor: »... *VERWENDUNG DER ... TRUPPE ... ZU OFFENSIVEM VORGEHEN AUSSERHALB DES SCHUTZGEBIETES IM NORDEN ... HAT ... ZU UNTERBLEIBEN.*«¹⁵⁰⁾ Lettows telegraphische Befehle von Anfang August, die Uganda-Bahn anzugreifen, wurden ihm wahrscheinlich erst viel später bekannt.

Erwartungsgemäß ignorierte Lettow den Befehl seines Gouverneurs und ließ am 15. August 1914 die Nordgrenze zu Britisch-Ostafrika bei Taveta überschreiten. Daß im Norden nach Meinung des Gouverneurs Aufstände zu befürchten wären, konnte ihm nur recht sein. So ließ er am 20. und 24. August acht Kompanien aus dem Raum Pugu-Mbaruku und auch von anderen Punkten der Mittellandbahn nach dem Norden abmarschieren, eben um angeblich Eingeborenenaufständen zuvorzukommen.

Die Gefahr eines Aufstandes war natürlich nicht von der Hand zu weisen. Man dachte dabei besonders an die Maasai, aber auch an andere Stämme. Schließlich mußte jetzt ein Vielfaches an Trägern als je zuvor gestellt werden, mußten mehr Nahrungsmittel produziert werden, da die Importe für Europäer (Konserven aus Deutschland), Askari und Polizeitruppe (Reis aus Indien) wegfielen. Dachte man an den verheerenden Maji-Maji-Aufstand vor acht Jahren, zu dessen Niederschlagung die gesamte

148) RKA, Bd. 874, Bl. 292.

149) Lettow, 1932, S. 9.

150) Boell, S. 40.

Schutztruppe benötigt worden war, dann konnte man sich ausrechnen, daß ein größerer Aufstand dem eigentlichen Krieg gegen die Engländer ein frühzeitiges Ende bereiten würde. – Bei den wenigen Weißen im Lande – auf 1 Weißen kamen mehr als 1.000 Schwarze (!) – war man völlig auf die Loyalität der Schwarzen angewiesen.

Aber es gab diesmal keine Aufstände – bis auf einen einzigen, der blutig unterdrückt wurde. Es waren die friedlichen Wanyamwesi, die seit jeher die meisten Träger stellten. Sie erhoben sich nicht etwa gegen die Deutschen, sondern erst 1917 gegen die drangsalierenden Maßnahmen der englischen Besatzer, nachdem die Deutschen abgezogen waren.

Die Differenzen der beiden Kontrahenten Schnee/Lettow steigerten sich während des Krieges so stark, daß Lettow seinem Gouverneur den Gehorsam versagte und letzterer ihm drohte, ein kriegsgerichtliches Verfahren gegen ihn zu beantragen, wenn der Kontakt mit der Heimat wiederhergestellt sei.¹⁵¹⁾

Ihren Höhepunkt fanden die Differenzen 1919 in einem unveröffentlichten schmutzige-Wäsche-waschenden Geheimschreiben des Gouverneurs an den Kolonialminister in Berlin, in dem er alle Minuspunkte des Kommandeurs aufzählte wie »... *Herrschaft, Halsstarrigkeit, Schroffheit, erstaunliche militärische Einseitigkeit in der Auffassung aller Verhältnisse* ...« und daß ihm in der Militärverwaltung »... *jegliche Begabung und selbst der nötige Überblick abging.* ...« Schnee vergaß auch nicht, Lettow anzukreiden, daß er Befehl gegeben hatte (der allerdings nicht ausgeführt wurde), 1916 beim Rückzug im Raum Kondoa die Weiden mit Milzbrand zu infizieren,¹⁵²⁾ ähnlich wie es die Engländer in den Indianerkriegen getan hatten, als sie pockeninfizierte Decken auslegten, in der Hoffnung, die Indianer würden sie aufnehmen und dadurch sterben.

Marsch des Patrouillenkorps Steinhäuser zum Kilimandjaro

Es fehlte in diesen Tagen nicht an irreführenden Meldungen aus Übersee. Am 9. August 1914 verkündete z.B. die Deutsch-Ostafrikanische Zeitung in einem Extrablatt, daß Schweden Rußland den Krieg erklärt habe. Am Tage darauf ließ sie die Leser wissen, daß neben Belgien auch Holland von

151) Lettow, Mein Leben, S. 134.

152) Schnee, Geheimer Bericht, S. 3, 14.

den deutschen Truppen überrannt sei. Natürlich Unsinn, wie sich später herausstellte. So etwas passierte nun mal im Gedränge der ersten Kriegsnachrichten.

Am 27. August erhielt Karl Vieweg seinen Einberufungsbefehl. Stabsarzt Stolowsky in Pugu ließ ihn ein paar Kniebeugen machen, maß anschließend den Puls – tauglich. Darauf wies Oberleutnant Göring vom Kommando den neuen Mitstreiter dem Patrouillenkorps des Oblt. Steinhäuser zu, das ebenfalls zum Kilimandjaro-Gebiet marschieren sollte. Treffpunkt des Korps in drei Tagen bei Bahnstation Kidugalo, vier Stationen vor Morogoro.

Karl Vieweg stoppte daraufhin alle Arbeiten auf seiner Pflanzung, entließ die Arbeiter und fing an, seine Sachen zu packen. Akida Sapi Mkwawa sagte zu, ihm am Abfahrtstag den Jumben und zehn Mann zum Abtransport seiner Sachen zum Zuge zu schicken.

Einen eisernen Tropenkoffer mit 40 kg persönlicher Habe deponierte er bei Frau Löbner auf Pflanzung Minaki. Auch das meiste von seinem Federvieh nahm denselben Weg. Seinen Karani Ali ließ er als Verwalter auf Mikinginoh zurück und quartierte ihn in sein Wohnhaus ein. Er schrieb ihm einen Brief als Ausweis, in dem stand:

»Hugu karani wangu, Ali bin Mwanga, amepatta amri kuangalia shamba na mali yangu wakati ya vita. – Inhaber dieses, mein Karani Ali bin Mwanga, ist beauftragt, während des Krieges meine Pflanzung, Haus und Eigentum zu beaufsichtigen.«

Dem Ali hilfreich zur Seite stehen durfte Boy Abdallah. Für das leibliche Wohl der beiden war gesorgt: 176,5 kg Mais und Hirse blieben in der Vorratskammer zurück, als Korn oder schon gemahlen. Das restliche Getreide auf der Pflanzung verkaufte Karl Vieweg in 60 Lasten an seinen zahlungskräftigen Nachbarn in Pugu, die Schutztruppe.

Seine Getreuen Juma und Kazimoto durften bei ihm bleiben und mit nach dem Norden marschieren. Dritter im Bunde war der Arbeiter Mirambo, ein Mnyamwesi aus der Gegend von Tabora. Mirambo war stolz auf seinen Namen, der ihm nach dem berühmten und bereits anfangs erwähnten Häuptling und Zahnzieher Mirambo gegeben worden war. Jener Unbarmherzige hatte den Gebissen arabischer Sklavenhändler einfach nicht widerstehen können; auf seiner Brust prangte eine Kette mit den Zähnen seiner verhassten Todfeinde. Von jedem neuen Opfer ließ er einen Beißer ausbrechen und fügte ihn seiner Schmucksammlung hinzu. Aber das lag schon lange zurück.

Karl Vieweg machte sich Gedanken, was wohl aus seiner Pflanzung werden würde. Er dachte immer wieder darüber nach, kam aber zu keinem

besseren Ergebnis als dem geplanten. Binnen kurzer Zeit würde alles von Unkraut überwuchert sein. Es war nicht zu ändern. Es war eben Krieg. Die bereits hohen Kautschukbäume würden sich allerdings gegen das Unkraut halten können und nur im Wuchs etwas schwächer werden.

Am letzten Nachmittag ging er noch einmal durch die Plantage und zu den Saatbeeten hinüber, wo die Nüsse von Sebe bin Mbaruku für die neue Kokosplantage gesetzt waren. 992 Kokosnüsse lagen hier, fein säuberlich in Reih und Glied, viele begannen schon zu keimen. Was würde daraus werden, fragte er sich erneut. Wahrscheinlich war der Krieg bis Weihnachten vorüber, dann wäre er rechtzeitig zurück, und alles könnte noch vor der Regenzeit im März ausgepflanzt werden. Ja, so wollte er es machen.

Eher optimistisch als beschwert kehrte er zu seinem Haus zurück und packte die Sachen fertig.

Jumbe Eliezar von Kisserawe war mit zehn Wazaramo-Trägern schon am Vorabend seiner Abreise gekommen. Früh am nächsten Morgen brachten sie seine 11 Lasten zum Zug. Der stärkste Mann übernahm den dicksten Brocken, das war die Zeltlast, die mit Zelt, den 3 Zeltstangen, 14 Zeltplöcken und dem Feldbett 37,5 kg wog. Der schwächste bekam die Kochkiste auf den Kopf. Yamwaka trug die Verpflegungslast. Oben drauf in einem Korb zeterten mehrere Hühner und sechs Hähnchen. Letztere warteten auf Koch Juma und ihr letztes Stündchen. Jeder Träger erhielt 15 Heller Bakschisch, der Jumbe 25.

Im Zuge traf er Graf Matuschka, den früheren Nachbarn von Kifulu. Graf Matuschka sollte nach Morogoro fahren und dort als kaiserlicher Leutnant sein Brot verdienen. „Viel Spaß,“ wünschten sich die beiden gegenseitig, „Weihnachten sehen wir uns wieder. Dann ist der Krieg vorbei!“

So dachten sie jedenfalls.

Bei Sonnenuntergang hielt der Zug auf Bahnstation Kidugalo. Von hier ging es zu Fuß weiter, zusammen mit anderen, die zum Kriegsdienst eingezogen waren und nun das Patrouillenkorps bilden sollten. Nach drei Stunden Marsch in hellem Mondschein erreichte die Kolonne Kisemu, wo hufeisenförmig das Zeltlager errichtet wurde. Unter den Eintreffenden befand sich auch Herr von Dieskau, jener Assistent, der seinerzeit in Kifulu handfeste Meinungsverschiedenheiten mit dem schwarzen Nachtwächter gehabt hatte. Inzwischen war er ebenfalls selbständiger Pflanzler geworden.

Noch am Abend bekam jeder seine Ausrüstung mit Khakijacke und -hose, Stiefeln, Gamaschen, Unterzeug, Feldflasche und Brotbeutel. Einen Tropenhelm hatte Karl Vieweg selbst. Nachdem er auch seinen Karabiner K 98 empfangen hatte, war der neue Soldat fertig. Es fehlte allerdings der Haken für den Gewehrriemen. Er machte sich einen. Ansonsten war er mit

seinem Gewehr zufrieden. Von den anderen besaßen nur wenige diese moderne Handkanone und mußten sich mit dem 98er-Gewehr oder gar dem 71er Modell begnügen.

Am nächsten Morgen wurde mit der Trompete geweckt – ganz ungewohnt für die bisherigen Zivilisten. Dann: Antreten mit Gewehr, Seitengewehr und Erkennungsmarke. Obltn. Steinhäuser besah sich seinen Heerhaufen mit auffallend mürrischem Blick, wohl um Eindruck zu schinden. Dann befahl er: „Strümpfe und Schuhe ausziehen – Füße vorzeigen!“ Ein kurzer Blick vom Herrn Oberleutnant – jeder erwies sich als marschfähig!

Das Patrouillenkorps war jetzt vollständig versammelt. Es bestand aus

1	Oberleutnant	(Obltn.)
3	Vizefeldwebeln	(Vzfw.)
8	Unteroffizieren	(Uffz.)
22	Schützen.	

Vzfw. Vieweg bekam den Befehl über den 2. Zug, Vzfw. Kunow über den 1. Zug. Vzfw. Jörgers Bereich blieb offen. Die Männer waren ausschließlich Reservisten und kamen aus den unterschiedlichsten Berufen:

			gefallen/seinen Wunden erlegen ¹⁵³⁾
*Steinhäuser	Oberleutnant	Gouvern. sekretär	22.05.18
1. Zug			
Kunow	Vizefeldwebel	Kaufmann	
Seidemann	Unteroffizier	Klempner	30.06.17
Klein	"	Techniker	21.10.17
Thöt	"	Pflanzungsassist.	
Sailer	Gefreiter	Kanzleigehülfe	
Michel	"	Kaufmann	28.08.17
Fabian	"	Landwirt	29.09.15*
Müller	"	Pflanzer	
Schaché	"	Lokomotivführer	
From(m)	"	Kaufmann	
Schmatz	"	Zimmermann	19.06.17
Buzilowski	"	Bäckergeselle	
von Krane	Kriegsfreiw.	Kaufmann	
Meyer	"	Vermessungsassist.	
von Dieskau	"	Pflanzer	

153) RKA, Gefallenenliste. Bei den Daten mit einem Stern * kann es sich auch um andere Personen gleichen Namens gehandelt haben.

2. Zug

Vieweg	Vizefeldwebel	Pflanzer	
Kobus	Unteroffizier	Gouvern. sekretär	
Pfeiffer	"	Pflanzer	20.01.17
Winkler	"	Ingenieur	
Lebuhn	"	Kaufmann	
Goppel	"	Pflanzungsassist.	
Keller	Gefreiter	Gouvern. Techniker	28.12.16
Richter I	"	Büroassistent	10.09.16*
Richter II	"	Kanzleigehülfe	01.11.16
Kraus	"	Gouv. Techniker	
Bunes	"	Pflanzungsassist.	11.10.17
Wenzel	"	Gouv. Techniker	07.04.18
Braun	"	Kaufmann	
Ebner	"	Gouvern. sekretär	
Lippold	"	Landwirt	
Maske	"	Zollbeamter	
Schütze	"	Kaufmann	09.06.16
Jörger	Vizefeldwebel	Kaufmann*	15.10.17



Abb. 85: Das Patrouillenkorps auf dem Marsch

Das Patrouillenkorps sollte an die Ost-Kilimandjaro-Front kommen. Hierfür waren bis zur Usambara-Bahn etwa 270 km zu marschieren. Von dort ging es mit der Bahn bis Moschi, und dann nochmals über 50 km zu Fuß weiter.

Karl Vieweg verteilte in seinem Zug die Aufgaben für den langen Marsch nach Norden: Uffz. Winkler hatte dafür zu sorgen, daß täglich bei Erreichen des neuen Lagers eine Abortgrube für die Boys und Träger ausgehoben wurde (ein schmaler Graben, über dem man hockte; wer fertig war, warf ein paar Hände voll Erde darüber, so daß man nachher beim Essen sicher war, woher die Fliegen nicht kamen). Uffz. Kobus hatte die gleiche Aufgabe für die Bedürfnisse der Europäer. Jeweils ein Abort für die Weißen, zwei für die Schwarzen.

Uffz. Goppel mit dem freundlichen Jungengesicht wurde zum ‚Schießunteroffizier‘ ernannt, d.h., er war zuständig für ‚Gewehre & Munition‘. Uffz. Lebuhn avancierte zum ‚Kammerunteroffizier‘ ohne Kammer. Uffz. Pfeiffer und der Kaufmann Schütze wurden ‚Quartiermeister‘; Sie bekamen je ein requiriertes Fahrrad in die Hand gedrückt. Damit mußten sie der Kolonne vorausfahren und sie bei einem der vorgesehenen Lagerplätze ankündigen und in der Nähe wohnende Eingeborene beauftragen, bereits mit dem bewußten Lokusgraben zu beginnen und Brennholz heranzubringen.

Als Sanitäter für das gesamte Patrouillenkorps wurde der Zimmermann Schmatz bestimmt. Für die Trinkwasserversorgung während des Marsches zeichnete der Uffz. und Klempnermeister Seidemann verantwortlich. Ihm standen 20 Wassereimer zur Verfügung, mit denen die Träger das kostbare Naß von der nächsten Wasserstelle zu holen hatten.

1/4 Stunde vor jedem Abmarsch ließ dann Seidemann die für Trinkwasser vorgesehenen Blechgefäße mit reichlich abgekochtem Wasser bis zum Rande füllen und verschloß sie selbst und sorgfältig, insgesamt zwei Gefäße für die Weißen, sechs für die Träger. Jeder Europäer hatte seinen eigenen Koch. Eine gemeinsame Küche gab es nicht.

Von den 34 Schutztrupplern hatte jeder einen oder zwei Boys zu seiner persönlichen Verfügung, Oblt. Steinhäuser hatte drei. Somit bestand das Patrouillenkorps aus

- 34 Europäern
- 46 Europäerboys und wahrscheinlich etwa
- 340 Trägern.

(Nach der ‚Anleitung zum Felddienst in Deutsch-Ostafrika‘ aus dem Jahre 1911¹⁵⁴⁾ wurden für einen Europäer gerechnet

- 10 Träger für die ständige Ausrüstung wie Zelt, Bett, Kochkiste, Privatkoffer und Verpflegung für einen Monat sowie
- 2-3 Boys.)

Die Zahl der Träger sollte in den ersten Kriegstagen drastisch vermindert werden, wurde es wohl auch; Wochen später wurde die Zahl der zulässigen Träger wieder auf acht pro Europäer erhöht.

Für den Marsch der Kompanien von der Mittellandbahn nach dem Kilimandjaro-Gebiet im Norden der Kolonie mußten in den ersten Kriegswochen zunächst geeignete Wege erkundet und festgelegt werden. Zusätzlich sollten in Tagesabschnitten von etwa 25, höchstens 30 km Lagerplätze bei Dörfern ausfindig gemacht werden, die eine ausreichende Wasserversorgung gewährleisten. Viele Wasserstellen mußten erst instand gesetzt werden. Daneben hatte die Etappenleitung in Morogoro Lebensmitteldepots auf den Verpflegungslinien nach dem Norden anzulegen.

Dies alles war gelungen, und die Kompanien wurden von Lettow ab dem 20. August in Marsch gesetzt. Verschiedene Wege wurden gewählt, um Erfahrungen über die besten Verbindungen zur Nordbahn, der Usambara-Bahn, zu sammeln. Einen einzigen Weg zu wählen, hätte auch die Lebensmittelbeschaffung auf dieser Strecke (Hirse, Mais, Fleisch) überfordert.

Die Schutztruppe hatte sich in den letzten drei Wochen durch die Einberufung der Reservisten enorm vergrößert. Zu Beginn des Krieges bestand sie nur aus 260 Weißen und 2.500 Askari. Mehr waren im Hinblick auf die Kongo-Akte nicht für notwendig erachtet worden. Zusammen mit der Polizeitruppe waren daraus inzwischen fast 3.000 Weiße und rund 11.000 Askari geworden. Die meisten Weißen kamen von den über 800 Europäerpflanzungen. Einige der Pflanzler waren nicht eingezogen worden, damit sie für die Truppe Nahrungsmittel produzierten.

Es haperte zwar auch weiterhin an vielen Dingen, aber die Truppe stand. Mit ihrer Bewaffnung sah es allerdings schlecht aus. Den modernen Karabiner K 98 gab es nur für eine Minderheit. Statt dessen waren wie im Patrouillenkorps die meisten mit dem 98er-Gewehr oder gar noch mit dem rauchstarken Schießprügel 71 ausgerüstet, der dem Gegner dank der Rauchwolke sofort anzeigte, wo sich der Schütze versteckt hielt. Auch diese magere Ausrüstung basierte auf der Kongo-Akte, nach der man wohl nur Kämpfe mit speerschwingenden Schwarzen aus dem eigenen Land für möglich gehalten hatte, allenfalls mit Vorderladern bewaffnet. Genauso schlecht sah es bei der Artillerie aus. Und das einzige Flugzeug, das man hatte, war längst zerschellt.

154) Boell, S. 29.

Auf dem Weg, auf dem jetzt das Patrouillenkorps Steinhäuser nordwärts marschieren sollte, war vor zehn Tagen die 16. Feldkompanie entlanggezogen. Sie hatte berichtet, die Wasserstellen seien intakt und gesichert. Gut.

Am Mittag des 31. August 1914 war im Lager des Patrouillenkorps bei Kisemu (Kisema) alles geregelt und organisiert. Jeder bereitete sich, so gut er konnte, für den langen Marsch vor.

Seit 13 Uhr waren die Träger fertig zum Abmarsch. Es regnete fast ununterbrochen, es war die Zeit des sogenannten Mangoregens. Aber es mußte aufgebrochen werden, ob Regen oder nicht. So kam der Befehl »Zelte abbrechen«, und um 14.30 Uhr marschierte man los. Oblt. Steinhäuser hoch zu Roß, d.h. hoch zu Maulesel, die anderen zu Fuß. Der Herr Oberleutnant mußte sicher auch früher schon viel geritten sein; denn zum stillen Ergötzen seiner Mannen war seinen Beinen eine gewisse Anpassung an die Rundung eines Pferdeleibes wirklich nicht abzuspochen.

Regen.

Nach 3 1/2 Stunden ununterbrochenen Marsches gab es eine halbe Stunde Trinkpause im Dorf Kondomengo. Der Missionar der katholischen Mission bot an, evtl. Briefnachrichten zurückzuleiten. Aber keiner machte davon Gebrauch. Jeder hatte im Augenblick andere Sorgen. Die Kleidung war naß und der Marsch auf dem teilweise schlammigen Pfad anstrengend und ungewohnt gewesen, vor allem für diejenigen, die bisher überwiegend im Büro gesessen hatten. 3 1/2 Stunden ungewohnter Fußmarsch, das war strapaziös, das machte sich bemerkbar.

Weitermarsch. Nach 2 3/4 Stunden Ankunft im Lager Misasa – hungrig und durchfroren wartete jeder auf die Träger mit den Zeltlasten und Essensvorräten. Sie waren auf dem schwierigen Pfad zurückgeblieben und trafen erst nach und nach ein, die meisten erst gegen Mitternacht. Bis das Essen fertig gekocht war, wurde es 1 Uhr morgens.

Am nächsten Tag, dem 1. September 1914, regnete es erneut, so daß der Abbruch der Zelte und der Abmarsch auf 13 Uhr verlegt wurden. Jeder hatte Mühe, bis dahin seine Sachen halbwegs trocken zu bekommen. Dann wurde 6 1/2 Stunden marschiert. Bei Halbzeit Rast unter einem Affenbrotbaum mit einem meterdicken Stamm. Flugs erstiegen mehrere Träger den Baum, warfen einige der kopfgroßen Früchte herunter und lutschten an dem sehr sauren Fruchtfleisch oder schlugen die mehligten Saatkerne auf, deren Säure ebenfalls durststillend wirkt.

»Mzigo juu – hoch mit den Lasten!« Der Ruf schreckte sie auf. Es ging weiter. Nochmals 3 1/2 Std. ununterbrochener Marsch. Die Sonne versank hinter den Schirmakazien, es wurde schnell Nacht. Schweigend schritt ein Träger hinter dem anderen in endloser Reihe. Nur die Tritte von denen, die Sandalen trugen, waren zu hören und das gleichmäßige Aneinander-

schlagen irgendwelcher Metallteile und ab und zu auch das klatschende Schlagen nach Moskitos.

Nach etwa 26, vielleicht auch 28 km war das Etappenziel erreicht: Tabora bei Msungura. Erstaunlich, wie frisch die Träger noch waren, sie schienen frischer als die Weißen!

Am nächsten Vormittag im Lager. Drei Schwarze grüßten zu Karl Vieweg hinüber. Er sah genauer hin – es waren drei frühere Arbeiter von ihm, die hier in der Nähe wohnten. Einer von ihnen hieß Magazini. Sein Vater war einst für ein Magazin zuständig gewesen, und so hatte er seinen Sproßling stolz Magazini benannt. – Dann wurde ein Rind geschlachtet. In über 400 Teile geteilt, blieben nach dem Mittagessen nur die Knochen zurück. Aus dem Fell schnitten sich mehrere noch ein paar notwendige Riemen.

Erneut Aufbruch und 5 1/2 Stunden Marsch. Zwischendurch 1 x 20 Minuten Rast.

Weiter und weiter wand sich der fast 1,5 km lange Lindwurm durch die offene Baumsteppe. Abends um 19.07 Uhr erreichte die Spitze den Wami-Fluß (s. Karte 1), der sich hier in zwei Arme teilte. Er führte für diese Jahreszeit ungewöhnlich viel Wasser. Beide Arme waren mit Hängebrücken überspannt, die erste etwa 50 m lang, die zweite wohl 65 m. Es war zwar fast Vollmond, doch keiner wollte es wagen, sich ohne zusätzliches Licht auf dem schwankenden Geflecht hinüberzutasten. So wurden Petroleumlampen an den Geländern befestigt, und an den vier Brückenköpfen loderten große Feuer und beleuchteten alles schemenhaft.

Erst gingen die Europäer mit ihren Boys vorsichtig hinüber. Jeder hielt mindestens 5 m Abstand von seinem Vordermann. Dann folgte die unendliche Reihe der Träger. Für sie war es am schwierigsten. Sie hielten die Last auf dem Kopf und hatten dabei kaum eine Hand frei. Nur ganz langsam und in noch größeren Abständen gelangten sie hinüber. Jeder einzelne mit seinen tastenden Bewegungen wurde von den Augen der anderen mit angehaltenem Atem verfolgt, soweit ein Beobachten bei dem schwachen Licht überhaupt möglich war. Die weiter entfernten waren im flackernden Schein der Feuer kaum zu erkennen. – Es war nicht nur ein schwieriges, es war ein kritisches Unternehmen.

Endlich, nach 4 1/2 Stunden, war der Übergang ohne den Verlust einer einzigen Last beendet – eine Bravourleistung! Der einzige, der nicht über die Hängebrücke, sondern durchs Wasser mußte, war der Maulesel des Oberleutnants. Er – der Maulesel – sollte mit einem langen Strick hinübergeleitet werden. Aber wer garantierte, daß kein Krokodil in der Nähe war, das sich eine schnelle Abendmahlzeit sicher nicht entgehen lassen würde.



Abb. 86: Esel beim Flußübergang

Die Schwarzen wußten hierfür eine bewährte Medizin. Mehrere Leute hatten deshalb noch rechtzeitig vor Dunkelheit einen Stachel-schweinbau ausgeräuchert und das Tier mitgebracht. Nun hängten sie es mit einem Strick an den Sehnen der Hinterbeine an einer langen Angel auf und bewegten das vor Schmerzen und Todesangst schreiende und zappelnde Tier so über der Wasserfläche, daß es dabei auch im Wasser plätscherte.

Das Geheul und die heftige Plätscherei waren nicht zu überhören. Tatsächlich tauchte nach einiger Zeit ein Krokodil auf und näherte sich dem willkommenen Braten. Schon schnappte das Krokodil zu – blitzschnell wurde die Angel hochgezogen, der Biß ging ins Leere. So machten die Schwarzen es mehrere Male, bis sie sicher waren, daß es das einzige Krokodil hier in der Nähe war. Plötzlich schnappte das Krokodil wieder zu – die Schwarzen zogen die Angel nicht zurück – – – der Biß ging in die Stacheln! Tobend und um sich schlagend zog das Krokodil mit den Marterinstrumenten im Maul ab.

Nun konnte das Grautier des Herrn Oberleutnant ohne Gefahr hinübergeführt werden.

Noch eine Stunde wurde bis Mandera, der Missionsstation der Schwarzen Väter, weitermarschiert. Erst nach 1 Uhr morgens lag alles in den Zelten und schlief. „Alles in den Zelten“ traf natürlich nur für die Weißen zu. Die Schwarzen rollten sich in ihre Decke und schliefen im Freien auf dem Boden. Soweit sie aus dieser Klimazone kamen, waren sie gegen Malaria unempfindlicher als die Weißen, hatten eine gewisse Resistenz erworben. Wer aus einer höhergelegenen Gegend stammte, wie etwa von Iringa oder Moschi, wo es weniger Malaria gab, der war auch anfälliger und erkrankte viel schwerer, wenn er von einer infizierten Anopheles-Mücke gestochen wurde.

Der nächste Vormittag brachte gleich zweimal Ärger. Uffz. Thöt und der Schütze Schmatz hatten sich eine Trompete von einem Fensterbrett der nahegelegenen Kirche gelangt und damit freiweg Trompetenstöße in die himmlische Luft gejagt – sehr zum Mißfallen der frommen Väter. Das war natürlich kein Renommee für die Disziplin der Truppe. So etwas durfte nicht sein. Beide Sünder erhielten einen Verweis und mußten sich bei den Schwarzen Vätern, wie die Peres de la Congrégation du Saint Esprit ou du Saint Coeur de Marie genannt wurden, entschuldigen.

Der zweite Ärger kam wenig später beim Mittagessen, als ein zahmer Wasserbock verrückt spielte, Tische und Zelte umwarf, einiges zertrat und noch allerlei mehr Unfug anrichtete. Derartige Menschenanhäufungen paßten dem Bock wohl nicht so ganz, obwohl er vom Kirchgang her doch einiges gewohnt sein mußte.

Dann wurde der Marsch fortgesetzt. Die Träger nahmen ihre Lasten auf. Die meisten von ihnen halfen einander, die schwere Last erst einmal auf den Schädel zu bekommen. Außer diesem Gewicht trug jeder noch seinen Proviant, seine Feldflasche (eine ausgehöhlte Fruchtschale des Affenbrotbaumes oder eine Kalebasse), einen Kochtopf und manche auch eine Decke zum Schlafen und als höchsten Luxus vielleicht auch eine Binsenmatte als Unterlage auf dem harten Boden. Das Wetter war gut, es regnete nicht, die Träger waren zufrieden, also sangen sie. Ein Vorsänger mit seinen 25 – 30 kg auf dem Kopf stimmte ein Lied an mit einem Text aus dem Stegreif:

„Wir sind die Träger -
seid ihr alle daaa?“

Und die Safari fiel im Chor ein

„Ja, wir sind daaa!
Ja, wir sind daaa!
Ja, wir sind daaa!“

Wieder begann der Vorsänger zu fragen, und prompt antworteten alle im rhythmischen Gesang. So ging das fort. Nach einer Weile, als sie der ewigen

Fragerei wohl doch überdrüssig waren, wechselten sie zu ihren melodischen Marschliedern über, die jedem geläufig waren. Damit vergingen wieder so ein bis zwei Stunden, bis die Lasten schwerer drückten und jeder mit sich selbst vollauf zu tun hatte.

Als es dämmrig wurde und bald darauf die Nacht hereinbrach, schlossen die Träger dichter auf. Die Zeit der Waldgeister war gekommen. Sah man den Umriß des Vordermannes noch, dann war alles gut, sah man ihn nicht, so konnten einen die Geister leichter umschweben, das durfte nicht sein. Die sich im Abendwind gespensterhaft bewegenden Baumkronen und die lautlos vorbeihuschenden Fledermäuse deuteten auf nichts Gutes hin. Hier waren zahllose Dschinnen und lokale Geister in der Luft. Gut, daß weiter vorn die Weißen anwesend waren. Das ständige Schlagen ihrer Seitengewehre gegen die Feldflaschen, das Knacken der Wasserbehälter auf den Köpfen der Träger und der Tritt der Sandalen waren die typischen Geräusche der marschierenden Kolonne. – Alle Träger waren froh, als endlich das Lager bei Tundunguo erreicht war.

Am nächsten Tag marschierte die Kolonne bis Kondusi (Kondutsch). Hier war die Nachricht eingetroffen, daß die ‚Königsberg‘ vor wenigen Tagen nach Deutsch-Ostafrika zurückgekehrt sei. Aber laut dem demütigenden Abkommen mit den Engländern aus den ersten Kriegstagen sollte sie nicht mit Kohle und Sonstigem versorgt werden dürfen. Das konnte nicht wahr sein! Kopfschütteln überall. Keiner wollte das so recht glauben. Aber es war so.

Weiter ging es. Drei Tage später war Handeni erreicht und nach vier weiteren Tagen der Ort Korogwe mit der sehnlichst erwarteten Eisenbahn. Noch nie hatten die Weißen die Erfindung der Bahn als so wunderbar empfunden wie jetzt! Ähnlich ging es auch den Schwarzen mit diesem so seltsamen Fortbewegungsmittel. Viele der Träger hatten noch nie eine Eisenbahn gesehen. Sie hieß bei ihnen auch nicht Eisenbahn, sondern *gari moshi* (*gari* = Wagen, *moshi* = Rauch: Rauchwagen).

Zwölf Tage hatte der Marsch für die 270 km von der Mittellandbahn bis zur Nordbahn gedauert. Für die restlichen 267 km bis Moschi brauchte die Truppe nur einen knappen halben Tag. Ohne die Schmalspurbahn wären das weitere elf Tage gewesen.

Und die ‚Königsberg‘? In Moschi erfuhr man, daß der Gouverneur seine Meinung notgedrungen geändert habe und das Abkommen mit den Engländern nunmehr etwas – aber nur etwas – durchlöchert werde; der Kreuzer dürfe versorgt werden.

Die Strapazen des langen Fußmarsches forderten ihre Opfer: 17 Mann wurden fußkrank, also die Hälfte des Patrouillenkorps. Sie waren derartige

Strecken von ihrem Arbeitsplatz her in Dar es Salaam nicht gewohnt. Nun sollten sie zunächst in Moschi zurückbleiben und nach zwei bis drei Tagen nachkommen. Das hörten die Betroffenen gern, und zufrieden verschwand jeder in seinem Zelt.

Da waren nicht nur die Fußkranken. Da waren auch die Darmkranken. Irgendetwas mußte mit dem Trinkwasser oder mit dem Essen nicht in Ordnung gewesen sein – acht Mann vom Patrouillenkorps, darunter Karl Vieweg, verbrachten die Nacht weniger im Zelt als über dem Latrinengraben.

Mitten in der Nacht wurde plötzlich zum Wecken geblasen, alles mußte zum Abmarsch bereit sein.

„Auch die Fußkranken?“

„Auch die Fußkranken!“

„Auch die Darmkranken?“

„Die Fuß- und Darmkranken gehen mit!“, so ließ der Oberleutnant recht deutlich vernehmen und klemmte sich auf sein Reittier. Als Berittener hatte er gut reden. Bei seinen Untergebenen war er nicht der Beliebteste. Hinter vorgehaltener Hand sprach man nicht von ‚Herrn Oberleutnant‘, sondern von ‚Herrn Säbelbein‘.

Doch Befehl war Befehl. Gerade marschierte die 9. Askari-Kompanie unter Hauptmann Otto vorbei, Richtung Osten, englische Grenze. Das Patrouillenkorps schloß sich an.

Nur bis zum Lager am Himo-Bach wurde marschiert, ‚nur‘ 22 km. Es reichte den meisten. Hier am Himo lagerten verschiedene Truppenteile. Die Kranken konnten für morgen auf eine ganztägige Verschnaufpause hoffen, so wurde bekanntgegeben.

Die Hoffnung war schnell verflogen – Abmarsch am nächsten Morgen vom Lager Himo schon um 3.07 Uhr früh! Karl Vieweg und seine Darmkollegen mußten mit. Uffz. Lebuhn mit drei Mann übernahm die Spitze. Wie schon gestern verlief der Weg ständig etwas bergauf, am Hange des Kilimandjaro entlang. Von 4.08 bis 4.13 Uhr: 5 Minuten Marschpause.

Als es hell wurde und die Sonne aufging, war der Kilimandjaro mit seinen beiden Gipfeln wunderbar zu sehen. Ein einzigartiges Schauspiel. Der schneebedeckte Kibo war anfangs rötlich, wurde dann silberhell. Ein Anblick, den keiner vergessen würde. Immer wieder sahen die marschierenden Männer zu dem Berg hinüber. Auf dem niedrigeren Mawensi-Gipfel lag nur etwas Schnee. Nachher verhüllten Wolken beide Gipfel. Das gesamte Bergmassiv ist an Umfang etwa dem Harz vergleichbar, nur – es ist bedeutend höher.

Frühstück bei Marangu um 6.35 Uhr. Beim Weitermarsch viele Wasserläufe passiert. Baumfarne. Mittags Halt bei der katholischen Missions-

station Rombo-Mkuu. Es war ziemlich frisch hier oben, die Station lag über 1.500 m hoch. Wieder war da so ein verführerisches Blasinstrument wie vor einigen Tagen schon. Es lag auf einem Stuhl vor dem Missionsgebäude. Alles feixte. Nur Thöt und Schmatz nicht.

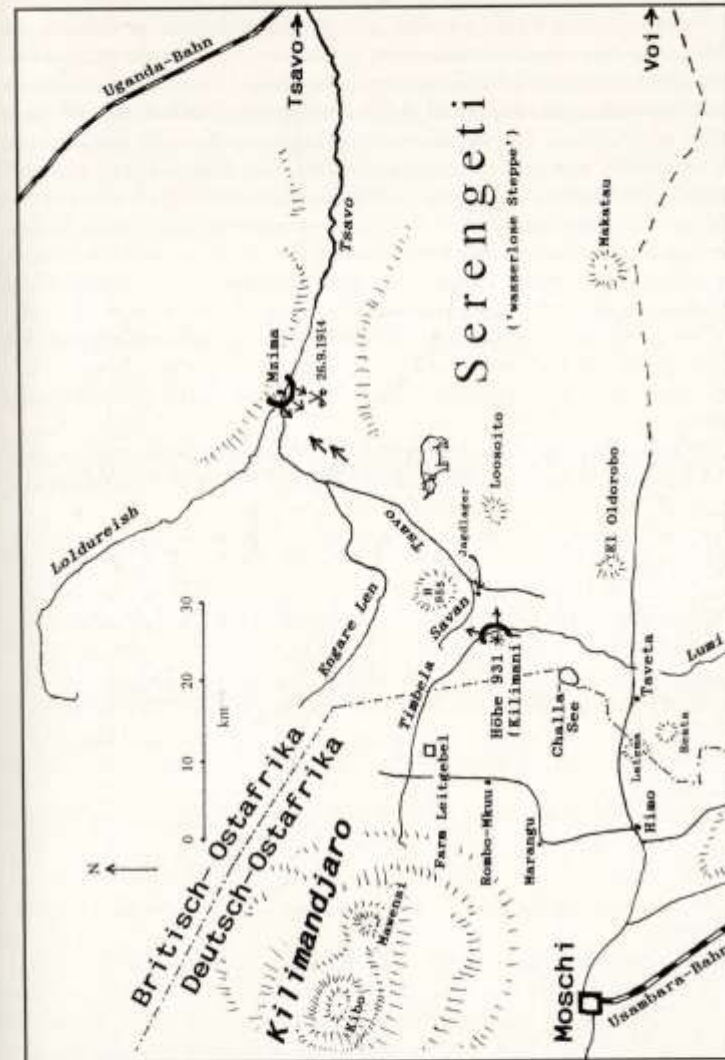
Nach 9 1/4 Stunden reiner Marschzeit wurde nachmittags bei der Farm Leitgebél das Lager aufgeschlagen, dicht an der Grenze zu Britisch-Ostafrika (s. Karte 3, Seite 231). Feuerholz zum Abkochen war knapp, geschweige denn zum Aufwärmen. Nachts wurde es bitterkalt.



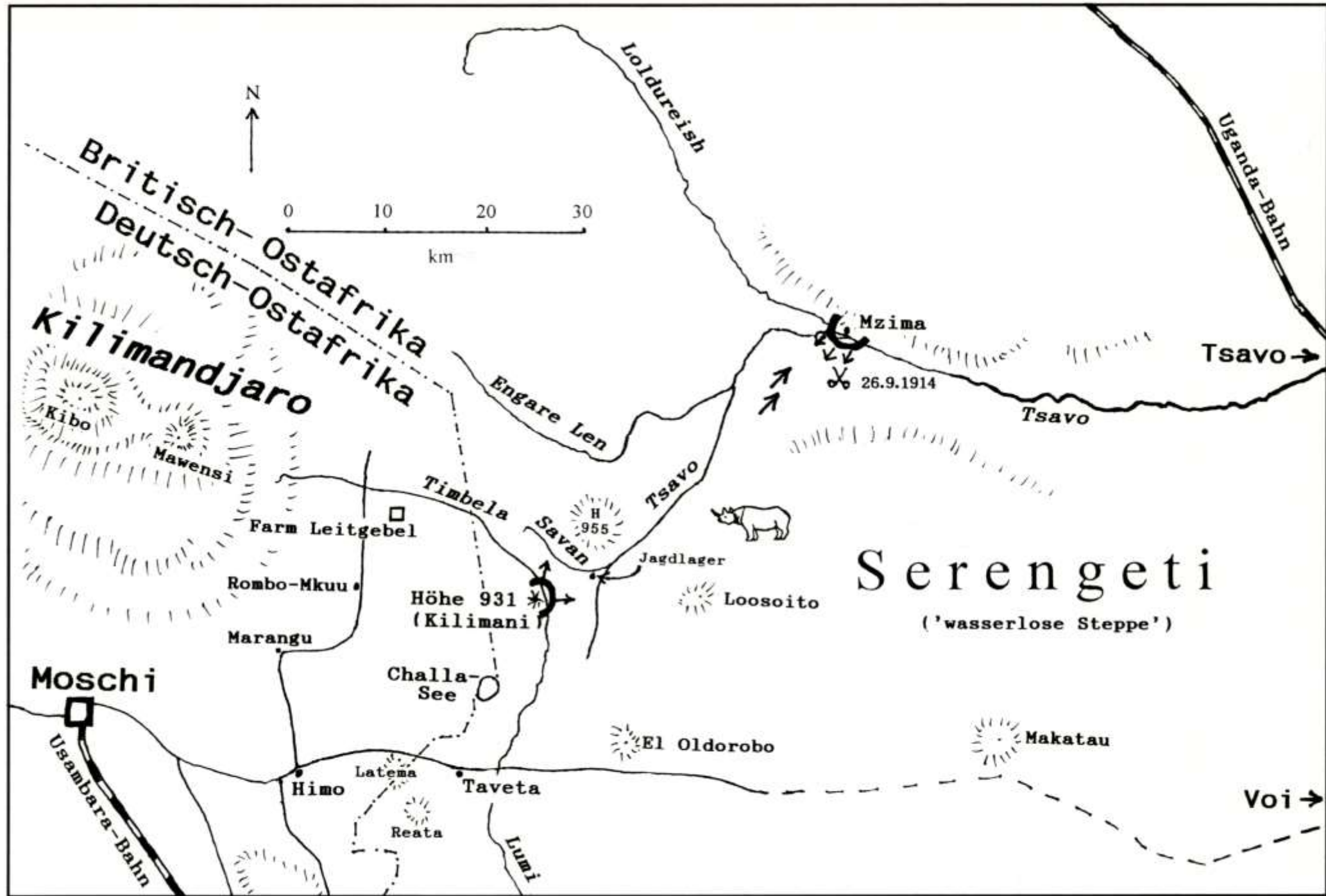
Abb. 87: Patrouillenkorps Steinhäuser: Nach 9 1/4 Stunden reiner Marschzeit Rast auf Farm Leitgebél östl. v. Kilimandjaro; jeder zweite Mann hat Fußbeschwerden; v.l.n.r. Bunes, Winkler, Goppel, ?, Arthur Müller.

Die Durchführung von Lettows Plan, die Uganda-Bahn und den Telegraph bei Voi zu zerstören, erwies sich als weit schwieriger als anfänglich geglaubt. Haupthindernis war die wasserlose Serengeti-Steppe (der spätere Tsavo-Nationalpark), die zwischen Kilimandjaro und Uganda-Bahn durchquert werden mußte.

(Serengeti = großer, offener Platz, frei übersetzt als ‚wasserlose Steppe‘, ein Maasai-Wort; nicht zu verwechseln mit der auf deutschem Gebiet liegenden Serengeti (dem späteren Serengeti-Nationalpark) südöstlich vom Victoria-See.)



Karte 3: Patrouillentätigkeit im Vorfeld des Ost-Kilimandjaro, September 1914 bis Januar 1915. Die Serengeti ist Teil des heutigen Tsavo-Nationalparks, nicht zu verwechseln mit der Serengeti südöstlich vom Victoria-See.



Östlich vom Timbela-Fluß, der auf englischem Gebiet etwa parallel zur deutsch-englischen Grenze verlief, gab es auf 70 km keine Wasserstelle mehr, an anderen Stellen waren es 80 – 100 km. Diese Trockensteppe bildete somit eine natürliche Grenzbarriere zwischen den beiden Kolonien. Eine Patrouille, die hier durch wollte, mußte für mindestens zehn Tage Wasser mitnehmen. Die sogenannten Sprengpatrouillen, die die britische Uganda-Bahn und auch die nordwestlich vom Kilimandjaro gelegene Magadi-Bahn sprengen sollten, erreichten oft nicht ihr Ziel, und wer mit oder ohne Erfolg zurückkehrte, schaffte dies nur unter unsäglichen Strapazen. Immerhin gelang es im zweiten Kriegsjahr 1915 insgesamt über 60mal, die Gleise zu sprengen, 2mal eine Brücke zum Einsturz zu bringen und 22mal einen Zug entgleisen zu lassen.¹⁵⁵⁾

Eine geeignetere Möglichkeit, an die Bahn heranzukommen, bot sich etwas weiter nördlich mit dem Tsavo-Tal an. Dort war das Gespenst des Verdurstens durch die Nähe des Flusses und seiner vielen Nebenflüßchen gebannt.

Ob auch der Feind diese Möglichkeit in Betracht zog und entsprechend Vorsorgemaßnahmen getroffen hatte? Niemand wußte es. Das sollten das Patrouillenkörper und die 13. Feldkompanie erkunden.

Deshalb erhielt das Patrouillenkörper am 15. September 1914 den Befehl, auf britischem Gebiet die Höhe 931 am Timbela (dem Oberlauf des Lumi) zu besetzen und von dort aus zunächst die Gegend östlich des Savan (dem Oberlauf des Tsavo) bis hinunter zur Straße Taveta-Voi zu erkunden. Weiter nördlich war Kontakt zu halten mit Lt. Langen von der 13. Feldkompanie (13. F.K.), der mit 50 Askari am Südknie des Engare Len aufklärte. Ab sofort gehörte das Patrouillenkörper zur 13. F.K. (Hauptmann Schulz), blieb aber relativ selbständig. Als Parole wurde ausgegeben: »stamboli« (Istanbul); gleichzeitig sollte der Helm über dem Kopf geschwenkt werden.

Den Oberbefehl über die am Ost-Kilimandjaro stehenden Truppen hatte Hauptmann (später Major) Kraut übernommen. Hier lagen inzwischen neun Kompanien bereit: vier bei Taveta, die 13. F.K. bei Rombo und vier weitere Kompanien als Reserve im Himo-Lager. Im Vorfeld das Patrouillenkörper.

Aber auch der Gegner schlief nicht. Er hatte nach Voi und Tsavo und noch weiter bahnaufwärts Verstärkungen herangeführt sowie Patrouillen ins Vorfeld geschickt, die gegen die Deutschen aufklärten. Durch Aussagen von Eingeborenen wußte man deutscherseits, daß die Engländer bei Voi

¹⁵⁵⁾ Boell, S. 108.

und Mombasa mehrere tausend Träger versammelt hatten, also irgendein Unternehmen bevorstehen mußte.

Verschiedentlich hatten schon Feindberührungen und einzelne Gefechte zwischen den Patrouillen stattgefunden. Die erste Feindberührung für das Patrouillenkörper gab es bei Farm Leitgeb, aber anders als erwartet. Es waren fünf Überläufer, Somalis, die nur sehr schlecht kisuaheli sprachen. Sie sagten, sie gehörten zu einer Einheit von 20 Reitern mit zwei weißen Offizieren. Eine weitere Gruppe von ihnen sei ebenfalls unterwegs hierher. Sie seien entlaufen, weil sie keinen Sold erhalten hätten. Außerdem seien sie Mohamedaner und wollten nicht gegen die Deutschen kämpfen, die ja Freunde der Türken seien. Die fünf Männer waren bewaffnet und hatten ihre Maultiere mitgebracht. Transportmittel dieser Art waren rar und daher äußerst willkommen.

In Britsch-Ostafrika – Patrouillen von Höhe 931 aus

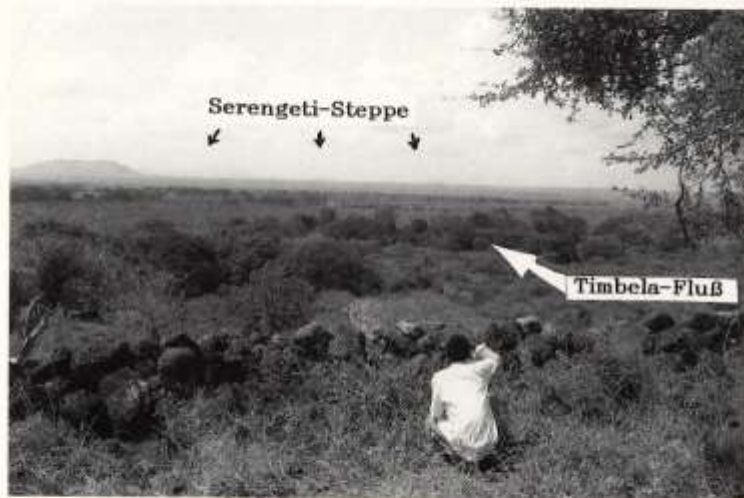
Am 16. September 1914 morgens überschritt das Patrouillenkörper mit einem dreifachen Hurra die deutsch-englische Grenze, hier markiert durch einen etwa 1/2 m tiefen Graben, fast schnurgerade von Horizont zu Horizont, ab und zu ein Steinhaufen. Die in Friedensjahren sicherlich respektierte Grenzlinie wurde jetzt wenig respektvoll zweckentfremdet: Zwei der Darmkranken nahmen die günstige Gelegenheit des flachen Grabens zur schnellen Erleichterung wahr.

Etwa 3 – 4 km weiter lag die Anhöhe *Kilimani* (Berg), von der Schutztruppe als ‚Höhe 931‘ bezeichnet. An ihrem Fuß wurde unter Akazienbäumen das Lager errichtet. Die Dornenbüsche am Hang wurden abgeschlagen. Sie dienten als Verhau um das Lager. Außerdem wurde ein 15 m breiter Brandstreifen gelegt, um bei einem Steppenbrand ein Übergreifen auf den Hügel zu verhindern.

Auf der Kuppe dieser wohl 30 – 40 m aufragenden Erhebung wurden ein Vorrat an Munition und Feuerholz für Signale sowie sechs Gefäße mit Wasser deponiert. Eine 1.50 m hohe Schutzhütte war am Nachmittag ebenfalls fertig. Eine Brustwehr aus Feldsteinen entstand in den Tagen darauf. Interessanterweise war der Kompaß auf dem Hügel nicht zu gebrauchen. Selbst unten im Lager wurde die Nadel des Kompasses durch einen in seine Nähe gehaltenen, faustgroßen Stein zum Abweichen gebracht (aufgrund eines hohen Gehaltes an Magneteisenstein).



Abb. 88: a) Über die Ebene erhebt sich der 30–40 m hohe Berg Kilimani (die sogenannte „Höhe 931“), ein wichtiger Stützpunkt der deutschen Schutztruppe im östlichen Vorfeld des Kilimandjaro



b) Von seiner Höhe hatte man über den Timbela hinweg einen weiten Blick auf die umliegende Steppe von Brit. Ostafrika

Von den 17 Fußkranken waren zehn wieder gesund. Die Dauerbelastung müsse bei ihnen zu einer heilsamen Kur umgeschlagen sein, so bemerkte etwas spöttisch einer der Nichtgeschädigten. Die übrigen Fußkranken gesunden laufend – im wahrsten Sinne des Wortes. Nur ein einziger Mann hatte einen wirklich geschwollenen Fuß und wurde krank gemeldet. Die Darmkranken konnten Dienst machen, gingen zunächst aber nicht auf Patrouille.

Noch am selben Tag begann die Patrouillentätigkeit. Uffz. Kobus mit Ebner und Maske hatte einen Relaisposten am Challa-See zu bilden; mit zwei Wachagga und 13 Trägern zogen sie ab. Die Wachagga waren Einheimische im Kilimandjaro-Gebiet.

Eine zweite Patrouille unter Vizefeldwebel (Vzfw.) Kunow mit Lebuhn, Klein, Winkler, Fromm, Michel, Schaché, sechs Wachagga, drei Trägern und einem Boy ging zu einem mehrtägigen Patrouillengang den Savan abwärts. – Eine weitere Gruppe mit 70 Trägern und zwei Wachagga marschierte nach Taveta, um Verpflegungslasten zu holen. An Fleisch herrschte glücklicherweise kein Mangel. Wild gab es in der Steppe mehr als genügend. An den ersten beiden Tagen im neuen Lager wurden zwei Elenantilopen, zwei Kongoni und zwei Strauße geschossen, am nächsten Tag ein Zebra. Bei über 400 hungrigen Mäulern war das Wild allerdings schnell aufgegessen.

Während Obltn. Steinhäuser am nächsten Tag zu Oberstltn. v. Bock am Challa-See ritt, übernahm Vzfw. Vieweg den Befehl vor Ort, ließ Schanzarbeiten durchführen und einen Kraal mit Schutzdach für die jüngste Neuerwerbung des Patrouillenkorps bauen – eine kleine Rinderherde für schlechte Zeiten.

Zur Unterstützung seiner Aufgaben hatte das Patrouillenkorps von einem *mangi* (Bezeichnung für einen Oberhäuptling der Wachagga) 20 Wachagga erhalten. Es waren die Leute Faragia, Birry, Malekia, Malula, Matauli, Kimboy, Kitali, Kustila, Savoy, Masherti, Jumbah, Temba, Magalla, Matafu, Lossi, Tschauga, Salekio, Ugeleh, Mshewe und Onlossi. Sie sollten wegen ihrer Ortskenntnis vor allem als Führer dienen und notfalls auch als *rugaruga*, als Hilfskrieger, da jeder stets einen Speer trug und damit auch umzugehen wußte.

Bei den Schanzarbeiten am Hügel 931 taten sich die Wachagga-Leute besonders hervor. Sie arbeiteten auch, wenn sie mal nicht beaufsichtigt wurden. Das konnte man von der Trägerkolonne nicht gerade behaupten. Karl Vieweg, der sprachbegabt und -interessiert war, hörte gern zu, wenn sich die Wachagga unterhielten oder sich etwas zuriefen. Dann hakte er nach und schrieb sich die Vokabel oder die Redewendung sofort auf. Einer der Wachagga, Mshewe, hatte schnell verstanden, daß Karl Vieweg ihre

Sprache erlernen wollte, und unterstützte ihn in seinem Bestreben und verbesserte ihn, wenn notwendig. Es machte dem Chagga-Mann offensichtlich richtig Freude. So gelang es Karl Vieweg täglich besser, die Wachagga ein wenig zu verstehen und sich auch selbst etwas verständlicher zu machen.



Abb. 89: Hilfskrieger (Rugaruga)

Die Kunow-Patrouille war nach drei Tagen wieder zurück. Sie hatte keine Feindberührung gehabt. Beabsichtigt war nun, in den nächsten Tagen eine größere Aktion den Tsavo abwärts zu unternehmen, um letztlich an das Ziel, die Uganda-Bahn zwischen Nairobi und Mombasa, heranzukommen. Die Uganda-Bahn war die Lebensader für das Inland von Britisch-Ostafrika und für die Truppen, die westlich des Kilimandjaro gegen die Deutschen antraten. War die Bahn unterbrochen, so war auch jede Zufuhr unterbrochen.

Zur Vorbereitung dieses Unternehmens marschierte eine neue Patrouille unter Führung von Vzfw. Vieweg mit Uffz. Pfeiffer, Schütze, Lippold und Braun in Richtung des Lagers von Leutn. Langen ab, das sich irgendwo am Südknie des Engare Len befinden mußte. Karl Vieweg:

«... Ich nehme mit als Träger: Mahamadi bin Kilewa (-25 Bakschisch) dazu 6 Wadschagga: Mshewe, Malula, Kimboi, Mashati, Kele, Temba. ... Ich marschiere am 20.9. 2 Uhr nachmittags mit 1 Uffz., 3 Schützen, 1 Träger, 1 Koch (Juma) und obigen 6 Wadschagga ab über den Timbela nach Norden ohne Weg durch das Pori (Busch). 2.15 Uhr wird 2. Wasserlauf gekreuzt, 2.55 der Sawan bei einer Furt. Südöstlich der Höhe 955 verlassener Massaikraal. 3.30 einen Fluß mit sumpfigem Ufer durchquert. 5.10 Flußlauf ohne Wasser. Auf einer mit Bäumen bewachsenen Höhe ist ein grünes Zelt sichtbar. Die Nachbarhügel ziemlich kahl. Auf der bewaldeten Höhe ist das Lager des Leutn. Langen. Dieser hat am 19.9. 5.45 – 7.15 morgens Gefecht mit Engländern gehabt am rechten Ufer des Elmabitet westlich von Höhe 817. Die Engländer etwa zur Hälfte Europäer und zur Hälfte Askari in mehrfacher Überzahl. Deutscherseits 1 Lt., 2 Uffz. und ca. 35 Askari. Durch einen Europäer wurden die Lasten und Träger rückwärts in Sicherheit gebracht, Deutscherseits 11 Askari tot und 6 verwundet. ... 1267 Patronen verschossen. ...»

Die genauen Marschzeiten aufzuschreiben, war für nachfolgende Patrouillen wichtig.

Die Verwundeten wurden am Nachmittag von Assistenzarzt Dr. Hauer versorgt und am nächsten Tag nach Rombo und Moschi zurückgebracht. – Lt. Langen (mit Monokel) und Vzfw. Vieweg sprachen über die geplante Aktion in den nächsten Tagen und tauschten ihre Erfahrungen aus. Wichtig sei, nicht nur auf feindliche Patrouillen achtzugeben, sondern vor allem auf feindliche Späher, meist englische Wachagga, die irgendwo im Grase hockten und kaum zu sehen seien. Mit ihnen hatte man schon böse Erfahrungen gemacht. Gerade erst vor zwei Tagen waren englische Patrouillen von solchen Wachagga- oder auch Maasai-Spähern auf zwei deutsche Askari-Patrouillen aufmerksam gemacht worden. Die beiden Patrouillen hatten unter Verlusten zurückgehen müssen. Die Späher hatten auch den Vormarsch von Lt. Langen dem Feind gemeldet. Das war eine Lehre!

Ein Ombascha riet daraufhin seinem *litinanti*, Lt. Langen, alle Wachagga und Maasai, die man in der Steppe sah, anzuhalten und auszufragen, weshalb sie sich denn hier aufhielten. Der Vorschlag des Ombascha war gut, ja, so wollten Langen und Vieweg es in Zukunft machen. Ein paar Wachagga und Maasai, die für die Engländer spionierten, waren schon gefaßt worden. Tagebuch:

»Montag, 21.9.1914. Um 7.55 Uhr morgens marschiere ich mit meinen Leuten nach Höhe 931 zurück. Der Mdschagga Kele ist bauchkrank, muß aber mit. 8.12 trockener Flußlauf, 8.15 anderer Arm desselben. 3 Giraffen schaukeln wie Segelschiffe in etwa 300 m Entfernung parallel zu uns in unserer Marschrichtung vorwärts, bleiben manchmal stehen und äugen nach uns. 9.35 verfolgt Braun gegen ausdrücklichen Befehl einen männlichen Strauß. Wir hören ihn 4 mal schießen. 10.15 kreuzen 11 Leute unseren Weg, die ich durch unsere Wadschagga verfolgen lasse. Es sind gleichfalls Wadschagga, die salzige Erde geholt haben. 10.20 trifft Braun wieder ein. 10.24 einen Bach durchschritten. 10.36 werden wieder 4 Wadschagga mit Salzerdelasten gestellt. 10.47 und 10.51 2 Arme des Sawan (Urali) überschritten. An dem 2. Arm Rast von 10.51 bis 11.30. 12.05 Bach und 12.29 den Timbela durchschritten. 12.35 Ankunft im Lager. Braun soll Strafwatche erhalten. ...«

Er bekam sie. Und zwar doppelt. Eigentlich war die Strafe viel zu gering. Seine Schüsse hätten feindliche Späher aufmerksam machen können, hatten es vielleicht auch.

Am Abend saßen sie zu viert am Lagerfeuer: Vieweg, Schaché, Pfeiffer und noch einer. Über ihnen der dunkle Sternenhimmel mit dem Großen Bären im Norden und dem Kreuz des Südens über den Pare-Bergen. Zufällig schaute einer von ihnen zum Kilimandjaro. Da waren mit einem Mal Lichtsignale am Mawensi-Hang zu sehen, verräterische Signale, die nur für die Engländer bestimmt sein konnten!

Die Entdeckung wurde sofort weitergemeldet. Auch von anderen Stellen aus waren die Blinkzeichen beobachtet worden.¹⁵⁶⁾ Mit einem schnell ausgerichteten Gewehr wurde die Richtung zum Licht festgehalten. Am nächsten Morgen konnte man sehen, daß das Gewehr genau auf das Haus eines Engländers zeigte. Der aber war längst interniert. Also mußte jemand anders der Verräter sein. Wer konnte das sein. So wurde die Umgebung des Hauses Tag und Nacht unauffällig von Askari observiert, die als Träger verkleidet waren.

Die entscheidende Nacht kam. Wieder blinkten Lichtsignale von dem Haus Richtung Feind. Die in der Nähe versteckten Askari-Posten warteten gespannt. Da sahen sie, wie ein Europäer heimlich das Haus verließ. Einer der Askari verfolgte den Mann und stellte fest, wo er wohnte. Daraufhin wurde er verhaftet. Es war der ortsansässige Grieche Garros, der den geplanten Vormarsch der Deutschen an die Engländer verraten hatte. Ein

¹⁵⁶⁾ Lang, S. 139.

Grieche? Das war Wasser auf die Mühlen der Askari. Die Askari hielten mit ihrer geringschätzigen Meinung über die griechischen Siedler am Kilimandjaro nicht hinter dem Berg. Griechen wie alle anderen Südeuropäer mit der etwas dunkleren Hautfarbe galten bei ihnen als sogenannte *shenzi ulaya* – als die Buschneger Europas! Deutliche Zustimmung an den Lagerfeuern der Schwarzen, als sie hörten, daß der Mann erschossen worden sei.

Angriff auf das Mzima-Lager

Letztlich aufgrund des Gefechts mit Lt. Langen und der Lichtsignale des Griechen Garros erkannten die Engländer, daß im Tsavo-Tal Gefahr im Verzug war. Sie errichteten deshalb etwas unterhalb der Mündung des Loldureish ein befestigtes Lager, das sogenannte Mzima-Lager. Von diesem Stützpunkt aus würde sich das weite Tsavo-Tal gut durch Patrouillen kontrollieren lassen.

Auf deutscher Seite hatte man noch keine Ahnung von diesem Stützpunkt und begann, den Vormarsch in Richtung Uganda-Bahn vorzubereiten. Das Patrouillenkorps verließ die Höhe 931 und stieß zu Lt. Langen. Hier war neben der vollständigen 13. Feldkompanie auch die 4. aus Taveta eingetroffen. Mit ihr zusammen sollte am nächsten Tag der Vorstoß unternommen werden. Wegen der größeren Beweglichkeit hatte sich das Patrouillenkorps eines Teils seiner Lasten entledigt und auf Farm Leitgebél deponieren lassen. Von Karl Vieweg waren dabei: Der Photoapparat, der Safari-Stuhl, die Fledermauslampe, zwei Moskitonetze, die Bratpfanne und allerlei Eß- und Kochgeschirr.

Der Vormarsch begann. Vornweg ritt Obltn. Säbelbein auf seiner Pferdeersatz-Mähre. Dahinter kam seine weiße Gefolgschaft zu Fuß, danach die beiden Askari-Kompanien. So rückten sie in einer langen Reihe nacheinander ab, d.h. vor, etwa bis zur Einmündung des Engare Len in den Tsavo. Dort wurde für die Nacht gelagert. Es war abgesprochen, daß am nächsten Morgen zunächst nur die 4. F.K. weiter flußabwärts vorgehen sollte.

Die Askari wurden am Abend noch einmal eindringlich darauf hingewiesen, daß bei einem Gefecht nicht nur auf die feindlichen *Askari* geschossen werden sollte, sondern auch auf die Weißen, und zwar *vor allem* auf die Weißen! In vorangegangenen Gefechten war beobachtet worden, daß es die schwarzen Krieger trotz wiederholter Aufforderung nicht gewagt hatten, auf Weiße zu schießen. – Wie sollte der einfache Mann das

auch verstehen! Erst waren die Weißen fast Halbgötter, und man wäre hart bestraft worden, wenn man ihnen nur auf den Fuß getreten hätte. Und nun sollte man sie plötzlich totschießen, nur weil sie drüben aus der anderen Buschseite hervorlugten! Das wollte keinem so richtig in den Kopf.

(In einer ähnlichen Zwickmühle steckten die Missionare schon seit Wochen. Jahrelang hatten sie ihren Schäfchen gepredigt, Stammesfehden und Blutrache durch Nächstenliebe zu ersetzen, und nun riefen sie selbst sie in ihren Predigten und Missionszeitschriften zum Kriegseinsatz auf!

Ein schwarzer Pfarrer: »... Wir Schwarzen haben immer gedacht, daß wir so viele Sünden getan haben und daß uns Gott deshalb öfter mit Krieg straft. Daß aber die Weißen, die doch immer besser sein wollen als wir, sich gegenseitig totschießen ... das verstehen wir nicht. ...«¹⁵⁷⁾ Zur Aufrechterhaltung des Ansehens der weißen Rasse hatte es zu Beginn des Krieges in verschiedenen Ländern Überlegungen gegeben, Kämpfe zwischen Weißen zu vermeiden. Doch die Engländer und Franzosen winkten ab;¹⁵⁸⁾ hier bot sich ihnen eine günstige Gelegenheit, ihre Kolonialreiche dank der schwachen deutschen Kolonialtruppen zu vergrößern. Auch Gouverneur Schnee meinte, ließe man schwarze Truppen auf Weiße schießen, würde das Prestige der weißen Rasse irreparablen Schaden nehmen.¹⁵⁹⁾ So etwas hatte man schon 25 Jahre zuvor befürchtet und deshalb mit der Unsitte Schluß gemacht, in den Heimaturlaub einen kohlrabenschwarzen Mohrendiener mitzunehmen und mit zwei Schritten Abstand hinter sich spazieren zu lassen. Jene Schwarzen wurden umschwärmt von deutschen Mädchen und sahen im Weißen nichts Allmächtiges mehr.

Während der kommenden Gefechte wurde den Schwarzen langsam klar, daß eine Kugel aus dem Gewehr eines Schwarzen genauso gut war wie die eines Weißen, unabhängig, ob das Ziel ein weißes oder ein schwarzes Gesicht war.¹⁶⁰⁾

Die Askari hatten also die Weisung, besonders auf Weiße zu feuern, gehört.

Am nächsten Morgen, dem 26. September 1914. Die 4. Feldkompanie tat wie befohlen und ging weiter flußabwärts vor. Nach wenigen Kilometern

157) Trittelvitz, S. 22f.

158) Cornevin, S. 76.

159) Schnee, Die kolon. Schuldfrage, S. 41.

160) Manche Interpreten sehen daher diesen Krieg als Beginn des nationalen Bewußtseins in Ostafrika (Cornevin, S. 83).

stießen sie plötzlich auf feindliche Vorposten, die sich langsam auf das befestigte Lager Mzima zurückzogen. In dem Winkel zwischen den beiden Flüssen Tsavo und Loldureish war die vorrückende 4. Feldkompanie von den Bergen aus gut zu erkennen.

Bald darauf wurde das feindliche Lager von deutscher Seite ausgemacht. Es lag oben auf einer der Höhen. Der heftige Beschuß mit Maschinengewehren und Artillerie machte deutlich, daß der Gegner stärker war, als zunächst angenommen. Hptm. Rothert ließ deshalb die 13. F.K. zur Verstärkung durch Zuruf-Botenkette heranholen.

Erst nach Stunden war die Verstärkung da, und um 14.30 Uhr begann der Angriff. Eingedeckt von feindlichem Maschinengewehr- und Artilleriefeuer ging es voran. Die englische Abwehr bestand aus Einheiten der Kings African Rifles (K.A.R.) und der Kings African Rifles Mounted Infantry (berittene Infanterie der K.A.R.). Die Engländer hatten sechs weiße Offiziere und 215 Askari, denen zwei leichte Feldgeschütze und drei Maschinengewehre zur Verfügung standen.

Die Angreifer zählten dagegen 52 Deutsche und 250 Askari mit sechs Maschinengewehren, von denen allerdings eines nicht funktionierte. Die Boys und Träger hielten sich möglichst im Hintergrund.

Der deutsche Trompeter blies zum Angriff. Die beiden Kompanien sprangen auf und stürmten über die Ebene vor. Ein höllisches Maschinengewehrfeuer überschüttete sie sofort. Doch es ging halb laufend und halb kriechend weiter voran. Die Deckungsmöglichkeiten wurden immer schlechter. Hptm. Schulz wurde getroffen – Bauchschuß, anscheinend tot. Die Nachricht pflanzte sich in Windeseile fort. Der Angriff stockte. Dann wurde auch der Führer der 4. F.K., Hptm. Rothert, getroffen und fiel für das weitere Gefechtsgeschehen aus.

Eine Granate schlug kurz vor Karl Vieweg ein. Ein Splitter traf ihn im rechten Oberschenkel nahe der Hüfte. Neben ihm brach Lt. Dr. Castens, ebenfalls getroffen, zusammen. Als Karl Vieweg sich zu Dr. Castens hinüberbeugte, um ihm zu helfen, erhielt er einen Streifschuß am Kopf, die Kugel sauste ihm durch den Helm.

»... Hinter mir Feldw. Reinhard, Schuß durch Oberschenkel. Fromm erhält Schuß ins Gesäß. Ich untersuche ihn, lege aber keinen Verband an, da geringe Blutung. ...«

Etwas weiter zurück, im Schutz eines roten Felsblockes, hatte der Arzt Dr. Hauer seinen Verbandsplatz errichtet und die Rote-Kreuz-Flagge gehißt. Kaum war das geschehen, wurde er von einer Inderpatrouille beschossen und mußte sich schnellstens noch weiter zurückziehen.

Karl Vieweg und andere wurden zum Verbandsplatz zurückgebracht und von Dr. Hauer verbunden. Da humpelte ein Askari mit durchschossener Wade heran, balancierte über den Baumstamm, der über den Tsavo gelegt war, und schrie um Hilfe, er könne nicht mehr gehen. Er wurde auch sofort von Dr. Hauer verbunden. In der Obhut des Arztes fühlte sich der Schwarze fast schon wieder gesund. Auch sah der Verband selbst ganz chic aus. Da stand der Askari wieder auf, probierte es erst mit dem gesunden Bein, dann auch mit dem durchlöcherten Bein, meinte zufrieden »*mzuri kabissa – ganz ausgezeichnet!*«, und schon lief er wieder über den Baumstamm zurück ins Gefecht.

Nach über einer Stunde wilder Schießereien waren Trompetensignale beim Gegner zu hören. Er blies zum Abmarsch. Unter dem Druck der Angreifer sollte das Lager aufgegeben werden. Doch die Bedeutung des Signals wurde auf deutscher Seite leider nicht erkannt. Etwa gleichzeitig brachen die Deutschen das für sie aussichtslos erscheinende Gefecht ab und fingen an, sich zurückzuziehen, worauf die Engländer ihren Abmarsch abbrachen, weiterfeuerten und den Sieg für sich notierten! Tagebuch Karl Vieweg:

»... Hptm. Schulz befiehlt 3.50 Uhr Rückzug. Gefecht zieht sich noch bis 4.45 Uhr hin. Feind gibt andauernd Salven und gleichzeitig Maschinengewehrfeuer. Ich kann nur humpeln. Obltn. Steinhäuser gibt mir für die letzte Hälfte des Weges sein Maultier. Ankunft im Lager am Tsavo gegen 7.25.

Feuer darf nicht angebrannt werden. Hungrig und durstig todmüde in Decke gewickelt. Kazimoto war zu Anfang mit im Maschinengewehrfeuer; Schuß durch unteren linken Ärmel. Ich schicke ihn zurück. Boy von Oberstltn. v. Bock tot. ...«

Damit war der Versuch gescheitert, den Eingang zum Tsavo-Tal gewaltsam zu öffnen.

Bei Feldweibel Reinhard war der Nerv im Oberschenkel verletzt. Erst 2 1/2 Monate später konnte er wieder mühsam am Stock gehen.

Die Verluste auf deutscher Seite betragen nach offizieller Darstellung: Verwundet 5 Europäer und 3 Askari, vermißt 1 Askari.¹⁶¹⁾ Der getötete schwarze Boy von Obstltn. v. Bock zählte offenbar nicht.

Die Engländer gaben ihre Verluste in dem Gefecht mit zwei verwundenen Askari an. Nach einer Mitteilung von Gouverneur Schnee sollen 10

161) Boell, S. 54.

weiße Engländer und 20 englische Askari gefallen sein,¹⁶²⁾ was aber nicht stimmen kann, wenn nur sechs Engländer dort gekämpft haben.

Das Lager Mzima war ein weit vorgeschobener, isolierter Posten. Nach diesem mit Glück gewonnenen Gefecht befürchtete der englische Geheimdienst einen erneuten deutschen Angriff und stellte fest, es sei besser, »... to withdraw from Mzima before it is too late.«¹⁶³⁾

Von Karl Viewegs Verwundung erfuhren seine Eltern zufällig einige Monate später, als in der Zeitschrift ‚Kolonie und Heimat‘ und auch im Kolonialblatt¹⁶⁴⁾ angegeben wurde, daß in Deutsch-Ostafrika ein gewisser »Vizefeldweibel Wiedeweg« verwundet worden sei. Die Nachricht war über das damals noch neutrale Mosambik nach Europa gekommen. Nachforschungen von Vater Louis, auch im Auswärtigen Amt, ergaben, daß es in Deutsch-Ostafrika keinen ‚Wiedeweg‘ gäbe und auch noch nie gegeben habe.

Zurück zur Höhe 931

Nun erhielt Vzfw. Vieweg den Auftrag, mit fünf Europäern und vier Wachagga zurückzugehen und die Höhe 931 als sicheren Stützpunkt im Hinterland wieder für den Fall zu besetzen, daß der Feind irgendwie durchstoßen sollte. Neben den Europäern und Wachagga hatte er noch 29 Träger, die die Lasten und ihn selbst auf einer Trage zurückschleppten. Nach sieben Stunden Marsch kamen sie bei Dunkelheit in die Nähe von Höhe 931. Da sahen sie plötzlich mehrere glimmende Lagerfeuer am Fuße des Hügels.

„Simana – halt!“

War dort der Feind – ? – ? War er ihnen doch zuvorgekommen ? ?

Kein Geräusch durfte gemacht werden. Karl Vieweg schickte die vier Wachagga allein vor. Sie schlichen sich bis dicht vor das Lager.

„Nassi – wer da?“ rief drüben der Posten.

Also eigene Leute, die da am Hügel lagerten! Es handelte sich um die 6. und 8. Kompanie mit Major Kepler und Major Fischer, die zur Verstärkung nachgerückt waren. Oben auf dem Hügel waren zwei Maschinengewehre postiert. So war alles abgesichert.

162) Illustr. Gesch., S. 142.

163) Meinertzhagen, S. 147.

164) Dt. Kolon.blatt, 1915, S. 13.

Am folgenden Tag erschien plötzlich Oberstltm. v. Lettow-Vorbeck, oder wie die Askari ihn nannten, *bwana obarsti*, und ließ sich sogleich von Vzfw. Vieweg über den Gefechtsverlauf am Zusammenfluß von Loldureish und Tsavo unterrichten. Lettow fragte ihn nach Möglichkeiten und Chancen für einen erneuten Vorstoß. Vzfw. Vieweg riet, zunächst Patrouillen zur Erkundung der gegnerischen Lage und Stärke anzusetzen, weil es schien, daß der Gegner doch stärker sei als angenommen. Lettow nickte und stimmte zu. Patrouillen sollten also erst die Lage erkunden. – Im übrigen war jeder über Lettows Äußeres verwundert. Noch vor wenigen Tagen hatte Lettow einen Vollbart getragen. Als er mit diesem Bart das Lazarett in Moschi besuchte und von einem verwundeten Askari aus der Gruppe von Ltn. Langen fluchend mit dem vollbärtigen Buren verwechselt wurde, der den Askari verwundet hatte – da fiel der Bart ab!



Abb. 90: Oberstleutnant von Lettow-Vorbeck (v.) mit seinem Automobil

Jedem kam es wie ein Wunder vor, daß Lettow hier mit seinem Auto auftauchen konnte, in einer Gegend, in der es weder Straße noch Weg gab und nur Trampelpfade. Aber durch Beiseiteräumen von Steinen und Büschen gelang das Meisterstück, das nicht gerade als geländegängig zu bezeichnende Fahrzeug über wohl 25 km heranzulavieren. Mit dabei waren Lettows »Autoführer« Dr. Lessel und Hauptmann von Hammerstein.

Es gab in der Kolonie drei Pkw, einen davon für Lettow, einen für den Gouverneur und noch einen weiteren. Die Strecke von Moschi nach

Taveta betrug fast 50 km und war eine richtige Straße. Lettows Automobil benötigte für die Strecke – wenn es nicht geregnet hatte – nur zwei Stunden. Ein Lkw schaffte die Strecke hin und zurück bequem an einem Tag.¹⁶⁵⁾

Am nächsten Tag trafen die 9. Kompanie und die berittene Abteilung von Bock ein. Es sah ganz so aus, als ob ein erneuter Angriff auf das Tsavotal doch schon in den nächsten Tagen beginnen sollte.



Abb. 91: Telephon-Askari: Das in den Boden gestoßene und mit dem Telephondraht verbundene Seitengewehr dient zur Erdung

Karl Vieweg übernahm, solange er noch nicht wieder voll einsatzfähig war, den Telefonposten. Der lag am Timbela, etwa 1,5 km südlich der Höhe 931. Karl Vieweg zur Seite standen Uffz. Klein, ein *shausb* (Schausch,

165) Lettow, Meine Erinnerungen, S. 45f.

schwarzer Uffz.) und drei Askari. Der hölzerne Telefonkasten mit der Kurbel war für die drei Askari anfangs nichts anderes als ein Zauberkasten. Wenn man mehrmals drehte, konnte man jemanden im Kasten sprechen hören, obwohl der gar nicht im Kasten saß, sondern angeblich in Taveta! Man konnte sich mit dem Geistermann sogar unterhalten!

Der Telefonposten bildete den nördlichen Endpunkt der Telefonleitung, die sich über viele hundert Kilometer bis Iringa im Südwesten der Kolonie erstreckte. Einen Tag zuvor war der Kupferdraht von Taveta bis fast zur Höhe 931 gezogen worden, hatte aber leider eben doch nicht ganz gereicht. Als Isolatoren dienten Flaschen, die ohne Boden auf die Stangen gestülpt wurden. Als Erdung nahm man ein Seitengewehr, das, mit dem Draht verbunden, in den Boden gestoßen wurde. – Als Rufzeichen für die einzelnen Lager galten:

»Höhe 931	. - .
Taveta	. - (1x kurbeln, Pause, 2x kurbeln)
Challa-See	- .
Neu-Moschi	-
Himo	--
El Oldorobo	-- - «

Wenn man in Karl Viewegs Tagebuch blättert, erhält man den Eindruck, als ob die Genesungszeit des Obertelefoniermeisters Vieweg insgesamt recht angenehm gewesen sein muß:

»... Wir haben einen idyllisch schönen Lagerplatz unmittelbar am Timbela, dessen Ufer etwa 3 – 4 m stark abfallen, unten plätschert laut der klare Fluß, oben – allerdings auf jedem Ufer nur etwa 20 m breit – dichte, schattige Laubbäume und -sträucher. Die Träger fangen mit selbstgemachten Angeln aus Nadeln für sich und uns reichlich eine gutschmeckende Fischart, bis zu 30 cm lang.

Donnerstag, 1.10.1914. Gestern abend erfuhr ich auf Anfrage von Taveta, daß dort am 27.9. das Gerücht umging, das Patr. Korps hätte am 26.9. verlustreiches Gefecht gehabt, u.a. sei Oberleutn. Steinhäuser gefallen. Darauf hätten sich Kunow und Michel mit den Lasten rückwärts nach Farm Leitgebelt begeben. ... Ich schicke den Mdschagga Kimboi und den Träger Afrika nach Farm Leitgebelt mit Befehl (an die beiden) ... sofort herzukommen.

Nachmittags höre ich die Weitergabe eines von Iringa eingegangenen Telegramms nach Taveta mit an; Gefecht bei Karonga, engl. Gebiet. U.a. notiere ich mir die Liste der Toten. Eimer namens Klein ist darunter. Ich frage Uffz. Klein, ob er dort einen Namensvetter hat. Es ist sein Bruder. ... «

Dann gab es eine fast eintägige Telefonpause. Irgendwo war der Draht unterbrochen. Wahrscheinlich durch eine feindliche Patrouille.

Sofort wurde ein Suchtrupp losgeschickt. Umsonst. Kein Feind ward gesehen.

Dafür aber wurde die Schadstelle bald gefunden: Giraffen hatten die Leitung mit ihren langen Hälsen umgerissen. Der Draht mußte also höher verlegt werden. – Um auch gegen böse Überraschungen durch feindliche Patrouillen besser gewappnet zu sein, wurde Karl Viewegs Telefonposten sicherheitshalber um weitere drei Europäer verstärkt.

Am Abend kam eine Trägersafari mit Vzfw. Kunow und brachte die vor Tagen nach Farm Leitgebelt zurückverlegten Lasten zusammen mit Eingeborenenverpflegung: Kichererbsen, weiße Bohnen und Hirsemehl. – An den Lagerfeuern herrschte wieder Zufriedenheit: In den letzten Tagen war das Essen recht knapp gewesen.

Die nächste Trägersafari brachte Kupferdraht, so daß die Telefonleitung bis zur Höhe 931 vervollständigt werden konnte. Für Vzfw. Vieweg hieß das: Umzug mit dem Zauberkasten zur Höhe 931.



Abb. 92: Patrouillenkorps Steinhäuser, Okt. 1914: Lager am Berg Kilimani in Brit. Ostafrika, der sogen. Höhe 931; v.l.n.r. stehend: Löw, Pfeiffer, Schaché, Winkler, Richter, Maske, Goppel, ?. Sitzend: Müller, ?, Vieweg, Bunes.

Schon seit Tagen bahnte sich etwas an. Wiederholt waren telefonisch Meldungen eingegangen, daß in dem Grenzgebiet westlich des Kilimandjaro Zusammenstöße mit den Engländern stattgefunden hätten. Karl Vieweg, der mit seiner Mannschaft weiterhin das Telefon bediente, erfuhr alles aus erster Quelle. Noch weiter westlich, so hieß es, seien am Natron-See berittene Engländer, indische Infanterie und Maasai-Haufen gesehen worden. Das hörte sich gar nicht gut an. Daraus konnte sich ein Vormarsch auf Aruscha entwickeln!

So kam es, daß der vorgesehene Angriff auf das Tsavo-Tal, den Hptm. von Prince leiten sollte, erneut verschoben wurde und mehrere Kompanien von Taveta nach dem Westen entsandt wurden.

Die Meldungen vom Natron-See erwiesen sich bald darauf als übertrieben; es waren nur wenige Engländer, die zusammen mit englischen Maasai versucht hatten, die deutschen Maasai aufzuwiegen.

Für das Patrouillenkorps und Karl Vieweg änderte sich dadurch nichts. Letzterer war nach gut zwei Wochen wieder voll dienstfähig und übernahm wie zuvor seinen 2. Zug.

Während seiner Telefoniermeisterzeit hatte Karl Vieweg von den Schwarzen eine weitere Version über die Entstehung ihrer schwarzen Hautfarbe kennengelernt, die er sehr interessant fand:

Anfangs hatte *mulungu*, der Weltschöpfer, den Menschen den Verstand gegeben, wobei die Menschen aus *ulaya* (Europa) die *akili* (Intelligenz) erhielten. Als nächstes gab er den Menschen die Seife, um die schmutzige Farbe der Erde abzuwaschen. Die Leute von Europa griffen flugs zu und reinigten sich als erste im Bad. Als die Schwarzen in den Badegrund traten, war das Seifenwasser schon so gut wie abgelauften. Sie suchten und tasteten noch mit Händen und Füßen danach und konnten die schwarze Farbe somit nur von den Handflächen und den Fußsohlen abwaschen. So ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Täglich ging ein Trupp auf Jagd und schoß Verpflegung: Zebras, verschiedene Antilopenarten, Giraffen, Strauße, Trappen. Eine Kuhantilope, die sich während des Exerzierens über das noch nie gesehene Schauspiel wunderte und unklugerweise näher herankam, war Stunden später ein willkommenes Abendessen!

Außerdem mußten Safaris zu den Etappenstellen Taveta und Farm Leitgebelle begleitet werden, die Verpflegung und sonstigen Nachschub heranzubringen oder Kranke abliefern wie z.B. einen Boy mit geschwellenem Hoden oder den Träger Chongwe wegen starken Wurmbefalls.

Den Schutz einer dieser Trägerkolonnen nach Taveta übernahm Karl Vieweg mit seinem Zug. In Taveta meldete er sich mit der Nachrichtenmappe unter dem Arm bei Hptm. von Prince, der das Kommando über die hiesigen vier Kompanien führte. – Nach der Besprechung gab es kostenlos Abendessen in der Kantine. An Gesprächsstoff mangelte es nicht, man hörte allerlei Neues: Karl Viewegs Nachbar von Kifulu, Graf Matuschka, war in Taveta vor Wochen als großer Zauberer bekannt geworden. Nachdem die Entwicklung dazu geführt hatte, daß hier seit Kriegsbeginn über tausend Menschen lebten, reichte die einzige Wasserstelle nicht mehr aus. Graf Matuschka ging mit der Wünschelrute auf die Suche, fand tatsächlich Wasser und war prompt der gemachte Mann. Von da an galt er soviel wie ein Dutzend Mediziner! Weiter im Osten in der Serengeti bei dem wasserlosen Vorposten Mbuyuni versuchte der Graf nochmals sein Glück – die Wünschelrute schlug erneut aus, großer Jubel – – – aber es gab kein Wasser.

Auf dem Rückmarsch von Taveta zur Höhe 931 – fünf Marschstunden – waren sie zwei Mann mehr: Lt. Seyd und Fw. Czora waren zum Patrouillenkorps versetzt worden. Lt. Seyd und Karl Vieweg verstanden sich von Beginn an prächtig.

In den nächsten Wochen waren die Männer fast ständig in kleineren oder größeren Patrouillen unterwegs, um das Niemandsland zwischen den beiden Gegnern zu erkunden und zu überwachen. Mehrere Male marschierten Vieweg und Seyd zwei, drei oder vier Tage zusammen mit sieben Askari und Trägern zum Engare Len und weiter nach Osten. Einmal fing dabei Lt. Seyd drei junge Strauße. Erst sollten sie in eine kräftige Fleischbrühe verwandelt werden, aber dann entschied man sich, die unschuldigen Tierchen leben zu lassen und nach Farm Leitgebelle zur Aufzucht zurückzubringen.

Wer nicht mit einer Patrouille unterwegs war, der mußte an Übungsmärschen teilnehmen, um für den Ernstfall fit zu bleiben. War man zurück, dann gab es Unterricht in Sicherung der marschierenden und ruhenden Truppe, oder es wurden Griffe geübt für den Geburtstag Ihrer Majestät der Kaiserin am 21. Oktober mit Ansprache des Oberleutnants und anschließendem dreimaligem Hurra-Schreien. Selbstverständlich wurden auch Gefechtsübungen durchgeführt.

Und wer von den Askari die Lesekunst beherrschte, der las bei Feierabend den anderen aus der in Kisuheli gehaltenen Zeitung *'Kiongozi'* (Der Führer) vor. Diese Zeitung erschien einmal im Monat und war mit 3.000 Exemplaren das auflagenstärkste Blatt in Kisuheli.¹⁶⁶⁾

166) Gallus, S. 825.



Abb. 93: Askari beim Übungsschießen

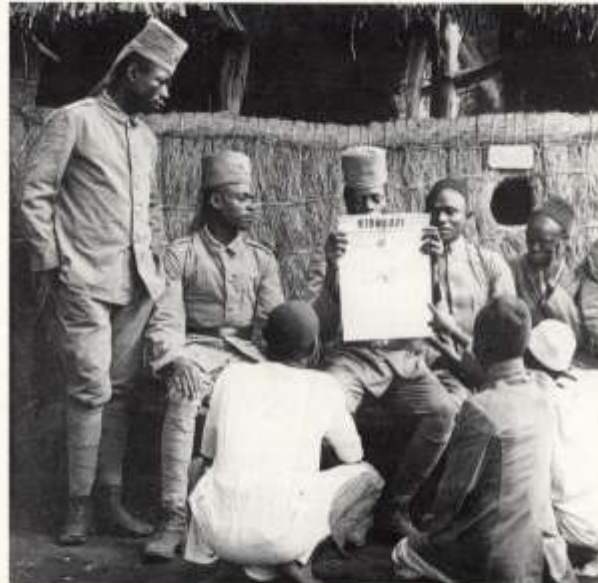


Abb. 94: Askari beim Lesen der in Kisumabeli gehaltenen Zeitung ‚Kiongozi‘ (Der Führer)

Die ‚Kiongozi‘ war bei den Schwarzen wegen ihrer interessanten Artikel beliebt, bei den Missionaren jedoch weniger; denn wenn einem Europäer ein sogenannter ‚Hausklave‘ ausgerückt war, der sich also noch nicht freigekauft hatte, konnte der Weiße auf einer roten Beilage eine entsprechende Suchmeldung aufgeben. Keine Mission war jedoch bereit, einen entflohenen christlichen Mitbruder wieder auszuliefern, aus welchem Grunde auch immer der Flüchtling seinem Arbeitgeber ausgerissen war.

Die Übernachtausflüge nach Taveta oder Farm Leitgebelt waren begehrte Einsätze, nein, nicht wegen der Kantine oder des Menschentrubels mit den vielen Neuigkeiten. Das war es nicht, was die Männer aus dieser, ach, so damenfeindlichen Steppe anzog. Taveta und Farm Leitgebelt boten den entwöhnten Kriegern Gelegenheit, sich den Abend mit einem der freundlichen Wachagga-Mädchen zu verkürzen. Die Bekanntschaft stellte meist der Boy her, der seinen Herrn auf allen Märschen begleitete. Während bei der Ankunft am Übernachtungsort der Weiße sich noch um die Lasten kümmerte oder anderweitig zu tun hatte, sah sich sein Boy bereits ein wenig im Publikum um und wählte etwas Passendes aus – schließlich kannte er die Ansprüche seines Herrn sehr genau.



Abb. 95: Ein Wataveta-Mädchen im Lager Taveta

Auch Maasai-Mädchen erfreuten die Herzen der Männer. Die Schönen dieses Hirtenvolkes mußten sich wohl im Konkurrenzkampf um die Gunst des Weißen Mannes in den letzten Jahren erheblich weiterentwickelt haben, denn noch vor wenigen Jahren hatte der Erstbesteiger des Kilimanjaro, Dr. Meyer, nach seiner dritten Besteigung entrüstet festgestellt,

»... Nur hier habe ich in Ostafrika gesehen, daß die Weiber, die sich durch ebensoviel spiralförmigen Eisendrahtschmuck wie abschreckende Häßlichkeit auszeichnen, sich mit schamlosen Gebärden an die Zelte der (schwarzen) Soldaten und Träger drängten, um etwas zu 'verdienen', bis sie mit Stockhieben vertrieben wurden. ...«¹⁶⁷⁾

Auf diese Weise war es Dr. Meyer sicherlich gelungen, die bedrohte Moral seiner schwarzen Begleiter zu retten!

Ärger mit dem Chef

Jeder Europäer der Schutztruppe hatte für sein Essen selbst zu sorgen und bekam dafür neben dem Sold ein Verpflegungsgeld in Höhe von 3,- Rupien pro Tag. Damit konnte er sich nach Ankunft einer Verpflegungskolonnie das Gewünschte kaufen und seinem Koch übergeben. Der zauberte daraus je nach Begabung etwas Schmachhaftes für seinen Herrn. »... An Lebensmitteln ist kein Mangel ...«, so heißt es in einem von Karl Viewegs Briefen nach Deutschland. Das lag vor allem daran, daß kurz vor Ausbruch des Krieges die Dampfer 'Tabora' und 'Feldmarschall' große Mengen an Lebensmitteln für die geplante Landesausstellung in Dar es Salaam mitgebracht hatten. – Es war eigentlich alles zu haben, vieles als Konserven. So kaufte sich Karl Vieweg

- am 6. Okt. Kartoffeln, Zwiebeln, Speck, Lorbeerblätter und blaue Seife, Käse, Sardinen, ital. Portwein, geräucherte Heringe, Knorrs Suppentafeln, Quäker Oats,
- am 13. Okt. Sellerie, Porree, 5 Fl. Schulz-Braunbier, 2 Fl. Weißbier,
- am 16. Okt. 6 kg Kartoffeln, Butter, ein Päckchen Tabak Shag Success und Zigarettenpapier,
- am 21. Okt. Kartoffeln, Speck, 3 Fl. Grätzer, Maccaroni, Quäker Oats, 2 Fl. Wermuth.

167) Meyer, 1900.

Auch an Eingeborenenverpflegung mangelte es nicht. Zu diesem Thema bekam Karl Vieweg allerdings Ärger mit seinem Chef, dem Oberleutnant mit den formschönen Beinen. Karl Vieweg sah, daß die Askari und die Träger der 8. Kompanie, die zum selben Lager gehörten, viel besser verpflegt wurden als die Träger des Patrouillenkorps. Erstere bekamen außer dem ihnen zustehenden Becher Kichererbsen täglich zwei gestrichene Trinkbecher mit Reis. Dagegen erhielten die Träger vom Patrouillenkorps auf ausdrücklichen Befehl von Obltn. Steinhäuser nur einen Becher Reis. Wenn es Fleisch gab, bekamen sie sogar nur einen halben Becher.

Das schien Karl Vieweg mehr als ungerecht. Er ging daraufhin zum Herrn Oberleutnant und machte ihn auf die Diskrepanz in der Verpflegungsverteilung aufmerksam. Darauf der Oberleutnant ärgerlich: Daran wird nichts geändert, Befehl ist Befehl!

Tage später ließ er seinen Untergebenen Vieweg, der sich um Dinge kümmerte, die ihn nichts angingen, wissen, wer hier Herr im Hause war. Karl Vieweg:

»... Ich bitte Obltn. Steinhäuser um mein Guthaben.¹⁶⁸⁾ Er: Ich soll Gesuch ans Kommando machen, ich bäte um Vorschuß, da ich in Verlegenheit wäre. Ich sage ihm, ich wäre nicht in Verlegenheit und bäte auch nicht um Vorschuß, sondern nur um mein Guthaben. Er sagt, wenn ich das Gesuch nicht begründete, könnte er es nicht befürworten. Ich schreibe daraufhin ein Gesuch und überreiche es Obltn. Steinhäuser. Er korrigiert es und sagt, ich solle es so schreiben. Ich schreibe es so, trotzdem befürwortet es Obltn. St. nicht. ...«

Statt dessen schrieb er darunter, daß bei Genehmigung des Gesuches ein Präzedenzfall geschaffen werde, und dann jeder die volle Auszahlung seiner Löhnung verlangen könne!

Mit diesem freundlichen Kommentar seines Vorgesetzten versehen, brachte Karl Vieweg sein Gesuch zur Grashütte des Bataillonschefs, Major Kepler, der es mit dem nächsten Boten an das Kommando in Taveta weiter sandte.

Sieben Tage später war die Antwort da. Das Kommando hatte entschieden, daß der Sold voll auszubezahlen sei!

Karl Viewegs Zähigkeit hatte sich wieder einmal bewährt, während der Herr Oberleutnant mit säuerlicher Miene versuchte, sich den Ärger nicht anmerken zu lassen. Wenn der Herr Oberleutnant allerdings gewußt hätte,

168) Der monatliche Sold wurde nur zu 1/3 ausgezahlt; der Rest kam auf das Konto eines jeden einzelnen.

was sein Vizefeldwebel Vieweg alles über ihn wußte, dann hätte er sich nicht nur geärgert – er wäre schreckensbleich geworden:

Karl Vieweg hatte nämlich zufällig den Gefechtsbericht des Oberleutnants über das Gefecht am 26. September 1914 zu sehen bekommen. Darin stand – man glaubt es kaum –, daß Vzfw. Jörger, der im Gefecht nicht verwundet worden war, »durch Splitter leicht verwundet« wurde, während Karl Vieweg nur als »revierkrank« aufgeführt worden war! (Jörger war ein in vielem Bevorzugter des Obltn.) Das war eine Dreistigkeit und Verfälschung der Tatsachen, wie sie noch keiner erlebt hatte. Außerdem war in dem Bericht zu lesen: Er, Steinhäuser, sei nach dem Gefecht erst um 21.30 Uhr im Lager angekommen (und nicht schon um 19.25 Uhr, wie Karl Vieweg notiert hatte), weil er mit dem Patrouillenkorps den Rückzug gedeckt habe, was überhaupt nicht stimmte, sich aber äußerst schneidig anhörte.

Als beim Skatspielen in Karl Viewegs Grasbude mit Klein, Leuhn, Ebner und Jörger die Rede auf das Gefecht und die Verwundungen kam, tat Jörger so, als ob er von der Falschmeldung nichts wisse. Die anderen drei Anwesenden waren sprachlos und konnte nur den Kopf schütteln. Karl Vieweg verzichtete auf eine Meldung. Die Anwesenden kamen überein, daß Jörger selbst die Dinge richtigstellen sollte. Der hatte an dem Abend eigenartigerweise keine Lust mehr zum Skat. – Jörger muß aber später den Schwindel richtiggestellt haben, denn Karl Vieweg wurde das Verwundetenabzeichen zuerkannt.

Zudem erhielten übrigens zwei Jahre später Vieweg, Pfeiffer und Schaché für ihr Verhalten beim Angriff auf das Mzima-Lager das Eiserne Kreuz II. Klasse, die begehrte Auszeichnung eines jeden Soldaten.

Wieder auf Patrouille

Am 2. November 1914 traf die Nachricht ein, daß angeblich englische Kriegs- und Transportschiffe vor Tanga lägen. Am selben Tag wurde das Patrouillenkorps aufgelöst und auf andere Truppenteile verteilt. Karl Vieweg und drei andere wurden der 8. Feldkompanie (Hptm. Fischer), die bei Taveta lag, zugewiesen. Nun hieß es, Sachen packen. Jeder erhielt mehrere Träger.

»... Bei der Trägerverteilung bitte ich Obltn. Steinhäuser, mir den Träger Mnyamwe und seinen Bruder zu geben, da es frühere Arbeiter von

mir sind. Er schlägt es ab und sagt, er sei Oberleutnant und wolle für sich selbst gute Träger haben. ...«

Säbelbein behielt also, was er hatte, und zog damit ab. Auch Karl Vieweg und die drei anderen marschierten los. Am Nachmittag trafen sie bei ihrer neuen Einheit in Taveta ein. Die letzte Nachricht, die man aus Tanga hatte, lautete, daß tatsächlich Schiffe dort lägen und die Engländer jetzt Anstalten zum Landen machten.¹⁶⁹⁾ Es wurde also Ernst.

Mehrere Kompanien waren bereits in Eilmärschen nach Moschi abgerückt, um mit der Bahn nach Tanga gebracht zu werden. Weitere Kompanien rückten nach. So blieben von den ursprünglich sieben Kompanien an der Ost-Kilimandjaro-Front nur noch zwei zurück, die 8. und die 19. F.K. Erstere mit Karl Vieweg übernahm die Timbela-Front im Norden, letztere den Bereich bei Taveta im Süden. Das bedeutete in der Praxis, noch mehr Patrouillengänge als zuvor durchzuführen. Wenn der Feind hier massiv angriff, war die Wahrscheinlichkeit gering, ihm mit nur zwei Kompanien auf Dauer widerstehen zu können.

Schon am nächsten Morgen und noch von Taveta aus stieß Karl Vieweg mit einer Patrouille nach Nordosten ins Niemandsland vor, um aufzuklären. Ihm zur Seite standen vier Askari sowie drei Wachagga als Späher. Dazu kamen noch drei Träger.

Die Patrouillen blieben gewöhnlich ein oder zwei Nächte fort und wurden nur von zwei oder drei Trägern mit Verpflegung und Wasser begleitet, damit die Gruppe unauffälliger und beweglicher blieb, denn überall lauerten feindliche Späher, also Maasai oder Wachagga. Da keine weiteren Träger mitgenommen wurden, mußte nachts auch ohne Zelt und Moskitonetz kampiert werden. Die Folge war, daß die Weißen regelmäßig etwa eine Woche nach einem solchen Unternehmen an Malaria erkrankten.

Schweigend marschierte die Patrouille durch die Grassteppe. Vorneweg ging der Wachagga Simba, gefolgt von Karl Vieweg. Da rief einer der Späher, daß er soeben in der Ferne etwas gesehen habe!

Sofort Halt!

Mit dem Fernglas und in dem meterhohen Gras war nicht viel mehr zu erkennen als ein paar dunkle Punkte, die schnell in einer Senke verschwanden. Die Zeit verstrich. Dann endlich erschienen die Punkte wieder, und man konnte allmählich erkennen, daß es sich ebenfalls um eine Patrouille handelte. War es Freund oder Feind?

169) Die Engländer erwarteten, daß nach der Landung der Krieg in Deutsch-Ostafrika innerhalb weniger Wochen beendet sein werde (Miller, S. 2).



Abb. 96: Deutsche Patrouille im Niemandsland östlich vom Kilimandjaro

Wieder verging einige Zeit. Dann wurde deutlich – es war eine eigene Kampfpatrouille, nämlich die der drei Lt.n. Naumann, Kaufmann und Götz mit 22 Askari. Sie kehrten von einem Einsatz zurück. Sie waren von überlegenen englischen Einheiten der Kings African Rifles umzingelt worden, konnten aber nach Stunden ausbrechen. Einer ihrer Askari war schwerverwundet, zwei Schüsse nahe dem Herzen, ein dritter in den Bauch.

Beide Patrouillen besprachen sich, tauschten ihre Kenntnisse aus und trennten sich wieder. Der Feind war also nicht weit weg. Hoffentlich wurde man nicht auch umzingelt.

Die Nacht verbrachte Karl Viewegs Patrouille am Ufer des Savan beim sogenannten ‚Jagdlager‘, benannt nach einer englischen Jagdsafari, die früher einmal dort gelagert hatte. Die Stelle lag etwa zwei Stunden nordöstlich von Höhe 931. Dort am Jagdlager hatte Karl Vieweg nach Späherausagen feindliche Kräfte vermutet. Der Feind hatte hier auch schon öfter gelagert und würde erwartungsgemäß wiederkommen. Erfahrungsgemäß war auch anzunehmen, daß die feindlichen Askari als erste an diesem Lagerplatz eintreffen würden und nicht ihre englischen Offiziere. Deshalb schrieb Karl Vieweg für sie eine Aufforderung in Kisuaheli nieder und ließ das Papier in doppelter Ausfertigung an zwei Bäumen gut sichtbar

befestigen. Die möglichst wörtliche, daher etwas holprige Übersetzung (s. Anlage 5) lautet:

»Wie geht es Euch, Islamiten. Ihr Leute aus Nubien und all die anderen Islamiten, es ist ungerecht, den Engländern zu helfen, während die Deutschen Krieg mit ihnen führen, weil die Deutschen die Freunde aller islamitischen Menschen sind.

Vielleicht habt Ihr noch nicht die Nachricht bekommen, daß auch die Türken und die Ägypter sich ebenfalls mit den Engländern schlagen. Auch die Inder fangen an, sich gegen die Engländer zu wehren, weil die Engländer ihnen verwehren, sich frei in ihrem Lande niederzulassen. Ebenfalls die Kapholländer helfen den Deutschen.¹⁷⁰⁾

Lauft den Engländern weg, weil er der Feind der Islamiten ist, kommt zu uns. Bleibt bei uns, bis der Krieg zu Ende ist. Ihr bekommt ein großes Bakschisch vom großen Sultan des Islams, und der allmächtige Gott liebt Euch sehr, und weiterhin bekommt Ihr seinen Segen, weil er den islamitischen Glauben anerkennt.

Fürchtet Euch nicht, kommt schnell.

Wassalam!

Ich

Vizefeldwebel Vieweg.«

Derartige Propagandamethoden waren tatsächlich wiederholt von Erfolg gekrönt. Ob auch in diesem Fall, ist nicht bekannt geworden.

Am nächsten Tag erreichte die Patrouille den Challa-See, einen großen Kratersee, der am Westufer von einem hohen Berg überragt wird. Hier lag jetzt die 8. F.K. Der schwerverwundete Askari war inzwischen gestorben und mit militärischen Ehren begraben worden. Dazu war die Kompanie angetreten. Ansprache von Hptm. Fischer, drei Salven über dem Grab.

Es ging jedem nahe. Einem jeden von ihnen konnte es am nächsten Tag genauso ergehen.

¹⁷⁰⁾ 30.000 Kapholländer (Buren) unter Führung der Generale Beyers und de Wet hatten sich in Südafrika gegen ihre englandfreundliche Regierung erhoben (Williams, Südafrika). – Die Meldung über den Aufstand in Indien beruhte auf einer Mitteilung der DOA-Ztg. v. 17.10.1914. Es handelte sich jedoch nur um lokale Unruhen.

Am Challa-See

Der Zauberkasten mit der Kurbel meldete: In und bei Tanga wird heftig gekämpft. Kurz darauf die Nachricht: Bwana Sakarani (Hptm. von Prince) gefallen. Und am nächsten Tag: Der Feind ist ins Meer geworfen. Die kleine deutsche Truppe mit weniger als 1.000 Mann hatte den mehrtägigen Kampf gegen einen 8.000 Mann starken Gegner gewonnen!

Das war ein ungeheurer Sieg! Er führte zu einer Hochstimmung bei der gesamten deutschen Schutztruppe, bei den Weißen wie den Schwarzen. Im Challa-See-Lager wollte jeder – Weiß wie Schwarz – dem Feind am liebsten noch heute einen weiteren Schlag versetzen. An den Lagerfeuern gab es nur ein Thema – die Schlacht bei Tanga.

(Noch am Tage vor der Schlacht, als die Landung offensichtlich war, hatte Gouverneur Schnee warnend an Lettow telegraphiert: »MEIN BEFEHL, DIE STADT TANGA NICHT ZU VERTEIDIGEN, BLEIBT ... AUFRECHT-ERHALTEN ...«¹⁷¹⁾

Andererseits hatte der englische Oberbefehlshaber der Landungsflotte, General Aitken, auch nicht die geringsten Zweifel an seinem Sieg gehabt. Für die zu erwartende Einnahme der Stadt Tanga hatte er ganz andere Sorgen, wie aus seiner Instruktion an die Kämpfer vor der Schlacht hervorging: »... Be careful of the swarms of mosquitoes in the water-closets in Tanga.«¹⁷²⁾

Aus englischen Quellen ist ersichtlich, daß die Entscheidung der Schlacht mit auf eine unverzeihliche Unkenntnis der Engländer zurückzuführen war: Als am zweiten Abend der Schlacht ein deutscher Askari-Trompeter zum Sammeln blies, glaubten die Engländer, daß dies ein Angriffssignal sei und hielten sich zurück, anstatt nachzustoßen!^{173), 174)} – Ähnlich war es bekanntlich den Deutschen am 26. September beim Angriff auf das Lager Mzima ergangen.)

Karl Vieweg übernahm die Wache auf dem Berg oberhalb des Challa-Sees. Von hier aus konnte er mit seinen Leuten das vor ihm liegende Niemandsland in der Serengeti-Steppe gut überblicken. Mehrere Askari benutzten mit ihm abwechselnd das Fernglas, während die drei Wachagga mit dem

171) Lochner, S. 155.

172) Clyde, S. 56.

173) Meinertzhagen, S. 93.

174) Mosley, S. 70; Das deutsche Trompetensignal »... created a panic at General Aitken's headquarters. Several staff officers cried out that it was the signal for yet another enemy counterattack. ...«

Glas nicht zurecht kamen und meinten, ohne diese seltsamen Glasaugen sehe man doch viel besser.

Da entdeckten sie auch schon etwas Verdächtiges in der Steppe. Eine Gestalt bewegte sich auffallend vorsichtig auf das Lager zu, blieb immer wieder eine Weile hinter einem Baum versteckt. Karl Vieweg beobachtete die verdächtige Gestalt eine Zeitlang. Das konnte nur ein feindlicher Späher sein!

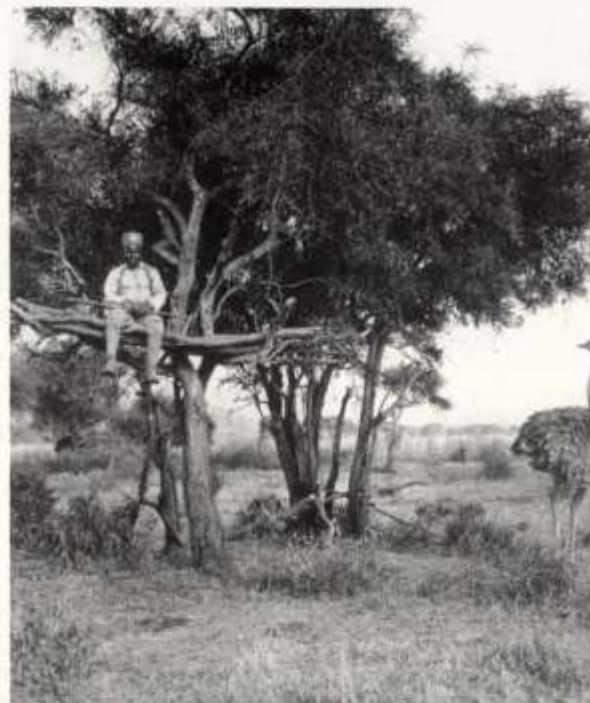


Abb. 97: Ein Beobachtungsposten am Rande der Serengeti-Steppe

Die drei Wachagga waren Feuer und Flamme, den Mann zu fangen, und schon schickte Karl Vieweg sie los, natürlich nicht auf direktem Wege, sondern im weiten Bogen herum, so daß der Späher nicht sah, was auf ihn zukam. Sie fingen ihn. Wenig zimperlich fesselten sie ihm die Hände nach ihrer Art (unbarmherzig hart) und brachten ihn so ins Lager, wo er verhört wurde.

Weshalb er dort herumgestrolcht sei?

Natürlich sei er dort nur rein zufällig gewesen. Eine andere Antwort hatte man auch nicht erwartet.

Es war ein Eingeborener der Engländer, angeblich ein Mkaya vom Victoria-See, der das Lager am Challa-See ausspionieren wollte und nicht bedacht hatte, daß er vom Berg aus beobachtet werden könnte. Anfangs tat er so, als ob er kein Kisuaheli verstünde und machte offensichtlich falsche Aussagen über den Grund seines Herkommens, seinen Weg, die Stärke und Stellung des Gegners. Als man ihn wissen ließ, daß er nachher als Spion erschossen werden sollte, daß man davon aber absehen werde, wenn er die Stellungen des Feindes zeigen würde, bequemte er sich zu einer anderen Aussage.

Danach mußte er mit einer Patrouille unter Führung von Lt. Bauer mitmarschieren, um ihm die englische Stellung zu zeigen. Eine Kette mit einem Eisenring um seinen Hals verdarb ihm dabei vorsorglich jeglichen Appetit auf Fluchtgedanken. Danach wurde er von seinem Halsschmuck befreit und freigelassen.

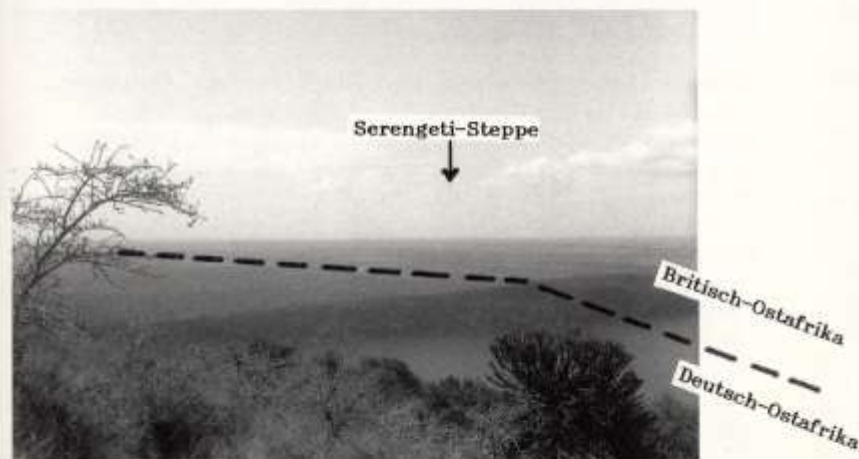
Auch die zweite Hälfte des November verging überwiegend mit Patrouillentätigkeit. Zwischendurch wurde die Kompanie zum Himo-Lager zurückgezogen, dann wieder zum alten Challa-See-Lager vorgeschoben. Der 1. Zug mit Vzfw. Vieweg lagerte auf dem Sattel zwischen den beiden höchsten Bergen am See. Wenn nicht auf Patrouille gegangen wurde, stand Ausbildung auf dem Dienstplan. Auch die Träger erhielten nunmehr Unterricht im Schießen, man mußte auf alles vorbereitet sein. Dafür durften die Askari zum wiederholten Male ihre Stiefel schmieren. Anschließend gab es Schuhappell.

Unten, am Rande des Hauptlagers, roch es nicht gut. Nicht nur das Fell eines Nashorns, das zu Riemen zerschnitten war, duftete recht streng. Auch von dem viel zu flachen Grab des vor einigen Tagen verstorbenen Askari stieg ein äußerst unangenehmer Geruch auf. Der lockere Lavaboden hielt nichts von dem Toten zurück.

Karl Vieweg bekam von Hptm. Fischer den Auftrag, in Moschi für die Kompanie Geld für die Auszahlung der Löhne abzuheben *„... a Creditbrief der 8. Kompagnie: Silber R. 2000,-, Papier R. 2000,- ...“* und Lebensmittel für die Europäer einzukaufen. So etwas brachte Abwechslung vom trostlosen Steppenleben. Das machte bekanntlich jeder gern! Man kam wieder in einen Ort, der dem Buscheuropäer wie eine Großstadt erschien, in der das Leben pulsierte! In Moschi gab es 12 Läden, ein Restaurant, Kneipen, Magazine, zwei Hospitäler, Schneider und Schuhmacher und im Bahnhofsgebäude Lettows Hauptquartier.



Abb. 98: a) Am Grenzsee zwischen Deutsch- und Britisch-Ostafrika. *„...Karl Vieweg übernahm die Wache auf dem Berg oberhalb des Challa-Sees. ...“*



b) *... Von hier aus konnte er mit seinen Leuten das vor ihm liegende Niemandsland in der Serengeti-Steppe gut überblicken. ...“*

13 Mann gaben Karl Vieweg ihre Bestellzettel ab. Damit in der Tasche und dem Maultier Mama von Hptm. Fischer unter dem Sattel ritt er nach Taveta. Von dort ging es mit einem der fortschrittlichen »Lastautomobile« – genauso hoppelnd aber doch eben schneller – nach Moschi.

Innerhalb eines Tages konnte Karl Vieweg alle Aufträge für die Kompanie erledigen. Für sich selbst erwarb er ein Paar Moskitostiefel,¹⁷⁵⁾ die er dringend benötigte. Sie kosteten blanke 8,25 Rupien. Als Wechselgeld blieben ihm 1,75 Rupien. Davon kaufte er etwas Tabak und einen Armreif für ein freundliches Msukuma-Mädchen, das ihm liebevoll half, die trüben Stunden des abendlichen Alleinseins zu verschönen. So einen bunten Armreif hatte sich das Mädchen schon immer gewünscht.

Im Challa-See-Lager herrschte eitel Freude, als einen Tag nach Karl Viewegs Rückkehr auch die Verpflegungssafari mit seinen Einkäufen eintraf. Das Lager war inzwischen auf den höchsten Berg am Westufer des Kratersees (1.120 m) verlegt worden. Von hier aus hatte man eine noch bessere Übersicht über die Gegend und litt auch weniger unter Moskitos.

Nicht so schön wie die Aussicht vom Lager war die Dekoration im Lager mit einer eindrucksvollen Plastik. Nein, es war kein modernes Kunstwerk. Es war zwar auch von einem Menschen erschaffen, doch führte es wie überall auf der guten Mutter Erde zur Erregung eines öffentlichen Ärgernisses. Ein Träger war der Übeltäter gewesen. Er hatte sich ohne viel Umstände einfach am Lagerrand erleichtert. Das kostete ihn 25 Hiebe mit der in letzter Zeit wenig gebrauchten Kibokopeitsche. Alle Schwarzen mußten zusehen, das war die beste Prophylaxe. – Da man nun einmal dabei war, erhielt auch der Trägeraufseher seine 25 aufgezählt, nachdem er sich unklugerweise bei einem Diebstahl hatte erwischen lassen.

Sollten alle vor dem Gesetz gleich sein, dann hätte man auch nach einem Europäer fahnden müssen, der ein ähnliches Kunstwerk geschaffen hatte; nach Karl Viewegs Tagebuchaufzeichnungen mußte sich ein Boy einen Spaten vom Betschausch geben lassen und damit

»... einen am Wege nach dem Europäerlokus 25 Schritte hinter dem Fleischgerüst (!) liegenden Europäerscheißhaufen wegnehmen.«

Ob es sich bei dem Künstler um einen Europäer oder einen Schwarzen handelte – das war schnell zu erkennen. Der eine verwendete Papier, der andere einen Stein oder einen Strunk vom Maiskolben. Man fahndete erst

175) »Leichte Lagerstiefel aus weichem Leder mit einem weiten, bis zur halben Wade reichenden Schaft. Der Schaft wird über das Beinleid gezogen, oben durch eine Schnallvorrichtung geschlossen und bietet so einen wirksamen Schutz gegen Moskitostiche, insbesondere für die sonst ungeschützten Knöchel.« (Schnee, Dt. Kolon.lex.).

gar nicht nach dem Verursacher, obwohl dessen Zuordnung ziemlich eindeutig zu erkennen war. Europäer und Einheimische waren vor dem Gesetz doch nicht immer gleich.



Abb. 99: Askari-Lager

30. November 1914. Mittags noch bewölkt. Als es nachmittags aufklarte, traf heliographisch die Nachricht ein, daß gestern Dar es Salaam von zwei englischen Kriegsschiffen beschossen worden war. Der Gouverneurspalast und die beiden Gouvernementsgebäude I und II seien zerstört. Den Gouverneur persönlich traf das nicht, er war mit seinem Hofstaat längst ins sichere Morogoro im Inland umgezogen.

Heliographisch wurden etwa 150 Zeichen pro Minute gesendet, am Tage und bei nicht zu geringer Höhe bis zu 150 km Entfernung, bei Nacht mit der Sauerstofflampe bis etwa 60 km. Daneben bestand weiterhin der Relaisdienst mit schwarzen Stafettenläufern, die innerhalb von 24 Stunden etwa 150 km zurücklegten. Dieser Relaisdienst zwischen den Küstenorten war aufgrund der englischen Seeblockade wichtiger denn je; er bestand aber auch im Inland, z. B. zwischen Mittelland- und Usambara-Bahn.



Abb. 100: Heliographen-Askari

Fraglich war, ob obige Schießerei bei Dar es Salaam nicht das Vorzeichen für einen erneuten Landungsversuch bedeutete. Bei Dar es Salaam lag nur die 18. Feldkompanie. Man wartete gespannt auf weitere Nachrichten. Seit gestern war wieder einmal die Telefonleitung unterbrochen. Woran das auch immer liegen mochte, es blieb nur die Heliographenverbindung.

Weiterhin Patrouillentätigkeit – Bekanntschäften mit Nashörnern

Am nächsten Tag ging Vzfw. Vieweg erneut auf Patrouille. Vier Tage waren hierfür angesetzt. Mit von der Partie waren Obltn. Bauer, zwei schwarze Chargen (Charge: Unteroffizier oder noch höherer Mannschaftsgrad), 20 Askari, drei Wachagga und sieben Träger. Letztere trugen Verpflegung für drei Tage. Zwei von seinen Wachagga hatten an ihrer rechten Wade einen dünnen Knochenstab befestigt. Wozu dieser Knochen?, wollte Karl Vieweg wissen. Das ist ein Knochen von einem Geier, sagten sie. Dadurch – so wußten sie von ihrem Mediziner – vermochten sie ausdauernder zu laufen, fast so wie ein Geier fliegt. Na!

Nach fünfstündigem Marsch wurde mittags am Savan gerastet. Ein Zebra ging bis auf 15 m an der lagernden Abteilung vorbei, um aus dem Fluß zu trinken. Es kannte noch nicht die schlimme Gefahr, die von den Menschen ausging. Aber keiner schoß, um nicht feindliche Späher aufmerksam zu machen. Dann Weitermarsch. Stunden später wurde flußabwärts am Savan abgekocht („abgekocht“ bedeutete, daß für den Rest des Tages gelagert und Essen, meist Reis, gekocht wurde). Am Ufer sahen sie vier junge Krokodile.

Übernachtet wurde, wie fast immer bei Patrouillen, auf freiem Feld. Auf dem harten Steppenboden war das nicht gerade angenehm. Die Wache wurde angewiesen, nachts auch auf die Krokodile zu achten. Allerlei Kleintier am Boden – irgendwelche Insekten oder Spinnentiere – war man gewohnt, man schnippte sie weg oder auch nicht. Die Müdigkeit war größer und ließ so etwas als nebensächlich erscheinen.

Es war kurz nach Mitternacht.

Karl Vieweg und die anderen schliefen tief und fest.

Schlief auch der Posten? Oder konzentrierte er sich zu sehr auf die Krokodile – ? Er bemerkte nicht die Gefahr, die sich lautlos näherte ...

Karl Vieweg wurde plötzlich durch irgendetwas wach und schreckte hoch. Ein dunkler Schatten erhob sich schemenhaft vor ihm – der Feind? Nein, ein Nashorn stand vor ihm und prustete ihn an, so daß ihm die Spritzer ins Gesicht fuhren! Er zuckte zurück und sprang auf. Der Dickhäuter erschrak genauso wie sein Gegenüber, prustete erneut und dampfte im Rückwärtsgang wieder ab!

In diesem Augenblick fuhren auch Obltn. Bauer und die anderen hoch:

„Was ist los?“

„Kifaru – ein Nashorn!“

Aufregung überall. Wie konnte das geschehen? Hatten die Wachen das mächtige Tier nicht gesehen?! Die beiden Posten stotterten und wußten nicht, was sie sagen sollten. Sie wurden scharf zurechtgewiesen und erhielten eine Strafzucht. Im Wiederholungsfalle: 25 Kibokogrüße!

Mit dem Schlafen war es nun vorbei. Noch einen Besuch von einem dieser 3-Tonner und dabei einen Tritt auf den Großen Zeh – das wollte keiner riskieren.

Es war nicht das einzige Mal, daß ein Nashorn mit Karl Vieweg oder einem seiner Askari näheren Umgang hatte. Bei einem anderen Patrouillengang nahe dem Loosoito sah sich die Gruppe im hohen Grase urplötzlich einem Nashornbullen gegenüber. Der fühlte sich angegriffen und attackierte den Nächsten – das war der Askari Ali II. Ali wurde, bevor er sich's recht versah, hoch in die Luft geschleudert und plumpste krachend in einen Dornbusch. Der federte zwar vieles ab, doch erlitt Ali zahlreiche

tiefe Dornenwunden. Ansonsten hatte er äußerlich keine weiteren Verletzungen, klagte jedoch über starke innere Schmerzen, verursacht durch das Hochwerfen. In einer rasch gebastelten Trage wurde er zurückgebracht. Das Nashorn war natürlich verschwunden. Wegen der möglichen Nähe des Feindes war auch diesmal nicht auf das davonstürmende Tier geschossen worden.



Abb. 101: »... ein Nashorn stand vor ihm und prustete ihm an, ...«

Ein anderes Mal war ein Obltn. von Lekow Zielscheibe eines Nashorns. Der Stoß ging in den Unterleib, der Patient überlebte zwar, aber erst nach langem Hospitalaufenthalt.

Auch die Engländer hatten mit den Nashörnern ihre Schwierigkeiten. Ein Offizier der Kings African Rifles, der im Lager Mzima am Tsavo stationiert war, berichtete:

»... Patrol activity was even more hampered by rhino than by Germans. On one occasion a whole K.A.R. company was completely routed by a charge of three rhinos. Every carrier dropped his load and fled back to Mzima. The operation was abandoned. ...«¹⁷⁶⁾

176) Mosley, S. 80.

Ein andermal waren die englischen Posten am Tsavo das Opfer: *»... They claimed they had been heavily attacked and rushed by a German patrol, which on investigation turned out to be a female rhinoceros and her calf. ...«¹⁷⁷⁾*

Doch zurück zu der noch immer am Savan lagernden deutschen Patrouille. Ab etwa 2 Uhr morgens regnete es. Obltn. Bauer meinte sarkastisch, der Steppenboden sei nun weicher geworden, jetzt könne er endlich besser schlafen. Aber daran war nicht mehr zu denken. Jeder war durchnässt und daher froh, als noch vor Morgengrauen aufgebrochen wurde.

Am zweiten Tag mittags erreichte die Gruppe das bekannte Jagdlager am Savan. Es war ersichtlich, daß der Feind inzwischen da gewesen war. Also wirklich ein beliebter Lagerplatz von Freund und Feind. Der Aufruf von Karl Vieweg zum Überlaufen war von den Bäumen entfernt worden.

Nach halbstündiger Rast und Weitermarsch durch die Baumsteppe wurde kurz vor Sonnenuntergang am Engare Len Lager bezogen und abgekocht. Die Nacht war schlimm. Es regnete fast ununterbrochen. Man lag im Freien, besaß nur seine Decke und fand notdürftig Schutz unter schräg angelegtem Gras. Keiner, der am Morgen nicht völlig durchnässt war und bibberte, noch schlimmer als am Tag zuvor.

Am dritten Tag ging es noch ein Stück den Engare Len aufwärts, dann zurück zum ‚Sumpf‘ am Savan. Nirgends war etwas vom Feind zu sehen. – Die Nacht wurde noch scheußlicher als die vorangegangenen. Unzählige Moskitos fielen über die Patrouille her. Moskitonetze waren nicht vorhanden. Alles Umsichschlagen half nichts. Es gab einfach keine Nachtruhe. Immer wieder hörte man das feine und doch so durchdringende Singen der Mücken um sich herum. So wurde schon um 4 Uhr aufgebrochen. Der Ombascha Sanduku blieb mit zwei Mann als Wache am Eingang des Sumpfes in den Savan zurück. – Rückmarsch zum Lager am Challa-See, Ankunft dort 15.30 Uhr nach über zehn Marschstunden.

Während der gesamten Vier-Tagestour waren sie auf keinen Feind gestoßen. Als einziger, sichtbarer Erfolg war zu verzeichnen: Von einem Seitenpatrouillengang am letzten Tag hatten Askari Kofiabaya und einer der drei Wachagga 18 Straußeneier mitgebracht! Das entsprach etwa 400 Hühnereiern!

Am Abend gab es Omelettes satt.

Wie vorherzusehen war, wurden die beiden Weißen der Patrouille, Bauer und Vieweg, malariakrank, mußten sogar nach Neu-Moschi ins Hospital

177) Meinertzhagen, S. 124.

geschafft werden. Aber auch das ging vorüber dank der beiden erfahrenen Tropenärzte Dr. Wünn und Dr. Penschke sowie der Pflege von Schwester Frau Hanfstängl. Dr. Wünn war in dieser Gegend so gut wie zu Hause. Vor zwei Jahren hatte es hier am Kilimandjaro erstmalig Lungenpest gegeben. Durch Dr. Wünn's schnelles Eingreifen war die Zahl der Toten auf etwa 65 beschränkt geblieben.

Zur Erholung hielt sich Karl Vieweg noch eine Woche in Alt-Moschi auf, Hotel Förster, 6 km nordöstlich von Neu-Moschi. Alt-Moschi lag 1.100 m hoch auf einer Bergnase mit wundervoller Aussicht. Hier traf er Bekannte wie Graf Matuschka und auch Dr. Hindorf, den Leiter mehrerer Pflanzungsgesellschaften, darunter Gomba-Makuyuni, wo er, Vieweg, in seinem ersten Jahr in Afrika gearbeitet hatte. In Fachgesprächen war man sich einig, daß die Kautschukpflanze bei dem weltweiten Überangebot an Rohgummi zum Anbau anderer Kulturen übergehen müßten, wenn nur erst der Krieg vorüber wäre und jeder wieder auf seiner Pflanzung sein könnte!

Am Abend erzählte Dr. Hindorf aus seinem Leben, gab zum besten, wie er 1895 die Sisalagave von Florida nach Ostafrika gebracht hatte. Dann knisterte es vor Spannung im Raum. Von seinen 1.000 mitgebrachten Pflänzchen überlebten nur 62 die lange Reise. Doch diese 62 wurden der Grundstock für Millionen von Sisalpflanzen, die später in ganz Ostafrika heranwachsen und das Produkt ‚Sisalhanf‘ zum Exportschlagwer werden ließen.

Mitten in ihre Unterhaltung platzte die Nachricht, daß englische Kriegsschiffe die Stadt Tanga beschossen hätten! War es wieder nur eine Beschießung wie neulich mit Dar es Salaam, oder erfolgte auch eine Landung? Auf jeden Fall wurden noch am selben Tag mehrere Kompanien von Taveta und vom Longido herangezogen, um für Tanga bereit zu sein. Dort blieb jedoch alles still. Die ungebetenen Gäste reisten wieder ab.

In diesen Tagen in Alt-Moschi traf Karl Vieweg mit dem großen *mangi* Salema zusammen, dem Oberhäuptling im Moschi-Gebiet (*mangi* = Oberhäuptling einer der über 30 Wachagga-Stämme). Karl Vieweg war stets daran interessiert, die Völker und Stämme, bei denen er sich befand, genauer kennenzulernen. So konnte er ihre Eigenarten und Lebensweise viel besser verstehen. Auch mit der Sprache der Wachagga, dem ‚Kichagga‘, beschäftigte er sich länger. Sein Tagebuch enthält ein umfangreiches Verzeichnis von Kichagga-Wörtern des täglichen Gebrauchs. Eine Seite des Tagebuches war auch dem Moschi-Dialekt gewidmet, wieder eine andere den Rombo-Leuten und den Wataveta. So war er nicht nur auf sein Kisuaheli angewiesen.

Der etwas schüchtern wirkende Salema war 14 Jahre zuvor an die Macht gekommen, nachdem die Deutschen seinen Bruder Meli – er besaß sieben

Frauen¹⁷⁸⁾ – gehenkt hatten. Der nämlich hatte keine Lust gehabt, sich der deutschen Herrschaft zu unterwerfen und hatte seinerseits – 1892 – eine deutsche Strafexpedition unter Obltn. von Bülow vernichtet, ähnlich wie es der Wahehe-Sultan Mkwawa mit der Expedition des Obltn. von Zelewski gemacht hatte. Das war dem Meli aber teuer zu stehen gekommen. Nun war sein Bruder Salema am Ruder.

Mit Salema traf Karl Vieweg dreimal zusammen. Bei seinem letzten Besuch am 19. Dezember 1914 schenkte ihm Salema einen hübschen dreibeinigen Hocker, der aus einem Baumstamm herausgearbeitet war (und den Karl Vieweg noch 30 Jahre später in seinem Haus in Berlin als praktischen Untersatz für das Telefon benutzte).

Karl Vieweg war inzwischen von Dr. Wünn gesund geschrieben worden und marschierte zusammen mit Koch Juma, Boy Kazimoto, Trägeraufseher Lesu und acht Trägern zurück zum Challa-See. Er mußte wirklich gesund sein, sonst hätte er die Strecke von etwas über 50 km nicht an einem Tag, in zehn Marschstunden, schaffen können! Kazimoto und die Träger trafen erst am nächsten Tag ein.

Dann kam Heilig Abend. Besonderheiten und Ablauf: Üben der Europäer am Maschinengewehr; eine Usambarazeder ersetzt den Weihnachtsbaum; in Feldweibel Müllers Grasbude »... bis gegen 1 Uhr nachts Tee mit Whisky getrunken und Lieder gesungen ... Juma erhält als Weihnachtsgeschenk 1 Paket Tabak und 30 Briefe Zigarettenpapier, Kazimoto, der noch Fieber hat: 25 Päckchen Schnupftabak. ...«

Fünf Stunden später war Weihnachten vorbei: Die Wache auf Höhe 931, dem sogenannten Timbela-Lager, mußte abgelöst werden. Dafür machten sich 83 Mann auf den Weg nach Norden: Lt. Wahle, Vzfw. Vieweg, fünf Chargen, 40 Askari, drei Signal-Askari, sieben Träger, zehn Wachagga, 13 Träger für Verpflegung, drei Boys und dazu noch zwei Maultiere. Von Höhe 931 aus galt es, eine Woche lang das Vorfeld von Savan und Engare Len mit Patrouillen zu beobachten und abzusichern, genauso wie es auch im Vorfeld vom Challa-See und von Taveta ständig geschah.

Pech für Lt. Wahle bei einer Marschpause: Sein Grautier nutzte flugs die günstige Gelegenheit und rückte aus. Später im Lager: Jeder freute sich heimlich über die Geschichte, denn Lt. Wahle war nicht allzu beliebt und als genauso geizig bekannt wie sein Vater, General Wahle, der kurz vor Kriegsbeginn aus Deutschland eingetroffen war, um sein Söhnchen zu besuchen, nun aber notgedrungen hatte dableiben müssen.

178) Merker, Wachagga, S. 2.

Ein Überläufer

Dienstag, 29. Dezember 1914. Wieder war ein harter Patrouillentag zu Ende. Es war gegen 22 Uhr. Alle schliefen fest und tief – außer den Wachen, hoffentlich! Da trafen überraschend zwei Läufer vom 10 km entfernten Lager am Challa-See ein. Der eine von ihnen überbrachte eine Nachricht für Hptm. Fischer, eingewickelt in wasserfestes Papier und eingeklemmt in einem gespaltenen Stock. Der zweite Läufer war als Begleitung mitgekommen, weil niemand gern nachts allein unterwegs war. Gegen Raubkatzen hatten sie sich mit einem glimmenden Holzschein in der Hand bestens gewappnet.

Hptm. Fischer las die Nachricht und ließ sogleich Vzfw. Vieweg wecken. In der Meldung hieß es,

«... daß der Landwehrmann Freiherr von Maydell, der mit dem Uffz. Schuster vorgestern ... Patrouille ging ..., nicht zurückgekehrt ist, nachdem er sich beim Berge Loosoito (Murukuti) von Schuster getrennt hatte. Vermutlich zu den Engländern übergegangen. Ich soll noch heute nacht nach Loosoito mit starker Patrouille aufbrechen und nach ihm Nachforschungen anstellen. ...»

Bei Fluchtversuch sollte scharf geschossen werden.

«... Um 12 Uhr nachts breche ich mit 6 Askari auf, da nicht mehr zur Verfügung sind.

Mittwoch, 30.12.1914. *Mit meiner Patrouille gehe ich über den Posten am Südende des Sumpfes nach Osten. Von 3.55 bis 4.45 Uhr ausgeruht, dann weiter nach Osten in weiter Entfernung am Loosoito vorbei bis etwa südöstlich von demselben, dann zurück unmittelbar am Fuße des Berges vorbei nach Nordwest ungefähr bis zum Posten am Nordende des Sumpfes, wo er in den Savan mündet. Hier treffen wir gegen 1/2 11 Uhr vormittag ein. ... rücke dann nach der Feldwache am Timbela ab, wo ich kurz nach 12 Uhr mittag eintreffe. Nirgends war eine Spur von v. Maydell zu sehen.*

Im Lager hat inzwischen Askari Kofiambaya erzählt, daß er von dem Rekruten Kasuku der 6. Kompanie erfahren hätte: v. Maydell und Uffz. Schuster haben sich am 27.12. am Loosoito getrennt, jeder mit 3 Askari. v. Maydell hat seine Askari verleiten wollen und bedroht, mit ihm zu den Engländern überzugehen. Diese haben es verweigert, später aber dem Uffz. Schuster nichts gemeldet. v. Maydell ist dann mit seinem Boy angeblich auf Jagd gegangen. Also bestimmt bei den Engländern.»

Der englische Geheimdienst beschrieb den Überläufer als Marineleutnant mit rotem Bart und dunkler Brille. v. Maydell – er hatte einen deutschen Vater und eine englische Mutter – wurde nach seinem Eintreffen im feindlichen Lager verhört und in ein Gefangenenlager bei Nairobi gesteckt, wo er aus anderen Mitgefangenen Informationen herausholen sollte. Seine Erkenntnisse teilte er tatsächlich den Engländern mit. Aus erbeuteten Papieren kam der englische Geheimdienst 1916 jedoch dahinter, daß v. Maydells Mitteilungen – gewollt oder nicht gewollt – gar nicht stimmten, und so schob man ihn in ein Gefangenenlager in die USA ab.¹⁷⁹⁾ Außer der Desertation von v. Maydell gab es auf deutscher Seite während des Krieges nur noch eine weitere eines Weißen.¹⁸⁰⁾

Mehrere Tage nach der Maydell-Geschichte – Karl Vieweg war wieder abgelöst worden und zurück im Hauptlager am Challa-See – meldeten die Posten, daß in der Steppe östlich vom Lager eine Weiße Fahne hin und her geschwenkt werde. Mehrere Leute, die sich näherten, waren zu erkennen. Also wohl ein englischer Parlamentär. Sofort wurde ihnen eine gleich große Gruppe ebenfalls mit Weißer Fahne entgegengeschickt.

Die Zurückgebliebenen warteten voller Spannung. Einige frotzelten, daß die Engländer aus v. Maydell wohl alles herausgeholt hätten, was er wüßte, und ihn nun zurückbrächten, auf daß er neue Nachrichten einsammele. Aber dem war nicht so. Der englische Parlamentär brachte Post! Er übergab Briefe aus Deutschland und als Zugabe noch ein paar Zeitungen! Hier in der Kolonie also war das Kriegshandwerk noch eine relativ faire Angelegenheit.

Auf diese Weise wurde bekannt, daß England des Aufstandes in Indien nicht Herr werde und Japan 200 Mio. Dollar für Hilfeleistungen angeboten habe. Die Verbündeten Englands billigten das aber nicht, da sie befürchteten, damit einer japanischen Invasion in Europa Vorschub zu leisten.

So gab es im Lager reichlich Stoff für Spekulationen über den weiteren Kriegsverlauf. Die Briefe, die die Engländer übergeben hatten, waren für Leute in anderen Kompanien bestimmt. Trotzdem hob das Ereignis, Post aus der Heimat erhalten zu haben, die Stimmung. Die nämlich war nicht immer die beste. Fast jeder zweite Europäer war ständig krank. Entweder hatte er Malaria oder er litt an einem Darmkatarrh oder an beidem. Karl Vieweg selbst hatte seit Handeni, Anfang September, mit wenigen Unterbrechungen immer wieder Darmbeschwerden, natürlich auch Malaria, und beides vereint am Neujahrsmorgen 1915 mit 39,6° Fieber. – Er hatte sich den Beginn des neuen Jahres eigentlich erfreulicher vorgestellt.

179) Meinertzhagen, S. 187.

180) Boell, S. 427.

Bei Taveta

Neben diesen Erkrankungen kam Anfang Januar hinzu, daß im Lager Typhus ausbrach. Mindestens zehn Mann waren infiziert. Askari Kikoi starb. Gleichzeitig rückte die Kompanie nach Taveta, das neben Eingeborenenhütten eigentlich nur aus drei Europäerhäusern und der 20 Minuten entfernten, auf einem Hügel liegenden Missionsstation bestand. Auf den Karten war Taveta als wichtiger Rastplatz an der Karawanenstraße Moschi-Mombasa verzeichnet. Tausende von Sklaven waren bis vor 25 Jahren hier noch durchgezogen.

Die Kompanie blieb wegen der Ansteckungsgefahr isoliert auf dem Hügel mit dem zerfallenen englischen Missionsgebäude. In einem der ‚Zimmer‘ quartierte sich Karl Vieweg ein. Zum Schutz gegen den Regen ließ er ein Grasdach über seinem Feldbett errichten. Wirklich ein prächtiges Zimmer!



Abb. 102: Deutsche Maschinengewehrstellung auf dem Latema-Berg zwischen Taveta und Himo

In Taveta lag auch die 19. Feldkompanie mit Freund Rabe, mit dem er sich mehrmals traf.

Da meldete am 15. Januar der Telefonkasten, daß die Engländer an der Küste die Grenze überschritten und sich in dem Ort Jassini nördlich Tanga festgesetzt hätten. Sofort wurden mehrere Kompanien in Marsch gesetzt und mit der Usambara-Bahn nach Tanga gebracht. Wie gut, daß es die Bahn gab! Schon vier Tage später meldete dieses Mal nicht das Telefon, sondern der Heliograph, daß der Feind vernichtend geschlagen sei und sich zurückziehen mußte. Die Verluste auf beiden Seiten seien hoch. Unter den Gefallenen seien auch Major Kepler, Obltn. Spalding und Ltn. Seyd. Alle drei hatte Karl Vieweg gekannt. Major Kepler, den er immer sehr geschätzt hatte, Leutnant Seyd, mit dem er mehrmals auf Patrouille gegangen war und Oberleutnant Spalding, der ihm von Farm Leitgeb her bekannt gewesen war. Hart zu wissen, daß sie nicht mehr lebten.

Der Kampf um Jassini hatte arg an den geringen Munitionsvorräten der Truppe gezehrt. Noch während des Gefechtes war dringend Munition von Moschi angefordert worden. Maßgebende Offiziere meinten anschließend: Noch ein derartiges Gefecht, und wir haben keine Munition mehr in der Kolonie. Lettows Antwort daraufhin: Holt euch die Munition vom Gegner!

Für die Engländer war es nach der Schlacht bei Tanga die zweite Niederlage innerhalb weniger Monate. Den Grund für ihre Niederlage sahen sie in dem fürchterlichen Sumpfklima jener Gegend, in dem sie nur so dahin-siechten:

„... *They wither away from sickness and heat. For this was appalling country, infested with malarial mosquitoes and tsetse fly. ...*“¹⁸¹⁾ (Sie starben dahin an Krankheit und Fieber. Denn dies war ein schreckliches Land, verseucht mit malarialinfizierten Moskitos und Tsetse-Fliegen.)

Daß die Deutschen genauso unter Hitze, Moskitos und Tsetse litten, spielte natürlich keine Rolle.

Bei dem Gefecht um Jassini versagte das deutsche Araberkorps, zu dem der im deutschen Exil lebende frühere Sultan von Sansibar, Chalid bin Bargash, aufgerufen hatte (vgl. Seite 211), kläglich. (Die Araber erhielten übrigens das Zehnfache des Askari-Solds!) Das 400 Mann starke Korps entschwand nach kurzem Gefecht seinem Führer unter den Händen und fand sich erst nach Stunden wieder einigermaßen zusammen.¹⁸²⁾ Die Engländer,

181) Mosley, S. 80.

182) Boell, S. 89.

die von der eigenen Schlappe um Jassini abzulenken versuchten, griffen das Versagen der Araber gern auf und meinten über die einzelnen Truppenteile der Deutschen ironisch: Die deutschen Askari hätten meist ihre Frauen dabei; die würden ihre Männer nach dem Marsch und nach dem Gefecht liebevoll umsorgen; auch viele der deutschen Offiziere führten ihre schwarzen Mätressen (*»native wives«*) mit; die Araber jedoch hätten junge Männer mitgebracht, die nach den Mühen des Tages ebenfalls voll der Liebe auf sie warteten; Lettow würde aber ein Auge zudrücken und dies dulden.¹⁸³⁾

Eine Hinrichtung – Oberhäuptling Mareale – Kaisers Geburtstag

Die Spionagetätigkeit nahm auf beiden Seiten erheblich zu. Manchmal glückte es, meist nur durch Zufall, einen Verräter oder einen Spion zu fassen.

Das gelang am 20. Januar 1915. Zwei verdächtige Wachagga, die sich auffallend für Dinge interessierten, die sie nichts angingen, waren festgenommen worden. Beim Verhör gaben sie zu, bereits Nachrichten an die Engländer geliefert zu haben. Das bedeutete die Hinrichtung.

Hierzu waren neben den beiden Askari-Kompanien 400 Wataveta und Wachagga und eine Gruppe Maasai anwesend. Die Wachagga kamen unter Führung des Jüngeren Mareale. Die Anwesenheit der Einheimischen war angeordnet worden, um ihnen vor Augen zu führen, was mit jedem geschehen würde, wenn er den Kaiser und seine Soldaten an die Engländer verriet.

Der sehr deutschfreundliche Mareale – Sohn des *mangi* (Oberhäuptling) Mareale von dem Gebiet um Marangu – schilderte seinen Leuten vorab die Vergehen der beiden Verräter so ausführlich und überzeugend, daß jeder wohl auch in seinem Innersten die Art der Bestrafung für gerecht hielt und dies mit einem lauten Ruf und Speereklappern zum Ausdruck brachte. Auch die Maasai schlossen sich dem Geklapper an. Sie kannten es nicht anders. Wer seinen Stamm verriet, so war ihr Gesetz, der mußte sterben. Das galt schon immer so.

¹⁸³⁾ Mosley, S. 81.

Es war 10 Uhr vormittags. Die Delinquenten standen vor der Front. Alles war versammelt, das Geklapper vorbei. Mit einem Trommelwirbel wurde die Prozedur eingeleitet. Dann verlas ein Offizier das Todesurteil, erst auf Deutsch, danach auf Kisuaheli. Ein Dolmetscher übersetzte es in Kichagga. Darauf wieder Trommelwirbel. Ein Kommando folgte – die Salve krachte und die beiden Verräter lagen standrechtlich erschossen am Boden – *amri ya kaisari* (auf Geheiß des Kaisers).

Mangi Mareales Wort hatte Gewicht bei seinem Volk. Zur Feier des Tages hatte sich Mareale mit einer Phantasieuniform fein gemacht, wie in jener Zeit von höher stehenden Afrikanern gern praktiziert; er trug eine leuchtend rote Husarenatilla (eine mit Schnüren versehene Husarenjacke). Unten herum war er allerdings zwangloser gekleidet.

Mit seinen knapp 18 Jahren nannte er schon etliche Frauen sein eigen (deren Zahl er im Laufe seines fast 90jährigen Lebens auf stattliche 69 erhöhen konnte). Wie sein 65jähriger Vater, so liebte auch er es, stets einen Boy bei sich zu haben, der auf dem Kopf eine mit Hirsebier gefüllte Kalebasse trug, aus der er sich von Zeit zu Zeit labte. Sein Vater – der Ältere Mareale, er starb im darauffolgenden Jahr – war insofern weitsichtiger gewesen als die anderen Wachagga-Führer am Kilimandjaro, die alle um die Vorherrschaft kämpften, als er frühzeitig erkannte, daß letztlich doch die Deutschen mit ihren überlegenen Waffen die Gewinner sein würden. Also schlug er sich auf ihre Seite und erreichte durch Intrigen, daß seine wichtigsten Rivalen Sinna (hundert Frauen!)¹⁸⁴⁾ und Mandara ohne allzu große Gerichtsverfahren vor Jahren aufgehängt wurden. – Zuvor war Sinna von Kiboscho der einflußreichste *mangi* im Kilimandjaro-Gebiet gewesen. Aber als er 1890/91 plündernd durch das Gebiet seines Nachbarn Mandara zog, rief Mandara die Deutschen zu Hilfe. Sinna wurde geschlagen. Er gelobte zwar feierlich Unterwerfung, konnte es letztlich aber doch nicht lassen. Das bedeutete sein Ende. – So war Mareale wie viele andere Herrscher im schwarzen Erdteil zum großen *mangi* der Wachagga-Stämme aufgestiegen.

Die Freude währte nicht lange, denn die mehr als 30 anderen *mangi* am Kilimandjaro waren damit nicht einverstanden, zumal er aus dem weiter im Osten liegenden Bura (120 km entfernt) stammte und nur eingeeiratet hatte. Also blieb es dabei, daß er nur *mangi* seiner Landschaft Marangu war. – Hinter vorgehaltener Hand erzählte man sich von ihm, daß er früher die Gewohnheit gehabt habe, die Kinder seiner geflüchteten Feinde per-

¹⁸⁴⁾ Merker, Wachagga, S. 4.

sönlich umzubringen. Aber das war lange her. Und wer weiß, was daran wahr war.

Am Nachmittag der Hinrichtung der beiden Verräter stand plötzlich das Lager der benachbarten 19. Feldkompanie in hellen Flammen. Das Feuer hatte von einer der Grashütten auf die anderen übergegriffen. Zwei schwere Dynamitexplosionen verstärkten den Tumult. Der Funkenflug drohte auch die Hütten der 8. F.K. auf dem Hügel in Brand zu setzen, doch gelang es hier, die ersten Flammen zu ersticken. Noch am Abend knatterten explodierende Patronen.

Der Schaden war beträchtlich. Viel privates Eigentum war verbrannt, dazu sämtliche Akten der Kompanie. Wie es zu dem Brand gekommen war, blieb zunächst ein Rätsel. Jeder wußte, wie leicht eine Hütte brennen konnte, und jeder wußte, daß man zum Ausgleich für leichtsinnig entstandene Brände 25 Hiebe aufgezählt bekam – vorausgesetzt natürlich, man hatte eine schwarze Haut. Schon deshalb allein, wegen der Hiebe, war jeder besonders vorsichtig. Zunächst argwöhnte man, ob der Brand etwa ein Racheakt von einem Freund der beiden Hingerichteten gewesen sein könnte. Viele der Europäer hielten das für sehr wahrscheinlich.

Dann aber klärte es sich auf: Schuldig war ein (weißer) Feldweibel der 19. F.K., der leichtsinnigerweise eine brennende Zigarettenkippe weggeworfen hatte. Welche Strafe er bekam, ist nicht bekannt.

Auch Lettow hatte seine Spione in Britisch-Ostafrika, vor allem in Mombasa. Er erhielt von ihnen wertvolle Hinweise, wie z.B. über die indischen Truppenanlandungen in Mombasa für den bald darauf erfolgten Landungsversuch bei Tanga. Andere Spione berichteten vor wenigen Tagen, daß die Engländer begonnen hätten, eine Eisenbahnlinie durch die wasserlose Serengeti in Richtung der deutschen Ost-Kilimandjaro-Front bei Taveta zu bauen. Der neue Chef des britischen Intelligence Service in Ostafrika, Mr. Meinertzhagen (deutscher Abstammung), hatte kürzlich gleich mehrere Spione entdeckt und erschießen lassen (*„... he rounded up a nest of spies in Mombasa and had two of them shot before a firing squad. ...“*¹⁸⁵) Meinertzhagen selbst hatte über 3.000 Späher und Spione in seinen Diensten, vor allem Maasai, Wachagga und Wasuaheli (die letzteren waren die besten), die sich überwiegend am Kilimandjaro und an der Küste aufhielten.¹⁸⁶

Ein anderes Ereignis trat ins Blickfeld: Am 27. Januar war der Geburtstag seiner Majestät, Kaiser Wilhelm II. Also ein Festtag! Das wußte jeder. In

185) Mosley, S. 79.

186) Meinertzhagen, S. 127.

Deutschland kannte den Tag sogar jedes Kind, denn dann gab es schulfrei. – Hptm. Fischer ließ die Kompanien am Vormittag antreten, würdigte den Geburtstag und sagte schließlich, daß der Kaiser ihnen ein Telegramm geschickt habe. Dann zog er ein Papier hervor und las den Kompanien in Kisuaheli ein Danktelegramm ihres *bwana kaisari* vor, in dem er seinen treuen Askari in Deutsch-Ostafrika für ihre tapferen Leistungen dankte. Als Geschenk vom Kaiser erhielt jeder Askari anschließend 2 *Rupia bakshishi* (vor dem Krieg war das immer 1 Rupie gewesen).

Da kam Freude auf!

Am Abend an den Lagerfeuern wurde nur noch von dem großartigen *bwana kaisari* gesprochen. Die Askari meinten über ihn, wer soviel für seine Soldaten tut, der muß wirklich ein guter Kaiser sein! Ihr größter Wunsch war, den Kaiser und seine *bibi kaisari* einmal persönlich in seiner großen *boma* (Schloß) in *berlini* sehen zu dürfen. Sein Abbild mit dem schönen Helm auf dem Kopf und dem Raubvogel oder Geier darüber kannten sie von den Münzen her. – Das Kaiser-Telegramm war übrigens von Nauen bei Berlin via Funkstation in Deutsch-Südwestafrika nach Tabora gesendet worden.

1915

Am Südwest-Kilimandjaro: Das Lager am Kware-Bach

Zwei Tage später kam Befehl, die 8. Feldkompanie solle noch in derselben Nacht ins Westkilimandjaro-Gebiet übersiedeln, weil der Feind seine Tätigkeit dort auffallend verstärkt habe. Maasai-Spione hatten berichtet, daß Truppen mit kleinwüchsigen Leuten und Schlitzaugen im Anmarsch seien.

Japaner!

Eine japanische Invasion, die die deutsche Kolonie zu überschwemmen drohte! Derartige Schreckensmeldungen machten ihre Runde, und ein erster Bürenwagen-Treck mit weißen Ansiedlern aus dem Raum Aruscha flüchtete bereits gen Süden. Doch die Schlitzaugenmeldung erwies sich als falsch. Schon einmal kursierte eine Falschmeldung über die Japaner; da hatte die ‚Usambara Post‘ Ende Oktober gemeldet, daß zwischen Japan und den USA Krieg ausgebrochen sei.

Nach derzeitigem Informationsstand aber waren die Japaner weiterhin im Anmarsch, und die 8. F.K. marschierte ihnen in einem Nachtmarsch entgegen. Die 46 km bis Moschi wurden in 16 1/2 Stunden bei zwei zweistündigen Schlafpausen am harten Wegesrand zurückgelegt.

Am nächsten Tag war es aber doch nicht mehr so eilig, und die Kompanie blieb ab Mittag in Wartestellung am Kware-Bach zwischen Moschi und Aruscha, etwa 20 km westlich Moschi (s. Karte 4, Seite 279).

Insgesamt gehörten zur Kompanie 16 Europäer und 176 Askari mit 2 MG. An Europäern der 8. Feldkompanie werden im Tagebuch genannt: Hptm. Fischer, bekannt als ein sehr liebenswürdiger Offizier, der sich im Jahr darauf das Leben nahm, Hptm. Vorberg, die Obltn. Naumann und Bauer, Vzfw. Weiß, Fw. Neider, die Uffz. Lebuhn, Pfeiffer, Schaché und Arnold sowie Gefr. Schröder.

Vorberg, Naumann u. Schaché waren gerade befördert worden; auch Vizefeldwebel Karl Viewegs Beförderung zum Leutnant stand in diesem Jahr an. Doch Beförderungen vom Unteroffiziersdienstgrad zum Offizier wurden nur durch den Kaiser vollzogen, und der war weit weg. So wurde die Formalität nach dem Kriege rückwirkend zum 30. August 1915 nachgeholt.



Karte 4: Im Vorfeld des West-Kilimandjaro, Frühjahr und Sommer 1915

Hier am Kware-Bach baute sich jeder neben seinem Zelt auch seine Grashütte. Kaum waren die Hütten fertig, da hieß es erneut, sofort, also noch bei Nacht, vorrücken. Beim Lager Geraragua, nordwestlich von hier, sei der Feind im Anmarsch, nur einen Tagesmarsch entfernt! In aller Eile wurde das Nötigste gepackt und aufgebrochen. Kaum hatte sich der Lindwurm in Bewegung gesetzt – die Schwanzspitze wartete noch –, da kam der nächste Befehl aus Moschi: Kommando zurück, alles bleibt im Lager.

Also trottete man gemächlich zurück zu den heimischen Hütten.



Abb. 103: Impfen der Eingeborenen gegen Pocken

Es war auch aus ganz anderem Grunde gut, daß man noch im Lager blieb. Die Träger waren kurz zuvor gegen Typhus geimpft worden und infolge der Beschwerden danach größtenteils nicht marschfähig. Viel zu wenig Ausrüstung hatte man daher mitnehmen können. Auch Koch Juma hatte seine Injektion in die Brust bekommen, obwohl er das eigentlich gar nicht wollte. Aber der Gedanke an Frau und Kinder und vor allem an den toten Kikoi bei Taveta mit der herunterhängenden Kinnlade hatte ihn umgestimmt.

Als am nächsten Tag der Gouverneur unerwartet in seinem Auto von Moschi nach Aruscha vorbeikam, wurde rasch angetreten. Gouverneur Dr. Schnee hielt eine kurze Ansprache, lobte die Truppe, brachte ein Hoch auf den Kaiser aus und fuhr wieder weiter.

Die Kompanie war also wieder im alten Lager am Kware-Bach. ‚Abwarten in Bereitschaftsstellung‘, so hieß es jetzt. Jeder richtete sich für einen längeren Zeitraum ein. Die Grasbuden wurden ausgebaut und besser eingerichtet. Die Zelte und Hütten der Europäer standen weit auseinander, schließlich verfügte man über genügend Platz. Auf der einen Seite des Baches wohnten die Weißen, auf der anderen die Schwarzen. Karl Vieweg baute sich zusätzlich noch einen Badeverschlagent am Bach und vor der Hütte ein Turnreck, wie er es in seiner Heimat in Quedlinburg gehabt hatte, jetzt allerdings mit Holzstange.



Abb. 104: Askari beim Kartenspiel

Die Askari und Träger hatten ebenfalls getrennte Lager. Während die Zelte der Askari mit Gras verkleidet waren, hausten die Träger in Primitivhütten. Nie hätte sich ein Askari mit ans Lagerfeuer der Träger gesetzt. Das schickte sich nicht, mehr noch, das ging einfach nicht. Schließlich waren sie Askari, und ein Träger war nur ein *shenzi*, d.h. ein Buschneger. Auf den blickte man höchstens herab oder erteilte ihm Befehle. – Bald darauf wurde auf Befehl von Lettow das Zusammenlagern auch strengstens untersagt, um die Übertragung von Krankheiten möglichst zu vermeiden. Es war dies eine Anordnung, die sich, wie man durch Vergleiche erkennen konnte, im Laufe der Kriegsjahre bestens auszahlte.

Die Tage vergingen mit dem Anlegen eines neuen, kürzeren Weges zum Lager am Geraragua. Daneben wurden Übungen durchgeführt, Unterricht in Theorie und Praxis abgehalten und für manchen Schwarzen und Weißen auch Urlaub gewährt; denn dafür war die Gelegenheit jetzt günstig. So nutzte Karl Vieweg einen Tag, um sich die nur eine 3/4 Std. entfernte Pflanzung von Herrn König anzusehen. Einen weiteren Tag hielt er sich auf der landwirtschaftlichen Versuchsstation Kibongoto auf. 2 1/2 Std. Fußmarsch hin, 2 1/2 Std. Fußmarsch zurück. Unter fachgerechter Anleitung von Dr. Markus wuchsen dort Kaffee, Weizen, Luzerne sowie aus Südafrika junge Pfirsich-, Aprikosen-, Pflaumen- und Apfelbäume. Etwas oberhalb der Station lag eine Höhle, in der früher die Wachagga Schutz gesucht hatten,

wenn Überfälle von den Maasai drohten oder wenn sich – wie 1892 und 1893 – ein Strafkommando der kaiserlichen Schutztruppe näherte.

Kazimoto und zwei Träger hatte Karl Vieweg mitgenommen, weil er damit rechnete, in Kibongoto Obst kaufen zu können. Er bekam allerdings nur Süßkartoffeln. Auch damit war er zufrieden.

Auf dem Rückweg war eine Rast bei einer Wachagga-Siedlung vorgesehen, die sie auf dem Hinweg passiert hatten. Karl Vieweg wollte schon halten und absetzen lassen, als ein Mann auf die Gruppe zukam und sie noch ein paar Schritte weiterleitete. Erst dort wurde abgesetzt. Ein etwas älterer Mchagga mit würdigem Aussehen begrüßte Karl Vieweg und lud ihn zum Tee ein.

Nach den üblichen Begrüßungsfloskeln meinte der Mann etwas vorwurfsvoll-traurig, der Bwana sei heute früh vorbeigegangen, ohne bei ihm zu rasten. Einen solchen Kummer dürfe er ihm nicht wieder antun. Er habe jetzt das Getränk vorbereiten lassen, als er die Gruppe in der Entfernung habe herankommen sehen. Ein *mzungu* (Europäer) sei bei ihm stets ein willkommener Gast. Der *mzungu* bedankte sich und versicherte, er werde stets bei ihm einkehren, wenn er hier wieder vorbeikäme. Aber er wolle doch gern wissen, wie sein freundlicher Gastgeber heiße.

„Bwana, nini mdu o wandu wa marubuni – Herr, ich bin ein Mann der Menschen, die zwischen den Bananen wohnen.“

Das war die wortreiche Beschreibung für einen Stammesangehörigen der Wachagga. Er war der Jumbé. Da er wußte, was sich gehörte, hockte er sich in gebührender 10-Fuß-Entfernung auf seinen kleinen Dreifuß, während sein Gast einen anderen Hocker erhielt.

Im Dorf herrschte eine auffallende Unruhe, verglichen mit dem Vormittag. Karl Vieweg wollte gern wissen, was der Grund sei und erfuhr, soeben sei ein älterer Mchagga beerdigt worden. Er sei in der vergangenen Nacht verstorben und darauf gemäß ihrer Sitte in das Fell eines frischgeschlachteten Stieres gewickelt und in der Hütte seiner Lieblingsfrau begraben worden.

„Sag mir“, fragte Karl Vieweg nach, „weshalb begrabt ihr den Verstorbenen in der Hütte und nicht irgendwo außerhalb?“

„*Bwana kubwa* – großer Herr, der Tote war ein würdiger Familienvater, der immer gut zu seinen Frauen und Kindern war. Er wird in der Hütte begraben, damit seine Angehörigen weiterhin in seiner Nähe sein können.“

„Und sein Geist? Wo wird der bleiben?“

„Der wohnt in der Erde unter seinem Grab.“

„Unter seinem Grab –?“

„Unter seinem Grab.“

„Aha. Doch sag mir, wenn er da tief unten sitzt, kann er euch dann trotzdem beschützen?“

„*Äääb, hapana* – eigentlich nicht. Oder doch. Manchmal bei schwerer Krankheit.“

„Wie geht das vor sich?“

„Der Kranke oder seine Angehörigen müssen ihm eine Ziege bringen. Die Ziege wird über das Grab gehalten und getötet. Das Blut tropft auf das Grab und wird von dem Geist aufgenommen. Er wird dadurch stark und kann die Krankheit bekämpfen.“

„Und was wird mit der Ziege?“

„Die wird von den Angehörigen aufgegessen.“

„Wird der Kranke danach gesund?“

„*Ääb*.“ Er nickte dazu.

Karl Vieweg erfuhr weiter, daß die Lage des Verstorbenen immer so gewählt wird, daß sein Gesicht zum Kibo-Gipfel gerichtet ist. So kann der Tote weiterhin den großen Geisterberg sehen. Nach einem Jahr werden seine Knochen ausgegraben und der Schädel mit einem Deckel darüber in der Nähe der Hütte auf dem Boden beigesetzt. Die übrigen Knochen werden drum herum gelegt.

Nun wollte der Jumbé wohl andeuten, daß er genug erzählt habe. Er griff zu seiner Hüfte, wo sich ein kleines Gefäß mit Tabaklauge befand. Dann beugte er den Kopf nach hinten, hielt ein Nasenloch zu und beförderte in das andere einen Schuß von der Tabaksoße. Als nächstes senkte er den Kopf wieder und hielt auch das andere Nasenloch zu. Sein Blick – ganz in sich gekehrt – sagte alles. Der Genuß mußte grandios sein.

Kazimoto hatte in der Zwischenzeit eine halbe Last Hirse gekauft, verpackt in einem Beutel aus Bananenfasern. Daß man aus Bananenfasern reißfeste Beutel und Säcke machen kann (aus den 2 – 4 m langen Blattscheiden), erfuhr Karl Vieweg hier zum ersten Mal. – Dann wurde weitermarschiert.

Koch Juma blieb derweil im Lager nicht untätig. Er sagte sich, wenn er ein wenig Futter in Richtung Hühner der Nachbargrassbude wirft, dann werden die Gackerzweibeiner des dortigen Weißen herüberkommen, seinen Mais aufpicken und natürlich ihre Eier hier legen; er brauchte dann keine für seinen Herrn zu kaufen. – Die Rechnung ging auf.

In einem Brief an seine Eltern schrieb Karl Vieweg am 3. Februar 1915 u.a.:

„... Nur wenig ausführliche Nachricht darf ich Euch senden, da nur Postkarten und offene Briefe mit unverfänglichem Inhalt erlaubt sind. ... Bitte schreibt ... bitte regelmäßig, gleichgiltig, ob offiziell zugege-

ben wird, daß Postverbindung mit Deutsch-Ostafrika besteht oder nicht. Schreibt auf die Adresse ‚via Lourenco Marques‘ ... Wir liegen hier an dem kleinen Bache Kware, der, wie all die kleinen und größeren Gewässer, die von den Abhängen des Kilimandjaro kommend in die Steppe fließen, mit einem nur 10 – 50 m breiten Galeriewald von schönen, hohen, schattigen Laubbäumen umsäumt ist.

Trete ich die paar Schritte aus dem Wald heraus, so habe ich eine wundervolle Aussicht auf den Kilimandjaro, dessen schneebedeckter Kibogipfel fast stets ohne Wölkechen in genau nordöstlicher Richtung klar und deutlich mit jeder Felsspalte zu sehen ist.



Abb. 105: Das Lager am Kware-Bach: »... Trete ich die paar Schritte aus dem Wald heraus, so habe ich eine wundervolle Aussicht auf den Kilimandjaro ...«

Namentlich abends kurz nach 6 Uhr, wenn hier schon Dämmerung herrscht und die Sonne für uns schon untergegangen ist, wenn ihre letzten Strahlen aber noch den Schnee des Kibo vergolden, ist der Anblick unvergeßlich schön. ...«

Die Wachagga nannten den Berg kilima ndjaro – den Berg der bösen Geister. Die Maasai sahen das positiver. Für sie war der schneebedeckte Gipfel das Haus ihres Gottes ng ai.

In den nächsten Tagen war es mit dem Gehen schlecht bestellt (»... Ich habe an jedem Fuß eine entzündete Sandflobstelle ...«). Davon abgesehen, wurde es aber eine erholsame Zeit. Hier brauchten keine anstrengenden Patrouillengänge über mehrere Tage durchgeführt zu werden, bei denen man hinterher auch noch Malaria auskurieren mußte. Man war abends nicht so kaputt wie am Ost-Kilimandjaro und genoß das ruhige Lagerleben. – So wandten sich die Herren verstärkt der Damenwelt zu, die in einer nahen Siedlung durch Schönheiten der Nubier, der Wachagga und der Maasai zahlreich vertreten war. Auch einzelne Abessinierinnen waren dort zu sehen. Also ein wirklich magnetischer und abwechslungsreicher Ort. Anfangs begaben sich die Herren meist zusammen mit ihrem Boy oder Koch zu der Siedlung unter dem durchaus verständlichen Vorwand, Eier für den Speisezettel einzukaufen. Später ging der Boy oder Koch allein auf Brautschau und regelte alles für seinen Gebieter.

Da waren Fatuma, Mnyaturu, Mwatumu, Tiba und wie sie alle hießen. Die Nubierin Fatuma, ein besonders schöner Typ, hob sich durch ihre Rassenmerkmale deutlich von den Maasai und besonders von den Wachagga ab. Sie wußte dies auch, und so bereitete sie vergnügliche Stunden nur für blanke 3 Rupia. Kein Problem für liebeshungrige Bleichgesichter, die nicht wußten, wie sie ihr Salär sonst ausgeben sollten. Ein nicht minder schöner Typ wie Fatuma war Madam Mwamua, zumindest glaubte sie es. Sie war nicht mehr die jüngste und drapierte sich zum Ausgleich mit den auffallendsten Tüchern, die sie im Inderladen bekommen konnte. Betäubende Wohlgerüche verhalfen ihr zudem, von weniger spektakulär erscheinenden Körpermerkmalen abzulenken.

Bei der Gruppe der Maasai merkte man deutlicher als bei den anderen – und Karl Vieweg wurde es auch von Maasai-Kennern bestätigt –, wie gering doch die Frauen gewertet wurden. Sie galten im Gegensatz zu den Männern als unrein, hockten irgendwo im Hintergrund und taten, was die Männer ihnen befahlen. Sie waren zum Wasserholen, Maisstampfen, Feuermachen und Kinderkriegen da. Ein unverkennbarer Geruch von ranziger Butter drang aus ihrer Richtung herüber.

Die Damen waren natürlich beschnitten, wie sich das gehörte, wenn sie das jung-frauliche Alter von etwa 12 oder 13 Jahren mit dem Einsetzen der Pubertät erreicht hatten – egal ob Nubier, Wachagga oder Maasai. – Bekannt bei den Europäern war, daß auch jüngere Maasai-Mädchen, die noch nicht beschnitten waren, anstandslos Verkehr haben durften. Nur – ein Kind kriegen, das durften sie nicht. Darauf stand Todesstrafe. Dafür, daß dies nicht eintrat, sorgte ein bestimmtes Getränk, das während der ersten beiden Schwangerschaftsmonate eingenommen werden mußte. War

der Zeitpunkt überschritten, dann halfen nur noch kräftige Schläge der Mutter auf den Unterleib.¹⁸⁷⁾

Bei den Wachagga wurden unbeschnittene Jungen und Mädchen ungewöhnlich schwer bestraft, wenn ihr Verkehr Folgen hatte. Hierbei handelte es sich etwa um die 12 – 14jährigen. Sie wurden »... in der Weise getötet, daß man sie aufeinanderlegt und durch beide Leiber einen Pfahl in die Erde treibt. ...«¹⁸⁸⁾ Nicht ganz so schlimm erging es dem Wahwitzigen, der es gewagt hatte, eine Häuptlingsfrau zu verführen. Dem wurde, um einer Wiederholung mit Sicherheit vorzubeugen, sein bestes Stück abgeschnitten. Oftmals wurde er aber auch getötet.

Der Ablauf der Beschneidungsprozedur interessierte Karl Vieweg natürlich. So hielt er sich nicht nur zum Eierkaufen in der Siedlung auf. Er hatte dort interessante Leute gefunden, die ihm manche Frage beantworten konnten, Dinge, die bei seinen Gesprächen mit Wachagga-Spähern wegen der schlechten Verständigung unklar geblieben oder gar nicht erst zur Sprache gekommen waren. So erfuhr er, daß bei den Wachagga-Mädchen auf verschiedene Art beschnitten wurde. In manchen Dorfgemeinschaften wurde nur das Praeputium der Clitoris entfernt, in anderen auch die Clitoris selbst, und wieder in anderen wurden zusätzlich die inneren Schamlippen entfernt.

Interessant ist, was Hptm. M. Merker, ein langjähriger Kenner der Wachagga, damals über die Gebräuche im Zusammenhang mit der Geburt berichtete:¹⁸⁹⁾

»... Gestatten die Geburtswege wegen zu großer Enge den Austritt des Kindes nicht, so wird dieses im Mutterleib zerschnitten und stückweise entfernt ...

Das Neugeborene wird auf ein Bananenblatt gelegt und von der alten Frau nur durch Ablecken mit der Zunge gereinigt, nicht gewaschen. ...

Die Ehegatten sollen sich vom Ende des sechsten Schwangerschaftsmonats bis zum Schluß der Säugezeit, die 2 – 3 Jahre dauert, trennen. Letztere Frist wird aber wohl nie eingehalten; daher die vielen Abtreibungen in dieser Zeit.

187) Verhütungs- und Abtreibungsmethoden sind bei sehr vielen Stämmen bekannt. Die Wanyamwesi-Frauen führen vorbeugend ein Schneckenhaus ein. Die Wapare trinken eine Arznei aus dem Holzmehl eines bestimmten Baumes oder treiben mit Hilfe des Extrakts aus der gekochten Fruchtschale des Pandanus-Baumes ab (Schultz-Ewerth, S. 171f).

188) Merker, Wachagga, S. 28.

189) Merker, Wachagga, S. 11 – 13.

Gleich nach der Geburt werden mißgestaltete Kinder und Albinos getötet, dann solche, die während des Geburtsaktes schreien oder mit einem Zahn auf die Welt kommen; ferner, wenn die Beine des Kindes zuerst geboren werden. ... Bei Zwillingen wird einer getötet; sind die Kinder verschiedenen Geschlechts, so tötet man das Mädchen ... In allen Fällen wird die Tötung durch einen Schnitt durch den Hals ausgeführt. ...»

Im Gegensatz zu den Wachagga schienen die Kinder der Maasai ein in mancher Hinsicht wundervolles Leben zu führen, auch im Gegensatz zu den Kindern der Europäer: Für Ungehorsam, Ungezogenheit oder ähnliche Dinge bekamen sie kaum Schläge. Kinder bis zu zwei Jahren durften grundsätzlich tun, was sie wollten und wurden grundsätzlich nicht geschlagen, ältere selten. Ohrfeigen oder überhaupt Schläge an den Kopf waren verpönt; sie könnten dem Kind doch schaden.¹⁹⁰⁾ Wenn geschlagen wurde, dann nur auf die Erziehungsfläche.

(Auch einige Bantustämme Deutsch-Ostafrikas und die negride Bevölkerung Westafrikas¹⁹¹⁾ folgen noch heute diesen Grundsätzen und bescheren ihren Kleinkindern damit eine nahezu paradiesische, frustrationslose Kindheit.)

Zu diesem Thema erzählte der Kompaniearzt Karl Vieweg, daß die Maasai in dieser Hinsicht wirklich vorbildlich seien. Er, der Arzt, habe Berichte über Bestrafungen von Kindern in Britisch-Ostafrika gelesen, die geradezu unglaublich schienen. So werden bei den Luhya und den Luo im Westen des Landes ungezogene Kinder dadurch bestraft, daß man ihnen dürre Grashalme unter die Fingernägel stößt und die Halme auch noch anzündet. Am schlimmsten seien die Kamba in Osten des Landes: Der Vater verbindet dem Kind zunächst die Augen, dann wird es von ihm und seinen Geschwistern nach Strich und Faden verprügelt. Schließlich muß das Kind mit den verbundenen Augen im Lagerfeuer nach einem hineingelegten Stück Fleisch suchen und es herausholen.

190) Europäer jener Zeit hatten darüber noch zu wenig nachgedacht.

191) Staewen, S. 29ff.

Zahnarzt, Maultiere und Menschenfresser

Der Februar verging mit vielen Sandflöhen und Zahnschmerzen. Erstere erfolgreich zu beseitigen, war abendliche Aufgabe der Boys, letztere des Zahnarztes. Der aber, Dr. Hoffmann, hatte in Moschi noch alle Münder voll zu tun. Als er endlich eingetroffen war und in seinem Grasbudenatelier mit seinem Besteck auch in Karl Viewegs Mund zu Werke ging, um einen Backenzahn zu ziehen, senkte er seine Spritze tief in den Gaumen. Da rief ihn jemand von hinten an. Dr. Hoffmann drehte sich um – und schon brach die Nadel im Gaumen ab!

Auch das noch!

Backenzahn und Nadelfragment landeten nach gräßlichen Entfernungsbemühungen auf dem Steppenboden, Karl Vieweg dagegen im Feldbett mit Fieber und Kieferklemme.



Abb. 106: Beim Zahnarzt

Ein freudigeres Ereignis gab es am 1. März 1915: Eine Gruppe von 67 Reitieren (Maultiere) wurde weiter nördlich am Erok-Berg in einem schneidigen Unternehmen von sechs Buren erbeutet und zum Lager Kware gebracht. Die eigentlich berittene englische Einheit mußte nun wohl oder

übel zu Fuß nach Hause gehen. Große Freude im Lager! Auch die ‚Usambara-Post‘ meldete in ihrer nächsten Ausgabe das Husarenstückchen. – Größte Freude bei den Buren selbst; denn jeder bekam 1.164 Rupien Beutegeld, ein Betrag, der grundsätzlich für alles Bewegliche – Ochsen, Pferde, Maultiere – gezahlt wurde.

Vzfw. Vieweg baute nun mit seinen Leuten einen Stall für diese Reittiere, ließ Stangenholz zurechtschlagen und in den Boden setzen und Krippen flechten. Oberstlt. v. Lettow kam mit seinem Auto extra von Moschi herüber, um sich die Tiere anzusehen und zu entscheiden, wie man am besten die Beute weiterverwenden könnte.

Er entschied, ein Teil der Tiere wird nach Moschi weitergeleitet, ein anderer bleibt hier. Also war der Stall zu groß angesetzt. Karl Vieweg baute mit seinen Leuten einen neuen, kleineren. Der alte wurde nicht abgerissen, sondern zu einem Hospital umfunktioniert.

Zehn Tage später stand auch der neue Maultierstall wieder leer. Lettow hatte die 8. Schützenkompanie (8. Sch.K.) aus Moschi, die bisher zu Fuß gegangen war, auf die Tiere gesetzt. Wer noch nicht reiten konnte, hatte jetzt die beste Gelegenheit, es zu erlernen.

(In der Kriegsliteratur über Deutsch-Ostafrika werden diese Reittiere fast immer als Pferde dargestellt, wohl weil sich das schneidiger anhört. Es waren Maultiere.)

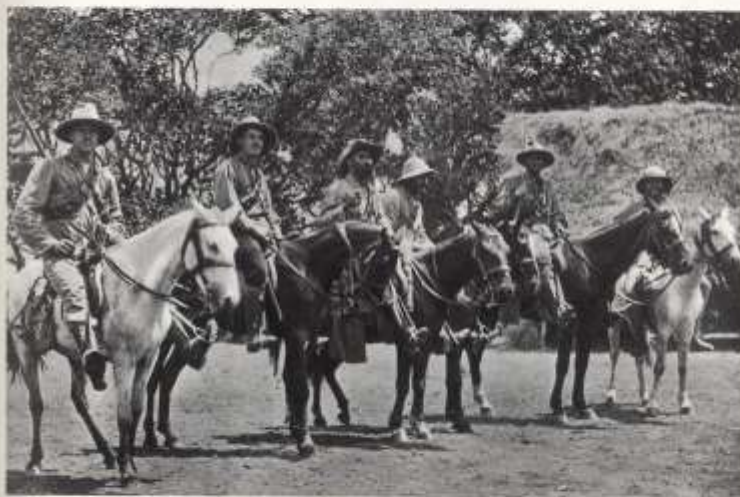


Abb. 107: Buren aus dem Meru-Kilimandjaro-Gebiet

Das nächste Ereignis war keineswegs freudig. In den ‚Kriegsnachrichten‘, die das Kommando herausgab, stand zu lesen, daß Karl Viewegs Freund Lt. Haun, früher Postbeamter in Dar es Salaam, verwundet in Feindeshand gefallen sei.

Erst zwei Jahre später wurde der wahre Tatbestand bekannt, und Karl Vieweg ergänzte im Tagebuch mit folgender Notiz:

»... Stimmt nicht. Haun ist im Kampf gegen belgische Askari gefallen und wahrscheinlich von den Manyema aufgefressen.«

Das Wort ‚wahrscheinlich‘ hätte er sich sparen können. Derartige Fressereien waren bei den Kongolesen nichts Ungewöhnliches. Besonders bekannt hierfür waren die Manyema mit den spitz zugefeilten Zähnen und die Mombutu, wie von verschiedenen Forschern unabhängig voneinander berichtet wird.¹⁹²⁾



Abb. 108: Manyema-Mann mit spitzzugefeilten Zähnen

192) Meissner, S. 109.

Die Mombutu mästeten ihre Gefangenen in Käfigen, bevor sie sie aßen. Kleine Kinder galten als Leckerbissen und waren den Dorfältesten vorbehalten. Einer jener Häuptlinge ließ sich jeden Tag ein kleines Kind zubereiten. Auch ihre eigenen Verstorbenen landeten im Kochtopf oder am Speiß. Man aß allerdings nie die Toten aus dem eigenen Dorf; die lieferte man an eines der Nachbardörfer. Im Austausch bekam man gelegentlich deren Verstorbene zum Mahl. – Nicht anders verhielten sich die erstgenannten Mangema (Manyema).¹⁹³⁾ Im wahrsten Sinne des Wortes: Man kam zusammen zum Leichenschmaus.

Auch nach der Einnahme von Tabora am 18. September 1916 durch belgisch-kongolesische Truppen wurden schwarze Kinder getötet und aufgefressen. Drei belgische Askari, denen man die Untat nachweisen konnte, wurden von einem belgischen Gericht zum Tode verurteilt und auf dem Marktplatz hingerichtet.¹⁹⁴⁾

Ein britischer Manyema-Askari erwähnte einmal, daß von einem Mann das Leckerste die Hände seien (von denen er fünf Stück mitgebracht hatte), »... but the best of all is the buttocks (Gesäß) of a young girl ...«¹⁹⁵⁾

Die Tatsache der Menschenfresserei der belgisch-kongolesischen Soldaten war wohlbekannt; einen Infanterieangriff begleiteten sie einmal mit dem Schlachtruf: » Sassa makuja sisi tunakula nyama ya watu! « (Jetzt kommen wir, wir essen Menschenfleisch.)¹⁹⁶⁾ Wie Karl Vieweg schreibt, sprachen seine Askari deshalb von den Belgiern auch nur von den »yum-yum (schmeckt hervorragend)«.

In Deutsch-Ostafrika hatte es zumindest bis Anfang des Jahrhunderts noch Menschenfresserei gegeben, und zwar beim Stamm der Wadoe. Der Diener der Gattin des Bezirksrichters von Dar es Salaam, Dr. Winkelmann, war ein Wadoe. Während er einmal schwärmerisch an alte Zeiten zurückdachte und dabei seiner Herrin treuherzig über Wangen und Handballen strich, meinte er, »... diese Teile seien die köstlichsten am ganzen Menschen. ...«¹⁹⁷⁾ Starb bei den Wadoe der Häuptling, so wurde ein Fremder ergriffen und getötet, seine Hände wurden aufgegessen, und aus der Hirnschale wurde ein Trinkgefäß für den neuen Häuptling gefertigt. Drei desertierte Matrosen der SMS

193) Gott will es, S. 70.

194) Dt. Kolon.ztg., 1917.

195) Brown, S. 69.

196) Lutteroth, S. 286. Sassa=jetzt, sisi=wir, kula=essen, watu=Menschen, nyama=Fleisch.

197) Winkelmann, G., Erinnerungen, 1994.

„Möwe“ hatten auf diese Weise ihr Leben gelassen. Der letzte bekannt gewordene Fall ereignete sich 1907 bei Mikesse, zwischen Morogoro und Dar es Salaam. Es war der junge San. Uffz. Brückner, der, in kleine Stücke zerschnitten, von ihnen aufgefressen wurde, damit sie auch so schlau würden wie er.¹⁹⁸⁾

Auf Wachposten am West-Kilimandjaro

Ende März 1915 erhielt Hauptmann Fischer das Kommando über die beim Engare Nairobi stehenden Truppen. Seinen Platz als Führer der 8. Feldkompanie nahm der frischgebackene Hptm. Vorberg ein. Gleichzeitig kam Befehl, daß die 8. F.K. zum Engare Nairobi abrücken sollte, um dort die 10. F.K. abzulösen.

Spätnachmittags wurde abmarschiert. Wegen der starken Staubentwicklung brachen die einzelnen Züge mit halbstündigen Abständen auf, Vzfw. Viewegs 2. Zug um 16.30 Uhr, immer am Fuß des Kilimandjaro entlang Richtung Nordwest. Bei hellem Mondschein ging es zügig voran. Auf den Köpfen der Träger schwankte dieses Mal die gesamte Kompanieausrüstung mit. Von Karl Vieweg waren neun Lasten dabei, »... 1 Zeltlast, 1 Bettlast, 1 Kochlast, 1 Kleiderlast, 1 Last Tisch, Stuhl etc., 4 Getränke- und Verpflegungslasten. ...«



Abb. 109: Rast einer Askari-Kompanie

198) Prüße, S. 115.

Ankunft im Lager Geraragua nach 7 1/2 Stunden. Hier war die Kompanie vor zwei Wochen schon einmal für wenige Stunden gewesen, bis sie wieder zum alten Lagerplatz am Kware zurückgerufen wurde, ähnlich wie schon Anfang Februar. Mancher unkte, das würde heute nicht anders werden. Doch am nächsten Morgen um 6 Uhr ging es weiter, Richtung Nordwest. Nach vier Stunden gelangten sie, von Regen durchnäßt und frierend, ans Ziel. Die Grashütten, die sie dort vorfanden und von der 10. F.K. übernehmen sollten, waren in einem erbärmlichen Zustand.

Die 10. F.K. Kompanie war bereits abgerückt. Dies hatte eine indisch-britische Patrouille aus der Ferne beobachtet – oder war sie etwa von Maasai-Spähern benachrichtigt worden?? Manches deutete darauf hin. Die Patrouille näherte sich gerade, um sich an Ort und Stelle vom Abzug zu überzeugen und vielleicht noch etwas zu erbeuten. Das bekam ihr aber schlecht – sie geriet in die Fänge der heranrückenden 8. F.K. Jeder in der Kompanie merkte sofort, hier im Norden weht ein anderer Wind als im gemütlichen Kware-Lager!



Abb. 110: Lager am Engare Nairobi

Vor Taveta wehte ebenfalls ein heftiger Wind, wie gleich nach Ankunft per Telefon gemeldet wurde. Dort war die Feldwache – 20 Mann unter Lt. Schnecko – auf dem Berg El Oldorobo mit mehr als zwanzigfacher Übermacht angegriffen worden.¹⁹⁹⁾ Nach Eintreffen von Verstärkungen floh der Gegner auf Lastkraftwagen und ließ zwei Maschinengewehre, 40.000 Patronen und eine Anzahl Tote und Gefangene zurück. Tagebuch:

»... Die ihnen zu Hülfe kommende Kompagnie mit Freund Rabe hoffte, dem Feind noch 2 Automobile abzunehmen. – Einige Stunden später erfuhren wir telephonisch, daß unsere Truppen noch ein allerdings ausgebranntes Automobil erbeutet hätten. ...«

Das war neu für die staunenden Schutztruppler und die Askari, daß man mit Automobilen an die Front fährt, aussteigt, wild herumschießt, und wenn nichts gelingt, wieder einsteigt und nach Hause fährt! Freund Rabe erzählte später, es seien Inder gewesen, die sich zum Zielen keine Zeit, zum Weglaufen aber die Beine in die Hand nahmen.

Die 8. F.K. richtete sich nun in einer auf mehreren Bergen befindlichen, gut befestigten Stellung an einem Nebenflüßchen des Engare Nairobi ein. Der Engare Nairobi selbst floß etwa 6 km südsüdöstlich. Die Gegend war ziemlich übersichtlich, wenig Bäume, flach mit einzelnen Bergkegeln. *»... Unser Lager liegt vom Kilimandscharo westnordwestlich, aber noch etwas mehr nach West. ...«* Nur der Kibo war zu sehen. Er verdeckte den Mawensi-Gipfel. Im Nordwesten ragten die von den Engländern besetzten Berge Longido und Erok aus der wasserarmen Steppe hervor.

Das Flüßchen neben dem Lager war wohl eher ein Bach. Er kam aus einem Staudamm auf der Farm des Buren N.H. Visser, etwas oberhalb des Lagers. Da der Bach am Lager störte, nur nasse Schuhe brachte und auch unterhalb keinen Zweck erfüllte, leitete ihn Karl Vieweg mit seinen Leuten in die Steppe ab.

Visser gehörte zu den 70 Burenfamilien, die nach dem verlorenen Burenkrieg gegen die Engländer (1899 – 1902) ihr Land verlassen hatten und mit ihren Planwagen hierher gezogen waren. Die Auswanderer ließen sich beiderseits der deutsch-englischen Grenze nieder. Visser wurde Deutscher, und nun kämpfte er erneut gegen die Engländer. Einer seiner beiden Söhne hatte kürzlich die tolle Entführung der 67 Reittiere mitgemacht. Auf dem Rückweg litten er und andere unter großem Durst, und an einem Wasserloch tranken sie unabgekochtes Wasser. Daraufhin bekam er Typhus und starb. Der zweite Sohn, der wegen Schwarzwasserfieber an dem Unternehmen nicht teilnehmen konnte, starb Tage darauf.

¹⁹⁹⁾ Lt. Schnecko, von Beruf Landmesser (s. Seite 80), gelangen im selben Kriegsjahr zwei erfolgreiche Sprengungen der engl. Uganda- und Magadi-Bahn.

In den nächsten Wochen gab es einen anstrengenden Wachposten- und Patrouillendienst. Einer der Außenposten lag bei Ngaserai, besetzt mit zwei Europäern und 21 Askari. Ihre Wasserversorgung erfolgte mit Wassersäcken und Mauleseln. Der zweite Außenposten war Nagaseni mit einem Europäer und 17 Askari, davon zwei Signal-Askari. Außerdem wurden Feldwachen an strategisch wichtigen Punkten aufgestellt, so an einer Furt über den Engare Nairobi. Außer der 8. F.K. lagen in dieser Gegend noch die 8. und 9. Beritt.Sch.K.

Man mußte hier sehr wachsam sein, weil immer wieder feindliche Patrouillen vom Longido herankamen und irgendeinen Überfall riskierten. Bei einem dieser feindlichen Überfälle weiter westlich hatten die Engländer mit Unterstützung der Maasai 1.200 Rinder weggetrieben. Auf dem Longido saßen wohl an die 1.000 Engländer. Das hatten zwei Burenspäher und ein Deutscher, die sich dort zwei Tage versteckten, festgestellt.

Vzfw. Vieweg übernahm zunächst die in der Nähe des Lagers Engare Nairobi gelegene Feldwache II. Von dort aus beobachtete er mit seinen 19 Askari und einem Maasai-Rugaruga (Hilfskrieger) die davorliegende Baumsteppe und entsandte täglich Patrouillen nach rechts und links. Schon am zweiten Tag entdeckte einer der Posten eine Veränderung: Die Sonne stach zwar wie immer, und auch der Himmel war unverändert blau, aber in der weiten Steppe tat sich etwas. Erst meinte der Askari, ein paar Antilopen gesehen zu haben. Nun blickten alle in die angegebene Richtung. Es waren menschliche Gestalten, die sich dort im Grase bewegten! Also eine feindliche Patrouille, offensichtlich sehr unvorsichtig.

Die Patrouille mußte abgefangen werden! Als die Marschrichtung des Feindes erkannt war, wurde abmarschiert. Auf Umwegen näherte man sich der Senke, durch die der Feind kommen mußte, und nahm Aufstellung. Die englische Patrouille erschien wie vorausgesehen und mußte ein kahles, ungeschütztes Stück überqueren, hinter dem unmittelbar die Deutschen warteten.

Hands up!

Der überraschte Gegner ergab sich, ohne daß ein Schuß auf deutscher oder englischer Seite gefallen war. Die feindliche Patrouille bestand aus einem weißen englischen Offizier und einem knappen Dutzend Inder.

Mit erhobenen Händen kamen sie näher. Die Deutschen mit ihren Askari und dem Maasai waren aus dem hohen Gras herausgetreten und umringten die Gefangenen. Dabei fiel der Blick des englischen Offiziers auch auf den Maasai, und unwillkürlich entfuhr es ihm:

»Ach, da ist ja unser Mann!«

Im selben Augenblick wußte er, daß er einen Fehler gemacht hatte. Zu spät!

Aus der Gestik des Engländers und seinem Gebaren erkannten der Maasai und jeder andere sofort, wie die Situation war. Alle blickten zu dem Maasai hinüber. Dessen verzerrtes Gesicht sagte alles. Blitzartig sprang er zur Seite weg, stieß aber gegen einen der Inder, stürzte und wurde im nächsten Augenblick von zwei Askari überwältigt.

Die Sachlage war eindeutig. Nach eindringlichem Befragen gab er zu, für die Engländer spioniert zu haben. Er wurde gefesselt, und zurück ging es zum Hauptlager Engare Nairobi.

Dort wurde die englisch-indische Patrouille vom Kompanieführer erneut vernommen, um etwas über den Gegner und seine Absichten in Erfahrung zu bringen. Anschließend marschierte sie nach Süden in die Gefangenschaft ab. Möglicherweise war diese Patrouille ausgeschiedt, um die andere Patrouille zu suchen, die Tage zuvor gefangen worden war. – Der verräterische Maasai-Rugaruga wurde ebenfalls nochmals verhört. Die Beweislage war klar. Er hatte mit dem Feind *shauri moja*, gemeinsame Sache, gemacht. Darauf stand nach geltendem Landkriegsrecht die Todesstrafe.²⁰⁰⁾

In einem solchen Fall mußte sich der Delinquent sein eigenes Grab graben. Kaum fertig, wurde er unter einen der wenigen Akazienbäume geführt und mußte auf eine Kiste steigen. Er tat es ohne jeden Zwang. Die Schlinge wurde um seinen Hals gelegt – ein Wink – – ein Tritt gegen die Kiste – – er lebte nicht mehr. Nach ein paar Minuten wurde er abgehängt, obwohl laut Vorschrift damit eigentlich 20 Minuten gewartet werden sollte.

Die ganze Geschichte mit dem Maasai-Rugaruga wäre vermeidbar gewesen, wenn man konsequent keinen Maasai mehr als Rugaruga eingestellt hätte; denn als vor Wochen die 67 Reittiere erbeutet wurden, hatte sich der dabei gefangene Engländer recht leutselig darüber geäußert, wie die deutschen Maasai ihnen doch helfen würden. Daraufhin löste Lettow das bestehende Maasai-Späherkorps auf.

Im übrigen war die ganze Spionage- und Aufhängetätigkeit im Grenzgebiet schwer zu beurteilen. Oftmals wurde ein Maasai gefaßt und als Spion verdächtigt und aufgehängt, weil er irgendein englisches Ausrüstungsstück – ein Hemd, eine Jacke – trug und sich nicht richtig zu rechtfertigen verstand. Die Maasai wohnten hier schon länger als die Bleichgesichter, die mit einem Strich vom Schreibtisch aus die Landschaften der Klans in englische und deutsche Gebiete geteilt hatten. Was ging die Klans die alberne Grenzziehung an. Sie besuchten sich weiterhin und überqueren die Grenze.

200) Wehberg, 1914.

Da erkrankten im Hauptlager zwei Mann an Typhus: Obltn. Holtz und der Einjährige Jäger. Sie waren doch alle gegen Typhus geimpft!? Wieso die beiden erkrankten, blieb dem Kompaniearzt Dr. Klemm (Nachfolger von Dr. Kromberg) ein Rätsel. Die beiden Kranken wurden so schnell wie möglich nach Moschi zurückgetragen, ca. 75 km, ein drei-Tage-Marsch. Die Träger der Krankensafari stimmten beim Abmarsch wie immer ein Lied an. Es war ein bekanntes Lied. Den Text aber wandelten sie den jeweiligen Umständen entsprechend ab:

»Bwana kubwa harwezi, atakufa bado kidogo, atakufa, atakufa – unser großer Herr ist krank, krank, krank, er wird bald sterben, sterben, sterben!«

Wie zartfühlend die Schwarzen doch sein konnten!

Jeder in der zurückgebliebenen Kompanie bangte nun, vielleicht auch Typhus zu bekommen. Möglicherweise war das Serum unwirksam gewesen? Würde es nun zu einem allgemeinen Ausbruch der gefährlichen Krankheit kommen? Wegen der Ansteckungsgefahr war jeder froh, wenn er vom Hauptlager zu einem der Posten im Niemandsland in der weiten Steppe entsandt wurde.

Vom Feind war in den letzten Tagen nichts zu sehen gewesen.

Da kam ein Rugaruga angelaufen, eine große englische Patrouille sei im Anmarsch!

Wo?

Dort hinten!

Wieviel?

Er hielt alle zehn Finger hoch.

Sofort wurde alles in Alarmbereitschaft versetzt. Eine feindliche Patrouille so ganz in der Nähe? – Gerade kehrte eine eigene Patrouille ins Lager zurück. Es war genau die, die der Rugaruga gesehen hatte! – Eine bewährte afrikanische Rechenmethode bestätigte sich wieder einmal: Wenn man von einer Zahl, die von einem Schwarzen gemeldet wird, die Hälfte abzieht, kommt man dem Ergebnis recht nahe. – Die Patrouille war nur vier Mann stark.

Am 13. April übernahm Vzfw. Vieweg die Ablösung des entfernten Postens Nagaseni. Sie zählten 31 Mann: Karl Vieweg, 3 Chargen (darunter Schausch Fataki), 12 Askari, 14 Träger und Kazimoto. Eiserne Rationen wurden für zwei Wochen mitgenommen.

Nach dreistündigem Marsch erreichte die Safari ihr Ziel. Sie befanden sich am Fuße des Nagaseni, einem trigonometrischen Punkt in 1.306 m Höhe, etwa 80 m über der Ebene. Drei Reiter von der 9. Beritt.Sch.K.

waren dort schon länger stationiert: Die Kriegsfreiwilligen von Richthofen (Vergnügungsreisender aus Schlesien), Fechter (Mitarbeiter der Nashorn-Apotheke in Aruscha) und Farmer Penndorf. Gleich nach der Ankunft sandte Karl Vieweg ein Heliogramm zurück: »8. F.K. BIN SOEBEN ANGEKOMMEN. VIEWEG.« Wegen des bedeckten Himmels kam erst Stunden später ein Gegenheliogramm mit verschiedenen Fragen.

Vom der Höhe des Lagers aus ließ sich die Steppe gut überblicken. Am Hang blühte der Ginster, und in der Steppe wimmelte es von Zebras und Gnus. Swala-Herden (= Impalas = Schwarzfersenantilopen) weideten an mehreren Stellen. In der Ferne erhoben sich der Longido und der Erok aus der Ebene.



Abb. 111: Waaruscha, eine Untergruppe der Maasai. Die Ohrläppchen werden schon in früher Kindheit mit einem Akaziendorn durchstochen und mit gewichtigem Schmuck versehen. Um den allmählich entstandenen Hautring haben 2 dieser Männer auf einer Länge von 4 cm Kupferdraht gewickelt. In dem mehrfach durchlochtem oberen Ohrteil sind ein 15 cm langes Stäbchen, Eisendraht, Münzen und Schneckengehäuse untergebracht.

Am nächsten Morgen rückten die drei Reiter zur Patrouille aus. – Gegen Mittag näherten sich vom Lager Engare Nairobi her zwei Männer, ein Maasai-Rugaruga und ein Wachagga-Träger. Der Maasai stand schon lange im Dienst der Deutschen, galt als zuverlässig, man hatte gute Erfahrungen mit ihm gemacht. Deshalb wurde er trotz des jüngsten Debakels nicht entlassen. Da er aus diesem Gebiet stammte, kannte er sich in dieser Gegend aus.

Genaugenommen zählte er zum Volk der Waaruscha, die wiederum zu den Wakuafi gehörten, einer der drei großen Maasai-Gruppen (Wandorobo, Wakuafi, Maasai). Zwar roch er entsetzlich, weil er sich wie alle seines Stammes mit Butter einrieb. Aber daran mußte man sich nun mal gewöhnen.

Der zweite Mann, der Mchagga, trug auf dem Kopf ein Ochsenhinterteil, viel zu wenig für 31 Mann, jetzt 33. Man rechnete wohl dort, daß sich die Postengruppe selbst verpflegte. Das tat man dann auch. Deshalb wollte Karl Vieweg zwei Strauße schießen, verfehlte aber beide Male das Ziel, da er von der Chinin-Einnahme her zu sehr zitterte. Das ging vielen von ihnen so. Das Chinin war zwar eine nützliche Medizin, andererseits aber Gift für den Körper. Neben Nervosität verursachte es meist auch Ohrensausen, Kopfschmerzen, oft ein Schwindelgefühl. Mancher bekam auch fleckigen Hautausschlag, ähnlich wie bei Scharlach.

Auf einmal herrschte wieder eitel Freude im Lager: Ein Zebra war erlegt worden. Sechs Träger, beschirmt von zwei Askari, holten die Fleischpakete heran. So lösten sich alle Verpflegungsprobleme wie von selbst. Gleich wurde gebraten und gebrutzelt. Das schwarze Kriegsvolk geriet in fröhlichste Stimmung. Der verführerische Bratenduft machte sich auch bei den Hyänen unten in der Steppe bemerkbar. Ihr teuflisches Lachen war während des ganzen Nachmittags und Abends zu hören.

Der Abschluß von Wild hielt sich in Grenzen. Es wurde nicht wild herumgeschossen, bloß um Trophäen zu sammeln (solche Typen gab es natürlich auch). Geschossen wurde nur aus Verpflegungsgründen. – An einem dieser Tage wurden die Tiere nicht erlegt, sondern lediglich geärgert, so an jenem Tag, als man nichts zu tun hatte, der Feind wahrscheinlich in weiter Ferne war und die Sonne es gut meinte: Da richtete der Heliographen-Askari Ali seinen Spiegel auf eine Zebraherde und blitzte ihr etwas vor.

Das kam den Tieren doch sehr sonderbar vor. Sie wurden unruhig, und als Ali mit dem Spielchen nicht aufhörte, galoppierte die Herde davon und verschwand in einer mächtigen Staubwolke.

Der rege Ablauf des Patrouillendienstes ist am besten aus Karl Viewegs Originalaufzeichnungen ersichtlich:

»Mittwoch, 14.4.1915. Morgens 4 Uhr revidiere ich Wache und Posten. 6 Uhr reiten v. Richthofen Patrouille nach Engare Nanyuki und Penndorf und Fechter nach Ngaserai-Königshügel. ... Gestern nachmittag in Engare Nanyuki gebadet. Ziemlich reißend, viel Wasser, etwas salzig, braun, aber klar wie starker Tee.²⁰¹⁾ ...

201) »klar wie starker Tee«: Diese Erscheinung ist bedingt durch den hohen Anteil an Huminsäuren aus dem Humus vom Urwaldgürtel des Meru.



Abb. 112: a) Berg und Außenposten Nagasaki westlich des Kilimandjaro ...



b) «... Von der Höhe des Lagers aus ließ sich die Steppe gut überblicken. ...»

Donnerstag, 15.4.1915. ... Penndorf reitet nach Engare Nairobi zurück. Ich gebe ihm 2 Träger mit, auch Kazimoto geht mit. Die anderen beiden Reiter schicke ich 7 Uhr morgens als Patrouille in Richtung Oldonjo Sambo (Kampfontein) und gebe ihnen einen Askari mit. ... Vom Posten Ngaserai²⁰²⁾ kommt gegen 9.15 Uhr eine 2 Reiter starke Patrouille, die etwa 3/4 Stunde hierbleibt, isst und über Königshügel zurückreitet. Ich blitze an 8. F.K.:

„NICHTS NEUES. HABE NUR NOCH 2 REITER HIER ... HEUTE FRÜH 6 UHR IST PATROUILLE RICHTUNG OLDONJO SAMBO ABGERITTEN. DEM HEUTE ZUR 9. SCH.K. ZURÜCKGEGANGENEN REITER HABE ICH 2 TRÄGER MITGEGEBEN, DIE SICH VOR RÜCKKEHR BEI DER 8. F.K. MELDEN SOLLEN. KAMPFONTEIN MELDET SOEBEN: GESTERN ABEND 10 UHR 4 BURENWAGEN ABGEFAHREN NACH ENGARE NAIROBI. VIEWEG.“

... 11.15 Uhr trifft ein Rugaruga der 8. F.K. ein ... Fechter und v. Richthofen kehren gegen 1/4 3 Uhr von Patrouille zurück ... Kazimoto und die Träger kommen nachmittag 5 Uhr von Engare Nairobi zurück mit Eilbrief für Engare Nanyuki, den ich 6 Uhr abends durch 2 Boten weiterschicke.

Freitag, 16.4.1915. Ich schicke mit Boten ein Heliogramm von Engare Nairobi 9. Sch.K. weiter nach Engare Nanyuki. Die beiden Reiter reiten Patrouille nach Ngaserai. 4 Burenwagen von Kampfontein spannen gegen 1/4 8 Uhr morgens bei Brücke über Engare Nanyuki aus. ... Trübes Wetter. 12.30 Uhr fahren die Burenwagen nach Engare Nairobi weiter. Die 8. F.K. schickt Brecheisen und Fleisch. ... Ich revidiere die Wache und Posten 9 Uhr abends und am 17.4. 4.15 Uhr morgens.

Sonnabend, 17.4.1915. Fechter reitet Patrouille nach Engare Nanyuki. Von Ngaserai trifft 9.45 Uhr Patrouille ein (Uffz. Meyer und Knepper), reiten gegen 10.30 wieder zurück. 11 Mann starke berittene Patrouille unter Uffz. Thiele, von Oldonjo Sambo kommend, lagert an der Brücke und reitet gegen 1/2 2 Uhr mittags weiter. ...»

Jeden Morgen nach Sonnenaufgang blitzte der Heliograph routinemäßig, soweit witterungsbedingt möglich. Am 19. April blitzte es vom Engare-Nairobi-Lager kurz danach noch einmal. Da mußte also etwas

202) Ein kahler, felsiger Berg in der Steppe.

Besonderes Anliegen. Alles wartete gespannt. Dann kam die Nachricht. Karl Vieweg wollte sie kaum glauben. Sie lautete:

»IN TANGA IST UNTER AMERIKANISCHER FLAGGE EIN DEUTSCHER DAMPFER EINGETROFFEN MIT 6 GESCHÜTZEN, 1 MILLION PATRONEN; PROVIANT ETC.«

Sollte das wirklich wahr sein? Ein Schiff aus Deutschland? Nach freudiger Rückfrage erfolgte ergänzend:

»MELDUNG NUR GERÜCHTEWEISE.«



Abb. 113: Blockadebrecher ‚Rubens‘, getarnt als dänisches Schiff ‚Kronborg‘

Aber es verhielt sich tatsächlich so. Nur das mit der amerikanischen Flagge stimmte nicht. – Es handelte sich um den Dampfer ‚Rubens‘, der als Versorgungsschiff für den Kreuzer ‚Königsberg‘ bestimmt war. Die ‚Rubens‘ – als dänischer Dampfer ‚Kronborg‘ getarnt – war kurz vor dem Eintreffen von einem britischen Kreuzer verfolgt und beschossen worden, konnte sich aber in eine Bucht nördlich Tanga retten und im flachen Wasser

versenken. Zudem ließ der Kapitän das Oberdeck in Brand stecken, so daß die Engländer unter dem Eindruck wieder abfuhr, das Schiff sei verloren. Doch die Ladung konnte durch Taucher geborgen werden. – Kurz vor Abfahrt der ‚Rubens‘ in Wilhelmshafen hatte man noch – schlecht verpackt – Munition, Gewehre und andere notwendige Dinge auch für die Schutztruppe zugeladen. Es waren übrigens nicht 1 Million, sondern 4 Millionen Patronen, doch nur ein Bruchteil hiervon konnte nach dem Auseinandernehmen und Trocknen wieder verwendet werden. Selbst dann gab es immer wieder Versager.

Auch Karl Vieweg machte seine Erfahrungen mit dieser Munition. Als er Monate später mit seiner Kompanie bei Engare Olmutonje (Engare Olmoton Juu) nördlich Aruscha lag und auf Elefantenjagd war, um Verpflegung für seine Askari zu schießen, waren es immer herzklopfende Minuten, ob dieser Schuß nun losging oder nicht. Bei einem seiner Kameraden ging der entscheidende Schuß nicht los. Es blieb sein letzter Versuch. Der Schütze wurde von dem Elefanten angenommen, hochgeworfen und anschließend zertrampelt.

Aufgrund dieser Erfahrung wünschte sich Karl Vieweg ebenso wie alle anderen lieber ein erbeutetes englisches Gewehr mit intakter Munition als den deutschen Karabiner K 98 mit Munition, von der man nicht wußte, ob sie funktionierte. Als eines Tages die Möglichkeit bestand, erbeutete britische Gewehre zu erhalten, griff Karl Vieweg zu.

Zurück zum Posten Nagaseni.

Mit den drei Reitern des Postens verstand sich Karl Vieweg ganz ausgezeichnet. Man war auf engstem Raum auf mehr oder weniger lange Zeit aufeinander angewiesen. In solchen Situationen zeigte sich schnell, ob man unter seinen Kameraden einen ‚Querkopp‘ hatte oder nicht. Reiter Fechter, der Angestellte von der Nashorn-Apotheke, erwies sich als ein besonders aufgeschlossener Mensch. Er war schon ein paar Jahre in der Kolonie, und wenn er erzählte, dann merkte man, daß er nicht einseitig orientiert war. Die Apotheke, in der er arbeitete, verkaufte übrigens neben Arzneimitteln auch Farben, Lacke, Tabak, Eisenwaren und Patronen, alles, was man im Lande so brauchte. Der Verkauf von medizinischen Mitteln allein wäre für die Apotheke nicht rentabel gewesen; denn die eigentlichen Kunden waren nur die etwa 500 Weißen und die 222 Inder des Aruscha-Bezirks.²⁰³⁾ Die annähernd 85.000 Schwarzen dort fielen als gewinnbringende Kunden nicht ins Gewicht.

203) Hubatsch, S. 378.



Abb. 114

Nashorn-Apotheke, Aruscha.

Apotheke Warenhaus

Verbandstoffe, compr. Arzneimittel, Farben u. Lacke,
Artikel für Krankenpflege.

Getränke, Cigarren, Tabak, Papier- u. Schreibutensilien,
Photo-Artikel, Haushaltsartikel.

Eisenwaren, Werkzeuge, Lederwaren, Galanteriewaren, Patronen.

Reiter Fechter war von Figur her klein. Daher und aufgrund der Tatsache, daß Fechter einmal nach einem ihm begegnenden Nashorn einfach einen Stein geworfen hatte, lautete sein Spitzname ‚Kleines Nashorn‘. – Er war mit Unterbrechungen schon zwei Monate hier auf dem Posten Nagaseni. Auf die Engländer war er sehr schlecht zu sprechen; denn eine englische Patrouille, die am Tage nach Kaisers Geburtstag unterhalb des Postens Nagaseni aufgetaucht war, entführte ihm, während er sie im Schilf des Nagaseni-Sumpfes suchte, sein Maultier! Auf einem Zettel, den sie hinterließen, hatten sie sich auch noch für das edle Reittier bedankt!

Fechter schwor fürchterliche Rache. Sie gelang ihm erst im Juni 1915 anlässlich einer Sprengpatrouille zur fünf Tage entfernten Magadi-Bahn. Er erleichterte seinerseits die Engländer um ein Maultier.

Reiter Fechter war genauso wie Karl Vieweg an seiner Umwelt interessiert und konnte so manches über Sitten und Gebräuche der Maasai erzählen. Er kannte auch einige Rezepte der Maasai, wußte durch sie, wie man bestimmte Krankheiten mit welchen Mitteln behandelt, und hielt in seiner Kräuterkammer in Aruscha die entsprechenden Pflanzen parat. Ein kundiger Maasai versorgte die Apotheke von Zeit zu Zeit mit diesen Heilmitteln und erhielt dafür ein paar Münzen und etwas Tabak. Die wenigen Maasai-Kunden bekamen die Heilmittel mehr oder weniger umsonst; dafür ließen sie dem Apotheker gelegentlich irgendwelche Gefälligkeiten zukommen. Da Fechter auch etwas von der Maasai-Sprache verstand, konnte er manche Fragen, die Karl Vieweg ihm stellte und die er nicht beantworten konnte, gleich mit dem anwesenden Maasai-Rugaruga klären.

Man hatte eigentlich keinen Grund, über die Maasai zu klagen. Bei Kriegsausbruch war befürchtet worden, daß sie sich erheben würden. Man kannte sie als geschickte und genügsame Leute. Zum Mißfallen der benachbarten Wasukuma- und Wachaggastämme waren sie leider unverbesserliche Viehdiebe. Bei ihren Raubzügen legten sie, wenn es sein mußte, täglich 60 – 80 km zurück, und das mehrere Tage hintereinander! Aber was zu viel war, war zu viel: Deshalb setzte das Bezirksamt in Mwansa am Victoria-See für jeden getöteten Maasai, der beim Viehdiebstahl erwischt wurde, eine Prämie von 5 Rupien aus.²⁰⁴⁾ Eine etwas heikle Wildwest-Rechtsmanier. Nach einem dieser Viehdiebstähle legten die dort wohnenden Wasukuma »... 96 abgeschnittene Massaiköpfe vor unserer Polizeistation nieder. ...«, so schreibt von Lettow-Vorbeck,²⁰⁵⁾ ohne allerdings die begehrte Prämie zu erwähnen.

Nach Auffassung der Maasai stahlen sie auch nicht, sondern holten sich doch nur die ihnen gehörenden Rinder wieder zurück; denn, so sagten ihre Mythen, die erste Kuh auf der Erde sei ihnen von *ng ai (engai)*, ihrem Gott, geschenkt worden. Demnach müßten doch alle weiteren von dieser Mutterkuh abstammen und ihnen ebenfalls gehören! Kein Wunder, daß eine derartige Rechtsauffassung zu heftigem Streit mit den bösen Nachbarn führte. Da die Nachbarn dazu auch noch Heiden waren, die ihre Ahnengeister anbeteten, und nicht wie sie nur einen einzigen Gott – *ng ai* – hatten, verachteten sie sie noch mehr. – Es gibt übrigens erstaunlich viel Übereinstimmendes zwischen den Erzählungen aus der Bibel und denen der Maasai, so u.a. die Weltschöpfung, die Sintflut und die zehn Gebote.²⁰⁶⁾

204) Decher, S. 148.

205) Lettow, Heia Safari, S. 81.

206) Merker, Die Massai, S. 276ff.

Karl Vieweg scheint vorgehabt zu haben, seine stichwortartigen Gesprächsaufzeichnungen mit Reiter Fechter, besonders über die medizinischen Methoden der Maasai, später ausführlicher niederzuschreiben. Liest man zu diesen Stichworten in dem Standardwerk über die Maasai von M. Merker nach – Merker hatte sich acht Jahre im Maasai-Gebiet aufgehalten –, so erfährt man über die Wundbehandlung beim Menschen Erstaunliches und zugleich auch Erschreckendes:²⁰⁷⁾

- »...– *Beim Geschlecht der El kiboron wird jeder neugeborene Knabe einem Gottesurteil ausgesetzt, wodurch erwiesen werden soll, ob sein Erzeuger nicht etwa einem andern Geschlecht zugehört. Abends, wenn das Vieh heimkehrt, legt man das Kind in den Eingang des Kraals, damit die ganze Rinderherde darüber hinwegschreite. Wird das Kleine hierbei getötet ... so gilt es als Bastard ...*
- *Veraltete Wunden ... werden mit einem glühend gemachten Messer ausgebrannt und dann ... mit einem Brei aus Wasser und der gesiebten Erde eines Termitenhaufens geschlossen ...*
 - *Die sogenannten Beingeschwüre werden zunächst in derselben Weise ausgebrannt. Dann klebt man um die Wunde einen 1 cm hohen Rand von Rindermist, so daß die Wunde selbst den Boden einer Schüssel bildet, und gießt schließlich in diese kochendes Schaffett ...*
 - *Bei durchtrennten Schlagadern näht man »... die Schnittenden der Ader dann möglichst schnell mit Ale und Sehnenfaden zusammen, nachdem sie mit den Fingernägeln gefaßt und vorgezogen sind ...*
 - *Bei einem Speerstich in den Unterleib: »... Einige Darmwindungen sind dabei wohl immer verletzt. Ferner quillt aus der Einstichöffnung immer ein mehr oder weniger großes Darmbündel hervor und ist so den größten Verunreinigungen ausgesetzt. ... Der Wundarzt näht dann zunächst die Darmrisse mit Sehnenfaden und Ale zu, wäscht den Darm mit angewärmtem Wasser und stopft ihm dann durch die Einstichöffnung wieder in die Bauchhöhle. Danach näht er die äußeren Wundränder der Bauchdecke mit der umschlungenen Naht zu. ...*

207) Merker, Die Massai, S. 52, 188, 191, 195.

Letzteres ist unter derart primitiven und unsauberen Zuständen kaum glaublich. Aber es war so. Es blieb keine andere Wahl, entweder man operierte, oder der Patient starb. Vielleicht starb er trotzdem.

Zum Thema Beschneidung meinte Karl Vieweg, daß die Maasai-Jungen anscheinend doch schon früher beschnitten werden als erst mit 14, 15 oder 16 Jahren, wie man immer so hörte; denn er hätte beschnittene Jungen im Lager Kware gesehen, die sicherlich erst 11 oder 12 Jahre alt waren.

Da lachte der Apotheker in sich hinein: „Genau diesen Eindruck wollen die Jungen erzielen. Sie wollen nicht mehr wie ein Kind aussehen, sondern wie ein erwachsener Krieger. Deshalb bestreichen sie ihre Eichel mit dem Saft einer bestimmten Euphorbienart. Ich weiß noch nicht, welche Euphorbie das ist, werde sie mir mal zeigen lassen, sie nennen sie in ihrer Sprache ‚ol jugi‘. Nach dem Bestreichen schwillt die Eichel und verhindert dadurch, daß die Vorhaut über die Eichel gleitet. Jeder Vorbeikommende erhält so den Eindruck, der Junge sei bereits beschnitten!“

Die Zuhörer stimmten darin überein, daß die Maasai-Jungen doch gerissener waren, als man immer gedacht hatte.

Vieweg: „Mir wurde im Kware-Lager gesagt, die Maasai-Mädchen werden ebenfalls beschnitten. Stimmt das?“

Der Apotheker: „Ja, natürlich! Hier im Maasai-Gebiet wird jeder beschnitten! Bei den Mädchen wird nur die Clitoris entfernt. Wer nicht beschnitten ist, ist keine richtige Frau oder kein richtiger Mann. Etwas anderes gibt es nicht, das wäre gar nicht denkbar!“

Am Abend, als sie ihr Zebrafleisch brien und dazu einen Kürbisbehälter mit Hirsebier öffneten – sie aßen wenig, aber tranken viel –, kamen sie wieder auf das Thema, und Herr Fechter erzählte aus seiner Wissenskiste:

„Interessanterweise gibt es bei den Maasai auch ein jus primae noctis. Danach gehört die erste Nacht nach der Hochzeit nicht dem Bräutigam, sondern seinem engsten Freund.“

Karl Vieweg: „Also eine Sitte, wie sie auch in Deutschland vom Landadel und den Lehnsherren noch im 18. Jahrhundert weidlich praktiziert wurde. Sehr interessant!“

„Verweigert der Bräutigam dieses Recht seinem Freund, so ist es natürlich mit der Freundschaft aus. Zudem muß der Bräutigam dem enttäuschten Freund als Schmerzensgeld eine Ziege zahlen! – Und noch etwas. Bekommt das verheiratete Paar einmal Besuch von einem Freund oder auch von einem relativ Fremden aus einem anderen Dorf, also Übernachtungsbesuch, dann gehört es sich, daß der Hausherr sein Lager dem Gast überläßt und die Nacht außer Hauses verbringt.“

Karl Vieweg: „Ach, das ist wieder hochinteressant; denn auch hierzu gibt es Parallelen in Deutschland: Bei den Sorben in Ostdeutschland wird das beim Besuch eines guten Freundes ebenfalls praktiziert – nur muß der Hausherr deshalb nicht das traute Heim verlassen.“

Der Apotheker nickte und stocherte eine Weile in der Glut des Lagerfeuers. Aus der Richtung des Maasai-Rugaruga am Nebenfeuer vernahm man einen deutlichen Rülps.

„Das war gekonnt!“, stellte der Apotheker fest. „So etwas gehört bei ihnen zum guten Ton. – Es gibt ja so viel Interessantes bei den Maasai, von dem man berichten könnte. Allein schon das Kapitel Krankenheilung. – Unverständlich ist mir, daß sie ihre Toten in den meisten Fällen nicht begraben. Bei den Wandorobo-Maasai werden nur die Reicheren nahe der Hütte beerdigt, damit sie weiterhin die Gespräche ihrer Kinder mithören und auch den Duft des gebratenen Fleisches in sich aufnehmen können. Alle anderen Toten werden außerhalb des Krals niedergelegt und den Hyänen überlassen. – Letzteres ist auch bei den anderen Maasai-Stämmen üblich. Ein Grab ist nur den ehrwürdigen Alten bestimmter Sippen vorbehalten. Damit der Verstorbene auf keinen Fall dürsten muß, bevor er ins Jenseits reist, wird eine Schale mit Kuhmilch auf seinen Grabhügel gestellt. Die Schale ist am nächsten Tag natürlich von den Ratten geleert – aber es heißt, der Tote habe getrunken.“

Ähnliche Gebräuche gibt es ja auch heute noch in Hessen und in der Pfalz: Die Angehörigen eines Verstorbenen bringen vielfach Speisen oder Getreide zu den Gräbern, eine Sitte, die in die vorchristliche Zeit zurückreicht.“

Der alte Zebrahengst, an dem sich die tapferen Krieger abmühten, war viel zäher, als sie erwartet hatten. Aber die Pombe, das vortreffliche Hirse-bier, das der Maasai mitgebracht hatte, erleichterte alle ihre Anstrengungen.

Noch eine Frage an den Apotheker: „Was geschieht eigentlich bei Ehebruch? Wird dann jemand bestraft?“

„Nein, keiner. Manchmal erhält der Betrogene dafür eine Ziege.“

„So? Erhält die Frau niemals Prügel?“

„Doch. Nämlich dann, wenn sie ein Kind tot geboren hat oder wenn es mißgestaltet ist. Das liegt dann daran, daß sie noch in den letzten Wochen der Schwangerschaft Verkehr gehabt hat.“

„Im übrigen“, so fuhr Meister Fechter fort, „ist es bei den Maasai nicht ungewöhnlich, wenn zwei oder mehr Ehepaare vorübergehend ihre Partner tauschen.“

Darauf seine drei pombe-beschwingten Zuhörer fast im Chor: „... ist auch nicht neu in Deutschland!“

Der brave Apotheker erzählte unbeirrt weiter: „Grundsätzlich nehmen es die Maasai mit der ehelichen Treue nicht so genau.“

Und wieder die drei lauthals in bekannter Übereinstimmung: „... auch nicht in Deutschland!“

Der Apotheker irritiert: „Hören Sie doch endlich mal richtig zu und lassen sie Pombe Pombe sein!“ Als die drei wieder richtig zuhörten, ergänzte er: „Als höchste Schamlosigkeit gilt es jedoch für einen Maasai, vor einer Frau einen Furz zu lassen!“

Nun brach eine Lachsälve los. Die drei Zuhörer prusteten und lachten, bei den Maasai seien die Sitten also wirklich auch nicht anders als bei ihnen zu Hause.

Ein vergrabener Elfenbeinschatz!

Die Tagebücher über das nachfolgende dreiviertel Jahr sind während des Krieges verlorengegangen. Trotzdem läßt sich diese Zeitspanne anhand von Briefen, Notizen, späteren Aufzeichnungen und Erzählungen verfolgen.

Mit der 8. Feldkompanie lag Karl Vieweg im Sommer 1915 weiterhin im Vorfeld des West-Kilimandjaro, um das Grenzgebiet gegen die Engländer zu überwachen. Es war jedoch nicht mehr der Außenposten Nagaseni, sondern das Lager Olmutonje (Engare Olmoton Juu) am Fuße des Mount Meru nördlich Aruscha. Das Lager befand sich am Urwaldrand des Meru und war geradezu ein Musterlager hinsichtlich der Anlage seiner Hütten, Ställe, der Verwaltung, der Handwerkerbuden und des Magazins. Nach Osten genoß man den wunderbaren Blick auf den Kilimandjaro mit der vorgelagerten Schira-Kraterkette. Es war Trockenzeit, und den silbern glänzenden Schneegipfel des Kibo konnte man den ganzen Tag über sehen. Der Berg strahlte so viel majestätische Ruhe aus. Kaum faßbar, daß hier Krieg sein sollte.

Ende Juli brachte eine der fast regelmäßig über Mosambik hereinkommenden Zeitungen einen lesenswerten Vorgang oder besser ausgedrückt, eine amüsante Meldung, die überall Heiterkeit auslöste. Auch die ‚Usambara-Post‘²⁰⁸⁾ übernahm sie sofort:

Der deutsche Hilfskreuzer ‚Prinz Eitel Friedrich‘, der auf der einen Seite schwarz, auf der anderen Seite jedoch weiß gestrichen war, wurde im Atlantik von einem englischen Kreuzer verfolgt. Als das deutsche Schiff, das bereits acht Feindschiffe versenkt hatte, in eine Nebelwand geriet, verlor ihn der Verfolger aus den Augen. Später traf der englische Kreuzer ein weißes Schiff, das er für ein Passagierschiff auf der Fahrt nach Südamerika hielt. Er rief das weiße Schiff an und fragte, ob es kein schwarzes Schiff habe vorbeifahren sehen. Der Kapi-

208) Usambara-Post, 31.7.1915.

tän des weißen Schiffes antwortete, daß 18 Meilen westlich ein schwarzes Schiff an ihm vorbeigefahren sei, worauf der Kreuzer mit Volldampf in die angegebene Richtung verschwand.

Die für den englischen Kapitän äußerst peinliche Angelegenheit kam ans Tageslicht und in die unbarmherzige Presse, als der deutsche Hilfskreuzer wegen Reparaturarbeiten den damals noch neutralen US-amerikanischen Hafen Newport News anlief.

Wenn Karl Vieweg Zeit und Möglichkeit fand, schrieb er Briefe an seine Angehörigen in Deutschland. Die Post wurde zunächst nach Dar es Salaam befördert und dort gesammelt. Dann ging sie über Beira und Lourenco Marques (heute Maputo/Mosambik) nach Deutschland. – An seine Eltern schrieb er soweit möglich einmal im Monat, doch kamen die allerwenigsten Briefe an.

(Englische Kriegsschiffe beschlagnahmten während des Krieges unter Mißachtung des Völkerrechts und erzwungenem Einverständnis der Portugiesen auch Post neutraler, portugiesischer Schiffe.²⁰⁹⁾

Dies war möglich, weil Portugals Handel durch den 1703 abgeschlossenen Methuen-Vertrag²¹⁰⁾ trotz späterer Beendigung mehr und mehr in Abhängigkeit von den Engländern geraten war, was sich in praxi so auswirkte, daß der englische Generalkonsul in Mozambik und nicht der portugiesische Gouverneur das eigentliche Sagen hatte.

Nicht jeder machte allerdings mit; der portugiesische Untergouverneur Dr. Dias war gegen ein kräftiges Bakschisch bis zum Kriegseintritt Portugals 1916 bereit, den deutschen Post- und Warenverkehr über die Häfen Porto Amelio und Ibo aufrecht zu erhalten. Nach Kriegseintritt wurde Dias hierfür pensionslos nach Brasilien verbannt. Die deutsche Reichsregierung ließ ihm 1921 als kleines Trostpflaster 4.000 M zukommen.²¹¹⁾

Karl Viewegs Brief vom Februar 1915 aus dem Lager am Kware-Bach erreichte die Heimat nach drei Monaten. Seinen Märzbrief erhielt er ein Jahr später wieder zurück. Die April- bis Julibriefe kamen nie an. Der Augustbrief benötigte vier Jahre. Darin schrieb er:

„... Auf meiner Pflanzung ... wächst der Busch dichter als vorher wieder hoch ... Möge ... recht bald Frieden werden. Im Sommer 1916,

209) RKA, Bd. 866 u. 867.

210) Portugal verpflichtete sich zur zollfreien Einfuhr englischer Wolle und England sich zur geringeren Besteuerung portugiesischer Weine.

211) RKA, Bd. 876, Bl. 7 u. 13.

denke ich, wenn möglich, nach Deutschland zu kommen, um mir eine Frau zu suchen. ...»

Aber der Krieg wollte kein Ende nehmen, und Karl Viewegs Hochzeitsträume verblaßten genauso wie seine Pflanzung drohte, im Wildwuchs unterzugehen. Unkraut und Baumaufschlag breiteten sich seit über einem Jahr ungehindert aus. Wenn das so weiter ging – die Wiederaufbaukosten würden ins Immense gehen! Der Bruder seiner Mutter, Johannes Müller in Braunschweig, nahm solches auch an und tröstete ihn in einem Brief: »... *Deinen Schaden müssen die Engländer reichlich ersetzen!* ...« Onkel Johannes war wie jeder andere Deutsche fest davon überzeugt, daß Deutschland den Krieg gewinnen würde. Eine andere Möglichkeit erwog man gar nicht. Schließlich stand jedem Deutschen noch der glorreiche Sieg gegen Frankreich (1870/71) vor Augen.

Karl Vieweg glaubte genauso wie Onkel Johannes, wollte aber nicht länger warten und ließ sich zur 18. F.K., die bei Dar es Salaam lag, versetzen. Dort wurde er auf seinen Antrag hin für etwa 2 Monate freigestellt, um auf seiner in der Nähe liegenden Pflanzung Verpflegung für die Truppe anzubauen, d.h. Mais, Hirse, Reis und Bohnen. Genügend Land hierfür war vorhanden. – Zwischendurch ging er südlich von Dar es Salaam auf Suche nach geeignetem Land für eine Kokosplantage, denn wegen der katastrophalen Kautschukpreise blieb ihm wie allen anderen Kautschukpflanzern nichts weiter übrig, als umzusatteln. Er wurde auch fündig, doch es war noch nicht das ideale Stück Land, das er sich wünschte. Er wollte noch weitersuchen.

Wenn er die deutschen und englischen Zeitungen aufschlug, die aus Mosambik herübergebracht wurden, und in ihnen auch zwischen den Zeilen las, dann konnte er nur folgern, daß der Krieg wohl länger dauern würde, als ursprünglich angenommen. Auch war ihm klar, daß seine gegenwärtige zeitweise Freistellung nicht von Dauer sein könnte. Eines Tages würde er sicher wieder ganz zur Truppe zurückkehren müssen.

Dieser Gedanke brachte ihn zu der Überzeugung, daß es besser wäre, seine Schätze, die sich im Vorratsschuppen befanden, zu verstecken, also zu vergraben. Im Schuppen lagen zwei Dutzend Elefantenstoßzähne. Die meisten von ihnen stammten von Elefantenjagden im Kilimandjaro-Merugbiet zur Fleischversorgung der Truppe. Nur zwei dieser Zähne kamen von der Pflanzung selbst. Die hatten dem Elefantenbullen gehört, der seinerzeit in die Fallgrube geraten war.

Nach den Angaben, die Karl Vieweg fast 30 Jahre später seinen Kindern gegenüber machte, und nach Folgerungen aus seinen Kriegstagebüchern muß sich damals etwa folgendes abgespielt haben:

Irgendwann in jener Freistellungszeit vergrub Karl Vieweg die Elfenbeinzähne auf seiner Pflanzung. Zum Wiederauffinden der Stelle merkte er sich den Kreuzungspunkt zwischen vier jener riesigen Urwaldbäume, die er auf der Pflanzung hatte stehen lassen.²¹²⁾

Es ist anzunehmen, daß Karl Vieweg die Grube für das Elfenbein tagsüber von Arbeitern ausschachten ließ, die nicht aus den naheliegenden Dörfern stammten. Wahrscheinlich ließ er die Grube auch nur unter seiner persönlichen Aufsicht graben, also ohne schwarzen Aufseher. Während der Nacht legte er die Elfenbeinzähne hinein und schüttete die Grube selbst wieder zu.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit wußte niemand außer ihm von dem Versteck. Für diese Annahme spricht, daß sein Schreiber Ali, der die Pflanzung weiterhin als Wächter bewohnte, später von den Engländern gefoltert wurde – seine Finger wurden zwischen Hölzern gequetscht –, weil er aussagen sollte, wo Karl Vieweg sein Geld und seine Wertsachen vergraben habe. Doch der Gefolterte wußte von nichts und konnte keine Angaben machen.

Die gewaltigen Stoßzähne werden auf Mikinginho wohl für immer ruhen, falls es nicht eines Tages gelingen sollte, sie auf andere Weise aufzuspüren. Der hintere Teil der Zähne dürfte dann verrotten sein, nicht jedoch der vordere, härtere Teil.

500 km zu Fuß nach Kondo

Karl Vieweg, der ‚Pflanzer auf Zeit‘, gehörte seit dem 10. Januar 1916 nicht mehr zur 18. Feldkompanie, sondern zur 1. Schützenkompanie, die ebenfalls bei Dar es Salaam lag. Für ihn eine Formsache. Sein neuer Koch hieß Hussein, ein Mhehe aus dem Umfeld der Wahehe, das sich um Sapi Mkwawa in Kisserawe gebildet hatte. Aus dem Tagebuch geht nicht hervor, weshalb Karl Viewegs bisheriger Koch Juma ausgeschieden war; die beiden hatten jedoch weiterhin Kontakt und korrespondierten noch 20 Jahre später miteinander.

²¹²⁾ Der Verfasser überflog 1971/72 mehrfach die wieder zu Urwald gewordene Pflanzung, konnte aber in dem wiederaufgekommenen Sekundärwald keinen einzigen Urwaldriesen identifizieren, der als Peilpunkt infrage gekommen wäre. Zu viele solcher Riesen waren in dem dazwischenliegenden halben Jahrhundert herangewachsen.

Zur kleinen Regenzeit im Herbst hatte Karl Vieweg Mais gesät. Doch der Regen fiel zu sporadisch und zu gering. Ihm, dem Pflanze, ging es nicht anders als den Bewohnern der umliegenden Dörfer, denen der Mais ebenfalls vertrocknete. Deshalb verhungerten sie jedoch nicht. Mit Kochbananen, Hirse und Bohnen hatten sie noch genügend Ausweichmöglichkeiten. – Auch Karl Vieweg brauchte nicht zu hungern. Die Nahrungsmittelvorräte, die die Dampfer ‚Tabora‘ und ‚Feldmarschall‘ 1914 mitgebracht hatten, waren allerdings längst aufgebraucht.

Waren-Ankünfte mit Dampfer „Tabora“:

Emmenthaier Käse — Camembert

Cervelatwurst

Westfäl. Schinken, Bauchspeck, Gänseleber

☛ PALMIN, TEE ☛

Whisky „BLACK & WHITE“

Henkell Trocken : Apfelwein : Jamaica Rum

ZIGARREN — ZIGARETTEN

„Blue points“, „Bréige“

Spiegel, Klöseglocken, Haarbrennmaschinen, Kopfbürsten, Taschenmesser, Putzwolle.

Nun wurden genügend Nahrungsmittel im Lande selbst produziert. Auch in anderen notwendigen Dingen wußte man sich zu helfen. Tagebuch:

„... Kakao und Schokolade werden jetzt hier fabriziert ... Seife wird gekocht, Leder gegerbt, und aus diesen werden ganz vorzügliche, sogar elegante Schnürstiefel gefertigt, von denen ich selbst ein Paar trage. Diesen Brief schreibe ich bei Petroleumbeleuchtung; ich habe aber schon ein halbes Dutzend hier gegossene Kriegskerzen als Reserve ...“

Es wurden nicht nur Seife, Stiefel und Kerzen oder Verbandsmaterial aus einem Sisal-Kapok-Gemisch hergestellt; die bedeutendste Leistung gelang den Brüdern Schönheit bei Morogoro. Sie stellten aus Kopra, dem Fruchtfleisch der Kokosnuß, ein benzinähnliches Produkt her, das den Namen ‚Treböl‘ erhielt. Damit konnten die Petroleumlampen wieder brennen und vor allem Lettows und Schnees Autos und die paar Lkw wieder fahren, die der Dampfer ‚Feldmarschall‘ mitgebracht hatte.

Es war inzwischen Sonnabend, der 11. März 1916 geworden. Karl Vieweg hatte mit Beginn der großen Regenzeit vor zwei Wochen voller Zuversicht Reis und Bohnen gesät. Alles war gut aufgekommen. Nun galt es, das Unkraut zu bekämpfen, das bekanntlich leider schneller wächst, als man möchte.

Da wurde er nachts um 22.30 Uhr unsanft aus dem Schlaf geweckt: Ein Bote stand vor der Tür und überbrachte einen Brief mit dem Befehl, morgen zur Kompanie nach Dar es Salaam zurückzukehren, weil es übermorgen nach Tanga gehen sollte!

Also Abmarsch nach dem Norden. Aber was würde nun aus seinem Mais, dem Reis und den Bohnen? Am nächsten Morgen fuhr er flugs mit dem Fahrrad nach Dar es Salaam. Unterwegs auch schnell noch einmal bei Freund Sebe bin Mbaruku vorbeigeschaut und die kühle Milch der Kokosnuß getrunken. In Dar es Salaam stellte er sogleich Antrag, ihn für noch weitere vier Wochen zu beurlauben, da die gerade aufgekommenen Saaten dringend gehackt werden müßten, sein Aufseher aber ohne seine Anwesenheit keine Arbeiter erhalten werde.

Sein Antrag wurde von der Verwaltung in Dar es Salaam abgelehnt. Begründung: Schließlich sei er ja schon mehrere Monate freigestellt gewesen! Zum Haare raufen!

So marschierte Karl Vieweg also am darauffolgenden Tag sorgenvoll mit der Kompanie mit, und die aufkommenden Saaten seiner Pflanzung verschwanden unter einer dichten Unkrautdecke. Nach der vertrockneten Herbstsaat war nun auch die Frühlingsaat umsonst gewesen. Sie hatte nur hohe Unkosten verursacht. Er glaubte kaum, daß er dafür die Engländer zur Kasse bitten könnte, wie Onkel Johannes optimistisch gemeint hatte.

Wenn nur erst der Krieg zu Ende wäre!

Der aber schien erst richtig loszugehen! An der Kilimandjaro-Front gab es auf britischer Seite im Februar einen Führungswechsel. General Smuts aus Südafrika übernahm das Kommando und brachte gleich 20.000 Soldaten von zu Hause mit.²¹³⁾ Insgesamt standen ihm für seinen Angriff am Kilimandjaro zur Verfügung: 25.695 Mann,²¹⁴⁾ nach anderen Angaben 27.350²¹⁵⁾ (weiße und halbweiße Südafrikaner, Engländer, Schwarze und Inder). Dazu kamen unübersehbare Mengen an Kraftfahrzeugen, zahlreiche Panzerfahrzeuge und sogar zehn Flugzeuge. Ihnen gegenüber standen auf deutscher Seite an der Kilimandjaro-Front nur 6.100 Mann (Weiße und Schwarze).²¹⁶⁾

213) Der deutschfreundliche General hatte bei Kriegsbeginn 1914 auf den Befehl zur Mobilmachung mit dem für Schlagzeilen sorgenden Telegramm zurückgefragt: *„WHOM MUST I FIGHT? THE ENGLISH OR THE GERMANS?“* (Brown, S. IX).

214) Boell, S. 158.

215) Mosley, S. 118.

216) Boell, S. 158.

Noch bevor Smuts in Mombasa eintraf, hatten seine Voraustruppen eine empfindliche Niederlage erlitten, als sie versuchten, den El Oldorobo-Berg (Salaita-Hill) östlich von Taveta zu erobern. 133 Südafrikaner fielen. Man fand bei ihnen Aufzeichnungen, »... that strict orders had been given to take no prisoners. ...«²¹⁷⁾ Das war gegen jedes internationale Kriegsrecht. Diese Anordnung war tatsächlich gegeben worden! Außerdem sagten südafrikanische Gefangene übereinstimmend aus, daß ihnen bei der Anwerbung durch Smuts in Deutsch-Ostafrika Farmland versprochen worden sei, vorausgesetzt natürlich, sie meldeten sich. Schließlich – so Smuts zu seinen künftigen Soldaten – sei der ganze Feldzug gegen die paar Deutschen auch nur eine »Picnic party«. Wer würde sich da nicht melden!

Das alles war der 1. Schützenkompanie zu Ohren gekommen, bevor sie in Richtung Tanga in Marsch gesetzt wurde. An der Nordfront am Kilimandjaro begann in diesen Tagen der feindliche Angriff, erst westlich des Bergmassivs, wo Major Fischer das Kommando führte, dann auch im Osten an der Front zwischen Rombo, Timbela-Lager, Challa-See und Taveta, wo Major Kraut befehligte. Gleichzeitig griffen auch die Belgier vom Kongo her aktiv in das Kriegsgeschehen ein.²¹⁸⁾ Der Großangriff auf die Kolonie hatte begonnen.

Da der Feind an der Fischer-Front am West-Kilimandjaro aus nie ganz geklärten Gründen völlig ungehindert bis zur Straße Aruscha-Moschi durchmarschieren konnte,²¹⁹⁾ bestand jetzt höchste Gefahr, daß die deutschen Truppen im Osten von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten werden könnten. Deshalb nahm Lettow Umgruppierungen vor, setzte das Gros der 4. Sch.K. in Tanga mit der Usambara-Bahn nach Norden in Bewegung und befahl die 1. Sch.K. von Dar es Salaam an ihrer Stelle von Dar es Salaam nach Tanga.

Also fuhr die 1. Sch.K. mit Karl Vieweg, wie angeordnet, zunächst die 180 km mit der Bahn bis Morogoro. Das war bequem, auch wenn die

217) Brown, S. 77.

218) Ein von Kriegsbeginn an aktiver Einsatz belgischer Truppen (1916 waren es 20.000 Mann) im Kampf gegen Deutsch-Ostafrika war vom englischen Kolonialminister Harcot im Sept. 1914 abgelehnt worden, weil er befürchtete, daß die von Belgien einmal eroberten Gebiete nicht wieder geräumt werden würden und damit das englische Ziel eines durchgehenden Kap-Kairo-Gebietes nicht verwirklicht werden könnte. (Louis, S. 54ff).

219) Wie später erzählt wurde, kam Lettow mit dem Auto und machte Major Fischer schwere Vorwürfe, daß er den Feind nicht aufgehalten habe. Die Mannschaften in den Zelten beobachteten aus einiger Entfernung, wie Lettow mit Fischer in erregter Rede immer wieder auf- und abging. Nachdem Lettow wieder abgefahren war, erschoss sich Fischer.

Kompanie größtenteils in Güterwagen transportiert wurde. Ab Morogoro ging es zu Fuß weiter. Das war weniger bequem.

Die Bezeichnung »1. Schützenkompanie« klang an sich gut, entsprach aber nicht so ganz den Realitäten, wenn man die Betonung auf »erste« legte. Kaum einer von den schwarzen Kriegern, der richtig schießen konnte! Sie waren Rekruten, die den Umgang mit der Feuerwaffe erst vor kurzem erlernten, nachdem sie sich wegen der schicken Uniform, des Statussymbols »Askari« und der üppigen Rupia von der heimischen Hütte losgesagt hatten. Schließlich, und das machte sie besonders stolz, bekamen sie sogar 5 Rupia mehr als ihre Kollegen auf der englischen Seite. Das wußten sie. Ihr großer *bwana kaisari* im fernen *berlini* war eben nicht nur ein großer, er war wirklich ein guter Sultan. Er zahlte viel; ihr monatlicher Lohn bei freier Station belief sich auf:

Ein Askari		20 Rupien (engl. Askari 15 Rp)
" Ombascha	(Gefreiter)	30 "
" Schausch	(Unteroffizier)	40 "
" Betschausch	(Sergeant)	50 "
" Sol	(Feldwebel)	60 "
" Effendi	(Offizier) bis	200 "
(* Arbeiter		rd. 10 Rupien) ^{220), 221), 222)}

Welcher Schwarze wollte da nicht lieber Askari statt irgendein Arbeiter oder Träger sein. Für so viele Rupia nahm er auch gern ein paar Schläge in Kauf, die es bei irgendwelchen Lapalien ab und zu geben sollte! Und nicht zu vergessen – wenn sein Weib oder seine Kinder einmal krank waren, egal, ob sie heute mitmarschierten oder zu Hause in der Hütte blieben, dann bekamen sie unentgeltlich medizinische Hilfe und Medikamente, ohne ein Huhn oder eine Ziege dafür geben zu müssen, genau wie er.

Zu alle dem auch noch die prächtige Uniform mit dem Tarbusch auf dem Kopf mit dem noch nie gesehenen Vogel auf der Vorderseite, dann die Khakijacke, die blauen Beinwickel und die vornehmen Schnürstiefel!²²³⁾ Das war doch etwas anderes als die *shenzis* mit ihren Lendentüchern, wie er und seine Kameraden sie selbst einmal getragen hatten. Aber daran wollte

220) 1 Rp = 1,33 M.

221) Bengerstorf, S. 6.

222) Die höheren Dienstgrade ab Betschausch wurden meist von Sudanesen oder Zulus der früheren Wissmann-Truppe (1889/90) besetzt; diese Leute waren erfahren und bildeten die Korsettstangen jeder Kompanie.

223) Der Askari trug im Dienst den Tarbusch, eine mit Khaki überzogene Strohkappe mit Nackenschutz; außer Dienst und zum Arbeitsanzug trug der Askari den Fez (Fes) aus dunkelrotem Filz.

keiner mehr erinnert werden. – Uniformen waren zu dieser Zeit allerdings schon knapp geworden, und etwa die Hälfte dieser Krieger trug auf dem glattrasierten Schädel statt des Tarbusches den roten Fez oder gar nichts. Auch nannte nicht jeder eine Jacke oder eine Hose sein eigen und trug statt dessen das lange Suaheli-*kanzu*-Baumwollhemd. Sogar die Stiefel waren Mangelware geworden; jeder dritte lief barfuß – wie früher.

Mit dieser prächtigen Kämpfertruppe ging es munter voran.

Gleich am ersten Tag wurde über acht Stunden marschiert, bis man das Lager Derkowa am Wami-Fluß erreichte (s. Karte 5, Seite 319). Hier blieb die Kompanie auch am zweiten Tag. Oberleutnant zur See der Reserve Papke führte die Truppe, Stabsarzt Kudike sorgte für die Gesundheit der Mannen. Feldwebeldiensttuender war Vzfw. Vieweg in Vertretung des erkrankten Gebauer, den man in Dar es Salaam zurückgelassen hatte.²²⁴⁾ Außer diesen dreien gehörten zur Kompanie weitere 28 Europäer, 130 Askari, 42 Boys und das Wichtigste: 351 Träger. Ohne sie ging nichts. Für die Askari allerdings noch wichtiger als die Träger waren ihre Frauen, die auch mitmarschierten, aber nicht mitgezählt wurden und die auch das Gepäck ihrer Liebsten trugen und abends natürlich das Essen kochten.



Abb. 115: Trägerkolonne auf dem Marsch

224) Der Feldwebeldiensttuende entspricht dem heutigen Kompaniefeldwebel, dem sogenannten „Spiel“.



Karte 5: Rückzugskämpfe im Raum Kondoa-Morogoro, März bis August 1916

In der Zahl der Träger sind auch die Askari-Träger enthalten; ein Askari, der ohne Frau dabei war, hatte häufig einen Träger für sich persönlich eingestellt, und wenn er zum Ombascha oder noch höher aufgestiegen war, zusätzlich auch einen Boy. Das erhöhte sein Ansehen. Inwieweit in obigem Fall von den Schwarzen Träger und Boys eingestellt waren, ist nicht aufgezeichnet.

Die Kompanie war unterteilt in 11 Korporalschaften mit jeweils 2 – 3 Europäern und 11 Askari. Jeder Europäer bekam eine bestimmte Aufgabe übertragen, ähnlich wie damals beim Patrouillenkorps.

Die genannten Mannschaftszahlen blieben jedoch nicht konstant. Am Morgen des 3. Tages waren krank: drei Europäer sowie 22 Askari und Träger. Ein Träger starb. Ein weiterer wurde gerade noch beim Weglaufen erwischt und erhielt dafür 15 Hiebe. Beim Weitermarsch mußten wegen entlaufener oder kranker Träger 25 Lasten zurückgelassen werden. Damit die Gepäckstücke nicht spurlos verschwanden, blieben ebenfalls zurück ein Uffz. und vier Askari. – Dann wurde Gefr. Wagner nach Dar es Salaam zurückbefohlen.

So schrumpfte die Zahl der einsatzfähigen Männer beträchtlich. Gefr. Wadeputh hatte plötzlich hohes Fieber und mußte getragen werden. Also mußten weitere vier Lasten – ein Sack Stiefel, drei Bündel Gewehre – unter Aufsicht von Askari Abdallah längs des Weges zurückgelassen werden, bis sie irgendwie und irgendwann nachgeholt werden konnten.

Abdallah war einer der wenigen Volluniformierten. Er war bis vor kurzem noch ein barfüßiger Landarbeiter gewesen, jetzt aber ein kaiserlicher Askari mit respekteinflößenden Schnürstiefeln, Wickelgamaschen und dem schicken Tarbusch auf dem Kopf! Das beflügelte sein Selbstbewußtsein ungemein und ließ ihn alles Schüchterne von früher vergessen. Pflichtbewußt blieb er bei dem zurückgelassenen Gewehr- und Stiefelhaufen stehen bzw. nach Verschwinden der Kompanie sitzen und harrete der Dinge, die da kommen würden.

Sie kamen. Stunden nach dem Abmarsch der Kompanie erschienen zufällig vier Eingeborene, die zu ihren Hütten irgendwo in der Nähe wollten. Abdallah wartete nicht länger. Seine Stunde schlug. Er griff sich – ruck-zuck – die vier *shenzis* und ließ sie die Lasten aufnehmen. Das Quartett war über den neuen Job nicht gerade entzückt. Jeder Widerspruch erstickte jedoch an dem barschen Befehlston des Askari. Die vier machten auch keinen Versuch zu fliehen. Sie hatten eine heilige Scheu vor diesem teuflischen Schießgewehr ihres Entführers, das sie schon wiederholt bei Durchziehenden gesehen hatten. – So marschierte die Gruppe ab. Abdallah setzte sich sicherheitshalber an den Schluß seiner Safari. Spät in der Nacht traf er mit

den zurückgebliebenen Lasten bei der Kompanie ein. Er erhielt eine Belobigung.

Am Morgen waren seine vier Neuen auf Nimmerwiedersehen verschwunden, wie nicht anders zu erwarten war.

Ein Lob wie für Abdallah hatte Seltenheitswert. Dafür hagelte es bei der Kompanie um so häufiger Strafen. Wer keine Disziplin hielt, mußte mit Strafe rechnen. Das wußte jeder. Aber Disziplin zu halten, das war etwas Neues, und das fiel schwer. Aus der Zeit in Dar es Salaam waren bei sechs Askari noch Strafen überfällig. Die mußten sie jetzt durch Strafwatchen abarbeiten. Zwei Boys, die etwas gefunden, aber nicht abgegeben hatten, erhielten je 15 Hiebe.

Der Askari Senge vom Stamm der Wamnyaturu hatte sich den Dienst als Askari anders vorgestellt. Er verschwand eines Abends, wie er hoffte, für immer, aber ungeschickterweise etwas zu früh, weil die anderen noch nicht schliefen. Er wurde wieder eingefangen und erhielt wegen Desertierens 2 x 25 Hiebe und zum Abgewöhnen noch acht Tage Gefängnis. Letzteres sollte er später absitzen. Dabei konnte er noch von Glück reden. Wer während des Krieges desertierte, wurde nach überall geltendem Kriegsrecht standrechtlich erschossen.

Am vierten Marschtag erhielten wiederum drei Mann Hiebe wegen Achtungsverletzung und *nachoka* (lässig, faul). Wahrscheinlich hatten sie nicht begrüßt, wie das vorgeschrieben war.

Derartige Kleinigkeiten hielten aber den schwarzen Normalbürger keinesfalls davon ab, sich zur Truppe zu melden. Zu groß war dafür die Ehre und der Sold. Am vierten Marschtag meldeten sich als neue Askari Ninga (von Dodoma), Tatazi (von Mwansa) und Kompania (von Songea).

Auch die nächsten Tage gingen nicht straflos vorüber: 25 für Asmani, weil er seinen Vorgesetzten belogen hatte, und 15 für Hassan, der einen Befehl nicht ausgeführt hatte. Und weiter ging es mit den Strafen: Askari Maige stand nachts auf Posten und schlief – das machte 25 plus acht Tage Arrest. Askari Juma stellte sich krank – 15.

Das Tagebuch berichtet, daß innerhalb von 70 Tagen nach Abmarsch von Morogoro insgesamt 94mal Strafen ausgeteilt wurden (Hiebe, Strafwatchen, Strafexerzieren, Gefängnis). Strafwatchen gab es u.a. für »Verlassen des Platzes in der Marschordnung« oder »marschiert bei Weibern« oder »1 Stiefel verloren« oder »keine Ehrenbezeugung«. Von den 94 Strafen entfielen zwei Strafwatchen und eine Woche Lagerdienst auf Europäer, der Rest auf die Schwarzen.

Mit einer bemerkenswerten Straftat schoß Askari Kamwaka den Vogel ab; die schlichte Eintragung hierzu lautet

»Kamwaka schießt bei Stillgestanden mit Gewehr über. 15 Hiebe.«

Am 18. März, dem 4. Tag seit Morogoro, erreichte man das Lager bei Tuliani (Turiani).²²⁵⁾ Die meisten Träger wurden routinemäßig entlassen, ein neues Kontingent wurde vom dortigen Akiden gestellt. Da traf ein Befehl vom Kommando in Moschi ein, zunächst nicht weiterzumarschieren, sondern in Tuliani abzuwarten.

Gestern noch größte Eile und heute Halt?! Dann mußte es an der Front etwas Neues gegeben haben.

So war es auch. Aruscha war von Hptm. Rothert mit der 28. F.K. kampflös aufgegeben worden. Er hatte sich bis zur Wasserstelle am Berg Lolkissale, 75 km weiter südlich, zurückgezogen und hielt sie besetzt. Nachfolgende südafrikanische Patrouillen vom Späherkorps hatten höchstwahrscheinlich festgestellt, daß somit der gesamte Aruscha-Bezirk frei von Deutschen war. Das mußte den Feind zum Vormarsch verleiten!

Der Lolkissale war ein etwa 500 m aus der Steppe aufragender Berg von etwa 8 km Durchmesser. Wenn der Gegner nun von Aruscha nach Süden, Richtung Kondoa-Dodoma weiter vorstieß, würde er kaum Widerstand finden. Mit dieser Möglichkeit mußte jetzt gerechnet werden.

Zwei Tage später war auch Lettows neuer Befehl da. Die 1. Sch.K. wurde statt nach Tanga nach Kondoa umdirigiert, um zusammen mit der 28. F.K. einem Vormarsch der Südafrikaner auf der Straße Aruscha-Kondoa entgegenzutreten. Der Feind unter General van Deventer war etwa 10.000 Mann stark, davon 1.200 Reiter und 8.600 Mann Infanterie und Artillerie.²²⁶⁾ Dagegen schien die Kopffzahl der beiden deutschen Kompanien mit kaum 300 Soldaten fast nicht der Rede wert.

So marschierte also die 1. Sch.K. am 7. Tag von Tuliani weiter bis Diongoya (Djongodja). Am 8. Tag:

»... Um 12 Uhr Ankunft bei dem hochgelegenen Dorf Kwachengo (Jumbe Mohamadi). Etwa 800 m weitermarschiert zu dem fast ausgetrockneten Fluß Mangava. Hier hat Obermaat Fimmel Lagerplätze ausgesucht. ...«

Die Lagerplätze waren zu klein. Also weitermarschiert bis zum Fluß Mjonga. Dort gelagert.

»... Häufig Kanonendonner in östlicher Richtung (Sadani?, Bagamoyo? 150 – 160 km), gehört von 7 bis etwa 3 Uhr nachmittags. ...«

Da mußten also heftige Schießereien im Gange sein. Das konnte nichts Gutes bedeuten. – Der neunte Tag begann gar nicht schön: *»... 76 von den*

225) Die Konsonanten r und l werden im Kisuaheli nicht klar unterschieden.

226) Mosley, S. 131.

in Tuliani erhaltenen und 14 von unseren alten Trägern sind entlaufen! ...« Das bedeutete wiederum, Lasten mit Askari als Wache dabei zurückzulassen.

Am zehnten Tag rastete man nach einem 14-km-Marsch auf der Pflanzung Gramatzky. Während jeder seinen Lagerplatz zugewiesen bekommen hatte und ausruhte, ging Karl Vieweg zusammen mit dem Besitzer durch die Gummi- und Kaffee-Plantagen. – Man kann eigentlich nur staunen: Erst in der Hitze 3 1/2 Std. marschieren, dann gleich noch eine Stunde in der Plantage herumspazieren, anstatt sich für den Weitermarsch auszuruhen, und das alles bei brennender Sonne und mit schweren Schnürstiefeln, Lederamaschen und langen Unterhosen!

Der Tag endete nach weiteren 13 km Marsch in Vunila am Lukigura-Fluß. Für den Gefr. Wadepful war der Tag noch nicht zu Ende. Der Sünder erhielt eine Woche Lagerdienst, weil er vom Jumben für sich Eier aufgekauft hatte, obwohl laut Befehl die Eier gleichmäßig an alle verteilt werden sollten. Also eine Woche verdienter Strafdienst und die Eier für die anderen! Karl Vieweg kaufte sich zwei der schönen Eier, weil sich sein eigenes Hühnervolk gegenwärtig überhaupt nicht des Legens befleißigte. Vielleicht gefiel ihnen das ständige Hin und Her auf dem Kopf des Trägers nicht? Sicherheitshalber machte Juma mit den Eiern den Frischetest. Ergebnis: Die beiden Eier schwammen aufrecht im Wasser, waren also faul oder angebrütet! Frische Eier schwimmen horizontal. Darauf machten auch die anderen Käufer den Test: Ein Viertel der Eier war schlecht.

Am elften Tag erreichte die Safari staubumhüllt die lange Ost-West-Etappenstraße Handeni-Kondoa. Auf der Etappenstation Kwediboma saß der Uffz. Fuchs. Schlechte Nachrichten waren gestern bei ihm eingetroffen. Er las ein Telegramm vor, das vom Kommando gesandt war:

»KAHE GERÄUMT. TRUPPE ZURÜCK AUF LAMBENI. 22.3. GROSSE SCHLACHT BEI KAHE. ENGLÄNDER FURCHTBARE VERLUSTE. UNSER GROSSES GESCHÜTZ GESPRENGT: AM 23. SOLLEN AUF ULANGA 6 TRANSPORTER UND 2 KREUZER TRUPPEN LANDEN. BEI KAHE 11 EUROPÄER VERLUSTE. ARUSHA VON ENGLÄNDERN BESETZT. 40.000 ENGLISCHE EUROPÄER STEHEN UNS GEGENÜBER. 13 FLIEGER. ENGL. BAHN NOCH 10 KM BIS KAHE. 5.000 MANN BAUEN BAHN.

SMUTS DRAHTET AN ENGLAND: IN 6 WOCHEN DEUTSCH-OSTAFRIKA KAPUTT.«

Das waren wirklich keine schönen Aussichten. Das sagte sich auch Gefr. Groß, als er wegen Blasenripper nach Morogoro zurückgeschickt wurde.

Dann gab es aber doch eine aufmunternde Nachricht. Ein weiteres Hilfsschiff war aus Deutschland im äußersten Süden der Kolonie eingetroffen. Es war die ‚Marie‘. Das Schiff hatte wegen der englischen Seeblockade nicht gewagt, weiter nördlich zu landen, was sich auch als richtig erwies. Seine 1.500 t betragende Ladung wurde in dreiwöchigen Märschen nach Dar es Salaam zur Mittellandbahn getragen. Das waren 50.000 Trägerlasten!^{227), 228)}

In der folgenden Woche marschierte die Kompanie auf der Etappenstraße quer durch die wasserarme Maasai-Steppe nach Westen. Schakale begleiteten die Kolonne in respektvoller Entfernung. Die Landschaft war eben, etwas eintönig, eine Grassteppe mit nur wenigen Bäumen. Wasserlöcher waren selten. Nicht jedes Wasserloch, das es in dieser Steppe gab, hatten die Maasai den weißen Herren bekannt gegeben. Und nicht jedes Loch, das bekannt war, hatte auch Wasser.

Wasser mußte rationiert werden. Es wurde am Abend für den nächsten Tag gekocht und in Blechgefäßen luftdicht verschlossen. Eine eiserne Reserve blieb für den Fall, daß die nächste Wasserstelle trocken war.

Der 16. Tag. Nach fünf Stunden Marsch um

„... 11.40 Uhr Ankunft im Lager Mbuyuni (Schlittenbauer). Viel Wild in nächster Nähe (Schwarzfersenantilopen, Strauße, Zebra, Kongoni, Kronenkränche). Lagerplatz auf blühender Wiese unter Affenbrotbäumen. Wenig Wasser. ...“

Die nächste Wasserstelle kam erst nach etwa 20 km. Wieder wußte man nicht genau, ob sie wirklich noch Wasser führte. Sie führte. Allerdings hatten Esel und Ziegen hier ihren Durst gestillt und ihre Verdauungshinterlassenschaften ohne Hemmungen dem Wasser und Erdreich anvertraut. Wer es nicht sah, der roch es zur Genüge, man schmeckte es auch. Aber schließlich war es ja abgekocht. Was konnte schon passieren. Erfrischt ging es weiter.

Der Marsch wurde immer beschwerlicher. Vier Europäer erkrankten, hatten hohes Fieber, wurden getragen. Deshalb blieben zunächst wieder 16 Lasten zurück. Am 17. Tag erkrankten weitere drei Europäer und kamen auf die Tragen – 12 Lasten blieben zurück.

227) Kienitz, S. 94.

228) Aufgrund des Erfolges der ‚Marie‘ war die Entsendung von einem dritten und vierten Hilfsschiff sowie einem U-Boot geplant. Die Hilfsschiffe wurden auch fertig ausgerüstet, das Vorhaben wurde aber im Dez. 1916 aufgegeben, da sich nunmehr die gesamte Küste in englischer Hand befand (Lochner, S. 357ff).

Auch Karl Vieweg bekam Fieber, marschierte aber notgedrungen weiter, da sonst erneut Lasten liegen geblieben wären.

Abends im Lager Kibaya. Ein Vzfw. Thielemann, der mit acht Lasten, zwei Boys, seiner schwarzen Frau Gemahlin und einem Esel ebenfalls dort lagerte, wußte ein gutes Mittel gegen Fieberanfälle. Er riet Karl Vieweg dringend, folgende Medizin zu schlucken: Drei Wurzeln einer Baumwollstaude in 1 Ltr. Wasser auf 1/2 Ltr. einkochen. Fertig. Schön und gut, aber hier gab es keine Baumwollstauden, und das Fieber nahm zu. Also Weitermarsch mit Fieber. – Nach zwei weiteren Tagen meinte der Stabsarzt, es könnte wohl eine Rippenfellentzündung sein. Mit der ist nicht zu spaßen, sagte sich Karl Vieweg, dachte mit einem unguuten Gefühl an seine Gehirnmalaria und ließ sich nunmehr tragen – vier Lasten blieben zurück.

Wieder zwei Tage später. Kondoa-Irangi war erreicht, genau drei Wochen nach dem Abmarsch von Morogoro.

Kämpfe nördlich Kondoa

Kaum in Kondoa eingetroffen, erhielt die Kompanie Befehl, auf der Straße nach Aruscha nach Norden vorzumarschieren. In der Gegend von Ufiome-Umbulu sei ein Angriff südafrikanischer Truppen erfolgt, unternommen von der 2. Südafrikanischen Division unter General van Deventer, die dort mit der 1. Berittenen und 3. Südafrikanischen Brigade nach Süden vorstieß.

Wer stand ihr eigentlich auf deutscher Seite gegenüber, so fragte sich mancher. Theoretisch waren es zwei Kompanien, die 1. Schützenkompanie und die 28. Feldkompanie unter Hauptmann Rother. Letztere hielt am Hang des Lolkissale-Berges die lebenswichtige Wasserstelle besetzt, die einzige in der ganzen Gegend. Dort aber war sie am 4. April 1916 von den Südafrikanern, die die Wasserstelle dringend benötigten, eingeschlossen worden.

So lag der weitere Schutz der Straße Aruscha-Kondoa allein in der Hand einer einzigen Kompanie, der 1. Schützenkompanie. Zwar besaß jeder schwarze Rekrut ein Gewehr, aber leider nur eines der alten rauchstarken 71er Schießprügel mit der Pulverwolke, bei denen der Gegner sofort sah, aus welcher Ecke der Schuß kam. Zudem verfügte die Kompanie über kein einziges Maschinengewehr.

Für den Marsch nach Norden konnte man keine Kranken mitschleppen. Die acht kranken Weißen (Plock, Oelert, Vog, Michel, Detzner, Lütens,

Schüssel und Vieweg) wurden aus ihren Tragen ausgeladen und blieben in Kondoa im Hospital zurück. Karl Vieweg allerdings fühlte sich unerwarteterweise wieder einigermaßen fit, war fieberfrei und blieb deshalb bei der Kompanie. Die restlichen 23 Europäer der Kompanie verstauten ihre Lasten in der Askari-Boma in Kondoa und nahmen für den Weitermarsch nur das Notwendigste mit. Neun weitere Europäer stießen hinzu, darunter der frühere Felddiensttuende Vzfw. Gebauer. So gab Vzfw. Vieweg das Kommando wieder ab und übernahm den 1. Zug (mit Uffz. Brachmann, Gefr. Wadepfuhl, Schütze, Sporer, Pampel, Grünzig, Jungbeck, Scharnberg und den beiden Ombascha Ali und Baraka und etwa 40 Askari).

Viele der Askari hatten sich in Kondoa noch mit den sogenannten *shenzi*-Zigaretten versorgt, ein elendes, scharfes Zeug, für das sie im Inderladen pro Stück einen Heller zahlen mußten. Europäische Zigaretten waren ihnen und selbst manchen Europäern zu milde!

Abmarsch am nächsten Tag. Mittags Rast am Fuße eines mächtigen Baobab (Affenbrotbaum), dessen staksige Äste wie Wurzeln aussahen. Hier lagerten auch deutsche Ansiedlerfrauen, u.a. die beiden Frauen von Heinrich und Albrecht Rohde, die aus Aruscha geflüchtet waren. Sie kamen mit Burenwagen, in die sie ihre notwendigsten Dinge geladen hatten.

Wohin sie wollten?
Nach Kondoa!



Abb. 116: Rast mit flüchtenden Frauen unter einem Affenbrotbaum



Abb. 117: Baumrinde wird zur Herstellung von Matten und Bekleidung weichgeklopft

Gemeinsam mit Karl Vieweg aßen sie ihren Maisbrei, den Köchin Panya bereitet hatte. Zwischen Hoffen und Bangen berichteten die Frauen von den Ereignissen der letzten Tage. Köchin Panya stand in Frau Rhodes Diensten und war das Mädchen für alles.

Panya? Wieso hieß das hübsche Kind denn Panya, wollte Karl Vieweg wissen. Frau Rhode: In dem Quarantänelager bei Dar es Salaam, in dem das Mädchen einst geboren wurde, war es sehr unsauber, es wimmelte nur so von Ratten. Deshalb habe ihr der Vater den Namen *panya* (Ratte) gegeben.

Der Stamm des Baobab, unter dem die Frauen ihre Wagen ausgespannt hatten, war an einer Seite erheblich beschädigt. Elefanten hatten da angefangen, das weiche Holz des Stammes herauszustoßen und auszusaugen, um ihren Trinkwasserbedarf zu decken. Der im Durchmesser wohl 6 m messende Baobab mußte viele Tonnen Wasser in sich gespeichert haben, es konnten 100 t sein oder mehr. Eines Tages würde der Baum wohl umfallen. Bis dahin diente seine Rinde sicherlich noch manches Mal als Lieferant von Rohstoff für Matten, Lendentücher oder andere nützliche Dinge. So konnte Karl Vieweg an einer Stelle des Stammes ein vernarbtes Rechteck erkennen, wo die Rinde schon einmal abgeklopft und wieder nachgewachsen war.

Der Maasaigott *ng ai* habe den Baobab geschaffen, so hatte Reiter Fechter im vergangenen Jahr zu berichten gewußt. *Ng ai* wies einst dem Baum einen Platz im Urwald zu. Aber das war dem Baum mit seinem mächtigen Leibesumfang zu schwül. Er schwitzte und bat um einen angenehmeren Platz. *Ng ai* zeigte Verständnis und verpflanzte ihn auf einen Berg. Da aber war es dem Dicken zu kühl, und er jammerte erneut. Nun reichte es *ng ai*. Wütend riß er den Baum wieder heraus und schleuderte ihn im hohen Bogen in die Steppe, wo er mit dem Kopf voran im Boden und mit den Wurzeln nach oben stecken blieb. So sieht er heute noch aus.

Die Wazaramo von Mikingincho hatten Karl Vieweg nichts dergleichen erzählt. Sie wußten immerhin, daß ihr Hauptgeist *kinyamkela* den Baum als seinen Hauptsitz auserwählt habe. Man könne ihn manchmal sehen, wenn er wie eine Eule aus einem Astloch herauschaue.

So gab es manche Geschichten um den Baobab. Auch in Deutschland, in der Heimat, war dieser Baum mit seinen fast halbmeterlangen Früchten mit der harten Schale nicht unbekannt. Die Rinde des Baumes war schon vor 1850 ein Handelsprodukt in Europa. Man gewann aus der Rinde neben einem fiebersenkenden Mittel für Malaria auch das Alkaloid Adansonin als Gegenmittel bei Strophanthus-Vergiftungen (Pfeilgift). Auch Seile und sogar Papier wurden aus der Faser hergestellt! Die Firma Ringler aus Thale am Harz (Naturalien-Vertrieb) war dagegen nur an den Früchten interessiert. Sie hatte Karl Vieweg 1911 einen Brief geschrieben, in dem es hieß:

„... Wir gestatten uns die Anfrage, ob Sie uns nicht in größerer Zahl Früchte vom Affenbrotbaum besorgen können, so einige große Kisten voll, wir zahlen pro Stück 50 – 60 Pfg, Fracht zu unseren Lasten, also unfrancirt. Es wäre uns sehr angenehm, wenn Sie uns den Gefallen tun könnten, solche Bäume kommen ja in Ihrer Gegend wohl genügend vor und können Sie dies durch einen Boy besorgen lassen. Jede Frucht soll aber in einem Zeitungsbogen eingewickelt werden, damit sich die Behaarung der Schale auf dem Transport nicht abreibt.“

Ob Karl Vieweg die Wünsche der Firma erfüllen konnte, ist nicht überliefert.

Nach dem Treffen mit den Ansiedlerfrauen bei dem dicken Baobab marschierte die Kompanie weiter nach Norden. Abends wurde bei Salanka gelagert. Ein paar Maasai-Mädchen, deren bunte Tücher auf gute Beziehungen zu Europäern schließen ließen, halfen beim Wasserholen. – Karl Vieweg hatte sich nach dem tagelangen Fieber überschätzt, hatte heute am Tage mehr Mut als Kräfte gehabt, lag schon bald unter seiner Decke und versuchte zu schlafen. Aber da war viel Lärm rundum, es ging lauthals zu.

Weinflaschen en gros waren mit einem Male vorhanden, und so mancher vertauschte den Blick in die tiefschwarze Nacht mit dem tiefen Blick in volle Becher. In Anbetracht der kommenden Kampftage war es eine verständliche Reaktion. Morgen schon konnte man tot sein. Alle feierten noch einmal, *„... und es betrinken sich Nickoll, Uffz. Bebr und der Etappenmensch Nimmesgem.“*²²⁹⁾

Dann sahen sich die Herren nach den lieben Maasai-Mädchen von vorn um, die sich gern ein paar Heller verdient hätten. Aber da war nichts mehr mit freundlichen Maasai-Mädchen, keine einzige war mehr da. So machten auch die Herren Feierabend und verschwanden enttäuscht unter ihren Moskitonetzen.

Früh um 5 Uhr ging es am nächsten Morgen weiter. Nach insgesamt 20 Marschstunden in 2 1/2 Tagen wurde am 7. April das Dorf Ufiome mit Missionsstation und Boma²³⁰⁾ erreicht. – Der Feind sollte sich noch etwas weiter nördlich befinden, so hieß es. Jeder lieferte nun auch seine allerletzten Lasten ab mit Zelt, Bett, Moskitonetz, Woldecken und Kochkiste. Dann wurde noch zwei Stunden weiter nach Norden marschiert. Hier lag ein alter Kraterkessel an der Straße, dessen Rand in Erwartung des Feindes besetzt wurde.

Gestern und auch heute wieder trafen einzelne Askari, Boys und Träger der 28. F.K. ein, die auf dem Lolkissale-Berg, etwa 65 km nordöstlich, eingeschlossen war. Anscheinend war der Einschließungsring doch nicht ganz lückenlos. Auch ein Europäer befand sich unter den Eintreffenden. Wo befand sich die Kompanie selbst? Wo hielt sich ihr Führer, Hptm. Rothert, auf? Gerüchte gingen um.

„Sonntag, 9.4.1916. Nachts sind wieder mehrere Träger und Rugaruga der 28. F.K. angekommen. Morgs. 6.15 wird Hauptm. Rothert auf Tragbabre gebracht. Schuß durch Oberschenkel. Wird weiter nach Ufiome transportiert. Oberltn. Papke (Kompanieführer) hat sich Fuß verknackst und läßt sich nach Ufiome tragen. Ich übernehme die Kompanie. ...“

Stunden später trafen wieder einzelne Askari-Gruppen der 28. F.K. mit Verwundeten ein. Nach ihren und anderen Aussagen ergab sich folgendes Bild:

Die 28. F.K. war am Berghang des Lolkissale von drei berittenen süd-afrikanischen Regimentern eingeschlossen worden. In der Nacht zum

229) Ein echter Name, kein Spott des Tagebuchschreibers.

230) *boma* = Umzäunung; hier: befestigtes Verwaltungsgebäude.

6. April wurden die Verwundeten mit Hptm. Rothert durch den gar nicht vollkommenen Einschließungsring herausgebracht. Sie trafen nach drei Tagen hier bei der 1. Sch.K. nördlich Ufiome ein. Obltn. Herrgott, der das Kommando der eingeschlossenen 28. F.K. übernommen hatte, sollte dem Verwundetentransport 1 Std. später mit der Kompanie folgen. Aber den Obltn. hatten wohl der Mut und alle guten Geister verlassen, denn statt zu folgen, gab er bekannt, daß er sich mit der Kompanie dem Feind ergeben wolle! Auch die übrigen 16 deutschen Soldaten, darunter ein weiterer Offizier, stimmten seiner kaum glaublichen Haltung zu! Dagegen wollten 14 Askari das nicht akzeptieren und marschierten auf eigene Faust noch während der Nacht zur 1. Sch.K. bei Ufiome zurück.

Bei Sonnenaufgang ergab sich die zurückgebliebene 28. F.K., obwohl Lebensmittel, Wasser und Munition vorhanden waren und der Feind gegenwärtig gar nicht angriff. Es war eine ungeheure Blamage für das Ansehen der deutschen Truppe. Auch zwei intakte Maschinengewehre wurden hierbei dem Feind übergeben, obwohl die 1. Sch.K. kein einziges besaß! Zu allem Überfluß hatte Obltn. Herrgott auch wichtige Papiere nicht vernichtet, aus denen der Feind sofort ersah, daß zur Verstärkung der 1. Sch.K. vier weitere Kompanien in den Raum Kondoa herangezogen werden sollten. Daraufhin gab General Smuts umgehend Befehl, noch schneller und verstärkt gegen die 1. Sch.K. vorzugehen, um Kondoa einzunehmen, bevor die deutschen Verstärkungen eintreffen konnten.

So also stellte sich die Lage am 9. April 1916 dar, als Hptm. Rothert durch die Stellung der 1. Sch.K. hindurch- und weiter nach Ufiome getragen wurde.

Vzfw. Vieweg führte nun das Kommando über die Kompanie. Er stellte eine Wache an den Nordwestausgang des Kraters und eine zweite auf einen Hügel etwa 2 km weiter östlich auf. Eine dritte Wache mit Uffz. Kordt, einem Ombascha, acht Askari und fünf Trägern begleitete er zunächst, um sich selbst einen Überblick zu verschaffen und postierte sie 2 1/2 Std. vom Kessel entfernt, dort, wo der sogenannte Burenweg von der Straße abzweigte. So war alles abgesichert.

Fast überall sah man Spuren von feindlichen Reitern. Es mußten sehr viele gewesen sein. Der Feind war also schon weiter als angenommen. Immer wieder trafen vereinzelt Askari und Rugaruga der 28. F.K. ein.

Nachts kam die Meldung, der Feind liege bei Kambi ya bwana Mganga, etwa 12 km entfernt. Sofort brach Vzfw. Vieweg mit dem 1. Zug auf, um den Feind dort anzugreifen, zumindest zu stören, zu beunruhigen, je nachdem

wie stark er war. – Obltn. Papke hatte das Kommando über die Kompanie wieder übernommen, sein verknackster Fuß war erstaunlich schnell gesundet. Allen war klar, daß der 1. Zug bei Kambi ya bwana nicht viel ausrichten konnte, da der Feind wie überall in mehrfacher Übermacht sein sollte.

Doch Karl Vieweg und seine Leute fanden in der betreffenden Gegend kein menschliches Lebewesen vor. Sie entdeckten nur verlassene Lagerplätze feindlicher Einheiten, wohl zwei Tage alt. Also wieder Rückmarsch zum Kraterkessel.

Am nächsten Morgen erschien plötzlich der Feind, mit Kavallerie und Fußtruppen. Dem weit vorgeschobenen Posten mit Uffz. Kordt gelang es, die berittene südafrikanische Spitze abzuschießen und sich bei der entstandenen Verwirrung zurückzuziehen, bevor sie von der nachfolgenden Übermacht umzingelt werden konnten.

Daraufhin wurde der Gegner vorsichtig. Er drang zwar bis zum Kratertrand vor, blieb aber außerhalb der Schußweite. Er hatte wohl erkannt, daß der Kraterkessel als ideale Verteidigungsstellung besetzt war, teilte sich und umging den Kessel, um den Deutschen den Rückweg abzuschneiden. Wenn die drohende Umklammerung gelang, war der Weg nach Kondoa völlig frei und die ihn beschützende 1. Sch.K. im Kraterkessel gefangen.

Deshalb mußte die Kompanie die Stellung aufgeben und sich nach Ufiome zurückziehen. Das dortige Magazin war schon am Vortage geräumt worden. – Nun griff der Gegner das Magazin und Ufiome selbst an, setzte auch Artillerie ein.

Unter hinhaltenden Gefechten gelang es Teilen der Kompanie, sich bis Gara, einem Burendorf, 2 1/2 Stunden weiter südlich, zurückzuziehen. Hier an einem Engpaß war die Möglichkeit günstiger, erfolgreich Widerstand leisten zu können. Wer von den anwesenden Askari oder Trägern irgendwie dazu in der Lage war, grub Deckungslöcher oder hob Schützengräben aus, so gut das bei dem steinigen Boden überhaupt ging.

Beinahe überall tauchten feindliche Reiter auf, während die eigene Truppe zu Fuß nur langsam manövrieren konnte. Die Kompanie hatte nur ein einziges Reittier, ein Maultier, und das war durch einen Sturz verletzt. Während der 1. Zug mit Vzfw. Vieweg den Engpaß besetzt hielt, entgingen der 2. Zug (Obermaat Fimmel) und der 3. Zug (Vzfw. Gebauer) nur knapp einer Umklammerung. Die Lage wurde unübersichtlich. Obltn. Papke war mal wieder leicht verletzt und ließ sich trotz der äußerst angespannten Lage nach Kondoa ins ferne Hospital tragen; er hatte sich bei dem Sturz seines Mulis ähnlich wie vor zwei Tagen etwas weh getan. Den Befehl mußte als Rangnächster nun Obltn. Holtz übernehmen, bisher Leiter des Etappenmagazins Ufiome. Der aber befand sich beim 3. Zug, mit dem gegenwärtig keine Verbindung bestand. So führte Vzfw. Vieweg am Nachmittag wieder

die Kompanie. Von überall her kamen nur negative Meldungen. Die Lage wurde äußerst kritisch.

Die Masse der Kompanie sammelte sich gegen Abend am Engpaß und richtete sich zur Verteidigung ein. Nach allen Richtungen wurden Sicherungen ausgestellt bis weit auf die Höhenkämme rechts und links der Straße hinauf. Wer abkommen konnte, versuchte notdürftig, Grashütten für die Nacht zu bauen. Andere begannen abzukochen. Es fing an zu regnen. Zelte waren nicht vorhanden. Die Lasten mit den Zelten, Decken usw. waren irgendwo unterwegs nach Süden auf dem Weg nach Salanka. Kein einziger, der nicht froh. Es war alles andere als gemütlich. Es war schlimm.

Im Laufe der Nacht trafen Obltn. Holtz mit dem 3. Zug und nach und nach noch einige versperrte Europäer und Askari ein. Die Kompanie war sichtlich angeschlagen, nach Boell »stark erschüttert«. ²³¹⁾

Der nächste Morgen, der 13. April 1916. In Erwartung des Feindes lagen der 1. und 3. Zug rechts und links der Straße sowie an der alten Straße, die den Hang hoch zu den Burenhäusern führte. Oben auf den Höhen standen die Sicherungen.

Die Originalaufzeichnungen des Tagebuches geben die Umstände am besten wieder:

»... Der Kriegsfreiwillige Dr. Reck (Geologe), der die Gegend kennt, wird dem 1. Zug zugeteilt, den ich wieder führe. Hussein kommt mit etwas Essen von gestern. Ich schicke die Ablösung für die gestern von mir auf dieser Seite an Negerpfaden und Verzweigungen ausgestellten Wachen und Posten los und gehe selbst mit Dr. Reck die alte Straße bergauf, um mir die Gegend und Zugänge anzusehen.

Plötzlich gegen 7 Uhr knallen Schüsse von den nordöstlichen Höhen auf den 3. Zug. Ich laufe bergab und werfe mich neben Uffz. Brachmann und Grünzig ins Gras. Askari Mzee schicke ich mit Zettel an Scharmberg, der mit 3 Askari an Weggabelung steht, soll auch Pampel benachrichtigen und zurückkommen. Das Feuer von den östlichen Höhen ist jetzt lebhaft und allgemein. Ich springe über die Barrabarra zu dem 1. Zug, von dem sich schon einige Askari entfernt haben. Lasse die Europäer jeden einzeln mit einigen Askari im Gras und Bäumen mit teilweiser Deckung zurück die Höhe westl. v. uns, an deren Abhang wir liegen, hinaufgehen.

Ich folge als letzter, als alles in Bewegung ist. Maschinengewehrfeuer der Engländer setzt gegen 8.40 Uhr ein. Steine, Erde und Baumrinde

231) Boell, S. 183.

fliegen mir bei jedem neuen Zurückgehen um die Ohren. Kann nur immer wenige Meter zurücklegen, da sehr steil und dichtes Gras, viel Steine. Ich verliere die anderen aus den Augen. Als ich endlich über die Höhe bin gegen 9.15 Uhr, ist nirgends ein Mensch zu sehen.

Ich gehe in Deckung den Kamm entlang bis zu den Burenhäusern, biege nach Süden auf einen kleinen Pfad ein, der zu einer Ochsen- und Esselfenz (Einfriedung) führt. Rufe Dr. Reck an, den ich eben mit Ombasha Baraka hinter dem Ochsenstall wegspringen sehe. Warten auf mich, und wir geben auf der Barrabarra zurück. Dr. Reck hat eben englische Reiter beschossen, die schon bei den Burenhäusern waren. Ombasha Mgereza mit einigen Askari, die auf der höchsten Höhe westlich der Burenhäuser lagen, holen uns ein. Im Verlauf einer halben Stunde treffen wir noch auf mehrere kleine Askari-Trupps und schließlich auf Obltn. Holtz mit dem 3. Zug, den Sanitätslasten und einem verwundeten Askari, der getragen wird. Schuß durchs Gesäß.

Auf einer Wegkreuzung treffen wir den uns von Bonga entgegenkommenden Sanitätsuffz. Methfessel. Halt gemacht und etwas gegessen, bis Obermaat Fimmel mit 2. Zug vom Bongawege mit der Meldung kommt, daß er von englischer Kavallerie verfolgt wird. Wir marschieren schnell weiter, holen unsere Lasten ein, mehrere Träger machen schlapp, so daß die Lasten verloren gehen.

In Salanka Halt gemacht. Hier sind noch nicht alle Lasten abtransportiert. Viel bleibt zurück. Verbrannt. Weitermarschiert. Gegen 5 Uhr lassen wir die Reste der 28. F.K., 4 Europäer und etwa 25 Askari, als Sicherung auf einer Anhöhe seitlich der Straße zurück und gehen weiter, bis wir auf ein Europäerlager treffen: Cohrs und Frau mit Kindern, Frau de Haas und andere. Gegen 7.15 Uhr abends treffen Askari und Europäer der 28. F.K. einzeln ein und melden, daß sie beschossen wurden und zurück mußten ... 1 Askari tot, 1 verwundet ... Als wir weitermarschieren, fehlen wieder einige Träger, und ihre Lasten müssen liegen bleiben ... gegen 2 Uhr nachts ... überholen beladene Burenwagen ...»

Regenzeit – das harte Los der Träger

»Freitag, 14. April 1916. ... Wir marschieren weiter, um vor Kondoa Stellung zu nehmen. Da meldet die Nachspitze, daß der Feind uns auf den Fersen und bereits 500 m vor dem Dorfe des Jumben Salim wäre. Ich besetze mit der 1. Sch.K. und den Rekruten und 1 Gruppe der

28. F.K. einen felsigen, bewachsenen Berg ca. 800 m nordwestl. der Straße nach Kondoa, Obltn. Holtz mit einigen Polizei-Askari und den Resten der 28. F.K. einen Bergabhang mehr nach Kondoa zu ...

Ich bleibe bis gegen 1 Uhr, erhalte dann Befehl, mit der Kompanie zum Obltn. zu kommen. Wir lagern notdürftig ohne Decken etc. in einem schluchtartigen Tal. ...

Erneut Gewitter und wolkenbruchartiger Regen. Der Bach schwoll zu einem donnernden Fluß an. Bäume am Ufer krachten um, wirbelten in den brausenden Wassern davon. Eine Unterhaltung war in der tobenden Umwelt nicht möglich. Jeder hockte irgendwo und irgendwie am Boden und versuchte, Schutz zu finden, den es nicht gab. Einige Träger hatten ein paar breitere Blätter abgerissen, die sie über sich hielten. Gegen Abend:

«... Wir kaufen Ochsen und Ziegen von Eingeborenen und braten nach Eingeborenenart an Holzstücken, da nur sehr wenig Kochgeschirre ... Regen, kalt, hungrig ... Unsere Verluste: vermißt Röver, Gefr. Wadehubl, Schüder, Schütze Jungbeck, Grabenhorst, Scharnberg u. Scharnhorst. Ferner ca. 20 Askari; davon von meinem Zug allein 4 Europäer und 15 Askari. ...»

Für die hartbedrängte 1. Sch.K. wurde es von Tag zu Tag immer schwieriger, den nachdrängenden Gegner aufzuhalten, ohne dabei unterzugehen. Sie konnte ihn nicht aufhalten, nur bremsen. Schon seit Tagen hieß es, daß mehrere Kompanien unterwegs seien, um zu helfen. So war es auch. Lettow hatte die Hauptmacht seiner Truppen – 17 Kompanien – von der Usambara-Bahn abgezogen und zu Fuß und per Bahn über Dodoma an die Kondoa-Front geschickt.

Doch diese Umgruppierung verlief langsamer als erwartet, da die Regenzeit nunmehr voll im Gange war, die Flüsse Hochwasser führten, fast alle Brücken weggerissen waren und die Marschwege sich in Schlammwege verwandelt hatten. Es regnete und regnete, und die Wege wurden grundloser, fast unbegehrbar. Nicht zu beschreiben. Jeder Tritt vergrößerte den Matsch für den Hintermann.

Zum Glück kam dadurch auch der feindliche Vormarsch zum Stehen; ein südafrikanischer Infanterist karikierte die Schwierigkeiten in anschaulicher Weise (Abb. 118). Es war aber nicht nur der Matsch, auch die Zugtiere verendeten (*«... Everywhere along the trail, stretching as far back as Lol Kissale, lay the carcasses of horses, mules, and oxen. Attacked by sickness and tsetse flies ...»*²³²) – Am 14. April abends traf die Meldung ein, daß morgen die

232) Shackleton, S. 60.

13. F.K. als erste aus dem Osten eintreffen werde. Das löste Hochstimmung aus! Rettung in höchster Not!



Abb. 118: Glosse eines südafrikanischen Soldaten: „Wann machen wir endlich eine Rast, Kamerad?“ „Nicht mehr lange. Nur noch 15 Meilen.“

Tatsächlich war am nächsten Morgen die 13. F.K. da und bezog sofort nördlich von Kondoa Stellung. Am Tag darauf traf auch die 2. Sch.K. ein. Karl Vieweg:

«... Die 1. Sch.K. bleibt weiter ohne Zelte im Regen im Tale nordwestlich der Straße liegen. Ich habe nichts zum Kochen, kein Gerät. ...»

Vier seiner Askari kamen mit einer Ziege und einem Ziegenbock an, die sie irgendwo hatten mitgehen lassen. Ruckzuck waren die beiden Tiere abgestochen, abgezogen und zerteilt. Jeder bekam ein Stück und briet es, soweit möglich. Das Feuer brannte nur schlecht. Einer würgte seine ersten Bissen gleich roh hinunter.

Zwei der Askari in seiner Nähe setzten sich beim Essen ein paar Schritte abseits und wandten sich noch zusätzlich ab. Ihr Verhalten zeigte wieder einmal die Furcht vor dem berühmten ‚Bösen Blick‘, den irgend jemand von den anderen auf ihr Essen werfen könnte, wodurch sie dann verzaubert würden, also irgendein Leiden bekämen, Magenschmerzen, Fieber oder

irgendetwas anderes. Ähnliches hatte Karl Vieweg bereits öfter beobachtet, auch schon in Neuguinea erlebt; da verkroch sich jeder hinter einen Busch und aß seine Taroknollen. Seltsam, daß zwei völlig von einander getrennt lebende Kulturen den gleichen Aberglauben hatten. Aber jetzt hatte er keine Muße, länger über Sitten und Gebräuche nachzudenken. Das Feuer brannte, das war das Wichtigste.

In einiger Entfernung gähnten und geiferten ein paar Hyänen.

Weitere Verstärkungen trafen ein. Das Kommando über die bei Kondoa versammelten sechs Kompanien übernahm Hptm. Klinghardt. Die 1. Sch.K., die 13. F.K. und die kleine Abteilung Kaempfe besetzten die Höhen beiderseits der Straße nördlich Kondoa und erwarteten den Gegner. Dessen berittene Spitze erschien auch bald, wurde beschossen und ritt unter Verlusten im Galopp zurück.

Alle freuten sich über diesen, wenn auch nur winzigen Erfolg. Der feindliche Vormarsch wurde zumindest um Stunden verzögert. Andererseits verging Karl Vieweg und seinen Leuten das Lachen, weil sie im dichten Busch auch mit Pflanzen in Berührung kamen, die einen fürchterlichen Juckreiz auf der Haut auslösten. 'Juckbohnen' nannte man sie. Wer sie noch nicht kannte, hatte jetzt die beste Gelegenheit, sie hautnah kennenzulernen. Das Jucken hielt lange an, länger als bei Brennesseln.

Da der Gegner beritten und somit viel beweglicher war, war es ihm ein Leichtes, wie schon an den Tagen zuvor, die deutschen Stellungen auf den beiden Flügeln zu umgehen. Das erwies sich als seine grundsätzliche Taktik: Umgehen und nicht frontal angreifen. Als die Umgehung erkannt wurde, erhielt die 1. Sch.K. auf dem linken Flügel Befehl zurückzugehen. Tagebuch:

»Montag, 17.4.1916. ... Ich übernehme die Reste der 28. F.K. ... Engländer besetzen ... Höhe östlich der großen Straße nach Kondoa ... Wir verlassen unsere Stellungen und ziehen uns in die Berge Richtung Changaa auf kaum erkennbaren Eingeborenenpfaden zurück. Den 1. Zug erreicht der Rückzugsbefehl nicht, so daß er zurückbleibt. Da wir mehr Lasten als Träger haben, müssen die Lasten etappenweise weggebracht werden. Ein Träger stirbt. ...«

Es war der Träger Kibiriti (Streichholz). Viel mehr als ein Streichholz war er auch nicht. Man begrub ihn nicht. Er wurde von seinen Kameraden seitwärts in den Busch gezogen und dort den Hyänen überlassen. Das wurde von vielen Stämmen so gehandhabt. Wer im Dorf stirbt, wird dort begraben, wer auf der Safari stirbt, bleibt im Busch.

Immer wieder starben Träger. Meist wurde es gar nicht groß erwähnt. Die Träger waren in diesem Krieg am schlimmsten dran, hatten auch nachts

keinen Schutz, keine Decken, keine Zelte, obwohl sie die wichtigsten Leute waren, bei Freund oder Feind. Ohne sie ging nichts. Regnete es während der Nacht, so hielten sie vielleicht ein Bananenblatt oder ähnliches über den Körper. Decken waren grundsätzlich Mangelware, auch bei den Weißen und den Askari. War eine Decke verloren gegangen oder unbrauchbar geworden, so gab es nur äußerst selten Ersatz – meist nur dann, wenn einer gefallen war. Die Träger lagen nachts zähneklappernd auf dem harten Boden wie Würste nebeneinander, hatten, wenn möglich, etwas Gras unter sich zusammengekratzt, manche hatten auch eine Matte, aus Binsen geflochten, von ihrem Dorf mitgebracht. So wärmten und zitterten sie sich durch die Nacht, tauten am nächsten Morgen wieder auf und marschierten so frisch gestärkt wieder 20 oder mehr Kilometer mit ihren Lasten. Sie liefen barfuß oder trugen Sandalen aus Tierfellen. Viele von ihnen hatten nur ein Ziegenfell um die Hüften, einen Grasschurz oder ein Basttuch aus Baumrinde. Sie waren die wahren Helden des Krieges. Der Truppenarzt Dr. Hauer beschreibt das Los der Träger:²³³⁾

«... Diese stillen Dulder, welche alle Pflichten und fast keine Rechte hatten, nahmen die klebenden Sandalen in die Hand, rutschten auf dem tastenden Fuß im Matsch aus, schlugen mit der schweren Last in den aufspritzenden Kot nieder und wurden dann von dem verantwortlichen Begleit-Askari rücksichtslos hochgetrieben, da sie mit der marschierenden Truppe gleichen Schritt zu halten hatten. ...«

Den belgischen und englischen Trägern ging es ähnlich, wahrscheinlich viel schlechter.²³⁴⁾ Während der gerade laufenden Frühjahrs- und Sommeroffensive starben auf alliierter Seite monatlich rd. 30.000 Träger! Für die Verluste auf deutscher Seite im selben Zeitraum liegen keine Zahlen vor. Es werden auch mehrere Tausend gewesen sein; von Mitte März bis Mitte April während dieser Offensive starben allein etwa 2.000 Träger auf der Etappenstraße zwischen Usambara- und Mittellandbahn;²³⁵⁾ maßgebliche Ursache dafür waren: Ungenügende Versorgung der durch die englische Offensive so überraschend benötigten großen Trägermassen; dazu bei einsetzender Regenzeit die grundlos gewordenen Wege, mangelnde Hygiene und vermehrt Krankheiten wie vor allem Lungenentzündung und Dysenterie.

233) Hauer, S. 48.

234) Clyde, 58f.

235) Schnee, Ber. über den Krieg, S. 43f u. 65.

Etwa zwei Stunden nordnordwestlich Kondoa wurde bei strömendem Regen gelagert und abgekocht. Hyänengeheul. Ein Träger war kurz vorher wieder ausgerutscht, seine Last in den Modder geklatscht. Er hockte kniend am Boden. Der Begleit-Askari Nkozi I versuchte, ihn weiterzutreiben und fuhr ihn an: »Mzigo juu – msbenzi wee! Los, hoch mit der Last – du Buschnigger du!« Der Träger hatte sich verletzt, konnte nicht mehr weiter. Er wurde zum Lagerplatz geschleppt und blieb da liegen.

Nur mit großer Mühe gelang es, Feuer zu machen. Die Streichhölzer waren fast alle naß, und der stets glimmende Strick aus Baumrinde, den einer der Träger wie einen Schatz hütete, war ebenfalls ausgegangen. Die Männer lagerten, so gut es ging. Sie waren völlig durchnäßt und froren erbärmlich, die Regenzeit hatte voll eingesetzt. Die Wäsche roch muffig und fing an zu schimmeln. Wenn jemand etwas sagte, dann klang das meist nach Götz von Berlichingens wohlgesetzten Worten.

Am nächsten Vormittag beschoß der Gegner 2 1/2 Std. lang die 13. F.K. mit Maschinengewehren und Geschützen, so daß sie bis zu einer neuen Auffangstellung zurückgehen mußte, die inzwischen von der zurückgehenden 1. Sch.K. unmittelbar vor Kondoa gebildet wurde. Der verletzte Träger von gestern und noch zwei andere fehlten. Sie waren beim Abmarsch in der Nacht liegen geblieben, ihre Lasten damit auch verloren.

Hyänen konnte man heute nicht hören. Sie hielten wohl am alten Lagerplatz ihre Mahlzeit.

Auch aus der neuen Auffangstellung mußten die Kompanien vor den äußerst beweglichen Schwadronen des Gegners zurückgehen, wenn sie nicht eingekesselt werden wollten. – Abmarsch aller Kompanien nach Süden.

»Mittwoch, 19.4.1916. ... Gegen 9.00 Ankunft in Kondoa. Da Trägermangel herrscht und der Platz aufgegeben werden soll, werden die Magazine geöffnet, und jeder nimmt, was ihm beliebt. Ich finde von meinen deponierten Lasten nur 1 Kiste (abgeliefert 5.4.16), die ich mitnehme ...

Gefecht mit dem Feinde, der auf Kondoa nachdrängt ... Geschütz- und Gewehrfeuer ... Ich führe die Reste der 28. F.K. ...»

Die gesamte deutsche Truppe im Raum Kondoa – etwa 1.300 Mann – zog sich weiter nach Süden zurück. Vzf. Wieweg führte die Nachhut, immer wieder von schnellen Reiterpatrouillen bedrängt.

Die Einnahme von Kondoa war nach britischer Meinung²³⁶⁾ ein Pyrrhus-Sieg der Anglo-Südafrikaner. Von ihren 1.200 Pferden lebten nur

236) Mosley, S. 131ff.

noch 600. Und von van Deventers 10.000 Mann waren nur noch 3.000 kampffähig. Der Rest lag mit Dysenterie, Malaria oder verwundet in Lazaretten oder war tot. Im Tagebuch eines der südafrikanischen Soldaten heißt es: » ... *Approximately one hundred of the company had survived the trip, out of the 240 ...*«²³⁷⁾ – Aber was machte das schon, sagte sich General van Deventer und ließ seine Truppen erst einmal Pause machen, um Nachschub aus seinen schier unerschöpflich sprudelnden Versorgungsquellen heranzuschaffen.

Auf der Suche nach Kollaborateuren

Am nächsten Tag, dem 20. April 1916, wurde beim Kilometer 118, von Dodoma aus gerechnet, Aneti (ca. 55 km südlich Kondoa) erreicht. Um und auf dem Berg Bulungi wurde Stellung bezogen. – Die Verluste in den letzten Tagen waren beträchtlich gewesen. Allein bei der 1. Sch.K. fehlten sieben Europäer und 13 Askari, gefallen oder gefangen. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Askari weggelaufen waren, schien gering. Immer wieder waren in den letzten Tagen nach vier, fünf oder sechs Tagen versprengte Askari eingetroffen, die sich ohne weiteres ihrer Uniform hätten entledigen und nach Hause entlaufen können. Aber das taten sie nicht – noch nicht. Anders verhielt es sich mit den Trägern. Sie rissen reihenweise aus, kein Wunder, denn die meisten waren nicht freiwillig dabei, wurden allerdings bezahlt. So kam es, daß das Magazin in Kondoa wegen Trägermangels schweren Herzens hatte verbrannt werden müssen.

Die neuste Meldung lautete: Oberst von Lettow sei mit weiteren Verstärkungen im Anmarsch. Für jeden in der Truppe bedeutete das, daß man den Feind aus Kondoa wieder verjagen werde.

Vor und neben der sich lang hinziehenden deutschen Stellung südlich Kondoa sah man immer wieder Hufspuren, die auch zu den abseits liegenden Dörfern führten. Also auch hier waren schon die südafrikanischen Reiter aufgetaucht.

Viele der Einheimischen witterten jetzt Morgenluft und gaben dem Feind Informationen über die Bewegungen der deutschen Truppe. Das nahm so überhand, daß Hptm. Klinghardt Befehl erteilte, jeden Schwarzen ohne Warnung zu erschießen, der vor der Frontlinie gesehen wurde. Prompt wurde gleich ein unbekannter Schwarzer vor der Stellung erschossen. Weitere spionierende Schwarze wurden gesehen, konnten aber entkommen.

237) Shackleton, S. 65.

Aber auch im noch weiter rückwärts gelegenen Gebiet begannen nun viele der Einheimischen, mit dem Feind Kontakt aufzunehmen, um sich mit den neuen Herren gut zu stellen. Das mußte verhindert werden. Es mußte deutlich demonstriert werden, wer hier Herr im Hause war! Vor ein paar Tagen erst war ein schwarzer Lehrer einer englischen Missionsstation erwischt worden, als er dem Feind mit einem Spiegel Lichtsignale gab.

So erhielt Vzfw. Vieweg Befehl, mit zwei Chargen und zwölf Askari und Trägern das Hinterland nach Abtrünnigen zu durchforsten. Die Betroffenen galt es einzufangen und zur Aburteilung zur Abteilung zu bringen. Ausreichend Ketten mit Halsring waren mitzunehmen.

Keine zu schöne Aufgabe. Aber Befehl war Befehl.



Abb. 119: Fettschwanzschafe; nach dem Abhacken der Schwanzspitze wächst das Fettgewebe des Schwanzes vor allem in die Breite.

Patrouille Jansen kehrte gerade von einer ähnlichen Aufgabe zurück. Auf dem Rückmarsch war er mit seiner Gruppe vom Feind überrascht worden, wobei das meiste der Verpflegungslasten verloren ging. Da mußte Jansen zusehen, wie er wieder an etwas Eßbares gelangte. In einem Maasai-Dorf fanden sie, was sie suchten – Fettschwanzschafe! Ein gutes Dutzend dieser kostbaren Wegzehrung lief dort herum. Doch der Jumbe wollte keine Schafe herausrücken, da sein Dorf selbst nicht genug zu essen habe; vor ein paar Tagen schon hätten sie mehrere Schafe abgeben müssen. Sergt. Jansen hätte die Schafe natürlich einfach requirieren können, doch man wollte es nicht mit den Maasai verderben, ihre Loyalität zu den Deutschen war in dieser Gegend gut. So schlossen der Jumbe und Jansen einen Kompromiß: Der

Jumbe durfte seine Schafe behalten, doch die Schwänze bekam die Patrouille. Sie wurden abgehackt, und blökend liefen die Schafe davon.

(Eine grausame Maßnahme eines Kolonialisten? Keineswegs. In der Bundesrepublik Deutschland war noch ein halbes Jahrhundert später eine ähnliche Tortur beim Kupieren der Pferdeschwänze völlig normal, nur mit dem Unterschied, daß der Schmied beim Abschneiden wegen der Infektionsgefahr als Zugabe auch noch ein glühendes Eisen gegen den Schwanzstummel drückte!

Der ungewöhnlich dicke Schwanz des Fettschwanzschafes ist reich an Fettgewebe. Abgehäutet wiegt er zwischen 5 und 12 kg. Ähnlich dem Kamelhöcker ist er eine Energiereserve. – Noch heute hacken die Maasai und Wachagga von dem sich beim Jungtier bildenden Fettschwanz die letzten beiden Wirbel ab. Dadurch wächst das Fettgewebe mehr in die Breite und bringt einen höheren Ertrag.)

«Samstag, 29.4.1916. Das Kommando trifft im unteren Lager ein. 11 Uhr vormittag kommt Oberst v. Lettow-Vorbeck zu mir zum 1. Zug mit Hptm. Klinghardt, Obltn. Wachsmuth, Obltn. Holtz ... Der Oberst hat stark geflickte Hosen an und ein himmelblaues Boyhemde mit gelben Streifen.»

Während Lettow mit Klinghardt und nun insgesamt 18 Kompanien zum Angriff nach Norden auf Kondoa vorging, marschierte Vzfw. Vieweg mit Uffz. Brachmann und seiner Safari in Richtung Südwesten. Eine Landkarte besaß er nicht. Mit Karten war es ohnehin nicht weit her. Aber irgendwie wußte man doch immer, wo welches Dorf zu finden war.

Mit von der Partie war der beste Mann seines Zuges, der Sol Morgan Hawas, ein alter Sudanese, der schon seit 27 Jahren im Dienst der Deutschen stand, nachdem er von Reichskommissar Wißmann 1889 in Kairo zur Niederschlagung des Araberaufstandes angeworben worden war. Auch der langgediente Ombascha Jumbe, ein Msumbwa, war dabei. Vor 15 Jahren war er noch mehrfach verkaufter Sklave gewesen. Zu Anfang, so erzählte er, wurde er für 30 Rupia an einen Halbaraber in Pangani verkauft. Der veräußerte ihn an einen Araber in Bagamoyo. Als sich für 50 Rupia ein weiterer Liebhaber fand, ging er in dessen Eigentum über. Dann meldete er sich zur kaiserlichen Schutztruppe (wurde wohl ausgeliehen), und von seinem Lohn sparte er sich das Lösegeld in Höhe von 60 Rupia ab. Mit dieser Summe kaufte er sich von seinem arabischen Herrn frei. – So war er vom Sklaven zum freien Askari und später zum Ombascha (Gefreiter) mit dem leuchtend roten Winkel auf dem linken Ärmel aufgestiegen. Der Winkel war sein ganzer Stolz. Den konnte keiner übersehen.

(Wie auch Weidner berichtet,²³⁸⁾ konnten in Deutsch-Ostafrika Sklaven vermietet werden oder sich selbständig machen. Einen Teil ihres Lohnes oder Erwerbs mußten sie an ihren Herrn abgeben, gewöhnlich 1/3 bis 1/2. Viele der selbständigen oder vermieteten Sklaven waren als Karawanenträger tätig oder auch als Handwerker fernab von ihrem Herrn. Mancher von ihnen nahm seinerseits wieder andere Sklaven in seine Dienste. Es kam auch vor, daß Europäer Sklaven in Dienst stellten, ohne von deren Abhängigkeit zu wissen. Die Kapitäne der längs der Küste verkehrenden Dhaus waren sehr oft Sklaven, auch 1912 noch. An ihren Herrn zahlten sie ein Viertel vom Reinertrag ihrer Handelsfahrt bzw. einen festen Betrag, weil ihre Einnahmen schwer zu kontrollieren waren; eigentlich mußte man hier nicht mehr von Sklaven, sondern eher von Leibeigenen sprechen.)

Karl Vieweg und seine Gruppe marschierten zügig voran. Bald saß auch schon der erste abtrünnige Jumbe – Jumbe Mwalim – an der Halskette fest. Ihm schwante sogleich, daß der Strick auf ihn warte, und, um gut Wetter zu machen, verriet er seine Kollegen aus den Nachbardörfern.

So marschierte Karl Vieweg mit seiner Safari weiter, um den nächsten festzunehmen.

«... Nach sehr beschwerlichem Marsch in dunkler Nacht im dichten Busch teils kriechend verhafteten wir gegen 3.45 Uhr den Akida Nyundo, der mit dem Jumben Sofa in Kondoa war. Diesen selbst gegen 5 Uhr ...»

Die beiden waren also bei den Südafrikanern in Kondoa gewesen. Das konnte sie Kopf und Kragen kosten! Das wußten sie auch. Vorerst schloß sich um ihren Hals nur der bekannte Eisenring.

Die nächsten an der Reihe waren die katholischen Lehrer Bruno und Damas. Sie hatten verlockende Bekanntmachungen der Südafrikaner bekommen, im heimischen Dorf vorgelesen und anschließend die Zettel, wie sie aussagten, den Jumben Gora und Gara weitergegeben.

Also Weitermarsch zu Gora und Gara. Bald darauf saßen auch Gora und Gara friedlich vereint an der Kette. Dann besuchte man den Akida Pambia. Auch er wurde mit dem schmucken Halsring versehen.

Wenig später erging es dem Akida Sambe nicht anders.

Mit dieser stattlichen Zahl an Missetätern marschierte Karl Vieweg weiter bis zum Dorf Asugea.

238) Weidner, S. 17, 20 – 24.

«... hungrig in einer Tembe²³⁹⁾ geschlafen. 3.10 Uhr nachts rücken die Gefangenen bis auf den Lehrer Bruno aus, nachdem sie sich in einer Ecke, die noch durch große Behälter mit Hirse verdeckt war, ein Loch in die Wand gemacht haben. Posten war Askari Mtotowakazi. ...»

Der hatte fest geschlafen.

Das stritt er natürlich ab. Ein derartiges Wachvergehen entschied schließlich über Erfolg oder Nichterfolg des ganzen Unternehmens. Ohnehin wurde ein Wachvergehen, das wußte jeder, schwer bestraft. – All die schönen eisernen Ketten hatten die Ausreißer notgedrungen natürlich mitgehen lassen. Aber ein paar Ketten waren noch übriggeblieben.

Weiter ging es. Hinter einer Wegbiegung begegnete der Safari plötzlich ein Haufen Schwarzer. Die gesamte Gruppe nahm sofort Reißaus – aha, ein schlechtes Gewissen! Zwei von ihnen konnten gefaßt werden. Es waren entlaufene Träger. Sie kamen automatisch an die Kette.

Marsch in Richtung der katholischen Mission Kwamtoro (Kwa Mtoro) mit dem Pater Leble. Doch der fromme Gottesmann war nicht zu sprechen. Wie es hieß, hatte er neben allen Heiligen auch mit dem Feind Kontakt aufgenommen und befand sich gegenwärtig bei ihm in Kondoa. – Bei der Missionsstation waren überall Reiterspuren zu sehen. Bis zu zehn Reiter sollten die feindlichen Patrouillen stark sein, sagte man auf der Station. Auf Farm Linke, ganz in der Nähe gelegen, sollten sich bereits 2.000 Südafrikaner befinden. Sicherlich eine Falschmeldung, zumindest übertrieben. Niemand konnte es genau sagen.

Ein Löwe tauchte auf, verschwand im hohen Gras.

Danach ging es im Bogen zurück nach Südosten zum vereinbarten Treffpunkt mit der Kompanie, die auf der Straße nach Dodoma nach Süden abgezogen war. – Karl Viewegs Stiefel lösten sich mehr und mehr auf, die Sohle schlappte schon halb hinterher. Was sollte er machen?! Hilfe gab es nicht.

Oder doch? Die Hilfe war näher, als er glaubte. Ein Askari, der die Nöte sah, gab ihm freudig seine eigenen Stiefel (endlich konnte er mal wieder barfuß laufen!). Die Stiefel des Askari aber drückten. Bald würde er wunde Füße haben.

Im nächsten Dorf war kein Jumbe zu sehen. Die Frauen behaupteten, er sei verstorben. Die findigen Askari machten den Verstorbenen schnell auffindig. Wie er beim Verhör aussagte, besaß er einen Esel, zehn Frauen und 36 Kinder! Zur Strafe für sein Versteckspiel wurde er festgenommen und sein Eseltier requiriert. Dadurch war Karl Viewegs drückendes Schuh-

239) Primitivhütte mit Flachdach.

problem vorerst überraschend schnell gelöst! – Die Mutter des Jumben wollte mit, heute, durfte aber nicht.

Anschließend erreichten sie den Fluß Bubub. Vorsichtig durchschritten sie ihn. Krokodile gab es hier hoffentlich nicht. Das Wasser war teilweise über brusttief. Der Jumben im Dorf Gongga am anderen Ufer hatte die Gruppe schon längst den Berghang herunterkommen sehen. Er hatte auch bereits gehört, was die beiden Weißen und die Askari hier in dieser Gegend wollten und war rechtzeitig mit allen Dorfbewohnern ausgerückt.

Im nächsten Dorf wohnten Maasai. Sie hatten kein schlechtes Gewissen, brachten Milch und Honig und verpflegten Karl Viewegs Safari zusammen mit den vier Gefangenen. – Askari Mzee bekam als Nachtisch noch etwas anderes:

»... 15 Hiebe, weil er von den Gefangenen weggegangen ist, die er zum Wasserholen begleitete, u. in einer Massaihütte plünderte. Massaiweib klagt ihn an. ...«

Das waren nicht die ersten Hiebe, seit er des Kaisers schmucken Rock trug, und auch nicht seine zweiten. Die letzten 25 hatte er gerade vor vier Wochen bekommen, weil er vor dem Feind einen Befehl nicht ausgeführt hatte. Sein verlängerter Rücken trug schon deutliche Schwielen wie ein alter Mantelpavian. Mzee und die Prügelstrafe waren so innig miteinander verbunden, wie man es wohl selten erlebte.

Am nächsten Tag in Kolossi, es war der 6. Tag, noch ein fünfter Kettenaspirant: Jumben Kazimoto. Wie schon bei den Verhaftungen zuvor, wurde auf dem Dorfplatz demonstrativ die deutsche Fahne gehißt. Beim Jumben fand man einen Zettel, vom Feind mit Schreibmaschine²⁴⁰⁾ geschrieben:

»Kondoa-Irangi, 21. April 1916. Kwa Jumben Kazimoto in Malase. Amri ya Sirkali mpia njoo upesi ufike bapa kesho kama unapata barua hii. – J.H. Robinson.«

(An Jumben Kazimoto in Malase. Auf Anordnung der neuen Regierung erscheine morgen sofort hier, wenn Du diesen Brief erhalten hast. – J.H. Robinson).

Am Abend notierte Karl Vieweg:

»... den gefangenen Jumben Kazimoto mit 2 Askari losgeschickt, um Milch zu suchen. Kehren leer zurück. Alles ist ausgehimst.«²⁴¹⁾

240) Erstaunlich, daß der Gegner trotz der schauerhaften und schauerlichen Wegeverhältnisse über Hunderte von Kilometern selbst eine Schreibmaschine bis in die vorderste Front mitschleppte!

241) ausbimsen = ostdeutscher (Mecklenburg) Ausdruck für weglassen.

Schließlich fingen sie einen Schwarzen, der auf seinem Kopf eine Kürbiskalebasse mit allerdings entsetzlich schmutzigem Wasser trug. Er war bereit, sie zu dem entfernten Wasserloch zu führen, es sei aber zwecklos, da dort nur noch Modder sei. Sie glaubten es ihm gern. Das Wasser in der Kalebasse selbst war nicht nur schmutzig, es roch auch nach Urin. Auf Befragen erfuhren sie, daß der Mann das Gefäß vorher mit Ochsenurin ausgewaschen habe. Das mache man so.

Karl Vieweg wußte, daß auch die Maasai ihre Kalebassen erst mit Urin reinigen, bevor sie sie zum Melken der Kühe benutzen. Allerdings muß der Urin nicht von Ochsen, sondern von Kühen stammen! Zur besonderen Geschmacksveredlung der Milch gehört noch ein Extraschuß Urin. Das erzielt erst den richtigen Hautgout!

Das Auswaschen der Gefäße mit Ochsenurin ist auch von den Wasukuma und den Watussi bekannt.²⁴²⁾ Merker²⁴³⁾ berichtete von den Wachagga, daß, wenn sich bei einem Ehepaar kein Nachwuchs einstellt, die Frau Urin von ihrem Mann trinkt. Ähnliches hatte Karl Vieweg in West-Usambara hinsichtlich der Geburtsbeschleunigung erfahren (s. Seite 186).²⁴⁴⁾

Karl Vieweg ließ das Urinwasser abkochen, und jeder löschte seinen Durst. Sein Berkelfeld-Wasserfilter war beim Rückmarsch durch Kondoa im dortigen Magazin verloren gegangen.

Mitten in der Nacht ein Aufschrei. Alle schreckten hoch, griffen zur Waffe. Der Schreckensschrei war von einem der Träger gekommen: An der Hornhaut eines seiner Füße hatte eine Ratte geknabbert.

Am Morgen, dem 7. Tag, fehlte der Träger mit der letzten Verpflegungslast. Das durfte nicht wahr sein! Nun waren sie nur noch auf Eingeborenenverpflegung aus den Dörfern angewiesen.

Am Nachmittag erreichten sie das Dorf Mwanakike. Der Jumben sollte verhaftet werden. Doch der Vogel war ausgeflogen. Mit ihm die meisten anderen. Karl Vieweg:

»... Notdürftig Verpflegung zusammengesucht. Altes Weib zeigt Wasserstelle. ...«

242) Hauer, S. 21.

243) Merker, Wachagga, S. 20.

244) Die Verwendung von Urin ist gar nicht ungewöhnlich und aus vielen Ländern bekannt: Als Seelenkraft, zur Schwangerschaftsverhütung, als Fruchtbarkeitstrank und zur Vorbeugung gegen Krankheiten (noch heute in Indien), für Mundspülungen, zur Reinigung des Eßgeschirrs, zur Hautpflege, zur Wundheilung (deutsche Soldaten im II. Weltkrieg), in der Färb- und Wäscherei und in der Bäckerei als Gärmittel bzw. im Käse als Geschmacksverbesserer (Thomas, 1995).



Abb. 120: Ein Mgogo aus der Gegend von Kondoa

Am 8. Tag nachmittags. Sie marschierten schweigend auf schmalem, gewundenen Pfad Richtung Südost. Verpflegung hatten sie nicht mehr. Da hörten sie irgendwo in der Ferne eine Ziege meckern – normalerweise kein besonders aufreizender Ton. Aber heute! Wo eine Ziege war, gab es auch Fleisch und Milch, waren auch Menschen mit Verpflegung!

Eine halbe Stunde später erreichten sie Dorf und Wasserstelle Kumekwa. Das Dorf hatte eine gemischte Bevölkerung. Diejenigen vom Stamm der Wassandau (Wassandawi) waren ausgerückt, die Wagogo dagegen zu Hause geblieben, sie hatten ein reines Gewissen. Ihr Jumbe ließ sogleich Mehl, Milch, Eier und Hühner bringen. Ein Festtag!

An dem Äußeren der Wagogo durfte man sich allerdings nicht stören. Sie waren in schmutzstarrende Felle gekleidet und hatten sich mit Rindertalg, Lehm und Kuhmist fein gemacht und auch die Haare dabei nicht vergessen. In den Ohren trugen sie große Holzpflocke. – In manchen Dingen, wie in der Bewaffnung, imitierten sie gern die benachbarten Maasai, weshalb die Wagogo von anderen Stämmen gern *nyani ya Maasai* (Maasai-Affen) genannt wurden.



Abb. 121: Ein Mädchen der Wassandau. Sie gelten als die Ureinwohner Ostafrikas; sie sind weder Bantu, noch Neger oder Hamiten.

Die Wassandau hätte Karl Vieweg gern gesehen. Leider waren sie ausgerückt. Er wußte nur, daß sie als die Ureinwohner Ostafrikas gelten. Aufgrund ihrer Sprache und auch körperlicher Merkmale sind sie weder Bantu noch Neger oder Hamiten. Ihre Schnalzlaute weisen eher auf eine Verwandtschaft mit den Buschmännern hin, die bis zum Eindringen der Bantuvölker ebenfalls in Ostafrika gelebt hatten.²⁴⁵⁾ Karl Vieweg wies die Wachen vorsorglich darauf hin, daß die Wassandau gern mit Giftpfeilen aus dem Hinterhalt schossen.

Als er nachts den Posten kontrollierte, der auch die Gefangenen bewachte, traf er ihn fest schlafend an (Gott sei Dank schliefen die Gefangenen genauso fest!). Die Aburteilung durch die Kompanie wurde auf später verschoben, da das Vergehen ungewöhnlich schwer war. Sie hätten überrascht werden können, vom Feind oder Abtrünnigen.

245) Schnee, Dt. Kolon.lex.

Am 9. Tag war man endlich wieder bei der Kompanie bei Maiamaia. Die Kompanie hatte inzwischen die Aufgabe bekommen, zwei Haubitzen zu bedecken, die von Dodoma her zum Kampfgebiet südlich Kondoa herangeschafft wurden.

Dort hatte es am Tag zuvor, am 9. Mai 1916, aufgrund einer unrichtigen Patrouillenaussage ein verlustreiches Nachtgefecht gegeben. Die Auswirkungen konnte man sehen: Verwundete Askari kamen ihnen auf dem Weg entgegen. Sie gehörten zu den 18 Kompanien, mit denen Lettow vergeblich einen Nachtangriff unternommen hatte, um den Feind zurückzuwerfen. Gefallen waren: vier Deutsche und 43 Askari, darunter Hptm. von Kornatzki. Er war im Nahkampf vom Chef des britischen Geheimdienstes, Meinertzhagen, der zufällig anwesend war, erschlagen worden. Meinertzhagen:²⁴⁶⁾



Abb. 122: Mr. Meinertzhagen (deutscher Abstammung), Chef des brit. Geheimdienstes in Ostafrika

246) Meinertzhagen, S. 183.

«... wir rangen im Schützengraben miteinander. Er hatte einen afrikanischen knobkerrie-Spazierstock bei sich, den ich ihm schließlich entwenden konnte, setzte mein Knie auf seinen Magen und schlug mit dem knobkerrie so lange auf seinen Kopf, bis er still war ... Sein Kopf war völlig zerschmettert, und ich behielt seinen knobkerrie als Andenken.»

Alle standen noch unter dem negativen Eindruck dieses Gefechtes. Damit war der Angriff auf Kondoa schon im Vorfeld gescheitert. Es bedeutete einen großen psychologischen Rückschlag für Lettow.

Zunächst wurden einmal die Gefangenen abgeurteilt, die Vzfw. Vieweg mitgebracht hatte. Lehrer Bruno wurde freigesprochen. Die anderen kamen mit einem blauen Auge davon, d.h. mit einem fürchterlich brennenden Gesäß. Die Kiboko-Peitsche war wieder emsig gewesen. Jumbe Mwalim war über die Schläge, die er bekommen sollte, hochofren und lebte förmlich auf – er hatte mit dem Galgen gerechnet. Die beiden Askari, die nachts auf Posten geschlafen hatten, bekamen jeder ihre 25.

Buschkrieg südlich Kondoa

Noch aber ging es trotz des verlorenen Nachtgefechtes mit den beiden Geschützen weiter langsam nordwärts. Die Haubitzen waren erst Mitte März mit dem zweiten deutschen Hilfsschiff, der ‚Marie‘, in der Kolonie eingetroffen. Vor jeder der 10,5-cm-Haubitzen mühten sich 12 Ochsen ab. Dahinter folgte eine zweirädrige Munitionskarre mit acht Ochsen. Danach kamen vier Munitionswagen mit jeweils 20 dieser Wiederkäuer davor. Einige schienen mehr krank als gesund zu sein und wurden von den übrigen mitgezogen. Am Schluß folgte Karl Vieweg mit dem 1. Zug. Der setzte sich wie folgt zusammen:

Vieweg	Vzfw.
Kordt	Obermaat
Hottendorf	Uffz.
Behr	Uffz.
Wagner	Gefr.
Plock	Schütze
Jansen	Schütze
Lüthens	Schütze
Braunert	Veterinär

Morgan Hawas	Sol (Feldw.), Sudanese
Aledi	Schausch (Uffz.)
Mwanakulile	Ombascha (Gefr.), Shirati
Jumbe	Ombascha (Gefr.), Msumbwa

43 Askari.²⁴⁷⁾



Abb. 123: Eines der 10,5 cm-Geschütze des Kreuzers „Königsberg“

Verständlicherweise ging es mit den schweren Geschützen nur langsam voran. Die Wege waren aufgeweicht. Mehrmals wurden Wasserläufe durchquert. Ein schwieriges Unterfangen, besonders in Kurven wegen der langen Ochsenreihe. Wiederholt war voraus Kanonendonner zu hören. Abends bei Mondschein roch es plötzlich süßlich-penetrant nach Leichen. In einem Baum hing ein toter Jumbe, etwas von Laubzweigen verdeckt und schon halb verwest. Er hatte wohl zu früh mit dem Feind angebändelt. Das war beim Kilometer 123 von Dodoma aus. Bis spät in die Nacht wurde weitermarschiert. – Am nächsten Morgen waren sechs von den Zugochsen tot – Opfer der Nagana-Seuche, hervorgerufen durch die Tsetse-Fliege.

247) Im Tagebuch sind genauestens sämtliche Namen der Chargen und der 43 Askari aufgeführt, einschließlich der Nr. ihrer Erkennungsmarken, dem Volksstamm (z.B. Mzaramo, Shirati), Gewehrmodell (Modell 71, 98 oder K 98) u. Anmerkungen, ob bis Okt. 1916 verwundet (3), krank (4), gefallen (1) oder desertiert (10).

Die beiden Geschütze wurden südlich Kondoa so in Stellung gebracht, daß sie den Stuhr-Berg unter Beschuß nehmen konnten, auf dem der feindliche Führungsstab lag. – Da wurde im Vorfeld des Stuhr-Berges, im Niemandesland, eine 15 Mann starke feindliche Patrouille beobachtet. Vzfw. Vieweg erhielt Befehl, ihr mit 15 Askari den Rückweg abzuschneiden. Sofort marschierte er mit der Gruppe ab und versteckte sich in dem Gelände im hohen Gras und hinter Felsblöcken, um so den Rückkehrern einen herzlichen Empfang zu bereiten.

Stunden vergingen.

Doch kein Feind kam. Der mußte auf einem anderen Weg zurückgekehrt sein und saß wohl schon längst am heimischen Lagerfeuer, während sich Karl Vieweg und seine Leute in dunkler Nacht und unübersichtlichem Gelände einen Weg zurück durch den Dornbusch bahnen mußten.

Der Stuhr-Berg sah so verlockend zum Erobern aus. Wenn man im Handstreich den gesamten Führungsstab des Feindes in Gefangenschaft führen könnte, so wäre das ein toller Erfolg. Hptm. Klinghardt versuchte es am 17. Mai mit nur einer Kompanie in einem überraschenden Angriff, wurde aber unter Verlusten zurückgewiesen. – Am selben Tag wurde ein anderer Vorstoß mit vier Kompanien und einer 6 cm-Kolonialkanone unter Führung von Hptm. Schulz in Richtung Westen gestartet. Vzfw. Vieweg begleitete die Kolonne als Pfadfinder, da er die betreffende Gegend von seiner kürzlichen Aktion her gut kannte; der Angriff galt dem Dorf Kwamtoro, wo sich der Feind festgesetzt hatte. Er sollte überraschend geschlagen werden. Doch das 4-Kompanien-Unternehmen stieß ins Leere, weil der Gegner, durch Verräter benachrichtigt, sich gerade noch rechtzeitig nach Kondoa hatte zurückziehen können. Auf dem Rückmarsch geschah es dann:

»... Die Trägerkolonne wird von Bienen überfallen und auseinander-gesprengt. 1 Lastesel, der Geschützmunition trägt, tot. Dadurch mehr-stündiger Aufenthalt. ...«

Am nächsten Tag war es nicht viel anders:

»... Kurz vor dem Bubu(-Fluß) wird die Safari durch Bienen ausein-ander-gesprengt. Sanitätsfeldw. Klaveta und mehrere Askari erkranken durch Bienenstiche. ...«

Dann erreichten sie die alte Stellung.

Als eine weitaus größere Plage als die Bienen erwiesen sich die englischen Flieger, die fast täglich über der Stellung erschienen. Die Schwarzen nannten einen solchen Flugapparat *ndege ulaya*, europäischer Vogel, und seine Bomben *waren mayayi*, Eier. Das Erscheinen des Vogels genügte, um

große Verwirrung auszulösen. Anfangs, vor drei Monaten, als die ersten Flieger auftauchten, hatten die Schwarzen noch geglaubt, das sei ein weiterer *mwungu* (Gott). Das hatten ihnen Spione im Auftrag der Engländer eingeredet. *Mwungu* würde sie nun mit seinen platzenden Eiern bestrafen, weil sie den Deutschen halfen. – Als aber einer dieser Eiervögel abgeschossen wurde und ein Engländer zum Vorschein kam, war es mit dem Glauben vorbei.

Kamen die Flugzeuge dicht genug heran, so wurde mit allem, was zur Verfügung stand, auch Artillerie, geschossen. Aber es fiel nur selten einer herunter. – Ab und an ließen die Flieger auch eine Bombe fallen. Anfangs stellten sich die Schwarzen dann an die Bäume, um hinter dem Stamm Schutz zu haben, obwohl ausdrücklich angeordnet worden war, sich bei Bombenabwürfen hinzuwerfen. So kamen mehrere Askari, Boys und Träger ums Leben.

Die Stellungen der Deutschen südlich Kondoa lagen etwa bei Kilometer 148, von Dodoma aus gerechnet. Sie hatten eine Länge von etwa 30 km, wobei man bestrebt war, die britische Front zu überflügeln. Das aber gelang nicht. Der Feind konnte dank seiner Überlegenheit an Menschen und Material seine Front sogar auf etwa 40 km ausdehnen. So mußte man immer mit Flankenangriffen rechnen, hatte natürlich dort Posten ausgestellt. Die Übermacht des Gegners wurde von Woche zu Woche größer. Mitte Juni standen unter General van Deventer bei Kondoa 16 Schwadronen, 6 Infanterie-Bataillone, eine M.G.-Kompanie, 7 Batterien mit 25 Geschützen, 4 Panzerwagen, 300 Motorradfahrer, 2 Flugzeuge und noch weitere Spezialeinheiten.²⁴⁸⁾

Dem gegenüber verfügten die Deutschen an dieser Front lediglich über 21 Kompanien und 6 Geschütze. – Hier lag auch die Höhe C mit Vzfw. Vieweg und seinem 1. Zug von der 1. Sch.K. Die Höhe D war der sogenannte Kommandoberg, auf dem sich Oberst v. Lettow-Vorbeck mit seinem Stab postiert hatte. Das wurde dem Feind durch seine Spione bald bekannt, und er beschloß an zwei Tagen diesen Berg, jeweils eine Stunde lang. Zwar hatte man Unterstände gebaut, aber viel Schutz boten sie bei dem flachgründigen Boden nicht. Ergebnis: Kein Toter, aber drei Verwundete – der Oberst, Obltn. Boell und ein Bur. Als Antwort darauf beschossen am nächsten Tag die beiden 10,5 cm-Haubitzen den Stuh-Berg, westnordwestlich von Höhe C gelegen.

248) Boell, S. 187.

Kompanieführer Obltn. Holtz, der das Kriegstagebuch seiner 1. Sch.K. zu schreiben hatte, wußte sich auf elegante Art dieser Arbeit zu entziehen: Er hatte einfach keine Zeit. Da er jedoch gesehen hatte, daß sein Vizefeldwebel gern alles aufschrieb, beauftragte er ihn kurzerhand, ab sofort das Kriegstagebuch zu führen. Also nahm sich Vzfw. Vieweg das Tagebuch, blätterte nach und stellte erstaunt fest, daß die letzten Eintragungen in diesem Buch vor vier Monaten endeten, also noch vor dem Abmarsch in Dar es Salaam unter Obltn. Papke! Jetzt hätte er gern gewußt, in welchem Heft denn der Herr Oberleutnant die Geschehnisse der letzten zwei Monate, also seit seiner Übernahme der Kompanie, aufgeschrieben habe. Doch der Herr Oberleutnant waren plötzlich anderweitig äußerst beschäftigt und nicht mehr zu sprechen.

So nahm sich Karl Vieweg des Buches an und übertrug in den nächsten Tagen aus seinem privaten Tagebuch die wichtigsten Dinge seit dem Abmarsch von Dar es Salaam in das Kompaniebuch. Darin hieß es nunmehr u.a.

„Sonntag, 28.5.1916. Wegen falscher Meldung erhält Sporer 3 Tage Mittelarrest, die morgens beim Appell 9.15 verhängt und gleich angetreten werden; ferner Askari Mzee 4 Std. Anbinden und 25 Hiebe wegen Wachvergehens und unerlaubter Entfernung. ...“

Mehrere Stunden angebunden zu sein und dabei stehen zu müssen, war sicherlich nicht mit eitel Freud und Wonne verbunden. Doch schien die Härte dieses Strafmaßes manchem noch nicht hart genug, denn schließlich brachte ein schlafender Posten seine Kameraden, die ihm vertrauten, in höchste Lebensgefahr.²⁴⁹⁾ – Der genannte Askari war übrigens derselbe Mzee, der schon mehrere Male Hiebe bekommen hatte, das letzte Mal vor drei Wochen bei der Verrätersafari mit den vielen Jumben.

Für den letzten Tag, der nachzutragen war, notierte Vzfw. Vieweg:

249) Im § 129, Ziff. 4 der Militärstrafvollstr.-Vorschrift (1908) heißt es: *„... Das Anbinden des Arrestanten geschieht auf eine seiner Gesundheit nicht nachteiligen Weise, und zwar wird er in aufrechter Stellung, den Rücken nach der Wand oder einen Baum gekehrt, dergestalt angebunden, daß er sich weder setzen noch legen kann. ...“* Jedoch *„... ist alles zu vermeiden, was die Strafe als grausam erscheinen lassen könnte.“* (Dt. Kolon.blatt, 1913) – Das Anbinden wurde auch auf dem europäischen Kriegsschauplatz gehandhabt und selbst noch 1995 im Jugoslawienkonflikt von den Serben praktiziert.

Wachvergehen wurden in Europa im I. und II. Weltkrieg noch mit größerer Härte als mit obigem Askari geahndet, zwar nicht durch Hiebe, aber durch Versetzung in eine Strafkompagnie mit lebensgefährlichen Einsätzen wie Minenräumen oder Ausführen notwendiger Arbeiten unter feindlichem Beschuß, sogen. Himmelfahrtskommandos. Diese Einsätze endeten oft mit dem Tod, die Hiebe aber nie.

»Sonnabend, 24.6.1916. Ein Mrangi, der gestern von der Patronille nach Westen (Schütze Vog) mitgebracht wurde (früher Arbeiter von Heinrich Rohde), wird vormittags wegen Spionageverdacht aufgehängt.«

Am nächsten Tag griff der Feind an und besetzte die Höhe D, den Kommandoberg. Die deutsche Truppe mußte sich auf neue Stellungen weiter südöstlich zurückziehen.

Dort, weiter südöstlich, in Richtung Mpwapwa, lag der Kwa-Handu-Paß. Den hatte die 9. Beritt.Sch.K. besetzt. Zu ihr gehörte auch Reiter Fechter, das ‚Kleine Nashorn‘, mit dem Karl Vieweg vor einem Jahr den Nagaseni-Posten besetzt hielt. Als die beiden sich Wochen später bei den Uluguru-Bergen wiedersahen, erzählte ihm Fechter von dem wohl einmaligen Erlebnis seines Mitstreiters Köhler am Kwa-Handu-Paß:

Der arme Köhler war völlig der Rache Montezumas ausgeliefert und hatte sich soeben zum wievielten Male zur helfenden Sitzstange über dem Latrinengraben begeben. Der – der Graben – war nicht der frischeste, und schon ein nur oberflächlicher Betrachter wäre rasch zu der Schlußfolgerung gekommen, daß auch die übrigen Reiter der Kompanie in erheblichem Maße darmgestört waren.

Nachdem er sich erleichtert hatte, aber noch ausgiebig mit sich selbst beschäftigt war, gewährte Köhler plötzlich, wie ein Leopard im Gebüsch wenige Meter vor ihm Anstalten machte, auf ihn zuzuspringen – und es auch tat. Einer spontanen Eingebung folgend, absolvierte der brave Reitersmann eine halbe Sitzwelle – just im rechten Augenblick. Die Raubkatze schoß über ihn hinweg, riß ihm mit den Hinterpfoten noch ein paar tiefe Fleischwunden und landete kopfüber in der üppigen Suppe, die sicherlich nicht das Ziel des Feinschmeckers gewesen war.

Freund Köhler rannte mit seiner anschaulich gelüfteten Reitershose schreiend und stolpernd, so gut es ging, zum Lager zurück. Seine Kameraden erblickten ihn in dieser äußerst ungewöhnlichen Aufmachung, den Leoparden jedoch nicht mehr. Dem war verständlicherweise im Augenblick der Appetit vergangen, er war verschwunden. – Am nächsten Tag wollte er die Mahlzeit nachholen, wurde aber rechtzeitig entdeckt und erlegt, so daß eine ähnliche Turnübung wie am Vortage nicht mehr erforderlich wurde.

Urlaubsfreuden

Kürzlich war Karl Vieweg von der Intendanturabteilung in Dar es Salaam angeschrieben worden, ob er auf seiner Pflanzung nicht wieder Verpflegung für die Truppe anbauen wolle. – Er ließ die Intendantur wissen, daß er das tun könne, dazu aber für einige Zeit beurlaubt werden müsse. Das aber lehnte die Verwaltungsbehörde strikt ab. – Dann eben nicht.

Aber Ende Juni 1916 beantragte er Urlaub, um auf seiner Pflanzung ein paar Tage nach dem Rechten zu sehen, vielleicht drei oder vier Tage auf der Pflanzung, mit Hin- und Rückreise wohl acht Tage. Hptm. Klinghardt hatte nichts dagegen und genehmigte die acht Tage; die Kompanie werde jetzt zurückgehen, meinte Hptm. Klinghardt, sie werde sich dann in Mpwapwa befinden, wenn er zurückkomme, dort solle er sich also wieder bei ihr melden.

Die frohen Urlaubstage sahen wie folgt aus:

1. Tag Ein 45 km-Fußmarsch von Aneti nach Maiamaia.
2. Tag Ein 47 km-Fußmarsch von Maiamaia nach Dodoma.²⁵⁰⁾
Anschließend Nachtfahrt mit der Eisenbahn nach Morogoro.
3. Tag Keine Möglichkeit zur Weiterfahrt. Herumsitzen.
4. Tag " "
5. Tag " "
6. Tag Fahrt bis Pugu, zu Fuß zur Pflanzung Mikingincho, bei Sonnenuntergang dort. Karani Ali war anwesend. Alles sah einigermaßen ordentlich aus. Zu Besuch kam Simbwanzibinti Mkwawa aus Kisserawe. Sie blieb bis Mitternacht.
7. Tag 6 Uhr früh wieder zu Fuß nach Pugu und Rückfahrt zunächst bis Morogoro. Dort blieb der Zug, hatte nicht genug Holz.
8. Tag Weiterfahrt Morogoro – Kilossa. Der Zug wartete wieder.
9. Tag Weiterfahrt Kilossa – Gulwe; dann 22 km Fußmarsch (statt 16 km, da verlaufen) bis Mpwapwa, Kompanie noch nicht hier.
10. Tag 26 km Ritt auf einem Maultier bis Chunyu (Tschunjo).
11. Tag 32 km Fußmarsch bis Nyangalo (zw. Mpwapwa und Dodoma), wo sich die 1. Sch.K. jetzt befand.

Es war ein wirklich erholsamer Urlaub!

250) Ein Fußmarsch von mehr als 40 km war nichts Ungewöhnliches. Als sein Bekannter, Vzfw. Müller, von Tanga zu seiner Familie am Rufiji in den Urlaub ging, legte er die über 400 km in 9 Tagen zurück, im Mittel täglich 45 km (Müller, I S. 24).

Kämpfe im Raum Mpwapwa und Kidete

Die Front verlagerte sich in der ersten Julihälfte 1916 aus dem Raum Kondoa etwa 120 km weiter nach Südosten, soweit man überhaupt von ‚Front‘ reden konnte. Fast jeden 2. oder 3. Tag wurde die Stellung wieder gewechselt, mal um einen Tagesmarsch zurückgenommen, dann auch wieder vorgeschoben, wenn sich die Gelegenheit dazu bot.

Karl Vieweg war gerade vom Urlaub zurück in Nyangalo angekommen, da marschierte seine Kompanie nach Mpwapwa ab, denselben Weg, den er gerade hinter sich hatte. Also kehrtgemacht und die 58 km nach Mpwapwa in zwei Tagen wieder zurückmarschiert. Hinter ihm im Gänsemarsch Koch Hussein, Boy Abdallah und ein Träger, alle in praktischerer Bekleidung als ihr weißer Herr mit seinen schweren Ledergamaschen, ganz abgesehen von anderen unpraktischen Bekleidungsstücken.

(Erst in den beiden letzten Kriegsjahren gingen die Deutschen teilweise dazu über, die viel angenehmeren kurzen Hosen zu tragen, so wie es die Engländer von Beginn an taten.)

Wieder zurück bei seiner Kompanie besetzte Karl Vieweg mit seinem 1. Zug den Paß zwischen Tubugwe und Mvazi, fünf Stunden östlich von Mpwapwa. Von dem Paß aus hatte man eine ausgezeichnete Sicht über die weite Grassteppe mit nur wenigen Bäumen. Dort weideten Giraffen und verschiedene Antilopenarten, dazwischen Strauße. Einen eventuell angreifenden Feind konnte man von der Paßhöhe aus rechtzeitig erkennen. – Die in der Nähe liegenden Dörfer versorgten die Gruppe täglich mit 20 Kalebassen voll Wasser. – Aber der erwartete Feind kam nicht. Statt dessen kam Susanne. Später trug sie einen silberglänzenden Armreif, den ihr der Führer des 1. Zuges geschenkt hatte.

Nach ein paar Tagen ließ man den Paß wieder unbewacht und marschierte erneut nach Westen, erst bis Chunya und wieder nach Nyangalo, dann noch weiter bis Membe, wo sich auch die 19. F.K. befand. Posten wurden weit voraus aufgestellt.

„... Mein Boy Abdallah, der nach dem Abmarsch von Chunya fehlte, ist wahrscheinlich nach Mpwapwa zurückgegangen, um vergessenen Korkenzieher zu holen ...“

Vorderster Posten kehrt zurück und meldet das Anrücken von (feindlichen) Reitern, die kurz darauf gesehen werden und ausgeschwärmt bis auf etwa 250 m an die Stellung des 1. Zuges herankommen. Sie stutzen und wollen umkehren, wahrscheinlich durch das laute Sprechen des Vet. Braunert veranlaßt, der mit einem M.G. am Abhang eines

Hügels sitzt. Schütze Plock schießt einen Reiter aus dem Sattel, dessen Pferd bringt Askari Mfaume hinter die Front. Die Reiter fliehen zurück ... nach 1/2 Std. beginnt ihr Angriff ... Hinter den engl. Reitern (die Südafrikanische I. Berittene Brigade) folgen schwarze Truppen oder Inder (?) ... 12 Uhr mittag erfolgt Rückzugsbefehl, da Feind in der Flanke erscheint. ...“

Der Feind hatte etwa 15 Tote und Verwundete, die deutsche Truppe nur einen verwundeten Askari.

Am nächsten Tag, dem 28. Juli 1916, gingen die Kämpfe weiter, bei denen auf deutscher Seite nur die 1. Sch.K. und die 19. F.K. standen. Schließlich besetzte der Feind die einzige Wasserstelle, so daß endgültig zurückgegangen werden mußte. Der Frontverlauf war so verwirrend, daß Karl Vieweg mit seinem 1. Zug beim Abmarsch beobachten konnte, wie feindliche Schützen im Anschlag lagen, dem 1. Zug dabei den Rücken zuekehrten und angestrengt in die entgegengesetzte Richtung nach den Deutschen Ausschau hielten!! Es war fast wie beim Versteckspiel. Jeder grinste.

Zwei Tage später war man erneut in Mpwapwa. Susanne war auch wieder da.



Abb. 124: Kompanie auf dem Marsch

Der Askari Jumbo vom 1. Zug erhielt die Kriegerverdienstmedaille für Farbige. Karl Vieweg hatte ihn seinem Kompanieführer vorgeschlagen, weil er sich durch unermüdlischen Einsatz hervortat. Die Kriegerverdienstmedaille war eine Medaille, die nicht oft vergeben wurde und dementsprechend bei den Schwarzen hoch im Kurs stand.

Der Boy Managar, der einen Kranken nach Morogoro begleitet hatte, bekam nach seiner Rückkehr keine Medaille, aber 3 Rupien Bakschisch von Karl Vieweg, weil er in Morogoro dessen Boy Abdallah entdeckt und gleich festgenommen hatte. Abdallah hatte also doch nicht den Korkenzieher holen wollen, sondern war ausgerückt! Seltsamerweise bekam er keine Hiebe. Zumindest ist im Tagebuch darüber nichts angeführt.

Am 10. August rückte die Kompanie aus der Etappe wieder bis Chunyu vor. Die 1. Sch.K. gehörte jetzt zusammen mit sieben anderen Kompanien zur Abteilung Otto (Nachfolger v. Hptm. Klinghardt, der an Typhus erkrankt war). – Der südafrikanische General Deventer setzte nun mit seiner Division nach einer Nachschubpause zum Generalangriff gegen die Abteilung Otto an. Seinen Pferdebestand konnte er immer wieder auffrischen. Insgesamt waren ihm schon 2.300 Tiere verendet.²⁵¹⁾ – Den ganzen Tag über gab es Schießereien mit dem Feind, die sich zu massiven Angriffen steigerten. Dem Uffz. Hüttig (Nachbar von Mikinginho) gelang es dabei, mit seinem Kolonialgeschütz (6 cm) ein feindliches Panzerauto abzuschießen.

Am nächsten Tag wurde der feindliche Druck so stark, daß ausgewichen werden mußte. Die Abteilung bezog südlich Mwapwa an der Straße nach Kidete eine neue Stellung. Den äußersten linken Flügel übernahm Vzfw. Vieweg mit dem 1. Zug. Der Feind rückte erneut zum Angriff vor und drückte gegen die Stellung. Das Kolonialgeschütz im Zentrum schoß, bis ihm die Munition ausging. Vzfw. Vieweg erhielt von Hptm. Otto durch Askari Idi Befehl, mit seinem Zug zurückzugehen, da sonst Umzingelung drohe.

Aber es war zu spät. Er war bereits umzingelt.

«... Da fallen Schüsse südlich von uns in unserem Rücken. Feind will Rückzug abschneiden und hat uns schon eingeschlossen. Nach Süden in Schützenlinie vorgegangen. Von vorn und aus linker (östl.) Flanke M.G.- und Schützenfeuer. Auf 350 m vom Feinde veranlassen Askari Jumbe und Mwanakulile den 1. Zug zum Sturmangriff mit „Hurrah“, obgleich Askari Seitengewehre nicht aufpflanzen können ... Angriff gelingt, Feind flieht, so daß Rückzugslinie nach Kidete offen. Askari Mobamadi II tot, Pendakula mit Beinschuß. ...»

Eigentlich hätten die beiden Askari natürlich nicht selbständig Kommando zum Angriff geben dürfen. Es war wieder der Askari Jumbe gewesen, der gerade erst die Medaille bekommen hatte. Das hatte ihn noch mehr

251) Boell, S. 187, 217.

beflügelt und alle Vorschriften vergessen lassen. Darüber wurde jetzt hinweggesehen, und beide Askari, Jumbe und Mwanakulile, wurden für ihren Einsatz zum Ombascha befördert.

Unter dem anhaltenden Druck des Feindes mußte sich die Abteilung Otto nun noch weiter in Richtung Kidete zurückziehen als erwünscht, da die Gelände- und Wasserverhältnisse sehr schlecht waren. Der Verpflegungsnachschub für die Askari und Träger wurde von einer englischen Patrouille abgefangen. Einzelne Truppenteile, darunter die 1. Sch.K., litten sehr unter Wassermangel. Es bestanden keine Aussichten, in den nächsten Stunden eine Wasserstelle zu finden. Immer wieder konnte man Worte hören wie *«maji hapana ... chakula hapana»* (nichts zu trinken ... nichts zu essen). Da kam nach Stunden die Erlösung: etwa 10 km östlich der Bahnstation Godegode stand ein gefüllter Wasserwagen auf dem Gleis! Noch nie hatte Wasser so gut getan wie hier.

Doch der Gegner ließ keine Ruhe. General Smuts hatte erst vor wenigen Tagen wieder verkünden lassen, daß der Krieg in Deutsch-Ostafrika *«... will be over by the end of the month»*.²⁵²⁾ Dafür verblieben ihm nur noch knapp vierzehn Tage. Er mußte sich also beeilen. Berittene feindliche Patrouillen tauchten fast überall auf. Die inzwischen noch verstärkte südafrikanische Division griff am 15./16.8. erneut die Abteilung Otto an. Es kam zu heftigen Gefechten. Selbst nachts war kaum Ruhe zu finden. Alle blieben in der Stellung und schliefen dort. Übermüdet und ohne Ablösung erwarteten die Askari am nächsten Morgen den Feind. Da plötzlich ein Ruf: *«Watakuja wengereza – die Engländer kommen!»* Sofort wurde auch der letzte Mann wach. Der Feind rückte an, er hatte seine Truppen durch frische Kräfte abgelöst.

«... Ich gehe mit meinem 1. Zug ab, um Gegner anzugreifen. Rechts und links der Straße dichter Dornenbusch mit Sansevieren, so daß Ausschwärmen unmöglich ... erhalten Feuer, das wir erwidern. Askari sind nur schwer vorwärts zu bringen, da hungrig und müde. Gegner schießt auch in unsere linke Flanke. Der 2. Zug, der zu Hilfe kommen sollte, selbst im Gefecht ... Kalimanyire tot, Stambuli u. Mamarika verwundet ...»

Am Abend. Vermißt wurden sieben Askari. Vier von ihnen trafen fünf Tage später wieder bei der Kompanie ein. Sie hatten sich unter großen Schwierigkeiten durchschlagen können. Es war eine harte, ruhelose Zeit. Tagsüber der Feind, nachts Löwen.

252) Brown, S. 252.

Fast regelmäßig erschien jeden Morgen eine der Flugmaschinen am blauen Himmel und beobachtete die Bewegungen der deutschen Truppe. – Die Kompanien gingen längs der Gleise weiter zurück nach Osten bis Bahnstation Munisagara, noch über Kidete hinaus.

»... Ein Eisenbahnzug ist auf Rinder der 9. Sch.K. gestoßen und entgleist ... Ich erhalte Befehl, die Station zu sichern, da Staubwolken gemeldet. ...«

Bei dem Unglück waren mehrere Rinder getötet worden. Sie wurden gleich geschlachtet, hungrige Mäuler gab es zur Genüge. Die Herde war größtenteils im Gebiet der Waniaturu westlich von Kondoa aufgekauft worden.

Abends am Lagerfeuer saß Karl Vieweg zusammen mit einem Feldwebel der 9. Sch.K. Kaum glaublich war, was ihm der Feldwebel über die Waniaturu erzählte. Wenn deren Kühe vom Bullen nicht gedeckt werden sollten, würden die Hirten mit einer glühenden Speerspitze die äußeren Teile der Vagina brennen, so daß der Blut- und Brandgeruch den Bullen abhalte. Daß die Kuh selbst darunter leide, kümmere die Schwarzen wenig. Wohl einmalig sei ihre Bauchchirurgie: Bei schweren Bauchwandverletzungen eines ihrer Rinder werde ein Stück frisch geschälte Baumrinde unter das Fell geschoben, bevor es wieder vernäht würde. Die Wunde werde mit Asche desinfiziert. – Diese Angaben konnten später bestätigt werden.²⁵³⁾

Das einzige Maultier, das die Kompanie erst seit kurzem besaß, erkrankte und fiel um – ein Opfer der Tsetse-Fliege. In diesem Fall kamen zwei Mittel zur Anwendung: Zunächst eine Arsen-Spritze, und als die nicht half, eine Kugel. Am Abend gab es schlecht schmeckendes Maultiersteak.

Tage später wurden die Kompanien noch weiter in Richtung Morogoro zurückgezogen. – Auch in anderen Teilen der Kolonie fand seit Beginn der Offensive im März 1916 ein allgemeiner Rückzug statt (s. Karten 7, Seite 384 u. 8, Seite 385). Die im Westen der Kolonie stehenden Truppen waren abgeschnitten, nachdem die Engländer von Kondoa aus die Mittelbahn erreicht hatten. Die deutschen Hauptkräfte vom Kilimandjaro wurden vom Norden und Westen her auf den Großraum Morogoro zurückgedrängt. Im Osten landete der Feind an der Küste bei Bagamoyo und war im Begriff, Dar es Salaam einzunehmen. Es stand schlimm.

253) Fontaine, S. 821.

Rückzug durch das Uluguru-Gebirge

General Smuts hatte anfangs gehofft, die deutschen Hauptkräfte vor Morogoro entscheidend schlagen zu können und damit den Krieg in Ostafrika zu beenden. Nun aber fürchtete er, daß Lettow mit den Hauptkräften noch rechtzeitig von Morogoro aus über die Uluguru-Berge nach Süden ausweichen könnte. Um dies zu vereiteln, ließ er am 23. August 1916 eine Zangenbewegung von Norden her beiderseits um das Uluguru-Gebirge herum ausführen, wodurch Lettows Truppen auf halbem Wege durch das Gebirge abgefangen werden sollten.

Auf deutscher Seite wurde das Vorhaben am selben Tage erkannt, da eine kilometerlange Staubfahne westlich der Uluguru-Berge zu sehen war, etwa 30 km entfernt. Deutlich bewegte sich die Staubfahne südostwärts auf die Berge zu. Es konnte sich nur um eine größere feindliche Kolonne handeln – um eine berittene Brigade, wie sich bald herausstellte.



Abb. 125: Die Uluguru-Berge südlich Morogoro

Noch am selben Abend marschierte die Abtlg. Otto mit 8 Kompanien, verstärkt durch eine Gebirgsbatterie und eine 8,8 cm-Kanone von Morogoro nach Südwesten ab, um dem Feind zuvorzukommen. Kurz davor wurden die Magazine in Morogoro, die reichlich bestückt waren, in Brand gesteckt. Wie Mahnmale loderten die Flammen in den Abend-

himmel. Es war ein Jammer sondergleichen. Man sah keine Möglichkeit mehr, die Vorräte nach Kisaki am Südrand der Berge fortzuschaffen, zu wenige Träger standen zur Verfügung. In der letzten Stunde vor der Vernichtung durften die Schwarzen nach Lust und Laune plündern und sich nehmen, so viel sie nur wollten. Ein Festtag für sie! Warum dürfen das eigentlich nicht wir Weißen, so fragte sich mancher Europäer und besah sich traurig seine arg gelichteten Gepäckstücke.

Die Truppe marschierte also im Eiltempo ab, um zunächst den seitlichen Zugang zum Gebirge bei dem Dorf Mlali (s. Karte 6, Seite 363) noch vor dem Feind zu erreichen. Auf dieses Ziel schien der Feind zuzusteuern. Dort lag auch ein größeres Magazin. Karl Viewegs persönliche Träger marschierten nicht mehr mit. Sie waren ausgerückt, als sie hörten, daß es nach dem Süden in die Berge ginge. Da war es ihnen zu kalt. – Nicht anders war es um die 15 Sanitätsträger bestellt, die bei Tagesanbruch ebenfalls von der Bildfläche verschwunden waren. Karl Vieweg erhielt acht neue Träger, die nun sein Zelt, Bett, Lebensmittel und sonstige Ausrüstung auf die Köpfe nahmen.

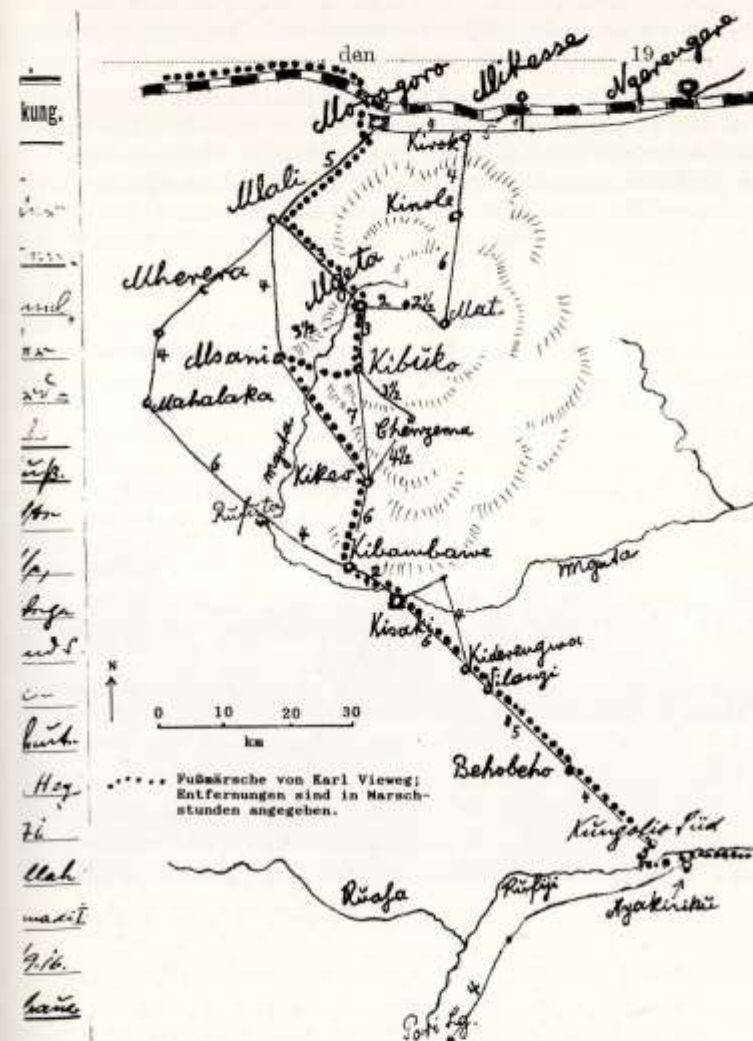
Die 1. Sch.K. mit Karl Vieweg und seinem 1. Zug hatte die Bedeckung der 8,8 cm-Kanone übernommen. Diese schwere Kanone die Bergwege hochzumanövrieren, war ein mühseliges Unterfangen. Etwa 400 Träger waren vor das Geschütz gespannt. Dazu kamen noch die Munitionskarren. Zugtiere standen nicht zur Verfügung. Besonders schwierig war es in den Kurven. – Wieder einmal saß das Geschütz fest. Erst 600 Trägern gelang es, die Kanone herauszuziehen. Dann ging gar nichts mehr.

Die 17. F.K. war nach Mlali vorausgeeilt, um ja nicht zu spät zu kommen. Gegen 8 Uhr morgens, kurz vor Mlali, hörte Karl Vieweg weiter vorn MG-Feuer. Also war der Feind ihnen doch zuvorgekommen!

»... 9 Uhr geht die 1. Sch.K. vor ... Die Straße nach Kisaki über Mlali ist bereits vom Feind besetzt. 11.55 Uhr beginnt unser 8,8-Geschütz zu feuern. 1. Sch.K. liegt als Bedeckung desselben und geht 1.05 weiter vor ...«

Der Feind hatte das Magazin in seiner Hand. Das war in den Gebäuden eines Pflanzers eingerichtet, vollgestopft mit großen Mengen an Munition, Ausrüstungsgegenständen und Nahrungsmitteln, ganz abgesehen von der Baumwolle und dem Kautschuk, die dort schon lange lagerten.

»Freitag, 25.8.1916. ... Gegen 6.15 Uhr brennt das Magazin Mlali, von den Engländern angesteckt, ab, wobei viel Munition (Artillerie) explodiert. Am rechten Flügel ist ein Pflanzlerhaus (v. Thevenar), in dem ein Tuberkulosekranker, deutscher Zivilist, liegt ... Magazin Mlali wieder von uns besetzt ... 11.10 beginnt feindliche Artillerie zu schießen, ... beschießt anscheinend... von Thevenars Haus ...



Karte 6: Rückmarsch von der Mittelland-Bahn bei Morogoro südwärts zum Rufiji (Teil einer Tagebuchskizze)

*Sonnabend, 26.8.1916. ... Unser 8,8 cm-Geschütz schoß gestern abend bis zur Dunkelheit und wurde dann von uns gesprengt, da auf dem Wege nach Mgeta nicht transportabel ...**

Die Kanone war auf dem schwierigen Gebirgsweg einfach nicht mehr vorwärts zu bringen. Jeder Nachteil hat auch einen Vorteil: So gab es plötzlich wieder freie Träger für viele andere Lasten.

Die Kompanie rückte weiter südwärts über Mgeta nach Kibuko. Es regnete zeitweilig, es war kalt und windig. Da die Träger mit den Lasten noch nicht heran waren, mußten die meisten Europäer und alle Askari wieder einmal schutzlos im Freien übernachten. Keiner, der ein Auge zumachen konnte.

Zum Aufwärmen wurde die Kompanie am nächsten Morgen bis auf den letzten Mann in die dortigen Kartoffelanpflanzungen eines Europäers geschickt, um abzuernten. Verpflegung war knapp, weshalb sollte man sie den Engländern überlassen.



Abb. 126: Südafrikanische Feldartillerie im Mgeta-Tal der Uluguru-Berge

»Montag, 28.8.1916. ... Gegen 2.20 nachm. hört unser Posten Gewehr- schüsse und kurzes MG.-Feuer aus nordwestl. Richtung. Die Askari- Weiber der Abtlg. Otto werden nach Kisaki vorausgeschickt, sollen dort für Lohn und freie Verpflegung Mehl stampfen. – Die um 2.20 gehörten Schüsse rührten von Gefecht zwischen etwa 1 Schwadron engl. Reiter u. 14. F.K. her, bei Msani. 1. Sch.K. marschiert 5.50 nachm. dorthin ab. Sehr schwieriger Weg bergauf u. -ab.«

Am nächsten Vormittag bei Msani. Die 1. Sch.K. stand in schwerem Kampf mit überlegenen Feindkräften. Ab Mittag wurde abgebaut, jeder zweite Zug zurückgenommen. Der Rest

»... soll sich möglichst bis Dunkelheit halten; da aber der Feind MG in unsere rechte und linke Flanke bringt, reißen die Askari aus u. sind nur teilweise wieder in Stellung zurückzubringen, wobei der Sol gute Dienste leistet. Da gegen 2.50 nachm. nur noch mein 2. Halbzug in Stellung ist, lasse ich auch abrücken. Feind feuert mit MG hinterher, wobei noch 1 Askari ... durch den Rücken geschossen wird. ...«

Rückmarsch nach Kikeo und Stellung dort auf einem Höhenkamm eingenommen.

»Sonnabend, 2.9.1916. Rumänien soll, wie gestern erzählt wurde, Krieg an Österreich erklärt haben ... Seit mehreren Tagen gibt es kein Mehl, sondern ganze Mais- und Mtamakörner (Hirse) als Askari- und Trägerverpflegung. In letzter Nacht sind desertiert die Askari Katumbondani und San.Askari Malifega. Gegen 12 Uhr nachts beobachtet mein rechter Flügelposten Lichtsignale auf Berg nordöstl. von hier, die von anderem Berg nordnordwestl. erwidert werden.«

Am nächsten Tag meldeten die vorgeschobenen Feldwachen das Nahen feindlicher Reiter. Weiter vorn fielen vereinzelt Schüsse. Die Kompanie lag im Freien und ohne Zelte. Es war empfindlich kühl. Hunger. *»... Boy Hussein bringt abends bei Mondschein Essen und Mantel. ...«*

»Montag, 4.9.1916. ... nachmittags wird der Feind ... beobachtet, wie er die Berge heruntersteigt ... Die Kompanien geben diese Nacht nach Kibambawe zurück. Ich soll den Rückzug verschleiern und am Feind bleiben ... besonders im Westen starke feindliche Patrouillentätigkeit gemeldet. ...

Dienstag, 5.9.1916. ... starke feindliche Patrouillen in unserem Rücken ... das Magazin Kikeo brennt ab²⁵⁴⁾ ... Schütze Plock hatte mit seinen Askari von einer Hütte westl. des Magazins aus beobachtet, doch liefen ihm seine Askari davon. 4.50 Uhr kommt er allein zu mir. Ich will den in der Stellung des 3. Zuges gelassenen Posten einziehen, der meine rechte Flanke sichert, doch ist derselbe längst ausgerissen. 5.10 nachm. trete ich ... den Rückmarsch nach Süden an ... Der Feind sitzt bereits

254) Der Feind nahm an, daß bei dem Brand etwa 1 Mio. Patronen vernichtet wurden und damit der Kampf für die Deutschen aussichtslos und in Kürze vorüber sei (Brown, S. 276).

*auf den Höhen südöstl. vom Magazin ... Bei Eingeborenen Hühner, Enten, Schafe, Ziegen und Mehl requiriert und gegessen ... Vfw. Dreyer überbringt Befehl, mich vom Feinde zu lösen und der 1. Sch.K. nach Kibambawe zu folgen. Ich bin sehr erschöpft von dauerndem Durchfall ... bei Dorfplatz abgekocht u. gelagert. Kitanda (Bett) voller Wanzen.**

Bei Kisaki stieß Karl Vieweg mit seinem Zug wieder auf die Kompanie, die in einem Hirsefeld lagerte. An seinem Rande befand sich offensichtlich ein Friedhof. Mehrere Moslem-Gräber waren zu sehen, auf denen *mrehani* (Basilikumkraut) wuchs. Dieses Kraut pflanzten die Mohamedaner auf die Gräber ihrer Angehörigen, um durch den Geruch die Geister der Verstorbenen zu erfreuen. Um ganz sicher zu gehen, rieben sie mit diesem Duftkraut zusammen mit Öl auch die Körper der Verstorbenen ein.

Hier in der Umgebung von Kisaki blieb die Truppe und baute in den nächsten Tagen, so gut es ging, ihre Stellungen aus. In Kisaki befand sich ein großes Magazin unter dem Befehl von Dr. Hindorf. 600.000 kg Verpflegung lagerten dort, also genug zu essen für mehrere Monate! Diese Vorräte durften keinesfalls in Feindeshand fallen. – Am 7. September kam es zu einer erfreulichen Überraschung:

«... Die mir und Plock am 5.9. entlaufenen Askari haben sich alle wieder eingestellt! ...»

Sie waren hinter die feindlichen Linien geraten und umhergeirrt, bis sie sich im unübersichtlichen Gelände zur eigenen Truppe hatten durchschlagen können. Am selben Tag gab es noch eine weitere, positive Mitteilung:

«... Der Feind wird zurückgeschlagen und verliert außer Toten und Verwundeten noch 6 Gefangene und ca. 30 erbeutete Pferde. ...»

Die feindlichen Quellen berichteten es genauso.²⁵⁵⁾

Krank

Am Nachmittag desselben Tages meldete sich Karl Vieweg im Feldlazarett. Er war seit Tagen krank, hatte Schmerzen im linken Oberarm und zudem blutigen Durchfall – Amöbenruhr. Die Stabsärzte Dr. Mohn und Dr. Wünn untersuchten ihn und schickten ihn zum Hospital nach Nyakisiku. Das lag

255) Brown, S. 281.

am Südufer des Rufiji, etwa 90 km entfernt. – Bei Amöbenruhr soll man konsequent Betruhe einhalten und nur flüssige Diät zu sich nehmen. Beides war hier nicht möglich. Statt dessen sollte er 90 km marschieren! Wie widersinnig. Aber es gab keine andere Möglichkeit.

Am liebsten hätte er für die Reise so ein einrädiges Fahrzeug gehabt, wie es einer der beiden Ärzte besaß. Dessen zwei schwarze Fahrer oder Balancehalter – einer für vorn, einer für hinten – hantierten gerade an dem Fahrzeug herum und gaben ihm eine neue Bereifung, während Karl Vieweg untersucht wurde und zusah. Es war das ideale Fahrzeug für schmale Eingeborenenpfade; aus einer Flußpferdhaut hatten die beiden Schwarzen einen schmalen Streifen geschnitten, den sie an Stelle des in besseren Zeiten einmal vorhandenen Schlauches und Mantels um das Rad legten. Mit Ochsenriemen zurrten sie alles fest. Eine feine Sache!

Ihm selbst blieb nichts anderes übrig, als zu Fuß zum Lazarett zu gehen. So übergab er das Kriegstagebuch, das er bis zum 7. September 1916 geführt hatte, der Kompanie und brach auf. In letzter Minute bekam er für die Reise doch noch ein Transportmittel zur Verfügung gestellt, einen Maskatesel.

Er ritt los. Doch das störrische Eseltier schien noch schwächer auf den Beinen zu sein als sein Reiter und legte sich nach einiger und zu unpassender Zeit immer wieder hin. So konnte es nicht weitergehen – im wahrsten Sinne des Wortes.

Als alle guten Worte nicht fruchteten, ließ er Esel Esel sein und ging zu Fuß weiter. Von Karl Viewegs acht Trägern waren schon zu Anfang zwei auf Nimmerwiedersehen im Busch verschwunden. Die Lasten mußten liegen bleiben, gingen verloren. Nun waren es nur noch sechs. So ging es langsam voran.

Während einer Rast näherte sich eine Ochsenkarre aus der Richtung, aus der er gerade gekommen war. Besser konnte er es nicht haben! Der Ochsenanreiber stieg sofort ab und ließ Karl Vieweg Platz nehmen. – Das edle Zugtier hörte auf den Namen Moritz. Langsam ging es vorwärts und der Tag vorüber. Übernachtung bei Alt-Kisaki.

Am nächsten Tag ging Moritz langsamer als am Vortag. Als die Schläge des Ochsentreibers nicht mehr fruchteten, stieß der Schwarze ihm mit einem zugespitzten Stock in den Schenkel. Auch das ermunterte das brave Ochsentier nicht. Es zuckte nur. Schließlich blieb es stehen und legte sich hin. Erneut Schläge und Stiche. Nichts half. Kein Problem, so meinte der schwarze Schläger zu dem kranken Vizefeldwebel auf der Karre, er wüßte noch ein sicheres Mittel, um das Viech wieder auf die Beine zu bringen. Sprachs, faßte den Schwanz des Tieres und knickte die Schwanzspitze langsam, ganz langsam um. Brüllend vor Schmerz versuchte der Ochse der höl-

lischen Folter zu entgehen, sprang auf, sackte aber wieder in sich zusammen. – Das arme Tier war ein weiteres Opfer der gefürchteten Nagana-Seuche, jener durch die Tsetse-Fliege übertragenen Schlafkrankheit der Huftiere, hervorgerufen durch die einzelligen Trypanosomen. Kein Ochse überlebte in der Rufiji-Niederung länger als 6 – 8 Wochen. Das wußte man vorher und mußte das Potential des Tieres in dieser Zeit nutzen. Was blieb Karl Vieweg übrig, als wieder zu Fuß zu gehen. Der gewundene schmale Weg führte durch eintönige Baumsteppe.



Abb. 127: Am Rufiji

Ein unterdrückter Freudenschrei von Hussein – „*msuaki!*“ – ließ ihn aufblicken. Hussein ging zielstrebig auf einen Baum zu und schnitt sich dort mehrere Zweige ab. Des Rätsels Lösung: Es war der sogenannte Zahnbürstenbaum (*Salvadora persica*). Dem waren sie schon lange nicht mehr begegnet. Die Zweige wurden von den Schwarzen als Zahnbürste benutzt; kaut man auf dem Ende eines Zweigstückes herum, so plustert sich das Holz auf und kann so zur Zahnpflege verwendet werden.

Zu allem Überfluß bekam Karl Vieweg auch noch Malaria, er fühlte es deutlich. Eine Stunde später setzten rasende Kopfschmerzen ein. Die Beine wurden immer schlapper. Aber er mußte voran. Ließ er sich tragen, so blieb ein Teil seiner Lasten liegen und war verloren. Also schleppte er sich weiter. Am Abend erreichte er den flachen, aber breiten Rufiji. Vzfw. Bodo Eisenhower, der dort das Magazin verwaltete, setzte ihn am nächsten Morgen mit

einem Boot über. Gegen Mittag erreichte er endlich das Hospital. Apathisch wankte er zu der ihm zugewiesenen Grashütte und sank in einen unruhigen Schlaf. Der Arzt verabreichte ihm neben Chinin Calomel (Quecksilberchlorid) als Abführmittel sowie zwei Tabletten Tannin-Opium. Nachher verordnete er noch einen Höllenstein-Einlauf zur Ätzung der Darmschleimhaut und ging dann zur Beerdigung des Sergt. Vogt, der in der Nacht gestorben war.

Das verabfolgte Medizingemisch für die Ein- und Ausgänge des Patienten Vieweg war wohl etwas zu radikal bemessen – ein offener Aufruhr im erkrankten Gedärm war die Folge. Schlimmer ging es gar nicht mehr. Dazu die Malaria. Er fühlte sich mehr tot als lebendig.

Die Amöben- wie auch die Bakterienruhr (Dysenterie) waren ihm wie vielen anderen in der zweiten Kriegshälfte fast ein ständiger Begleiter. Es war katastrophal, aber man mußte damit leben. Es gab keine Wahl!

Als Hospital in Nyakisiku diente das Wohnhaus des Pflanzers Bleck. Der Arzt wechselte fast täglich: Dr. Marshall, Dr. Seyfert, Dr. Müller und noch einer.

„... Krankenschwestern sind hier Frau Hptm. v. Ledebur und Fr. v. Debschütz, als Wirtschafterin Frau Müller aus Braunschweig ... Nachfolgerin Fr. Boell²⁵⁶⁾ kümmert sich persönlich um die Kocherei; ... seitdem ist das Essen in der Hospitalküche bedeutend besser ... Ich wohne in einer Grashütte. Der Fischsachverständige Dr. Brüche läßt täglich im Rufiji fischen. ...“

Der Fluß war sehr fischreich, weil er das ganze Jahr über Wasser führte. – Auch Boy Hussein machte sich daran, Fische zu fangen. Er hatte dabei seine eigene Methode aus der Heimat, die ihm, wie er seinem Herrn versicherte, vollen Erfolg bringen werde.

Na, schön. Karl Vieweg war es nur recht.

Hussein besorgte sich zunächst mehrere ausgehöhlte Kürbisse und verschwand dann im Busch, um sich noch einige Kräuter zu besorgen. Am Abend konnte man sehen, wie er geheimnisvoll allerlei Dinge tat, Mitgebrachtes auspreßte, zusammentat, mixte und dabei anscheinend wichtige Worte murmelte. – Am nächsten Morgen setzte Hussein seine Kürbisse mit der Zaubermixtur, die er *kajingando* nannte, am Ufer des Flusses aus. Karl Vieweg war zu krank, um die Prozedur weiter zu verfolgen, er hatte andere Sorgen. Aber am Abend brachte der brave Hussein mehrere Fische für gut zwei Mahlzeiten an!

256) Schwester von Obltn. Boell.

Chinin und andere begehrenswerte Dinge²⁵⁷⁾

Die Zahl der Ausfälle in der Truppe durch Krankheiten nahm in der letzten Zeit erschreckend zu, insbesondere nachdem man in die klimatisch ungünstige Rufjiniederung hinuntergestiegen war. Dies galt nicht nur für die Weißen, sondern ebenso für die Schwarzen. Etwa 20% der Askari fielen ständig durch Krankheiten aus. Bei den Weißen war der Prozentsatz weit aus höher.

Am größten waren die Ausfälle durch Malaria. Chinin als Gegenmittel in fester Form – *kinini*, wie es die Askari nannten – gab es bereits seit Sommer 1916 nicht mehr. Zu Beginn des Krieges war noch ausreichend Chinin vorhanden, weil die Vorräte zufällig kurz vor Kriegsbeginn ungewöhnlich stark aufgefüllt worden waren.²⁵⁸⁾ Schon bald nach Kriegsbeginn entwickelte Dr. Braun im Forschungsinstitut Amani in den Usambara-Bergen ein Verfahren zur Chiningewinnung. Die notwendigen Chinarinden-Bäume (die nichts mit China zu tun haben, s. Seite 50) wurden schon vor dem Krieg in großem Umfang angepflanzt, und aus der Rinde konnte das überlebensnotwendige Chinin gewonnen werden.

Doch mit dem Vormarsch der Engländer im Frühsommer 1916 waren auch Amani und die ebenfalls Chinin-produzierende Station Mpwapwa verloren. Man hatte aber noch rechtzeitig alle Bäume entschält, die Rinde getrocknet und zu den Magazinen im Süden geschafft. Dort wurde aus der Rinde ein gut wirkender Chininersatz herausgekocht – in Ermangelung von Kochtöpfen wurden hierfür die zahlreichen Nachttöpfe der Europäer zweckentfremdet. Der übel riechende Chininsud wurde dann in die wenigen vorhandenen Glasflaschen und in die innen mit einer Wachsschicht und mit einem Korken versehenen Fruchtschalen des Affenbrotbaumes abgefüllt und so zu den Kompanien gebracht.²⁵⁹⁾ Glasflaschen waren knapp, weil sie als Isolatoren für Telefonleitungen gebraucht wurden. Als es keine Glasflaschen mehr gab, nahm man als Isoliermaterial für die Telefonleitungen Kautschuk oder die Röhrenknochen von Großwild.²⁶⁰⁾

Es stand also nur noch flüssiges Chinin zur Verfügung, ein scheußliches Zeug, dessen bitterer Beigeschmack selbst dem Hartgesottesten die regelmäßige Einnahme des Heilbalsams vergällte. Die Europäer nannten

257) vgl. auch Baust, S. 92 ff.

258) Klatt, 1969, S. 133.

259) Dt. Kolon.ztg., 1919.

260) Lettow, Meine Erinnerungen, S. 31.

dieses bittere Produkt »Lettow-Schnaps«, die Askari »*schnapsi ja bwana obarsti*«. Lettow selbst sprach von einem »*verteufelten Geschmack*«. Jeder mußte hiervon täglich seine 30 cc schlucken, wenn er halbwegs gesund bleiben wollte.²⁶¹⁾ Und nicht nur deshalb, sondern weil es einen Befehl Lettows gab, jede medizinische Anordnung unbedingt zu befolgen. Das wirkte sich langfristig insofern aus, als Lettows Streitmacht durch Krankheiten nicht so verheerend gehandicapt wurde wie die des Gegners,²⁶²⁾ was wiederum mit darauf beruhte, daß erstere gelernt hatten, aus dem Lande zu leben, während letztere sich auf den überseeischen Nachschub verließen. So hatte Lettow bekanntlich angeordnet, daß Kompanien auf einem einmal benutzten Platz oder in Hütten nicht ein zweites Mal lagern durften; Askari und Träger hatten wegen möglicher Krankheiten getrennt zu lagern.

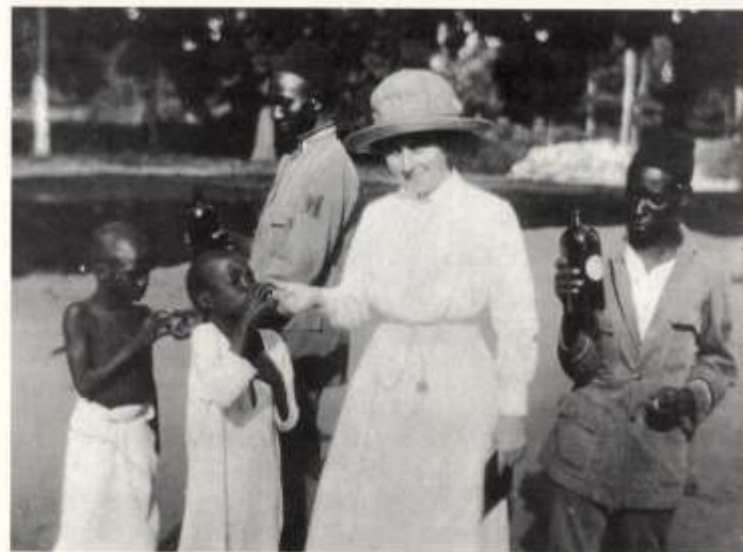


Abb. 128: Schwester Toni Steininger verabfolgt in Dar es Salaam im Sommer 1916 den »Lettowschnaps« (den fürchterlich schmeckenden und riechenden, aber lebensrettenden Chininsud) gegen Malaria. Es ist dies das einzige bestehende Photo dieses Gebräus.

261) Schulze, S. 333.

262) Klatt, 1969, S. 134.

In gewissem Umfang wurde Chinarinde auch direkt verwandt: Zerstampft und zermahlen und das Pulver in Bambusröhrchen abgefüllt, ergaben 30 g Pulver eine gerade ausreichende Tagesdosis. Vorübergehend wurden aus dem Pulver unter Zusatz von Reismehl als Bindemittel auch Tabletten hergestellt.²⁶³⁾

Bei beiden, Askari wie Weißen, nahmen auch die Ausfälle durch Geschlechtskrankheiten, insbesondere durch die Syphilis, zu. Tripper, so meinten die alten Hasen, heile sich von selbst, wenn man eine Zeitlang kein Chinin nimmt. Dann bekommt man prompt und erwartungsgemäß einen Malariaanfall oder auch zwei. Die Körpertemperatur steigt dabei an die 42°. Das aber bekommt den Gonokokken überhaupt nicht. So wird der Kranke ohne besondere Behandlung wieder gesund, es sei denn, die Malaria hat ihn zuvor ins Jenseits befördert. So wenigstens erzählten die Landeserfahrenen. Ob es stimmte? Niemand wußte es genau.



Abb. 129: Syphiliskranker

263) Dörffel, S. 7.

Anders mit der Syphilis. Hier half kein Malariaanfall. Hier half ein bewährtes Mittel, mit dem die Heilkundigen schon seit dem grauen Mittelalter erfolgreich kurierten. Das war Quecksilber, eigentlich ein fürchterliches Gift. Etwas zu viel davon, dann war der Patient gelähmt, etwas zu wenig, dann behielt er seine Neuerwerbung. Die goldene Mitte besagte: Das Quecksilber in Form der berühmten Grauen Salbe wird heute auf dem linken Unterarm intensiv eingerieben, morgen auf dem linken Oberarm, übermorgen und überübermorgen das gleiche mit dem rechten Arm, dann weiter mit den Beinen, danach den beiden Brusthälften, dem Rücken und dann einen Tag Pause mit einem warmen Bad. Dann wieder von vorn beginnen, und das drei Monate lang, jeden Tag keinesfalls mehr als 4 g Salbe, meistens wurde nur 1 g gegeben. Schon so mancher Schutztruppler hatte diese Schmierkuren anwenden müssen. Als Salbengrundlage diente in Friedenszeiten eine Mischung aus Wollfett, Olivenöl, Schweineschmalz und Hammeltalg. Als Ersatz nahm man nun das Fett von den Fetthöckern der Zeburinder.²⁶⁴⁾ – Das Einreiben der beiden Brusthälften war besonders wichtig, weil das Quecksilbergift nicht nur durch die Haut, sondern auch eingeatmet über die Lunge wirken sollte.²⁶⁵⁾

Als es kein reines Quecksilber mehr gab, wurde hierfür das stark verunreinigte Quecksilber aus der Kironda-Goldmine verwendet. Statt der Salbe wurde – wenn vorhanden – das 1910 entwickelte arsenhaltige Therapiemittel Salvarsan verwendet und injiziert. Das half auch gegen die scheußliche Frambösie und gegen Rückfallfieber und Filzläuse.

Aber es mangelte auch an vielen anderen Dingen, eigentlich an allem. Man half sich, so gut es ging. Gegen Darmerkrankungen bewährte sich weißer Ton (Kaolin). Verbandswatte und Verbandsmüll wurden aus entfetteter Baumwolle oder aus einem Kapok-Sisalgemisch hergestellt und Binden aus Baumrinde.²⁶⁶⁾ Die Rinde wurde in 5 m lange und 8 cm breite Streifen geschnitten und so zur Versorgung der Verwundeten genutzt. Insgesamt wurden auf diese Weise 70.000 m Binden hergestellt!

Für Bandagen wurde kurzfristig sogar das gelbe Banknotenpapier verwendet, später aber nach mehrmaligem Gebrauch doch zwecks Notenherstellung gereinigt und nun als (fleckige) Geldscheine in Umlauf gebracht.²⁶⁷⁾ Für Blutuntersuchungen unter dem Mikroskop mangelte es an den dünnen gläsernen Deckplättchen – sie wurden ersetzt durch Glimmerscheibchen aus

264) Dt. Kolon.ztg., 1919.

265) Man stelle sich vor, ein Patient müßte heute Quecksilber einatmen, um gesund zu werden!!

266) Dt. Kolon.ztg., 1919.

267) Clyde, S. 92.

den Bergwerken in den Uluguru-Bergen.²⁶⁸⁾ Als Tee-Ersatz diente ein bestimmtes Gras. Spiritus zum Haltbarmachen des Lettow-Schnapses gewann man aus Mais- oder Hirsemehl. Für Zahnbürsten eigneten sich die Mähnenhaare bestimmter Antilopenarten. Für die Herstellung von Zahnpasta war das Soda aus dem Natronsee bei Kondo unersetzlich geworden.²⁶⁹⁾

Zur Herstellung der Schwefelsalbe gegen die grasierende Krätze nahm man Elefantenfett. Auch die Engländer hatten nicht immer genug von dieser Salbe. Da die Krätze aber behandelt werden mußte, schickte das englische Sanitätskommando ein Rundschreiben an alle Ärzte, in dem es hieß »... *Es ist leider keine Schwefelsalbe mehr vorhanden, und die Ärzte sollen statt dessen – gespannt blätterte jeder die Seite um, um das Ersatzmedikament zu erfahren – die Ärzte sollen statt dessen ihre Erfindergabe gebrauchen. ...*«²⁷⁰⁾

Neueintreffende Kranke im Hospital Nyakisiku berichteten von den letzten Ereignissen an der Front. Sie sagten, bei den Kämpfen bei Kisaki seien außer den sechs Gefangenen noch weitere 26 Südafrikaner gefangen genommen worden. Da diese für die Truppe aber nur eine Belastung bedeuteten, wurden sie gegen ihr Ehrenwort, nicht weiter am Krieg teilzunehmen, dem Feind wieder übergeben.

Was sollte man sonst auch mit ihnen machen? Man konnte sie wirklich nicht gebrauchen, sie waren nur unnütze Esser, und Verpflegung war knapp. Mehrere der Gefangenen zeigten sich auffallend schnell bereit, ihr Ehrenwort zu geben, nicht mehr gegen die Deutschen zu kämpfen, wußten sie doch, daß es ihnen der Gegner, wenn sie ihr Ehrenwort brächen, schwerlich würde nachweisen können. Aber sie irrten. Die Deutschen hatten sich dafür ein faszinierendes Mittel ausgedacht: Jedem der Freizulassenen wurde ein Brandzeichen auf die Brust gesetzt, so daß man bei einer erneuten Gefangennahme schnell sehen konnte, ob man einen Wortbrüchigen vor sich hatte. – Sicherlich eine wirkungsvolle, heute aber nicht mehr ganz zeitgemäße Erkennungsmerkmale. Den Betroffenen wurde gesagt, wenn man sie wieder erwische, würden sie erschossen. – Den Schwerverwundeten blieb diese Prozedur erspart.²⁷¹⁾

268) Winkelmann, Elisabeth, 1995.

269) Klatt, 1969, S. 140.

270) Clyde, S. 91.

271) Schon nach dem Kampf um Jassini, Januar 1915, waren zwei gefangene britische Offiziere auf Ehrenwort entlassen worden (allerdings ohne Brandzeichen) »... unter der Bedingung, daß sie während des Krieges keinen Dienst mehr tun.« (Amtl. brit. Werk, S. 127). – Portugiesische Gefangene, die 1917 ebenfalls ihr Ehrenwort gegeben hatten und daraufhin entlassen worden waren, erhielten von einem portugiesischen Kriegsgericht zehn Jahre Zuchthaus (Wenig, S. 32).

Karl Vieweg wohnte recht und schlecht in seiner Grashütte mit dem verwanzten Feldbett, dicht am Rufiji-Ufer. Wenn er mal abends an seinem Klappstisch unter dem Moskitonetz saß, dann vernahm er ständig den hohen Piepston der Moskitos, die ebenfalls gern mit ihm zusammen unter dem Netz sein wollten. Untermalt wurde dieser Dauerton von anderen Geräuschen der Tropennacht, dem Schwirren, Pfeifen, Summen und Surren vieler anderer Tiere. Der großartige Nachthimmel mit den in der unberührten Natur so besonders klar leuchtenden Sternen war, wie schon in Mikinginho, immer wieder ein überwältigender Anblick, nur – unter dem Moskitonetz und in der Grashütte hatte man wenig davon.

Seine Petroleumlampe fütterte er neuerdings nur mit Kokosöl. Petroleum gab es nicht mehr. Der Docht seiner Bienenwachs-Kerzen war aus Baumbast. Besonders gut brannten sie nicht. Neben ihm am Fußboden lag seit gestern Herr Grünecke, ebenfalls krank, aber ohne Bett. In der Nebenhütte wohnten zwei Syphiliskranke, ein Gefreiter und ein Unteroffizier. Bei einem von ihnen wackelten schon die Zähne. In einer anderen Hütte lagen zwei fiebernde Typhuskranke, die er ab und zu phantasieren hörte.

Es war die 6. Nacht in Nyakisiku, etwa 1 Uhr morgens. Er hatte geschlafen, Herr Grünecke auch. Aber dann schrak Herr Grünecke mit einem Schrei hoch. Karl Vieweg selbst spürte ein leises Kribbeln am Körper. Wieder ein paar Wanzen, so konstatierte er. Aber dann kribbelte es plötzlich überall. Es kribbelte nicht mehr, es biß!

Das waren keine Wanzen. Das waren Ameisen!

Ein Heerzug dieser bißfreundlichen Tierchen wälzte sich unter der Wand hindurch in das Schlafgemach, und die beiden Kranken befanden sich mitten in ihrem Weg! Karl Vieweg sauste aus dem Bett, zerriß dabei auch noch das kostbare Moskitonetz. Beide Herren stürzten in ihrer atemberaubenden nächtlichen Robe nach draußen, schüttelten sich und rüttelten sich und rieben sich die Biester vom Leibe.

Dann sprang Karl Vieweg wieder in die Grasbude, griff sich sein Bett mit dem lädierten Moskitonetz und rannte wieder nach draußen. Erneutes Schütteln und Rütteln und Reiben und Warten, bis alle Ameisen das Bett verlassen hatten, dann stellte er es für den Rest der Nacht etwas entfernt im Freien auf. Zu seinen Füßen wieder Herr Grünecke. Auch aus zwei anderen Zelten war wildes Fluchen zu hören.

Es war eine idyllische Nacht am Ufer des mächtigen Rufiji.

Der nächste Morgen brachte es an den Tag. Selten war Karl Vieweg so zerbissen und zerstochen wie jetzt. Auch zahlreiche Stiche an den Unterarmen – wohl von Moskitos – hatte er abbekommen, weil er im Schlaf wahrscheinlich mit dem Armen unmittelbar am Moskitonetz gelegen hatte.

Das Duo Vieweg-Grünecke zog in eine andere Hütte um, die gerade frei geworden war; der bisherige Besitzer war gestern abend an Amöbenruhr gestorben. In ihre alte Hütte zog Obltn. Boell, der soeben im Hospital eingetroffen war. Die Ameisentierchen waren inzwischen längst über alle Berge.

Karl Vieweg hatte einen Fehler gemacht. Früher hätte er die Füße seines Bettes in Büchsen mit Petroleum gestellt. Doch Petroleum gab es nicht mehr. Statt dessen hätte sein Boy einen Aschestreifen rings um die Hütte streuen müssen. Dann wäre dieses nächtliche Abenteuer vermeidbar gewesen. Der Boy bekam daraufhin einen gewaltigen Anschnauzer und holte das Versäumnis schnellstens nach. Über einen Aschestreifen geht keine Ameise hinweg.

Heftiger Regen am nächsten Tag. Die neue Grashütte hielt nicht, was sie versprach – es regnete durch.

Hier im Hospital von Nyakisiku erfuhr Karl Vieweg, daß vor wenigen Tagen ein »Funkentelegramm« von Deutschland mit dem Inhalt eingegangen war, daß die vor langer Zeit eingereichten Vorschläge für Auszeichnungen mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse genehmigt seien. Er selbst sei auch unter den Ausgezeichneten. Das war natürlich ein Tag, der, so gut es ging, im Kreise der Mitpatienten gefeiert wurde. Karl Viewegs früherer Koch Juma, der sich bei der 1. Schützenkompanie befand und auch davon hörte, nutzte sofort die günstige Gelegenheit und

« ... bittet mich schriftlich um ,sein' Bakschisch zu meiner Dekoration mit dem Eisernen Kreuz! Ich schicke ihm ein Paket Tabak. ... »

Bei Nyakisiku hatte sich seit dem Beginn der unsicheren Zeiten neben dem Gouverneur auch die Deutsch-Ostafrikanische Bank etabliert, voll beschäftigt mit der Herstellung von Geldnoten. Chef vom Dienst war Herr Stelling, der seinerzeit bei der Zwergantilopenjagd auf Mikinginhu mit von der Partie gewesen war. Sie beide und ein Dutzend Helfer garantierten mit ihren persönlichen Unterschriften für die Echtheit jeder einzelnen Note – eine langwierige, besser stumpfsinnige, aber unerläßliche Arbeit.

»23.9.1916. Die Bankbeamten Stelling und Kirst in ihrer Banknotenfabrik besucht. Morgen soll die Notensabrikation eingestellt und alle Stempel vernichtet werden. – Vor einigen Tagen war der vertriebene Sultan von Zanzibar Sayid Khalid Bargash mit seinen 2 Söhnen hier beim Gouverneur. Das Resultat der Unterredung war, daß der Sultan nach Logeloge geht und dort beim weiteren Vordringen der Engländer sich ihnen ausliefert. Es scheint allerdings nicht ausgeschlossen, daß die

Engländer ihm aufhängen werden, da er s. Zt. in Zanzibar, ehe er sich ins deutsche Konsulat flüchtete, in seinem Palaste ca. 9 englische Untertanen ermorden ließ.²⁷²⁾ ... »



Abb. 130: Khalid bin Bargash, früherer Sultan von Sansibar

Nach 12 Tagen wurde Karl Vieweg wieder entlassen, obwohl sich an seinem Gesundheitszustand nichts geändert hatte. Aber das Hospital war überfüllt, täglich kamen neue Patienten hinzu, und wer nicht gerade sterbenskrank war, wurde erst einmal als gesund aussortiert. Unter den Neuzugängen waren Uffz. Hottendorf (Amöbenruhr), San.Uffz. Hansen (typhusverdächtig) und Sergt. Thiel (Schuß ins Rückrat, Beine für immer gelähmt).

272) Der Sultan wurde von den Engländern nach St. Helena gebracht. Er starb 1927 in Mombasa.

So pilgerte Karl Vieweg wieder zu seiner Kompanie zurück, die jetzt bei Vilanzi lag, nur 60 km entfernt. Die Gegend war teilweise recht trostlos. Während der Regenzeit war hier alles überschwemmt gewesen. An den Bäumen hing noch der Dreck und Schlamm von der letzten Regenzeit. – Seine wackere Trägermannschaft dezimierte sich kurz vor dem Abmarsch nochmals deutlich; zu Beginn seines Marsches hierher waren es acht gewesen, dann sechs, dann vier, dann drei. Der dritte wurde nachts von einer Hyäne in den Fuß gebissen. Nun waren es nur noch zwei. Karl Vieweg fiel dabei das Kinderlied von den ‚Zehn kleinen Negerlein‘ ein, deren Zahl sich ebenfalls ständig verringerte. Zwei der Ausreißer waren verschwunden, nachdem sie gehört hatten, daß es nicht südwärts ginge, sondern wieder nach Norden, Richtung Feind. Mit dem wollten sie nichts zu tun haben. Aber es meldeten sich Gott sei Dank andere freiwillig, die er einstellte.

Ganz allgemein gesagt, wurde der Mangel an Trägern in der Truppe immer kritischer. Da ständig Träger ausrückten und zu wenig neue requiriert werden konnten, gab es jetzt Befehl vom Kommando, auf jeden flüchtenden Träger sofort zu schießen! Das bedeutete zwar keine Lösung des Problems, war aber eine Maßnahme, um die Truppe kampffähig zu halten. Hier zeigte sich der Krieg in all seiner Grausamkeit. – Die Träger wurden natürlich von dem Befehl unterrichtet.

Für die Träger war in den letzten Wochen Fleisch ein unbekannter Begriff geworden. Nur ihren 1/4 Liter Hirse pro Tag schluckten sie in Form eines suppigten Breis. Sie erhielten schließlich nicht einmal mehr Salz, so daß sie nur Mehl oder Korn und Wasser zur Zubereitung ihrer *uji* (Suppe) hatten. Gouverneur Schnee schrieb später hierüber: »... *Es bleibt ein Rätsel, daß die Leute dabei die bedeutenden Marschleistungen bewältigen konnten.* ...«²⁷³⁾ Doch es starben viele, zu viele. Meist lagen sie beim morgendlichen Wecken da und rührten sich nicht mehr. Tot. Unerkannt wurden sie verscharrt oder auch nicht. Wer auf dem Marsch starb, blieb am Wegesrand liegen. Hyänen und Geier nahmen sich seiner an. Die Lasten wurden auf andere verteilt oder blieben ebenfalls liegen.

Die Gegend, durch die Karl Vieweg mit seiner Gruppe nunmehr nordwärts zurückmarschierte, war sehr walddreich, Urwald. Er war aber licht genug, um, wenn erforderlich, auch abseits des Hauptweges gehen zu können, z. B. bei der Jagd. Es gab hier viel Wild und kaum menschliche Siedlungen, weshalb das Gebiet schon vor vielen Jahren zum Wildreservat erklärt worden war.

273) Schnee, Bericht ü. d. Krieg, S. 48.

(Das Wildreservat wurde später zum größten Wildreservat Tanzanias erweitert, benannt nach dem englischen Großwildjäger Selous, der bei den Kämpfen bei Kungulio am Rufiji fiel.)

Jetzt wurde natürlich auf jedes Wild geschossen, das man vor die Flinte bekommen konnte. Die Jagd war freigegeben worden, die Not war zu groß. Es gab zu wenig zu essen. Bei alle dem war verwunderlich, daß an den Seeufnern bei Behobeho stinkende Kadaver von Flußpferden lagen. Die waren geschossen, aber aus unerfindlichen Gründen nur halb oder gar nicht verwertet worden. Ab und zu passierte Karl Vieweg auch einen halbverwesten Ochsen, der die Luft verpestete.

Nach drei Tagen Fußmarsch traf Karl Vieweg mit seinen Schwarzen bei seiner Kompanie bei Vilanzi ein und kam sogleich wieder ins dortige Feldlazarett. Er blieb in einer der bekannten Grasbuden. Sein Darm revoltierte schlimmer als je zuvor. Auch die Schmerzen im linken Oberarm waren heftiger geworden; in Nyakisiku hatte man sie als »*Rheuma*« abgetan. Nun hießen sie »*Nervenentzündung*«. Der nächste Arzt wiederum diagnostizierte sie als »*Zellgewebsentzündung*«, schnitt kurzerhand auf und ließ eine Menge Eiter herauslaufen. Der mißliche Helfer des Arztes, der, nach seinem Gebaren zu urteilen, noch nicht allzu lange im Dienst der Medizin zu stehen schien, fummelte recht ungeschickt und schmerzhaft mit einem Gummischlauch in der Wunde herum, bis er ihn endlich dort beließ, damit der Eiter abfließen konnte. Man hätte den Grobian besser zum Holzhacken einsetzen sollen! Die Gazebinde für die Wunde hatte eine marmorierte, bräunliche Farbe, weil sie wegen des Mangels an Verbandsmaterial schon mehrmals benutzt worden war, zwischendurch natürlich ausgekocht.

Karl Viewegs lädiertes Arm wurde hochgehängt und das Moskitonetz deshalb zur Seite genommen – für Moskitos und Fliegen ein Festtag! Blut, blutige Verbände und die allgemein sehr vernachlässigte Hygiene im Lager schufen geradezu ideale Voraussetzungen für ein gesundes Insektenleben. Vereinzelt waren auch Tsetse-Fliegen darunter, aber das hielt sich in Grenzen. Die Fliegenplage war fast schlimmer als die Schmerzen zuvor. Abends gab es zwar eine Morphiumspritze durch den Krankenschreck, schlafen konnte Patient Vieweg trotzdem nicht richtig. In der Nebenhütte starb inzwischen der Kriegsfreiwillige Mark, ehemals aktiver Ulanenleutnant.

Nach vier Tagen brauchte er seinen Arm nicht mehr hochzuhängen. Die Quälerei war zu Ende. Auch der Gummischlauch wurde entfernt. Dafür gesellte sich Obermaat Kordt zu ihm in seine Bude. Vereint lagen die beiden am Boden, der eine mit Darmsausen und schlimmem Arm, der andere mit Schwarzwasserfieber.

Draußen kam schon gegen 8 Uhr früh ein englischer Flieger und beschrieb mehrere Kreise über dem Lager. Wer von den Kranken und Ver-

letzten dazu in der Lage war, lugte aus den Eingängen der Hütten, um zu sehen, wo die Bombe wohl niedergehen würde. Dieses Mal warf er keine. Gegen 17.30 Uhr erschien er nochmals. Wieder oben Kreise drehen – unten lugen – – dann flog er ab.

Verpflegungsmangel – Desertationen – wiederum krank

Gerüchteweise verlautete, daß die Somalis und Abessinier offensiv gegen die Engländer vorgingen. Gleichzeitig wurde beobachtet, daß sich der Feind an der Front bei Kisasi zurückzog. Sollten sich die Engländer nun erst gegen die Abessinier wenden und deshalb hier ihre Truppen abziehen?? Die verschiedensten Gerüchte kursierten.

Man könnte sagen, was man wollte, aber die Desertationen nahmen in dem Maße zu, wie sich die Kriegslage verschlechterte. Bisher waren es vor allem die Träger gewesen, die ausrückten. Nunmehr verschwanden auch Askari immer häufiger. Allein von Karl Viewegs 1. Zug, der mit vier schwarzen Chargen und 43 Askari besetzt war, desertierten elf Askari. Also rund ein Viertel der Mannschaftsstärke war verschwunden. Unter ihnen auch der Askari Mstaki vom Obermaat Kordt. Letzterer

»... schickte gestern abend seinen Esel durch Askari Mstaki zu den Lasten zurück. Mstaki hat den Esel ordnungsgemäß abgeliefert und ist dann desertiert. ...«

Mstaki hätte viel leichter unterwegs – mit oder ohne Esel – verschwinden können – doch Ordnung mußte sein! Überhaupt war Mstakis Verhalten typisch für viele Deserteure; sie legten ihre Uniform wie bei der Musterung fein säuberlich zusammen, bevor sie von der Bildfläche verschwanden.

In den anderen Kompanien war es mit dem Desertieren genauso schlimm. Teilweise bis zu einem Drittel der Zahl der schwarzen Soldaten war einfach nicht mehr da. Man nahm an, daß das Desertieren vor allem auf die immer schlechter werdende Versorgung mit Nahrungsmitteln zurückzuführen war.²⁷⁴⁾

»Freitag, 13.10.1916. ... Die Verpflegung für Europäer als auch für Farbige ist schon seit Wochen recht knapp bemessen. Vom 15.10. an kriegen Askari, Träger und Boys nur zweimal wöchentlich Fleisch u.

274) Insgesamt desertierten während des Krieges 2.847 deutsche Askari (Boell, S. 427).

an diesen Tagen je 500 gr Mehl; wenn es kein Fleisch gibt, erhalten sie je 750 gr Mehl, doch sind die Rationen kaum vollwertig.²⁷⁵⁾ Ich lasse mir Maismehl, das ziemlich grob (mit Maschine) gemahlen ist, im Mörser fein stampfen, so daß es sehr gut zusammen mit Weizenmehl zum Brotbacken u. sonst im Haushalt zu verwenden ist. ...«

Der Mais, den es jetzt gab, wurde in den rotbraunen Säcken aus Baumrinde geliefert. Jutesäcke gab es nicht mehr. – Brot wurde neuerdings aus Bananenmehl (von der großfrüchtigen Kochbanane) gebacken, es war kein Idealgebäck, das Brot war recht fest, aber es füllte den Magen.

Das Fleisch der notgeschlachteten tsetse-kranken Rinder stank. Es stank nach Urin als Folge von Harnvergiftung durch die geschädigten Nieren. Nur der größte Hunger konnte so etwas hineintreiben. Karl Vieweg verzichtete auf das Fleisch, *»... da ich wegen chronischen Darmkatarrhs doch nur sehr wenig esse und mit etwas Wildfleisch, das es ab und zu gibt, ... auskomme. ...«* Selbst die hungrigen Träger verzichteten meist auf Fleisch von diesen Tieren.

»... Man erzählt sich, vor einigen Tagen hätten die Engländer dem Oberst v. Lettow oder dem Gouverneur wieder Friedensangebote gemacht, die aber abgelehnt wären. Ob es nicht vielleicht erfunden ist, weiß ich nicht. ...«

Ein solches Schreiben war tatsächlich von General Smuts gesandt worden, aber von deutscher Seite unbeantwortet gelassen. Smuts war mit seiner Kunst, die weit unterlegene deutsche Truppe zu besiegen, am Ende, hoffte aber, mit seinem Schreiben an den Gouverneur doch noch zu einem positiven Ergebnis zu kommen. Er hatte geglaubt, den Rückzug der Schutztruppe aus dem Uluguru-Gebiet verhindern zu können. Dann hatte er gedacht, daß ihm in der Rufiji-Niederung ‚General Fieber‘ helfen würde, die Deutschen zu besiegen. Nun hatte General Fieber seine eigenen Soldaten erwischt. Das erschlaffende, schwülheiße Klima in der Rufiji-Niederung mit all seinen schrecklichen Krankheiten machte seiner Streitmacht mächtig zu schaffen. Die Ausfälle vor allem durch Malaria und Amöbenruhr waren erschreckend, ganz zu schweigen von den Zugochsen und seinen Reiterregimentern, deren Pferde und auch Maultiere in den tsetse-verseuchten Niederungen scharenweise unter den Sätteln zusammenbrachen.²⁷⁶⁾

275) In den ersten beiden Kriegsjahren erhielten Askari wie Träger pro Tag 1.000 g Mehl oder 750 g Reis und 2 – 3 mal wöchentlich Fleisch (Müller, III S. 21).

276) Smuts verlor von Mitte Sept. bis Mitte Nov. 1916 10.000 Pferde, 10.000 Maultiere, 2.500 Esel und 11.000 Ochsen (Brown, S. 264). Während des ganzen Krieges verlor der Feind auf deutsch-ostafrikanischem Boden 140.000 Pferde und Maultiere (Prüße, S. 254).

Smuts selbst schreibt, es »... hatten Krankheiten bereits eine gewisse Verheerung unter den Truppen angerichtet. Eine große Anzahl war ... gänzlich unfähig, noch irgendwelche Anstrengung zu ertragen. Die dadurch hervorgerufene Zerrüttung war ungeheuer und der Ausfall in der Zahl der Gewehre genügte allein, um alle ferneren Bewegungen bis zum Eintreffen von Verstärkungen zu verhindern.«²⁷⁷⁾

Der deutschen Truppe ging es nicht anders, nur mit dem Unterschied, daß sie keine Pferde, Maultiere oder Esel hatte und auch, daß sie keinerlei Nachschub an Menschen und Material erhielt. Man lebte aus den Magazinen und im Uluguru-Gebiet mit von den Feldern der Einheimischen. Weiter südlich im Rufiji-Gebiet gab es so gut wie keine Felder. Die Kompanien stellten Leute zur Jagd ab, um die eintönigen Hirse/Maismahzeiten etwas mit Fleisch zu ergänzen. Am Rufiji-Ufer saß Vzfw. Baring und schoß Flußpferde zur Fettgewinnung.

Hatte er ein Flußpferd geschossen, so war es stets mit großer Mühe verbunden, Leute zur Verarbeitung zu bekommen. Träger waren knapp, und wenn er den Frauen, die gekommen waren, sagte, was sie tun sollten, dann gab es ein Riesengeschrei:

„Wenn wir das *kiboko* (Flußpferd) anfassen“, so die Damen, „werden wir nicht mehr schwanger!“

Das war natürlich ein Argument. Auch die Männer waren nicht zu begeistern, nicht wegen der Potenz, nein. Doch in dem dicken Tier stecke ein böser Geist, vor dem hätten sie Angst und faßten es deshalb nur mit Blättern an. Mit selbstgebastelten Stricken aus Baumrinde wurden die erlegten Tiere ans Ufer gezogen. Wurde das Fleisch verteilt, dann rümpften die moslemischen Schwarzen die Nase – Nilpferdfleisch, das ist unrein. Pfui Deibel!

»**Sonnabend, 14.10.1916.** ... Vzfw. Voigtländer fabriziert sehr schmackhaft Räucherfleisch von verschiedenen Wildarten wie Zebra, Kongoni, Rappenantilope, Warzenschwein. Letzteres schmeckt besonders gut. Rezept: Das Fleisch wird in ca. 20 – 35 cm lange und ca. 4 cm dicke Streifen geschnitten, mit Salz eingerieben und in einen großen Topf ... gelegt. Hier bleibt es an kühlem Ort mit Steinen beschwert mindestens 36 Stunden bis 3 Tage drin liegen. Hat man Salpeter, so setzt man dem Salz Salpeter zu u. reibt mit dieser Mischung ein. Inzwischen baut man aus Buschhölzern und Lehm einen Räucherofen, wie ein 4eckiger ca. 1 m quadratischer Kasten mit einem Feuer-

277) Dt. Kolon.blatt, 1918.

loch. Von der diesem gegenüberliegenden Wand geht ein ca. 1 1/2 bis 2 m langer auch mit Lehm gemauerten Gang von etwa 40 cm Durchmesser nach einer kleinen Hütte, die aus Gras sein kann, und in der die Fleischstücke aufgehängt werden. Macht man in dem Ofen Feuer, so zieht der Qualm in dem Gang entlang in die Grasbude, wo er bereits abgekühlt das Fleisch räuchert. Ist der Qualm noch heiß, so trocknet er das Fleisch zu sehr aus. Bei langsamem Feuer bleibt das Fleisch 3 – 4 Tage im Rauch hängen u. kann dann als Rauchfleisch verwandt oder längere Zeit aufbewahrt werden. – Askari, die von der Komp. kommen, erzählen, letzte Nacht wären wieder 5 Askari vom 3. Zug ausgerückt ...

140.000 kg Eingeborenenerpflegung sind in einem unserer Magazine, das beim Nahen der Engländer in Brand gesteckt wurde, verbrannt. ...

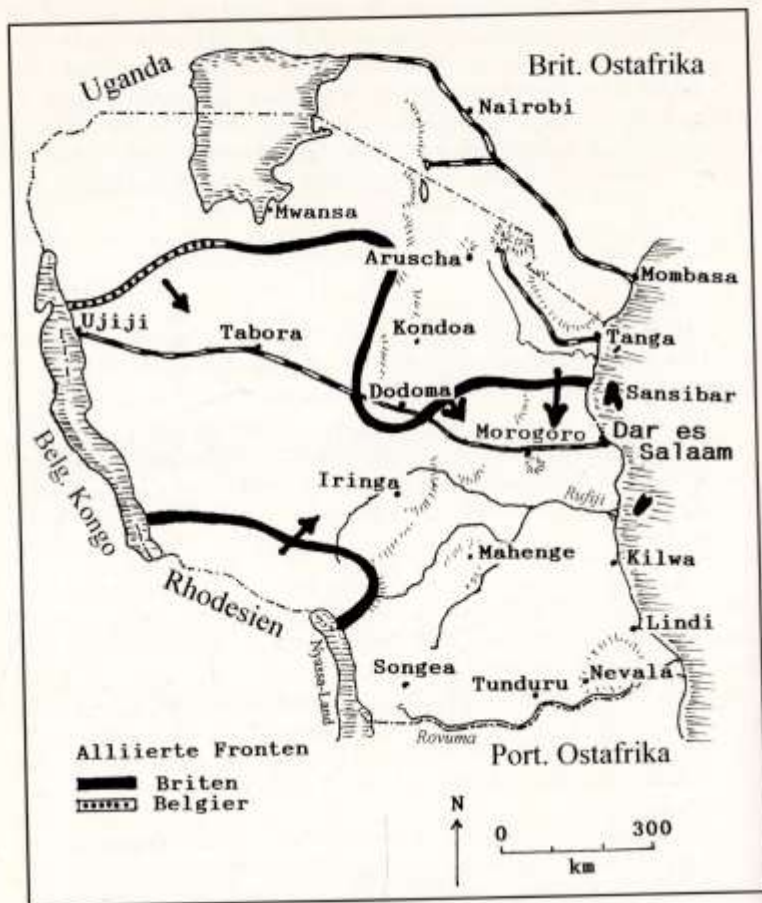
Sonntag, 15.10.1916. Es ist bezeichnend für die Stimmung und Kriegsmüdigkeit der Europäer, daß sich alles freut, daß recht viel Verpflegung in den angesteckten Magazinen verbrannt ist, da, je früher die Verpflegung zu Ende ist, desto eher Frieden geschlossen werden muß! ...»

Die Versorgungslage wurde immer schlechter. Alles wurde knapp. Das einzige im Überfluß waren feindliche Truppen, Moskitos, Tsetse-Fliegen und all die vielen Krankheiten. Gehirnmalaria trat erschreckend häufig auf. Wer sie hier bekam, überlebte nicht.

So mancher fragte sich, ob es überhaupt noch Zweck habe, weiter zu kämpfen. Vor Monaten schon waren Überlegungen angestellt worden, ob sich die Truppe nicht in das inselartige Hochland von Mahenge zurückziehen sollte. Dort aber wäre sie vom Feind völlig isoliert und wohl bald besiegt worden.

Lettows Plan war weiterhin, mit seiner kleinen Streitmacht durch geschickte Hinhaltemaßnahmen möglichst starke Feindkräfte an sich zu binden, um somit die Heimatfront in Europa zu entlasten. Diese Strategie war bisher sehr erfolgreich verlaufen. Er war fest entschlossen, sie auch weiterhin zu verfolgen.

Zunächst aber hatte wieder einmal Ihre Majestät die Kaiserin Geburtstag – es war der 21. Oktober –, was genügend Anlaß bot, jedem Schwarzen – Askari wie Träger – 50 Heller Bakschisch auszuzahlen. Die Europäer stärkten sich derweil an Honigbier, an selbstgebrautem Schnaps Marke Heldentod und an den letzten Weinflaschen aus dem Magazin in Beho-beho.



Karte 7: Frontlage am 1. August 1916

Auch eine anfangs gut gefüllte Whisky-Flasche befand sich unter den Getränken. Die beiden Askari, die das kostbare Naß in der Satteltasche eines englischen Reiters entdeckt hatten, bekamen jeder ebenfalls einen kräftigen Schluck. Sie nahmen ihn, obwohl sie Moslems waren. Whisky wurde von den Schwarzen pfiffigerweise mit »dawa ya tumbo – Medizin für den Bauch« bezeichnet. Und Medizin fiel schließlich nicht unter die den Moslems verbotenen alkoholischen Getränke.



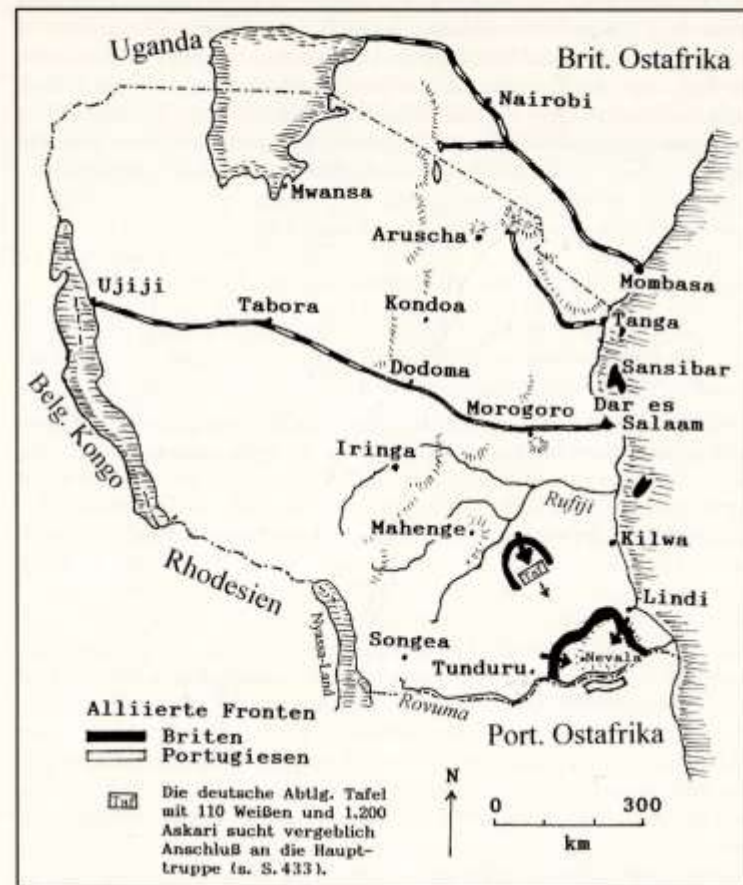
Karte 8: Frontlage am 10. September 1916

Die Zahnschmerzen, die Karl Vieweg dann bekam, hatten mit der Geburtstagsfeier nichts zu tun. Hier gab es auch keinen Zahnarzt. Den gab es erst im 25 km entfernten Lager und Magazin Behobebo. Also blieb ihm nichts weiter übrig, als mit seinen Zahnschmerzen nach Behobebo zu marschieren. Dort wimmelte es von Trägern, die Nachschub zur Front nach dem Norden bringen sollten.



Karte 9: Frontlage am 23. November 1916

In den drei Tagen, die er sich in Behobeho aufhielt, lernte er, wie gut Mensch und Tier zusammenarbeiten können: Mehrere der Träger hörten den schnarrenden Lockruf eines kleinen, schwarzweiß gefärbten Vogels, den sie *mlembe* nannten. Es war der Honigvogel. Unaufhörlich schlug er mit den Flügeln und schnarrte, um die Menschen auf sich aufmerksam zu machen. Sie folgten ihm, bis sie schließlich zu einem Bienennest kamen, an dem der kleine Vogel selbst nichts ausrichten konnte. Nun wurde das Nest



Karte 10: Frontlage Anfang November 1917

ausgeräuchert und eine Wabe nach der anderen herausgeholt. Für den kleinen Piepmatz ließ man als Dank genügend Reste zurück, möglichst noch verklebt mit den für den Vogel genauso leckeren Bienenlarven. Auf diese Weise konnten zwei Nester in der Umgebung gefunden werden. – Ließe man nichts für den *mlembe* zurück, so weisagte einer der erfolgreichen Honigbringer, dann würde der Vogel einen nicht mehr zu einem Nest führen. Viel schlimmer noch, meinte ein anderer Träger, der Vogel würde bei

der nächsten Jagd nach Großwild so um den Jäger herumflattern und schimpfen, daß das Wild aufmerksam wird und rechtzeitig davonstiebt!

Nein, noch viel, viel Schlimmeres passiert, fabulierte ein dritter. Sollte der Jäger oder der Honigsucher das vom Vogel angezeigte Nest nun doch nicht ausnehmen, weil er kein Feuer zum Ausräuchern hat oder schon mehrmals gestochen wurde und nun keine Lust mehr hat, dann wird ihn der Vogel beim nächsten Mal zu einer gefährlichen Schlange oder einem Löwen führen! – Na, so ganz glaubte Karl Vieweg das alles nicht. Merken wollte er es sich schon, aufschreiben auf jeden Fall.

Andere Träger wiederum kletterten auf die wilden Dattelpalmen und zapften sie an. Aus dem Saft wurde Palmwein gezaubert.

»Der Palmwein ist sehr schwach an Alkohol, sieht milchig aus wie der von Kokospalmen, schmeckt aber lange nicht so gut. Die Europäer trinken ihn hier frisch oder höchstens 3 Tage alt.«

Hier in Behobeho sah er auch, wie Träger aus Baumrinde Säcke fertigten. Sie kappten Bäume mit einem Durchmesser von nicht mehr als wohl 25 cm, klopfen an dem etwa 1 m hohen Stumpf die Rinde los, schnitten sie unten ab, stülpten sie um und zogen sie über das Stumpfende ab. Die so erhaltene Rindenröhre wurde nochmals sorgfältig geklopft und gewaschen und an einem Ende zugenäht. Schon war der Sack fertig, der etwa 30 kg Mehl fassen konnte.

Nach der Zahnbehandlung folgte ein 25-km-Rückmarsch zum Krankenzeltlager und Feldlazarett Vilanzi. Dort hörte er von seiner in der Nähe liegenden Kompanie, daß der verdiente Ombascha Mwanakulile, der bei Kidete so forsch zum Durchbruch vorgestürmt war und die Medaille erhalten hatte, von einem eigenen Posten erschossen worden sei. Eineinhalb Stunden habe er noch gelebt. Er habe auf dreimaligen Anruf nicht geantwortet, so wenigstens sagte der Askari Swagaswaga aus. – Tage später ein ähnlicher Fall: Schütze Nickoll wurde von einem eigenen Askari erschossen; er habe ihn für einen Engländer gehalten.

Durch Flüchtlinge aus dem vom Feind Mitte September besetzten Tabora wurde bekannt: Die indischen Kaufleute der Stadt hatten zur Begrüßung der einziehenden belgisch-kongolesischen Truppen ihre Läden mit alliierter Fahnen und sonstigen Zierden geschmückt und ihre monatelang gehorteten und versteckten Waren zum Verkauf ausgestellt. Am nächsten Morgen war die gesamte Ladenstraße von den freundlichen Befreier leergeplündert! – Alle freuten sich über die Meldung. Für die Askari waren die Inder schon immer nur geldgierige Hyänen gewesen.

Ende Oktober 1916 wurde Karl Vieweg wegen *»... Herzfehler, chronischem Darmkatarrh, Nervosität, Schlaflosigkeit und Blutarmut als nicht mehr felddienstfähig ...«* erklärt. Meist hatte er Untertemperatur, in der Achsel wiederholt gemessen sogar nur 35,1! Gegen Blutarmut erhielt er täglich 3 Löffel *»apfelsaure Eisentinktur«* und als Zugabe vom Stabsarzt Dr. Weck persönlich eine halbe Flasche Portwein, leider nur einmalig.

Wie es mit dem Schlafen sei, fragte der Stabsarzt.

»... Damit wäre es besser bestellt, wenn nachts nicht so viel Löwenbrüll die Ruhe störte. Jedes Mal wache ich davon auf...«

Von einem Elefanten, den der Stabsarzt in der Nähe des Lagers schoß, erhielt er gratis viel Bauchfett und Beinknochen zum Ausbraten. Dadurch bekam sein Maisbreissen mehr Geschmack und hielt länger vor. Den arttypischen Beigeschmack des Elefantenfettes verbesserte er durch Beigabe einer noch grünen Banane. Besonders gut mundete die Suppe aus Elefantfleisch. Von Vzfw. Jörger, der hier auf dem Rückweg vom Rufiji kurz auftauchte, wo er für seine Kompanie Flußpferde geschossen hatte, erhielt er etwas Flußpferdfett.

Elefantenfett war aber noch schmackhafter als Flußpferdfett und wurde gern als Brotaufstrich verwendet (ähnlich wie ausgelassenes Gänseschmalz mit Zwiebeln). Flußpferdfett diente mehr zum Braten und Kochen. Ein Elefant lieferte bis zu 100 kg Fett, ein Flußpferd bis zu 30 kg.

Früher zählte ein Elefant nach seinem Elfenbein, nunmehr nach seiner Fleischmenge. Ein Elefant konnte von zwei hungrigen Kompanien spielend innerhalb eines Tages weggeputzt werden! Aber da das Salz knapp wurde, schmeckte auch das Fleisch nicht mehr. Es war zu labrig. Manchmal gab es wochenlang kein Salz. Dann würgte man das Fleisch aus reinem Selbsterhaltungstrieb hinunter.

Zur Behebung des Salz mangels wurde versucht, aus einer bestimmten roten Grasart Salz zu gewinnen. Das Gras wurde verbrannt, die Asche ausgelaut und gefiltert. Etwa 2 t Gras ergaben dabei 1 kg Salz. Das war sehr wenig und für viele Europäer auch ungenießbar scharf. Doch es blieb nichts anderes übrig, als weiter nach dieser Methode Salz zu produzieren.

Die Not machte erfinderisch. Karl Vieweg ließ im Busch Tamarindenfrüchte suchen und zu Mus zusammenkochen. Davon kamen jeweils 1 – 2 Löffel voll in seine morgendliche Maissuppe. Auch die Früchte des Affenbrotbaumes ergaben ein vorzügliches Mus. Er hatte es früher schon einmal ausprobiert. Hier wuchsen diese wunderbaren Bäume leider nicht.

Auch für Seife fand man einen Ersatz. Dazu wurden die dicken Wurzeln des *lugulu*-Strauches verwendet, deren Außenhaut Koch Hussein entfernte, das innere Weiße zerschabte und zu faustgroßen, handlichen Klum-

pen formte. Diese neue Seife eignete sich ganz vorzüglich zum Kochen der Wäsche im Topf oder als Handseife. Andere Leute erzählten, daß auch die Wurzel des *mkalia*-Baumes als Seife genutzt werden könne.

Inzwischen schrieb man November 1916 (s. Karte 9, Seite 386). In seinem halbgesunden, halbkranken Zustand erhielt Karl Vieweg vom neuen Kompaniechef, Hptm. Gellhorn, die Aufgabe, zunächst den Trägerdurchgangsverkehr in Vilanzi zu überwachen. Tage später kam eine neue Anordnung: Wegen seines Gesundheitszustandes wurde er nach Logeloge am Rufiji zur Etappe versetzt. – Also Aufbruch noch am selben Abend mit Sonnenuntergang und Marsch nach dem Süden. Noch vor Mitternacht traf er mit Boy Hussein und seinen Trägern in Behobebo ein.

»... In Behobebo sind Elefanten ins Lager gekommen. 1 ist erlegt ... Sie zerstören häufig die Telefonleitung zwischen Behobebo und Vilanzi und zur Abtlg. Otto; Engl. Flieger kommt und wirft 5 Bomben, ohne Schaden anzurichten. ...«

Eine Hyäne versuchte in der Nacht, ihm einen Stiefel zu stehlen. Gerade noch im richtigen Augenblick wachte er auf, die Hyäne erschrak und sauste davon. Bei Mpwapwa war ihm einmal Ähnliches passiert, als zwei Hyänen nachts seinen Lagerplatz untersuchten, Kochtöpfe und Küchengerät durcheinanderwarfen und versuchten, ins Zelt einzudringen. – Beim Weitemarsch nach Nyakisiku machte er Rast an einem wohl 4 m hohen Termitenhügel und erfrischte sich an einer Kokosnuß. Als eine Trägerkarawane vorbeikam, schloß er sich ihr an. Unterwegs

»... geht mein Boy Mezamzuri ‚austreten‘, kommt aber nicht wieder ... Ich schicke den Aufseher Hassani hinterher ... Abends bringt Hassani den Mezamzuri am Strick an. ...«

Am nächsten Tag erreichte Karl Vieweg Kungulio-Süd. Gerade wollte er den breiten Rufiji auf der etwa 300 m langen Holzbrücke überqueren, als ein englischer Flieger kam und eine Bombe warf, die wohl für die Brücke gedacht war, aber daneben ins Wasser fiel. Sofort stürzten sich ein paar Dutzend Schwarze in den Fluß, um die nun an der Wasseroberfläche dahintreibenden Fische zu ergattern. Da gab es köstliche Bilder: Einer der Schwarzen hatte in jeder Hand einen Fisch, im Mund auch noch einen und versuchte, noch einen weiteren zu fassen, wobei ihm der erste wieder entglitt!

In Nyakisiku besuchte er den kranken Veterinär Braunert in seinem Zelt. Braunert befand sich auf dem Wege der Besserung. Eine Zeitlang hatte sein Leben am seidenen Faden gehangen. Braunert erzählte, wie er vor Tagen ein Gespräch von Vorübergehenden mitgehört habe:

„Wessen Zelt ist das da?“

„Das ist der Braunert.“

„Was? Der lebt noch?“

„Ja. Liegt im Koma. Macht nicht mehr lange.“

„Ach.“

Dann waren die beiden nicht mehr zu hören. – Auch sein Freund und früherer Nachbar in Makuyuni, Albrecht Rohde, sollte hier in Nyakisiku liegen. Er suchte und fand die Hütte. Er kam zu spät. Albrecht Rohde war zwei Tage zuvor an Schwarzwasserfieber gestorben.

»... Seine hübsche junge Frau tut mir leid; er hat sie in Morogoro zurückgelassen. Wer jetzt Schwarzwasserfieber oder Gehirnmalaria kriegt, hat kaum Aussicht, mit dem Leben davonzukommen, zumal man meist, bevor man in ein Lazarett kommt, einen längeren Transport durchzumachen hat. Die Pflege ist jetzt auch mangelhaft. ...«

Am nächsten Tag starb der 65jährige Baurat Vzfw. Jahe an Amöbendysenterie. Unter diesem Eindruck notierte Karl Vieweg am darauffolgenden Tag:

»Heute habe ich mein Testament gemacht.«

Elefantenjäger und Verräter Pieter Pretorius

Ein morgendliches Bad im Rufiji erfrischte. Die Stelle war abgezäunt gegen Krokodile, aber natürlich nicht gegen die Überträger der Bilharziose-Erkrankung, die es damals auch im Rufiji gegeben haben muß. Insofern war es ein ziemlicher Leichtsinnsort, dort zu baden. Man tat es wohl trotzdem, weil die Infektionsgefahr mit den winzigen Saugwürmern in schnellfließenden Gewässern geringer ist.

Anschließend machte er sich auf den Weg nach dem zwei Tagemärsche flußabwärts liegenden Logeloge. Der Heckdampfer ‚Mtomondo‘, der ab Nyakisiku flußabwärts verkehrte, war gerade unterwegs. So marschierte er weiter entlang einer breiten, schattigen Straße, eingerahmt von uralten Mangobäumen, die noch aus der Araberzeit stammten. Nur wenige Kilometer hinter Nyakisiku, noch vor dem Dorf Tindwa kwa Bakari, tauchte längs des Weges ein stark zerfallenes Gemäuer auf, das ehemalige Haus des berühmten Buren Pieter Pretorius, Enkel des Burenführers und ersten Burenpräsidenten Marthinus Wessels Pretorius. Nach ihm wurde die südafrikanische Hauptstadt Pretoria benannt. Wer hatte nicht schon von Pieter Pretorius gehört; der Justiz war er seit Jahren bestens bekannt!

Pieter Pretorius war nach dem gegen die Engländer 1902 verlorenen Burenkrieg von Südafrika hierher gekommen. Er war Elefantenjäger und verstieß schon gleich gegen die strengen Jagdgesetze der Kolonie. Bereits 1906 war man drauf und dran, ihn auszuweisen.²⁷⁸⁾ Annähernd 600 Elefanten hatte er gewildert! Er war ein starker Raucher, und man sagte, er habe mehr Tabak in der Tasche als Patronen. Ansonsten sehe er mit seinen großen Ohren selbst aus wie ein Elefant! Die Polizei suchte ihn seit Jahren. Vergebens. Als alle guten Worte und Verwarnungen nichts fruchteten, wurde er enteignet.

Pretorius war damals etwa 42 Jahre alt. Bei seiner Flucht über den Rovuma nach Mosambik im August 1914 wurde er verfolgt und schwer verwundet, von seinen schwarzen Helfern aber gerettet. Monate später tauchte er in Pretoria auf, wo er von seinem alten Kampfgefährten aus dem Burenkrieg, General Smuts, begrüßt wurde. Solche Leute wie Pretorius waren dem Feind natürlich willkommen. Zwar hatten die Deutschen ein hohes Kopfgeld auf ihn ausgesetzt, aber das kümmerte ihn herzlich wenig. Bald darauf war er wieder im Rufiji-Delta, entdeckte und meldete die Lage des dort verborgenen Kreuzers ‚Königsberg‘, und – als Araber verkleidet – erfuhr er wichtige Details im Arbeiterdorf im Angesicht des Kreuzers!²⁷⁹⁾ Im Mai 1916 befand er sich hinter den deutschen Linien an der Usambara-Bahn, spionierte vieles aus und riet Smuts zum Angriff Richtung Tanga. Eine ihn verfolgende deutsche Patrouille nahm er mit seinen schwarzen und zwei weißen Helfern gefangen. Kurze Zeit später geriet er selbst in eine Falle, seine beiden weißen Begleiter fielen, er selbst entkam.

Wieder Monate später in den Uluguru-Bergen meldete er jede Bewegung der Deutschen, die er erfahren konnte. Im Herbst 1917 wiegelte er im Südosten der Kolonie die Makonde gegen die Deutschen auf und informierte den südafrikanischen Befehlshaber vor der Schlacht bei Mahiwa über die deutsche Gefechtsstärke.²⁸⁰⁾ Trotzdem gewannen die Deutschen die Schlacht. – Hätte man Pretorius erwischt, wäre er erschossen oder aufgeknüpft worden.

Am nächsten Abend erreichte Karl Vieweg mit Koch, Boy und Trägern Logeloge, wobei er die letzten 8 km sogar fahren konnte – mit einer Lorenbahn durch eine völlig verwahrloste Sisalplantage, deren Eigentümer sich auch irgendwo an der Front befand. Ähnlich verwahrlost, so dachte Karl Vieweg wehmütig, sah es wahrscheinlich auf seiner eigenen Pflanzung aus.

278) Methner, S. 432.

279) Miller, S. 105ff.

280) Brown, S. 160f, 223, 326.

1917

Versorgungsprobleme – Hilfe aus Mosambik

Das nachfolgende Tagebuch über die nächsten zehn Monate ging während des Krieges verloren. Trotzdem sind aber genügend Informationen aus dieser Zeit vorhanden, durch Notizen, Quittungen, Lazarettbescheinigungen, Erzählungen und Literaturangaben. Karl Vieweg war zunächst in Logeloge bei der Feldintendantur, dann bei der Etappenleitung stationiert.

Als General Smuts am 1. Januar 1917 in einer groß angelegten Offensive wieder einmal versuchte, die deutsche Nordfront zwischen Mgeta und Kiderengwa (s. Karte 6, Seite 363) einzukesseln und vom Süden abzuspalten, kam Lettow dem zuvor und zog die deutschen Kräfte in den Raum südlich des Rufiji zurück. Der Fluß war jetzt während der Regenzeit mehrere hundert Meter breit und nicht zu durchwaten – eine natürliche Barriere. Die Brücke, über die die Truppe auf die Südseite gelangte, wurde anschließend abgebrochen und trieb davon.

Karl Vieweg war – obwohl ‚frontdienstuntauglich‘ geschrieben – am Neujahrstag gerade von einem Patrouillenunternehmen in die Umgebung des 15 km entfernten Utungi-Sees zurückgekehrt, als der Befehl zum Rückzug eintraf. Er hatte nach einer englischen Patrouille gefahndet, die im Hinterland versuchte, die einheimische Bevölkerung gegen die Deutschen aufzuwiegeln. Das war der englischen Patrouille auch gelungen. Zwei Jumben, die sich von den Engländern hatten bekehren lassen, hatte er festgenommen und an der wohlbekanntesten Kette mitgebracht. Die Engländer selbst waren mit ihren Maultieren längst auf und davon. Karl Vieweg meldete, die Gegend um den Utungi-See sei frei vom Feinde. Daraufhin schlug Lettow dort zwei Tage später sein Hauptquartier auf. Karl Vieweg selbst verschwand im Hospital von Mpanganja, etwas flußabwärts von Logeloge. Mit einer eiternden Wunde am Fuß und Strongyloides-Würmern im Darm hütete er dort drei Wochen das Bett, besser gesagt die Trockengrasmatratze.

... Wir wurden recht knapp mit Verpflegung gehalten, was bei meinem regen Appetit sehr unangenehm war. ...

Als er entlassen wurde, hatte er laut Untersuchung noch Wurmeier im Darm. Mit den Strongyloides-Würmern war nicht zu spaßen. Karl Vieweg hatte schon mehrmals wurmranke Schwarze im fortgeschrittenen Stadium gesehen. Sie waren nur noch Skelette.

Da setzte die Regenzeit ein und sein bisheriges Hospital unter Wasser. Gleichzeitig marschierte die Etappenleitung, zu der er gehörte, nach Süden ab, nach Madaba. Er marschierte mit, 100 km in vier Tagen. In Madaba wurde er seine Würmer durch Behandlung mit Betha-Naphtol endlich los.

Die Frontlinie längs des Rufiji mußte weiter gehalten werden, weil bei Logeloge die einzige Mühle südlich des Rufiji stand, in der das Korn für die Truppe geschrotet und gemahlen werden konnte.

Zu General Smuts' großem Kummer kam seine große Offensive schon einen Monat nach Beginn in Schlamm und Nachschubsorgen zum Stillstand, nachdem am 25. Januar schlagartig die Regenzeit mit sintflutartigen Wassermengen und riesigen Überschwemmungen eingesetzt hatte. Die aufgeweichten, oft grundlosen Wege machten jede Bewegung zu einem wahren Morasterlebnis. Schon im Dezember, als es noch gar nicht so richtig regnete, hatten die Südafrikaner die größten Schwierigkeiten, den Nachschub voranzubringen. Transportkarren von Eseln oder Maultieren gezogen, waren nur im Hochland bis Kisaki möglich:

«... From there animal transport became impossible owing to the bad roads and unhealthy nature of the country ... and man power (native porters) became the sole means of conveying munitions, rations, etc. ...»²⁸¹⁾

Ganz zu schweigen von den scheußlichen Moskitos, die sich zu Myriaden und sicherlich auch freudig auf die nie zuvor genossenen Menschenmassen stürzten. Malaria und Dysenterie waren an der Tagesordnung.

Das alles war zuviel für die weißen Südafrikaner. Allein zwischen Oktober und Dezember 1917 wurden 12.000 – 15.000 Kranke abgezogen.²⁸²⁾ Sie wurden ins gesündere Hochland nach Iringa und Dodoma zurückgebracht, um sich zunächst zu erholen. Ihm, Smuts, wurde *«... klar, daß weiße Truppen ... in diesen so außerordentlich ungesunden Gegenden mehr eine Last als eine Hilfe waren. ...»²⁸³⁾* Lettows Truppe, so meinte er kopfschüttelnd, sei wohl immun gegen all die Krankheiten, unter denen sie selbst so litten. Schließlich ließ er Ende Januar 1917 den größten Teil seiner

281) Difford, S. 79.

282) Brown, S. 306.

283) Dt. Kolon.blatt, 1918.

Streitmacht nach Hause fahren, nach Südafrika. Er und seine Soldaten hatten genug von diesem Krieg in den fiebrigen Rufiji-Niederungen. – Nach seiner eigenen Rückkehr nach Südafrika verkündete Smuts öffentlich und unter lautem Jubel seiner Zuhörer, daß die Arbeit in Deutsch-Ostafrika jetzt getan sei. Er irrte. Frische Truppen mußten aus Südafrika, aus Indien, von der Goldküste (Ghana), Jamaika und von Brit. Ostafrika herangebracht werden, um Lettows Truppe hoffentlich endlich den Garaus zu machen. Smuts' *'picnic party'* in Ostafrika, die er seinen Soldaten bei der Anwerbung so schmackhaft gemacht hatte, ging nicht so zu Ende, wie er sich das gedacht hatte.²⁸⁴⁾

Dieses Höllenklima reduzierte natürlich in erster Linie die Weißen, auch die indischen Truppen, weniger die Schwarzen. Es blieben aber trotzdem noch genügend feindliche Truppen in vielfacher Übermacht gegenüber Lettows Streitmacht zurück.

Bei den Deutschen wurde neben der Gesundheitsversorgung – vor allem Mangel an Chinin – das Verpflegungsproblem immer größer. In den Gebieten nördlich des Rufiji wurde bereits Wochen vor dem Rückzug begonnen, möglichst viel an Verpflegung abzutransportieren: Insgesamt etwa 300 t Getreide waren es, die auf rund 10.000 Trägerköpfen nach dem Süden schaukelten. Wenn man überlegt, daß einem Träger täglich 1 kg Mehl zustand, dann kann man sich ausrechnen, daß er bei längeren Märschen genauso viel aß wie er gerade tragen konnte. Als nun der Rückzug vom Rufiji begann und man eine sichere Verpflegungsreserve im Hinterland mußte, stellte sich mit einem Mal heraus, daß die Etappe inzwischen alles restlos aufgegessen hatte!

Die Versorgung der Truppe mit Lebensmitteln wurde danach noch kritischer. An Europäern, Askari und Trägern mußten jetzt insgesamt über 20.000 Mann versorgt werden, davon allein 9.000 in der Etappe.²⁸⁵⁾ Wollte man weiter über die Runden kommen, mußten die Tagesrationen zeitweise bis unter die Hälfte der Friedensrationen gekürzt werden, ja, sogar bis auf ein Drittel! Und die neue Ernte konnte nicht vor einem Vierteljahr, nicht vor Ende April 1917, erwartet werden. Auch die Anzahl der Boys und Trä-

284) Andererseits war Smuts – Ministerpräsident der Südafrikanischen Union 1919 – 1924 – ein sehr weitschauender Mann. Er drang 1919 vergeblich auf eine Abmilderung der harten Forderungen Frankreichs im Friedensvertrag von Versailles, um keinen Nährboden für Unzufriedene unter den Deutschen zu schaffen. Smuts: *«Der Friedensvertrag strotzt von ... Nadelstichen.»* Und weiter: *«... Diese ... Fehler bilden eine starke Bedrohung des künftigen Friedens Europas. ...»* (Versailles, Der Vertrag von –, S. 96ff). Smuts hatte nur zu recht. – Man kann darüber spekulieren, ob Hitler einen so großen Zulauf gehabt hätte, wenn man auf die beschwörenden Worte von Smuts gehört hätte.

285) Boell, S. 316.

ger für die Europäer wurde drastisch gekürzt. Ab sofort standen jedem Weißen nur noch fünf Schwarze – Boys und Träger – zur Verfügung. Das bedeutete für jeden Weißen eine erhebliche Einschränkung und Verminderung seines Gepäcks. Durch diese Maßnahmen und auch durch Ausscheiden nicht mehr dienstfähiger, kranker Askari konnten insgesamt 8.000 schwarze Esser zum Feind abgeschoben werden. 71 kranke Europäer gingen ebenfalls diesen Weg.

Auch die weißen Frauen und Kinder mußten zurückbleiben. Es handelte sich um Ehefrauen mit Kindern, die schon seit dem Rückzug von der Mittellandbahn mit dabei waren, auch Krankenschwestern und -helferinnen aus den Hospitälern, darunter allein 20 aus dem Hospital Mgeta.

Selbstverständlich sollten auch die vielen Askari-Frauen zurückbleiben. Sie wurden zusammengeholt, bekamen für drei Tage Verpflegung und gingen unter Führung eines weißen Sergeanten zurück, um den Engländern übergeben zu werden. Bei der ersten Rast aß das Frauenvolk die 3-Tagesration auf. Anschließend geschah gar Schreckliches: Die Frauen verprügelten den Sergeanten so lange, bis er sie wieder zurück zu ihren Männern führte!²⁸⁶⁾ Lettow mußte wohl oder übel nachgeben; denn auch die Askari verspürten keinen allzu großen Drang, ohne ihre Frauen und fern von der heimischen Hütte das Kriegshandwerk auszuüben. Es war offensichtlich: Die holde Weiblichkeit war ein sicheres Mittel, die Askari bei der Truppe und guter Laune zu halten. Nahm man ihnen die Freude, dann würden sie wohl noch häufiger desertieren. Was sollte Lettow denn ohne seine Askari machen! Die schwarzen Frauen blieben also bis zum Kriegsende bei der Truppe – nicht nur zur Freude der Schwarzen ...

Außerdem befahl von Lettow, im benachbarten portugiesischen Mosambik nach Verpflegung zu suchen. Deutschland hatte am 9. März 1916 Portugal den Krieg erklärt, nachdem Portugal auf Druck der Engländer wiederholt deutsche Schiffe beschlagnahmt hatte.²⁸⁷⁾ Das war für Deutsch-Ostafrika natürlich keine ausgesprochene Freudennachricht. Nunmehr war das Land von allen Seiten von Feinden umgeben.

Ein erster Erfolg der Deutschen an der neuen Mosambik-Front bestand darin, daß sie die 600 km lange portugiesische Telefonleitung längs des Grenzflusses Rovuma abbauten. Die konnte man sehr gut selbst gebrauchen! Erstes Erfolgserlebnis der Portugiesen war, daß sie das unverteidigte Kionga-Dreieck im äußersten Südosten der Kolonie besetzten (s. Karte 11,

286) Mosley, S. 160f.

287) Henningsen, 1917. – Fälschlicherweise heißt es in der Literatur meist, Portugal und nicht Deutschland habe den Krieg erklärt.

Einbanddeckel) und diese Heldentat in der Presse kräftig feierten. Als sie dann auch noch bei der Sudi-Bucht landen wollten, um die Ladung des gerade aus Deutschland eingetroffenen Hilfsschiffs „Marie“ zu plündern, wurden sie von geringen deutschen Kräften unter hohen portugiesischen Verlusten so empfindlich zurückgeschlagen, daß sie vom Krieg erst einmal die Nase voll hatten.

Aber ein halbes Jahr später wollten sie es wieder wissen. Sie überschritten im Oktober 1916 mit 1.500 Mann den Rovuma und besetzten Nevala, so daß sie sagen konnten, auch sie hätten die Deutschen im Endkampf besiegt. Die unausbleibliche Folge waren überschwengliche Siegesmeldungen in den Lissaboner Zeitungen. Darin hieß es, die Südafrikaner, die bisher gegen die Deutschen kämpften, seien wohl keine richtigen Soldaten. Jetzt würden die Portugiesen ihnen zeigen, wie es gemacht werden müsse!²⁸⁸⁾

Die Freude währte nur kurz: Durch eine nur 500 Mann starke deutsche Abteilung wurden die Eindringlinge wieder verscheucht, gleich bis über den Rovuma hinweg. Dafür helle Freude bei den deutschen Askari: Es gab reichlich Beute. Für jeden etwas. Die Askari meinten, gegen Portugiesen zu kämpfen, mache Spaß. Auch bei den deutschen Schutztrupplern Jubelrufe: Bei der Beute befanden sich etliche Rollen Toilettenpapier, etwas ganz Luxuriöses! Man kam sich fast vor wie im Schlaraffenland.

Die portugiesischen *soldados* nahm keiner so richtig für voll. Kam man mit ihnen ins Gefecht, dann gab es mit Sicherheit anschließend Beute und Gefangene. Die Askari nahmen sich die meist neuen portugiesischen Uniformen, und die portugiesischen Askari mußten in die museumsreifen Uniformen der deutschen Askari steigen. Dieses Schauspiel war stets mit viel Freude und Gelächter verbunden und hob die Stimmung, natürlich nur bei den Neueingekleideten. Und als vom Kommando die Anordnung kam, daß für Beute künftig wieder Prämien gezahlt werden sollten, wurde die Beutefreude noch größer!

Dann hieß es, es solle im portugiesischen Mosambik nach Verpflegung gesucht werden. Für diese Aufgabe wurde zunächst die I-Kompanie ausgewählt, zu der Vzfw. Vieweg gerade abkommandiert worden war.²⁸⁹⁾ Die Kompanie war vor mehreren Monaten aus den Weißen und Schwarzen gebildet worden, die wegen Verwundungen oder Krankheiten für den Frontdienst nicht mehr tauglich waren.²⁹⁰⁾ Am 28. Januar 1917 wurde die Kompanie in Marsch gesetzt. Karl Vieweg, selbst Invalide, übernahm einen

288) Arning, Vier Jahre Weltkrieg, S. 301.

289) Buchstaben waren für die Bezeichnung bestimmter Kompanien gewählt, um den Gegner zu irritieren (Arning, S. 58.)

290) Boell, S. 226.

Zug der Invaliden. Anfang April erreichte die Kolonne Tunduru – d.h., zunächst nur die Hälfte der Europäer erreichte Tunduru. Die andere Hälfte, und mit ihnen Karl Vieweg, lag malariakrank im Lazarett Makochera am Rovuma und schluckte Chinin. Wegen der Knappheit des Mittels durfte es nicht mehr zur Prophylaxe verwendet werden, nur noch zur Therapie. Kein Wunder, daß von nun an die Hälfte der Truppe immer krank und die andere leidlich gesund war.

Noch drei weitere Kompanien wurden dem geplanten Mosambik-Unternehmen unter dem Kommando von Major von Stuemmer zugeteilt. Insgesamt waren sie 55 Europäer und 340 Askari. Der Arzt Dr. Deppe – er war Brillenträger und hieß bei den Schwarzen nur »*bwana macho manne*« (der Herr mit den vier Augen) – er untersuchte noch einmal, ob alle wenigstens einigermaßen gesund seien. Bei Karl Vieweg²⁹¹⁾ diagnostizierte er »*Herzneurose*«. Das war aber kein Hinderungsgrund mitzumarschieren.

Der Abmarsch begann. Zunächst mußte der Rovuma überschritten werden, was mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden war. Es war Regenzeit, und der Rovuma glich eher einem strömenden Meer. Am 16. April 1917 gelang es endlich den vier Kompanien, weiter flußaufwärts bei Mkama und Mchamba, den Rovuma zu überschreiten. Das geschah mit Einbäumen und einer Flottille von Baumrindenbooten, die, ähnlich den Birkenrindenkanus der nordamerikanischen Indianer, in relativ kurzer Zeit hergestellt werden konnten.

Erst einmal am anderen Ufer, ging es flott voran. Die wenigen Grenzposten nahmen schnell Reißaus, und schon sechs Tage später konnte der ca. 160 km südwestlich gelegene Ort Muembe (Mwembe) ohne großen Widerstand eingenommen werden. Wie erhofft, fielen der deutschen Truppe hierbei große Mengen an Getreide in die Hände. Sie wurden mit Hilfe der Einheimischen sofort nach dem Norden abtransportiert. Nun galt es, auch die weiter umliegenden Gebiete zu erkunden, Depots zu finden, zu beschlagnehmen oder von der Bevölkerung aufzukaufen. Letzteres machte keine Schwierigkeiten, da sich die einheimische Bevölkerung friedlich verhielt.

Ein Teilnehmer berichtet:

»... *Es war hier in der Tat das Land, wo Milch und Honig floß, überall hatten die Eingeborenen europäische Kartoffeln angebaut, weiter westwärts auf den Hochländern gedieh Weizen ... und das lang entbehrte Gemüse. ...*«²⁹²⁾

291) Deppe, S. 345.

292) Henop, unveröffentl.

Bald stand das Gebiet zwischen Muembe, Likopolwe, Luambala und Chirumba völlig unter deutscher Kontrolle. Einzelne Patrouillen marschierten im Westen sogar bis zum Njassa-See. Die einheimische Bevölkerung verhielt sich nicht nur friedlich, sondern sogar entgegenkommend, was daran gelegen haben mag, daß die portugiesischen Askari nicht den besten Ruf bei der einheimischen Bevölkerung genossen. Das ging so weit, daß der Sultan von Ntanda die Deutschen bat, ihm gegen die marodierenden portugiesischen Askari zu helfen, die in seiner Gegend stationiert waren. Sofort wurde ein Teil der I-Kompanie unter Lt. Dieterich zusammen mit Hilfskriegern des Sultans in Marsch gesetzt, um die portugiesischen Askari zur Raison zu bringen. Hierbei drang die Gruppe im Osten bis Montepwesi vor, brachte auch wieder Getreide mit zurück.²⁹³⁾

Drei Monate blieben die Kompanien fast unbehelligt auf portugiesischem Territorium. In dieser Zeit gab es besonders viel Malariakranke, aber leider zu wenig Chinin. Das Medikament war nach wie vor äußerst knapp, und nur das Notwendigste wurde bei Bedarf vom Magazin Tunduru hergebracht. Karl Vieweg hatte in dieser Zeit dreimal Malaria und lag in drei verschiedenen Lazaretten (was man ortsüblich als Lazarett oder Hospital bezeichnete: ein Arzt, ein paar Krankenpfleger und ein paar Grasbuden oder ein Pflanzertaus).

Die erfolgreiche Tätigkeit der vier deutschen Kompanien in Mosambik war dem Oberbefehlshaber der portugiesischen Streitkräfte in Mosambik ein Dorn im Auge und vor allem sehr peinlich. Die verdammten *alemães* machten mit seiner Kolonie, was sie wollten! Dabei war doch eigentlich er der Herr im Hause! Deshalb setzte er vom Nyassa-See her zwei starke Kolonnen gegen die Deutschen an, um sie wieder zu vertreiben.

Vor diesem Aufmarsch mußten sich die schwachen deutschen Kräfte Anfang Juli 1917 zurückziehen. Die ihnen gestellte Aufgabe hatten sie voll erfüllt. Große Vorräte an Nahrungsmitteln waren eingebracht worden.

Gefechte mit Portugiesen

Aus jener Zeit, aus der keine Tagebuchaufzeichnungen von Karl Vieweg vorhanden sind, stammt die Mitteilung des Arztes Dr. Deppe,²⁹⁴⁾ der sich mit einem Teil der Truppe in Muembe aufhielt, daß Vzfw. Vieweg Ende Juni bis Anfang Juli 1917 einen Transport mit portugiesischen Gefangenen

293) Boell, S. 317, 345.

294) Deppe, S. 366.

nach Massasi, etwa 60 km nördlich des Rovuma, brachte und anschließend nach Msawisi in Mosambik zurückkehrte.

Eine neue Parole war ausgegeben worden. Das alte Losungswort hieß *«kasirika – ärgere dich»*. Das neue ab 1. Juli 1917 lautete *«kula mtama – friß Hirse»*. Die Worte wurden immer so gewählt, daß sie von den Engländern möglichst schwer auszusprechen waren.

Vzfw. Vieweg erhielt Befehl, mit seinem Zug die Spitze einer der vormarschierenden portugiesischen Kolonnen anzugreifen, um den Vormarsch des Feindes zu verlangsamen. Vor kurzem erst war er, Karl Vieweg, von einem Hospitalaufenthalt mit Malaria wieder aufgestanden. Nun marschierte er mit seinen ca. 40 Askari dem Feind entgegen. Manche von ihnen hatten bereits Portugiesen-Erfahrung, unüberschbar bei einem von ihnen durch einen portugiesischen Tropenhelm, bei einem anderen durch eine portugiesische Khakijacke mit den gekreuzten Gewehren auf den Messingknöpfen, wieder bei einem anderen durch einen portugiesischen Offiziersmantel, der ihm auch in der größten Hitze nicht zu heiß war.

Die verbündeten mosambikischen Hilfskrieger hatten Karl Vieweg gemeldet, wann und wo die portugiesische Spitze voraussichtlich eintreffen werde. Für den geplanten Überfall wählte er ein Gelände mit 2 – 3 m hohem Elefantengras aus, das hier sehr üppig wuchs. Die sogenannte Straße war nichts anderes als ein etwas breiterer Trampelpfad.

Nicht lange, da erschien in der Ferne die portugiesische Spitzenkolonnie. Auf dem gewundenen Pfad kam sie langsam und sorglos heran; sicherlich waren es an die 200 Askari mit ihren weißen Führern. Vzfw. Vieweg hatte seine Askari parallel zum Pfad auf einer Länge von etwa 100 m und in einer Entfernung von etwa 40 m vom Pfad postiert. Er selbst lag am vordersten Ende bereit, um mit seinem Schuß das Signal für seine Leute zu geben, wenn sich der erste Portugiese auf seiner Höhe befand.

Die Kolonne näherte sich.

Noch war der erste feindliche Askari nicht ganz auf seiner Höhe, da krachte schon der erste Schuß! Zu früh! Einer der eigenen Askari hatte es nicht mehr aushalten können, so dicht vor sich den Feind zu sehen und noch nicht schießen zu dürfen! Nun fielen auch alle übrigen ein. Eine kurze, wilde Schießerei begann. Jeder sollte nicht mehr als drei oder vier Schüsse abgeben, so war abgemacht, denn dann konnte sich die Gruppe noch schnell zurückziehen, bevor sich der Feind vom Schreck erholt und mit seiner Übermacht heran war. Als markanten Treffpunkt, an dem sich Viewegs Leute nach dem Überfall wieder sammeln sollten, war ein weiter entfernt stehender, großer Baum vereinbart worden.

Dieser Überfall kostete den Feind fast einen Tag Zeitverlust. – In der darauffolgenden Nacht wurde sein Lager durch wiederholte Schießereien

einer Patrouille in Unruhe gehalten. Auch am nächsten Tag gelangen zwei kleinere Aktionen, obwohl der Feind nun gewarnt war. Vorsichtiger geworden bewegte er sich deshalb nur zögernd vorwärts, da er nicht wußte, was sich noch an Überraschungen im hohen Grase verbarg. Darin bestand auch der Sinn des Unternehmens. Mehr hatten Karl Vieweg und seine Leute nicht erreichen können. Sie waren zahlenmäßig zu schwach. Im Grunde genommen, waren sie zum großen Teil auch körperlich zu schwach. Sie alle waren felddienstuntauglich geschrieben worden.

Dort, wo der Lumesule in den Rovuma mündet, gelangte die wiedervereinigte I-Kompanie nach Tagen auf das Nordufer des Flusses zurück. In diesem Bereich zwischen den Flüssen Lumesule und Rukwika mit dem Magazin Ngusa blieb die Kompanie zunächst als Reserve und zur Absicherung gegen eventuelle portugiesische Einfälle.

Erneut wurde Karl Vieweg von einem schweren Malariaanfall niedergeworfen. In der Hängematte wurde er so rasch wie möglich zum 120 km entfernten Tunduru gebracht. 120 km!! Im dortigen Magazin und Hospital war auch Chinin vorhanden, er selbst hatte nichts mehr. Längst gab es in Tunduru nur das minderwertige Chinin, das aus zu Pulver zermahlener Rinde bestand. Man schluckte es – ruckzuck –, spülte mit etwas Wasser und verzerrtem Gesicht nach und hoffte, daß es half.

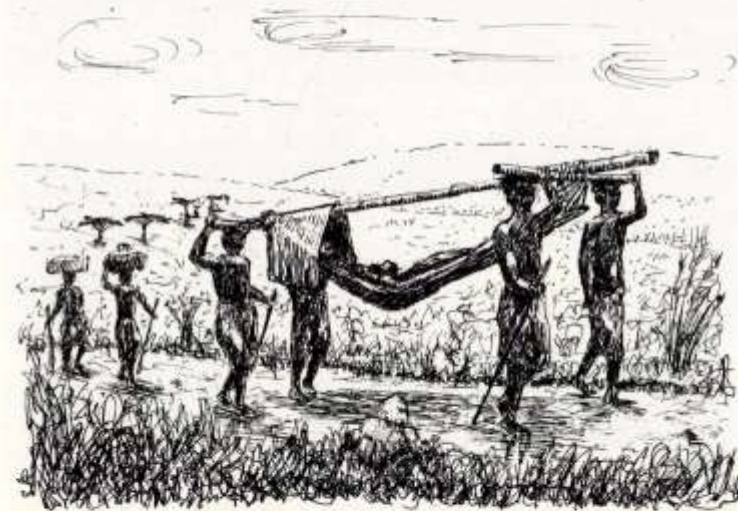


Abb. 131: Mit Malaria 120 km in der Hängematte zum Hospital Tunduru

Rückmarsch zur Kompanie.

Anfang August 1917 lagerte die Kompanie etwas weiter östlich. Wieder einmal erhielt Karl Vieweg einen Auftrag, dieses Mal mit seinem Zuge auf der Südseite des Rovuma nach dem Rechten zu sehen. So marschierte er mit etwa 40 Askari, einigen Rugaruga (Hilfskriegern) und Trägern ab. Zahlreiche Affenbrotbäume bestimmten das Landschaftsbild. Am Abend lagerte man in der Nähe des Flusses. Es war noch nicht sehr spät. Die Posten waren ausgestellt, die Lagerfeuer brannten, und wer noch nicht müde war, saß an den Feuern, erzählte und rauchte den fürchterlich starken *shenzi*-Tabak, von den Europäern 3-Mann-Tabak genannt – einer raucht, zwei fallen um. Andere bastelten an einer Fangvorrichtung, um Kleingetier für die nächste Mahlzeit zu fangen, oder pflegten ihre Schürfwunden. Es war stockdunkel, der Mond noch nicht aufgegangen.

Da plötzlich ein vielfacher Aufschrei beim Lagerfeuer der Rugaruga!!

Alles sprang auf, stob durcheinander. Chaos!

Vzfw. Vieweg hatte etwas entfernter gesessen und konnte nicht gleich erkennen, was da los war. Ein Überfall? Einzelne Askari griffen zum Gewehr.

Ein Löwe!



Abb. 132: „... Unbemerkt hatte sich ein hungriger Löwe herangeschlichen ...“

Unbemerkt hatte sich ein hungriger Löwe herangeschlichen. Blitzartig hatte er einen der am Lagerfeuer sitzenden Rugaruga an der Schulter gepackt. Der Aufschrei seines Opfers und der bei ihm Sitzenden und das überraschende Aufspringen aller mußte den Löwen so erschreckt haben, daß er sein Opfer wieder losließ und augenblicklich das Weite suchte!

Der Löwe war verschwunden, blieb auch verschwunden. Der Rugaruga war schwer verletzt. Karl Vieweg legte einen Notverband aus Baumrindensstoff an.

Der Schwerverletzte mußte eigentlich sofort zurückgebracht werden, doch keiner war bereit, während der finsternen Nacht eine Begegnung mit einem hungrigen Löwen zu riskieren. So wurde er erst am nächsten Morgen zurückgetragen.

Richtiges Verbandszeug gab es kaum noch, und auch die Rindensstoffbinden wie überhaupt jegliches Medikament waren knapp. Deshalb war in den letzten Wochen vom Kommando Befehl erteilt, die Frauen der Askari nicht mehr mit Medikamenten zu versorgen und bei der Behandlung der Träger und Boys sparsam zu verfahren.²⁹⁵⁾ Schon im Mai 1917 war, nachdem der Feind das deutsche Hauptsanitätsdepot überfallen und völkerrechtswidrig vernichtet hatte, vom Chefarzt der Truppe aus der Not heraus, die Truppe kampffähig zu halten, bestimmt worden: „... *Es ist allgemein nicht mehr angezeigt, Farbige in Behandlung zu nehmen und für sie Sanitätsmaterial zu verbrauchen, wenn nicht ihre Wiederherstellung in kurzer Zeit gewährleistet ist und feststeht, daß sie der Truppe noch von Nutzen sein werden.* ...“²⁹⁶⁾

Am selben Morgen, dem 8. August 1917, setzte die Gruppe bei der Boma Chapi über den Rovuma über. Die Boma war bei Kämpfen am 26. Mai abgebrannt und seitdem von den Deutschen verlassen. Aber auch von den Portugiesen war nichts zu sehen.

So marschierte Vzfw. Vieweg mit seiner maroden Kampftruppe auf der Straße Ugomano-Mzimbua (Ngomano-Mazimbwa) weiter nach Nordosten.

Nach etwa einer Stunde kamen ihnen aus einer Straßenbiegung heraus portugiesische Askari mit zwei Offizieren entgegen. Die Portugiesen

295) Hauer, S. 220.

296) Deppe, S. 354. – Diese Anordnung ist eine ethisch schwerwiegende und umstrittene Entscheidung in katastrophaler Zwangslage, jedoch auch in der modernen Katastrophenmedizin unter dem Begriff ‚Triage‘ (frz. Auslese) notwendigerweise geübte Praxis (Röding, 1987, S. 132ff).

hatten nicht sofort erkannt, daß es sich um eine deutsche Truppe handelte und marschierten zunächst sorglos weiter, weil die Deutschen winkten. So winkten auch sie, warum nicht.

Aber dann wurde es Ernst! Beide Gegner suchten Deckung, Vzfw. Vieweg ließ vorgehen, um die beiden Offiziere gefangen zu nehmen. Da tauchten noch mehr portugiesische Askari auf. Beide Parteien waren jetzt etwa gleich stark. Vzfw. Vieweg notierte am Abend:

»... Es entwickelte sich ein kurzes, aber lebhaftes Feuergefecht, in dessen Verlauf Gegner in den Busch flob ...

Erbeutet 2 Offizierssäbel

1 Revolver

2 Feldflaschen

1 Kiste mit Bureauaterial und umfangreiche Akten, letzte Dienstkorrespondenz sämtlicher Grenzposten enthaltend.

Außerdem mehrere 100 m Tel.draht u. 20 Isolatoren abgebaut ...»

Das war ein kleiner, aber schöner Achtungserfolg, der von den Askari in den nächsten Tagen mit etwas Pombe begossen wurde.

Drei Wochen mit Gefangenen unterwegs

Mitte September 1917 übernahm Vzfw. Vieweg den auf deutschem Gebiet liegenden Heliographenposten auf dem Berg Lisola, nördlich der Straße Tunduru-Massasi und östlich des Lumesule. Zum Ausbau des Postens und zum Bau der Hütten stand ihm sein Träger Kalindo als Vorarbeiter zur Verfügung. Er war vom Stamm der Wamakua und stets begleitet von seiner treusorgenden Frau Mponda und den Töchtern Wahaha und Chimezika. Daneben halfen dem Kalindo noch

»... die gestern von der I-Kompanie erhaltenen bisherigen Kettengefangenen Mohamadi, Jusufu und Cheramanda aus Muenbe (Port.-Ostafrika), die von der Kette losgemacht sind und mir nun wohl bald weglaufen werden. ...»

Die drei Gefangenen waren vom Stamm der Wayao. An ihren Körpern und ihrer Kleidung schien sich offensichtlich zahlreiches Ungeziefer wohlzufühlen. – Kalindo und die drei Wayao-Leute waren noch kräftig am Bauen, als Befehl vom Kommando kam: Die I-Kompanie, unterstützt von noch

zwei weiteren Kompanien, solle unter Hptm. Göring die weiter westlich bei Tunduru vorrückenden Engländer angreifen. – Stunden später erneuter Befehl vom Kommando: Alles umkehren und in Eilmärschen zur Kilwa-Front im Osten, wo die Engländer eine neue Offensive begonnen hatten.

Gleichzeitig wurde der Helio-Posten aufgehoben und Vzfw. Vieweg zur Etappenkompanie nach Nevala versetzt. Sein Gesundheitszustand hatte sich in den letzten Monaten nicht gebessert, eher verschlechtert. Beim Marschieren hatte sein Herz mehrfach Beschwerden verursacht – an Eilmärsche war nicht zu denken. Ganz abgesehen von einer Wunde am Fuß, hatte er weiterhin ständigen Durchfall und war für Dauerleistungen körperlich zu geschwächt. Gegen den Durchfall kochte er sich einen Extrakt aus der kleingehackten Wurzel eines *pingu*-Baumes (Ebenholz); er folgte damit der jüngsten Empfehlung der Ärzte über neu herausgefundene Medizinen. Stabsarzt Dr. Taute, der ihn untersuchte, meinte, er solle sich erst einmal sechs Wochen erholen. Das war ein guter Rat angesichts der immer trostloser werdenden Lage. Doch, so Dr. Taute, er brauche auf der langen Strecke nach Nevala über Massasi nicht zu marschieren, er solle getragen werden. Luftlinie nach Nevala waren es ca. 150 km, die Wegstrecke betrug wohl 200 km. Für den nächsten Morgen, dem 30. September, war sein Abtransport vorgesehen.

»Sonntag, 30.9.1917. Nachts sind meine Träger, die Kettengefangenen aus Muenbe, ausgerückt. Durch Besorgung neuer Träger verzögert sich mein Abmarsch bis gegen 9 Uhr. Ich nehme 6 Träger für die machila (Tragbahre) ...

Dienstag, 2.10.1917. ... bin etwa 9.30 am Magazin Bangala, wo Fw. Reinhard sitzt, mit dem ich zusammen ... am Tsavo verwundet wurde. ... Von meinen Trägern gehen 5 am Nachmittag weg, um Wildfleisch zu holen, ... kommen mit Zebra erst gegen 11.15 nachts bei Mondschein zurück.

Mittwoch, 3.10.1917. ... Ankunft bei Magazin Mikangaula, wo ich lagere. ... Mit Mafuta zusammen fabriziere ich einen feinen Pudding eigener Erfindung, der sehr gut gerät, u. v. d. ich die Hälfte an Fw. Reinhard nach Bangala schicke; Bestandteile: Gekochter Reis, gekochte und zu Brei gestampfte Bananen, geriebenes, trockenes Brot, geschälte, geröstete und zerstampfte Erdnüsse, ulezi-Mehl, Mais und mtama-Mehl²⁹⁷, 3 Eier, ... Zucker, Honig, Zimmt, Muskatnuß gerieben, Salz, Wasser.

297) *ulezi* und *mtama* sind Hirsearten.

Donnerstag, 4.10.1917. Nachts sind meine in Lumesule erhaltenen Träger ... ausgerückt, was ich ihnen nicht verdenken kann, denn sie sollten eigentlich schon am Rukwika entlassen werden. Ich konnte aber bisher bei keinem Magazin Ersatzträger kriegen und mußte sie deshalb behalten. Ihre Guthaben, ... R. 50,-, schicke ich an Fw. Reinhard ...

Die Straße nach Massasi war voll von marschierenden Kompanien, von Trägern und von Krankentransporten mit oder ohne Tragbahnen. Fast alle gingen in Richtung Massasi-Nevala, wo auch die Lazarette lagen. Unter denen auf den Tragbahnen sah Karl Vieweg mehrmals bekannte Gesichter, u.a. Landsturmmann Häckl und Obltn. Kröger. Zwischen den kranken Fußgängern entdeckte er den Pflanzler König vom West-Kilimandjaro, der ihm nach freudiger Begrüßung erzählte, er habe ständig Fieber, kein Arzt könne die Ursache finden. Karl Vieweg wußte zwar auch kein Heilmittel, konnte ihm aber von seiner Trage aus die Neuigkeit zurufen, daß er in den letzten Tagen seinen, Königs, Nachbarn vom Kilimandjaro hier getroffen habe, den Pflanzler Domke. – Abends im Lager saßen die beiden, König und Vieweg, zusammen am Lagerfeuer. Über ihnen der sternübersäte Himmel in besonders schöner Pracht, weil der Mond noch nicht aufgegangen war. Sie sprachen über ihre Pläne, wie sie nach dem Kriege ihre verwahrlosten Pflanzungen verändern und verbessern wollten. – Am 6. Tag seiner gar luftigen Reise erreichte Karl Vieweg endlich Massasi. Was sich im ersten Augenblick so wunderschön anhört, 110 km oder mehr getragen zu werden, anstatt zu laufen, war in Wirklichkeit ein ewiges Ruckeln und Schaukeln. Gottlob, das war vorerst vorbei. Zweimal war einer der Träger gestolpert. Da lag die Bescherung am Boden!

Der Ortskommandant Regener teilte ihm mit, daß er nicht nach Nevala weitermarschieren, sondern sich bei Korvettenkapitän Zimmer melden solle, der hier die Aufsicht über das Gefangenenlager habe. Also begab sich Vzfw. Vieweg zu Korvettenkapitän Zimmer, der ihm sieben Gefangene in die Hand drückte, die Karl Vieweg den Portugiesen auf der anderen Seite des Rovuma bei dem Dorf Sudi übergeben sollte. Je weniger Gefangene man hatte, um so besser. Verpflegung war knapp, das bedeutete sieben Esser weniger.

»Sonntag, 7.10.1917. ... Ich ... erhalte die gefangenen Engländer John Andrew Cowie (Schotte) und Albert Atkinson (Manchester), die durch Hptm. Willmann vereidigt werden, daß sie nichts von militärischen Angelegenheiten beim Feinde nach ihrer Übergabe verraten wollen. Ersterer wurde vor 18 Monaten bei Kabe gefangen u. ist Goldminenbesitzer in Rhodesia. Er wird wegen Nervenschmerzen u., da er Schwarzwasserfieber hatte, entlassen. Infolge der Nervenschmerzen stottert er.

Atkinson ist aktiver Soldat eines indischen Regimentes, erbielt bei Tanga, 4. Nov. 1914, Schuß ins Bein und ist seitdem gefangen. Infolge Rückfallfiebers kann er nur sehr schlecht sehen.

Außer diesen beiden werden ausgeliefert und gehen mit mir: 3 kranke Inder und 2 Schwarze. ... Ich habe 3 persönliche u. 4 machila-Träger (Träger für die Tragbahre), außerdem den Kalindo, die Engländer je 1 persönlichen u. 3 machila-Träger. Die Inder können nur sehr langsam marschieren. Gegen 2 Uhr nachm. mache ich Lager ... wo ich 4 weitere Träger für einen der kranken Inder requiriere.

Montag, 8.10.1917. Der Engländer Cowie marschiert mit seiner machila ca. 5 Uhr vormittags voraus mit mein. Gewehr, um zu jagen. Ich folge 5.30 Uhr mit der übrigen Safari und bin gegen 10.15 Uhr beim Magazin Mkululu ...

Man stelle sich einmal vor, ein Gefangenenbewacher gibt dem Gefangenen sein Gewehr und läßt ihn ein Stück vorausgehen! Daß Karl Vieweg so etwas tat, war natürlich auch nur unter diesen besonderen Umständen möglich. Eine Flucht des Engländers wäre in diesem Fall völlig unsinnig gewesen.

»Dienstag, 9.10.1917. ... Ich marschiere mit dem Gefangenentransport gegen 7 Uhr ... nach Magazin Mwiti, wo der Goanese Diaz sitzt, ab. An hier ca. 10 Uhr. Die kranken gefangenen Inder sind weit zurückgeblieben, so daß ich erst gegen 12 Uhr nach Magazin Chiwata weitermarschiere, wo ich 2.30 Uhr eintreffe. An der Straße wird Hospital für Stabsärzte Breuer und Müller gebaut, die bereits hier sind, Kranke noch nicht ... Meinhardt aus Makuyuni ist gestern hier eingetroffen, um hier Gemüse für Europäer und sonstige Nahrungsmittel zu pflanzen, und besucht mich abends ...

Also hoffte man wohl, sich in dieser Gegend gegen die Übermacht der Engländer und auch der Portugiesen Monate oder gar noch länger halten zu können. Dagegen sprach, daß der Feind trotz aller Nachschub-schwierigkeiten doch immer weiter vorrückte. Auf dem östlichen Makonde-Plateau hatte er bereits Fuß gefaßt, und auf dem westlichen hatte er die Bevölkerung durch Patrouillen und Agenten gegen die Deutschen aufgebracht. Im Norden stand der Feind bei Mahiwa und Lukuledi. Im Süden hatten die Portugiesen am Rovuma Stellung bezogen.

Dazwischen kam Vzfw. Vieweg mit seinem Gefangenentransport nicht mehr so richtig voran. Seine bisherigen Träger waren von Chiwata wieder mit neuen Lasten nach Massasi zurückgekehrt, und neue Träger waren nicht aufzutreiben, weil alle verfügbaren nach Lukuledi befohlen waren.

Der Lastentransport erwies sich wieder einmal als ein großes Problem. Esel oder Maultiere gab es kaum mehr, und die Zahl der menschlichen Träger war begrenzt. Krankheiten, Tod und Desertationen der Träger verschärften ständig den Mangel. – Beim Gegner sah es noch schlimmer aus. Nach einem Bericht des britischen Unterhauses aus dem Jahre 1917 starben monatlich 10.000 – 12.000 Träger.²⁹⁸⁾

Nunmehr griffen die Engländer massiv bei Chiwata an, und erwartungsgemäß würden die eigenen Truppen über kurz oder lang vor der Übermacht zurückweichen müssen. So wurde an Lasten abtransportiert, was eben noch abtransportiert werden konnte.

Infolgedessen mußte Karl Vieweg mit seinen sieben Gefangenen im Lager Chiwata bleiben und hoffen, daß es bald wieder Träger gab. So zog sich der Aufenthalt tagelang hin. Man saß herum und langweilte sich. Solches war auch dem einen der beiden indischen Gefangenen, Sar Baz, zu trostlos, und so ging er an einem der Abende einfach aus dem Lager fort, nicht etwa um zu fliehen, sondern um die Zeit nutzbringender zu gestalten. Als er an einer Eingeborenenhütte vorbeigehen wollte, blieb er rein zufällig und natürlich unbewußt stehen. Irgendwie, so sagte er später aus, mußte er sich dann in die Hütte hinein verirrt haben, in der just vor seinen erstaunten Augen eine Kiste aufsprang. Wiederum mehr im Unterbewußtsein als wach nahm er einiges aus dem Inhalt der Kiste an sich. Dann kehrte er wieder auf den Pfad der Tugend zurück und erschien bald darauf im Lager, mit ruhigem Schritt und 15 prächtigen Goldrupien in der linken Hosentasche.

Es erschien ebenfalls, allerdings in eiligem Schritt, der bisherige Besitzer der Rupien und verlangte von dem weißen Sir da drüben am Lagerfeuer Gerechtigkeit. Sie ward ihm auch gegeben. Als Strafe für den Diebstahl mußte Sar Baz dem Bestohlenen seine Wolldecke überreichen, denn zur Wiedergutmachung bestand der Bestohlene auf Auslieferung dieser kostbaren Bereicherung seines kargen Hausrates. Als Strafe für das unerlaubte Entfernen aus dem Lager wurde Sar Baz zwei Stunden an einen wunderschönen *mikorosho*-Baum gebunden. Bisher hatte der Baum dazu gedient, den Schwarzen aus seinen Früchten eine Art Pombe-Bier zu liefern. Nun erwies er sich für eine völlig andere Verwendungsmöglichkeit ebenfalls als durchaus geeignet. Der zweite indische Soldat meinte zu seinem Kollegen am Baum, er solle über das milde Urteil heilfroh sein, in Indien hätte er dafür, wie er wohl wußte, kräftig Hiebe bekommen, sprach und wickelte sich in seine schützende Wolldecke, denn die Nächte auf dem Makonde-Plateau waren empfindlich kühl.

298) Arning, DOA gestern, S. 30.

Am nächsten Tag Umzug zu der nahe gelegenen und nun verlassenen englischen Missionsstation. Dort trafen auch die von Lukuledi zurückkehrenden Träger mit ihren Lasten ein. Gleichzeitig kam das Gefangenenlager von Lukuledi mit englischen und portugiesischen Offizieren hierher nach Chiwata. Dank der zurückgekehrten Träger hoffte Karl Vieweg, mit seinen Gefangenen weitermarschieren zu können, aber es kam anders.

Eigentlich sollten Viewegs sieben Gefangene nichts von der Ankunft des Offiziersgefangenenlagers erfahren. Doch die in der Nähe vorbeimarschierenden englischen Offiziere sangen laut »Put all your trouble in the old kit-bag and smile, smile, smile.« Das war nicht zu überhören. Karl Viewegs Engländer horchten auf und lauschten wehmütig den heimischen Klängen. Karl Vieweg meldete dies, und Kapitänln. Schütt, der die Aufsicht über das Offiziersgefangenenlager führte, telegraphierte darauf an das Kommando, daß die beiden Engländer durch Vzfw. Vieweg doch lieber nicht ausgeliefert werden sollten, da sie nun wüßten, daß hier das Offiziersgefangenenlager sei.

Also blieb Karl Vieweg mit seinen Sieben dort, wo er schon war, und seine gerade erhaltenen 16 Träger wurden zum Bau des Offiziersgefangenenlagers eingesetzt. Er selbst traf alte Bekannte von Mikinginwo wieder.

»... Die Bankbeamten Stelling und Kirst lagern in der Nähe der Mission, wollen hier weiter Banknoten fabrizieren. ...«



Abb. 133: Sogenanntes ‚Buschgeld‘ (Interimsnoten) wurde 1917 mit einem zurückgelassenen Kinderspielzeug-Drucker hergestellt. Die Banker Stelling und Kirst garantierten mit ihren Unterschriften für die Echtheit. Beim wiederholten Umstellen des Druckers von 1 auf 10 Rupien ließ man das ‚n‘ der Einfachheit halber fort.

Hatten die beiden vor einem Jahr am Rufiji nicht gesagt, die Notenfabrikation werde eingestellt? Die beiden Banker produzierten also weiterhin wertlose Geldnoten auf Brief-, braunem Pack- und Ölpapier, das man auf dem Blockadebrecher ‚Marie‘ vor Jahresfrist eingesammelt hatte. Diese sogenannten ‚Buschnoten‘ wurden mit Hilfe einer Kinder-Druckerei angefertigt, die man unter den zurückgelassenen Spielsachen auf einer Pflanzung gefunden hatte.²⁹⁹⁾ (Viele Jahre später erreichten diese Noten beträchtlichen Sammlerwert.)

»... *Nachmittags ist Auktion des Nachlasses des gefallenen Lt. Braul. Es werden teilweise ganz phantastische Preise erzielt, z.B. 1 Rolle Eingeborenen-Tabak, die in Friedenszeiten 1/4 Rupie kostet u. jetzt im Magazin ... 1/2 Rupie, bringt R. 25,-, eine andere 31,- ! Zwei gewöhnliche Schachteln schwed. Streichhölzer R. 17,-! ... 1 Rolle Klosetpapier, die der betreffende Käufer als Zigarettenpapier verwenden will, R. 18,-, 1 Paar Schubriemen R. 8,-! ...*«

Alles, was aus dem blechernen Tropenkoffer des Gefallenen hervorgezogen wurde, fand einen Abnehmer. Auch die Askari hatten genügend Geld übrig und kauften, was sie nur kaufen konnten. Was sollte man sonst mit dem Geld machen?!

Karl Viewegs Besitz hatte sich ebenfalls, allerdings auf andere Weise, um eine der gummierten Zeltbahnen vergrößert, die die Engländer in den zahllosen Gefechten der letzten Zeit freundlicherweise geliefert hatten. Jegliche Art von Beute war willkommen.

»*Montag, 15.10.1917. ... Von San.Fw. Röbrig erhalte ich etwas Kudu-fleisch. Wild ist hier sehr knapp. Von Massasi und Chigugu kommen dauernd bis in die Nacht Karawanen mit Lasten, Gefangenen, Kranken und gesunden Europäern.*

»*Dienstag, 16.10.1917. ... Nun wird wohl bald Schluß sein hier in der Kolonie, wenn der Oberst nicht noch mal einen Durchbruch macht. Der jetzige englische Befehlshaber scheint doch schneidiger zu sein als sein Vorgänger ... Übrigens ist unser Oberst v. Lettow-Vorbeck seit etwa 1 Monat Generalmajor, wenigstens ist es hier vor 1 Monat bekannt geworden.*«

Für diese Beförderung waren die Engländer sehr dankbar. War es ihnen doch äußerst peinlich, daß auf ihrer Seite über 130 Generäle alle Hände voll zu tun hatten, um einen unbotmäßigen kleinen Oberstleutnant, später

299) Meinhardt, S. 47ff.

Oberst, mit seiner Truppe im Zaum zu halten. Deshalb hatten sie in ihren Berichten auch häufig den Namen des Generals Wahle mit einfließen lassen, der 1914 nur besuchsweise ins Land gekommen war; so war der Unterschied nicht mehr ganz so beschämend. Vorübergehend waren von ihnen in der Berichterstattung auch Hptm. Tafel und Obltn. Naumann zum General befördert worden! Letzterer hatte mit einem separaten Streifzug im Rücken des Feindes monatelang starke Feindkräfte gebunden.

Streichhölzer gab es schon lange nicht mehr. Selbst Koch Husseins ständig glimmender Strick zum Feuermachen war aufgebraucht. Hussein machte sich einen neuen, indem er die Rinde eines *myombo*-Baumes abkloppte und sie zu einem Strick drehte.

Nun sollte doch mit den sieben Gefangenen weitermarschiert werden, obwohl es zu wenig Träger gab. So verkaufte Karl Vieweg noch schnell seine fünf Hühner plus Hahn an Sergt. Devrient bei Hptm. Hindorf. Das machte 75 Rupien. – Mittags meldete er sich bei Gouverneur Schnee, der sich seit einigen Tagen ebenfalls hier in Chiwata aufhielt. Der Gouverneur händigte ihm wegen der Gefangenenübergabe einen Brief an den portugiesischen Kommandeur aus und machte ihn noch auf Verhaltensmaßregeln den Portugiesen gegenüber aufmerksam.

Während des Gesprächs mit dem Gouverneur kam wieder ein englischer Flieger heran und kreiste über diesem und den anderen Lagern. Diese lästigen Flieger mit ihren Bomben konnten einem das Leben schon versauern. Der Gouverneur war der gleichen Meinung. Er und Vzfw. Vieweg sowie auch alle anderen unterbrachen sofort ihre Tätigkeit und beobachteten aufmerksam den Vogel, wo er wohl seine Bomben oder seine Pfeilbündel werfen werde. Die eisernen Pfeile wirkten manchmal noch schlimmer als die Bomben. Gegen die Bomben konnte man sich einigermaßen schützen, wenn man sich hinwarf. Aber bei den verdammten Pfeilen mußte man am besten stehen bleiben. Die Pfeile wurden als Bündel abgeworfen und verteilten sich in einem gewissen Umkreis. So mancher war dadurch schon aufgespießt worden.

Mehrmals kreiste der Flieger noch, dann ließ er eine Leuchtkugel fallen, die die Stelle im Lager vermutlich für seine Artillerie markieren sollte. – So wie es hieß, flogen die Maschinen mit etwa 90 – 100 km/h. – Die Lager selbst waren recht ausgedehnt; mit Magazin, Lazaretten usw. usw. und den beiden Gefangenenlagern war das eine Fläche von 4 – 5 km im Durchmesser.

Am nächsten Tag konnte Karl Vieweg mit seinen Gefangenen endlich weiterreisen. Die Wegstrecke zu den Portugiesen im Süden war genau festgelegt: Über die Magazine Mwiti und Mkululu nach Nagaga, Luatala und

Mbili bis Likuku am Rovuma. Dort an der Übersetzstelle sollte jemand zur Übernahme bereitstehen, so wollte es die Ortskommandantur Nevala. – Nach Ankunft beim Magazin Mkululu, am 19. Oktober, erhielt er überraschenderweise

»... 1 Aufseher und 29 Träger, von denen ich die durch Verbrauch der Verpflegung freigewordenen immer zurückschicken werde. (Ich erhalte) An Verpflegung: 6 Lasten a angeblich 25 kg = 150 kg Mobogomehl (Cassava/Maniok), 10,5 kg Mobogomehl, insgesamt 160,5 kg für 34 Mann für 6 Tage. Gegen 12 Uhr bin ich bei Jumbé Msham am Nagaga, vorher Jumbé Mwidini am Lulindi passiert. Ich schicke 2 Träger nach Mkululu zurück und gebe ihnen meine verschlossene Safarikiste mit. (Inhalt):

1 Beutel Miroko	1 Paar Stiefel
1 Kochgeschirr	1 viereckiges Tin Fett
1 Tin Bohnenmehl	1 Kiste Zigarren (50 Stck.)
4 Rollen Tabak	1 Flasche Tinte
1 Jacke	1 Flicklappen
3 Kerzen	2 Stck. Wachs
1 Glas Salz	1 Beutel Salz
1 Tin Nägel	1 Stck. Seife
1 Lederriemen	1 Paar Strümpfe
1 Buch	Trockenfleisch
Korken	übermangansaur. Kali.

Ich lagere beim Jumben unter einem Mangobaum, der gleichzeitig Blüten und ausgewachsene Früchte hat. Nach Angabe des Jumben trägt dieser Baum jedes Jahr zweimal. Ich kaufe 4 Rollen Tabak, die bei der Truppe jetzt sehr knapp und gesucht sind.

Abds. 8 Uhr wird von 4 Trägern mit machila ein toter Askari gebracht. Er war krank beim Jumben Nambuta am Barawalaberg, wurde am 17.10. 3 Uhr nachm. von dort wegtransportiert und starb unterwegs heute nachm. Er heißt Askari Wabara, Mnyamwesi, E.M.95, Etap.Komp. Seinen Nachlaß schicke ich morgen früh durch den Jumben über Mkululu nach Nevala (1 Gewehr u. 30 Patr. M71, 1 P. Stiefel, 1 Feldflasche, 1 Patron.gürtel, 2 P. Strümpfe, 1 Feldfl.becher, 1 Tarbusch, 1 Mündungsschoner, Zwirn, 1 Schüssel, 1 Abrechnungsbuch, R. 49,- in Noten, Briefe) E.M. 18.F.K. 95. Jumbé Msham soll ihn morgen hier begraben.«

Man kann nur immer wieder staunend bewundern, mit welcher Präzision Karl Vieweg Tag für Tag seine Aufzeichnungen gemacht hat und das

im halbkranken, verschwitzten Zustand nach stundenlangen Märschen, ohne eine vorausgegangene, erfrischende Dusche, in einer schnell errichteten Grashütte, im Zelt oder nur im Schutz eines Baumes. Stets hatte er eine Tintenflasche, Federhalter und mehrere Stahlfedern in seinem Gepäck. Ging ihm einmal wirklich die Tinte aus, dann schrieb er mit Bleistift, überschrieb dies aber so bald wie möglich mit Tinte.

Seit Tagen war Geschützdonner aus Richtung Mahiwa zu hören. Dieser Abwehrkampf bei Dorf und Bach Mahiwa, der mit einem großartigen Beutesieg der Deutschen endete, war »... eine der größten Schlachten, die je auf afrikanischem Boden bis dahin ausgefochten wurden, ...«³⁰⁰⁾ einschließlich des Burenkrieges und der Feldzüge in Ägypten, Sudan und Abessinien. An der Schlacht waren 16 deutsche Kompanien beteiligt. Leider konnte der Sieg gegen den zurückweichenden Gegner nicht voll ausgenutzt werden, da es immer wieder an Munition mangelte. Auch Karl Vieweg berichtete schon vor Beginn dieser Kämpfe ähnliches:

»... Wegen Munitionsmangel hat das Kommando angeblich eine Prämie von R. 1,- in Silber für je 4 eroberte Patronen ausgesetzt! ...«



Abb. 134: Askari in der späteren Kriegszeit.

300) Boell, S. 377.

Die Not war groß, und Prämien gab es bekanntlich nicht nur für eroberte Patronen:

«... Die Kampfpatrouille Vzfw. Richter lagert in meiner Nähe. Richter hat neulich Pferde erbeutet, aber seltsamerweise keine Prämie dafür erhalten!...»

Richter war sauer. Silbergeld hatte jeder gern.

Viewegs Gefangenensafari marschierte weiter. Beim Dorf Luatala wurde gerastet. Dort befand sich eine englische Missionskirche, die nur aus Bambusstangen gebaut war. Die englischen Missionare hatte man interniert, nachdem feststand, daß sie nicht nur das Christentum unter ihren Schäfchen verbreiteten. Das Dorf der abtrünnigen Bewohner war im vergangenen Jahr abgebrannt worden, neue Hütten waren errichtet.

Während Karl Viewegs Safari lagerte, kamen die Bewohner neugierig heran. Sie waren, wie schon in einzelnen Siedlungen zuvor, äußerst knapp bekleidet, Männer wie Frauen. Die Männer trugen einen wohl 20 cm breiten Lendenschurz. Die recht ansehnlichen Frauen trugen oben ohne und unten pro forma ein meist nur wenige Zentimeter breites Baumrindenband, das zwischen den Beinen durchgezogen war und pikante Einblicke erlaubte. Eine Ausnahme bildeten jüngere Frauen, die dank der früher schützenden Fittiche der Mission hochgeschlossen trugen und so den schlimmen Blicken der Männerwelt weitgehend verborgen blieben. – Einige Frauen brachten Kokosnüsse zur Erfrischung.

Etwas weiter zurück sah Karl Vieweg einen Mann in sehr seltsamer Weise breitbeinig dahergehen. So etwas hatte er noch nie gesehen. Er ließ ihn rufen. Aber dann wollte er seinen Augen nicht mehr trauen. Er hatte einen Elephantiasis-Kranken mit einem wohl kopfgroßen Hodensack vor sich stehen. Es hieß, der Mann sei von einem bösen Geist besessen. Elephantiasis-Kranke mit stark geschwollenen Beinen waren ihm schon mehrfach begegnet, vor allem in der Rufiji-Gegend, aber nicht so etwas wie hier. Ein bedauernswerter Mensch.

Die Erreger der Krankheit sind Filarien (mikroskopisch kleine Fadenwürmer), die durch den Stich einer Mücke übertragen werden. Dadurch kommt es zu Verstopfungen bestimmter Lymphdrüsen mit der Folge von grotesken Schwellungen und Wucherungen.

Nach dreistündigem Weitermarsch lagerte man bei den Wohnplätzen des zu den Portugiesen übergegangenen und geflüchteten Jumben Emilias. Nirgends waren wie sonst in Dörfern Hühner zu sehen. Vorausschauend

hatten die Bewohner sie versteckt, damit sie den immer wieder durchziehenden fremden Gruppen nicht zu Gesicht und an den Bratspieß kämen. Da mit Feindseligkeiten durch die Bevölkerung oder durch die Portugiesen gerechnet werden mußte, stellte Karl Vieweg je einen seiner Träger als Posten in drei verschiedenen Richtungen auf.



Abb. 135: Ein an Elephantiasis Erkrankter

Zum Abendessen gab es frischen Antilopenbraten. Das Tier war am Nachmittag unvorsichtigerweise vor der auffälligen Kolonne nicht geflohen. Nun briet man die einzelnen Stücke nach Landesart eingeklemmt zwischen aufgespaltenen Hölzern, die die Leute ringsherum um die Glut in den Boden gesteckt hatten. Das Fleisch war zart und schmeckte gut. Selbst ein Älterer hatte nicht viel Mühe, die Bissen im Gehege seiner wenigen Zähne verschwinden zu lassen. Dazu gab es *ugali*, den Mehlbrei; in der

einen Hand ein Fleischstück, langte die andere Hand in den gemeinsamen *ugali*-Topf, formte eine Kugel und schob sie in den Mund. Was wurde hier geschmatzt!

Für jeden gab es genug. Nach Beendigung des Festmahls war nichts mehr übrig. Selbst um die Eingeweide wurde noch gestritten. Die wurden einfach zwischen zwei Finger genommen und – schwupps – von ihrem Darminhalt befreit und ungewaschen im Feuer gebrutzelt. Ungewaschen, so sagten die Leute, behielt das Gedärm sein besonderes Aroma. Welch eine Gaumenfreude!

Kein Wunder, daß bei einem solch delikaten und üppigen Mahl die Darmtätigkeit der schwarzen Gourmets zur Schlafenszeit noch unverdrossen weiterging, was sich durch allerlei Geräusche verschiedenster Tonart unüberhörbar bemerkbar machte.

Doch ansonsten blieb die Nacht ruhig. Nur Hyänen hörte man ab und zu, einmal auch das rhythmische und stoßweise Brüllen eines Löwen. All das war man gewohnt. Elefanten schien es hier wenig zu geben. Keiner legte auch Wert auf eine Begegnung mit einem dieser Dickhäuter. Es gab genug zu essen, und ein angeschossener Elefant konnte äußerst gefährlich werden. Vor ein paar Monaten war der Arzt Dr. Neubert von einem Elefanten zertrampelt worden; er hatte das Tier angeschossen, und der Nachschuß auf den angreifenden Riesen war nicht losgegangen.

Als Karl Vieweg kurz vor Mitternacht einmal aufwachte, stand er auf und revidierte die ausgestellten Wachen. Zwei schliefen tief und fest und waren kaum wach zu kriegen. Gegen 3 Uhr morgens kontrollierte er noch einmal. Da schlief nur einer.

»... Die 2 Engländer schlafen bei einem Makua-Grabe, das durch ein kreisrundes Dach, ca. 4 m Durchmesser, vor Sonne u. Regen geschützt ist. Das Grab selbst ist ein ovaler, ca. 30 cm hoher, oben u. an den Seiten sauber mit Schlaghölzern geglätteter Hügel aus tonigem Lehm. Tabak und Speisereste in Töpfen stehen dabei (als Nahrung für den Geist des Toten) ...«

Aus einem Handtuch und einem Kopfkissenbezug hatte Karl Vieweg zwei weiße Parlamentärsflaggen gezaubert, mit denen sie bisher am Tage marschiert waren und die nun auch am Abend im Lager gehißt wurden.

Die hiesige Bevölkerung waren Wamakua. Es handelte sich um Stämme, die als Folge der durch die Zulukriege im südlichen Afrika ausgelösten Völkerwanderung vor rd. 80 Jahren hier eingewandert waren. Die Wamakua machten sich dann einen Namen als erfolgreiche Elefantenjäger, nachdem sie im Auftrag der Sultane von Sansibar große Mengen an Elfenbein zur Küste geliefert hatten.

Nach zwei weiteren Tagen erreichte die Gefangenensafari ihr Ziel Likuku am Grenzfluß Rovuma. Niemand war zu sehen, obwohl vereinbart. Also Weitermarsch flußabwärts nach Nakalala, wo sich eine deutscher Verteidigungsposten befinden sollte. – Nakalala war erreicht. Tatsächlich, die Anlage des Postens war nicht zu übersehen: Schützenlöcher, MG-Stand, Boma und Grasbuden. Aber die Mannschaft war nicht da!

»... Hier soll ein Posten, 2 Askari und 3 Rugaruga stehen, doch kann ich keinen finden ... Die ausgeschickten Leute, die den Askari-Posten suchen sollten, kommen endlich gegen 7.45 Uhr abends mit 1 Askari an, der ... 1 1/2 Std. von hier ... mit den anderen Leuten des Postens ... geschlafen hat ... «

Das durfte nicht wahr sein!

Es war wahr. Der Ombascha mit seiner Mannschaft hatte sich damit eines äußerst schweren Vergehens schuldig gemacht. Das ließ Karl Vieweg ihn auch deutlich wissen und fügte hinzu, daß wegen der Schwere des Vergehens nicht er, sondern das Ortskommando von Nevala über die Bestrafung entscheiden werde.

»Dienstag, 23.10.1917. Gestern abend entdeckten die Träger einen Sumpf, der bei Hochwasser vom Rovuma überschwemmt war, u. i. dem jetzt eine große Menge Welse dem sicheren Tode des Eintrocknens entgegensteht. Ich schicke Leute zum Fangen, die in ca. 1 1/2 Std. etwa 400 Stück (!) mit den Händen fangen. Die meisten waren allerdings nur ca. 15 – 20 cm lang. Heute davon tadelloses Abschiedsfrühstück mit Pudding von kunde-Bohnen gemacht, als Nachtschisch Reis mit Honig, Maiskaffee. Die beiden Engländer schenken den Boys u. mir viele Sachen, die sie nicht mitnehmen wollen. ...«

Drüben auf der südlichen Flußseite hatten die portugiesischen Grenzposten längst entdeckt, daß bei den *alemaos* etwas im Gange war. Karl Vieweg ließ mehrmals die Fahne mit dem schönen Kopfkissenbezug schwenken. Drüben hatte man verstanden und winkte einladend mit den Armen. Ein Kanu zum Übersetzen war nicht vorhanden.

„Und Krokodile?“

„Wir haben keine gesehen“, brummelte der Ombascha grimmig in sich hinein und blickte unsicher über das Wasser. Seine vier Mitsreiter nickten auffällig. – Diese fünf Burschen hätten natürlich allen Grund gehabt, ihr Vergehen wieder gutzumachen, denn wer seinen Posten verläßt und schläft, und das an vorderster Front im Angesicht des Feindes, hat eine harte Bestrafung zu erwarten. Das wußte jeder. Hier aber hatte Karl Vieweg den Eindruck, daß die fünf sich freuen würden, wenn die Rovuma-Krokodile

den deutschen Truppen überrannt sei. Natürlich Unsinn, wie sich später herausstellte. So etwas passierte nun mal im Gedränge der ersten Kriegsnachrichten.

Am 27. August erhielt Karl Vieweg seinen Einberufungsbefehl. Stabsarzt Stolowsky in Pugu ließ ihn ein paar Kniebeugen machen, maß anschließend den Puls – tauglich. Darauf wies Oberleutnant Göring vom Kommando den neuen Mitstreiter dem Patrouillenkorps des Oblt. Steinhäuser zu, das ebenfalls zum Kilimandjaro-Gebiet marschieren sollte. Treffpunkt des Korps in drei Tagen bei Bahnstation Kidugalo, vier Stationen vor Morogoro.

Karl Vieweg stoppte daraufhin alle Arbeiten auf seiner Pflanzung, entließ die Arbeiter und fing an, seine Sachen zu packen. Akida Sapi Mkwawa sagte zu, ihm am Abfahrtstag den Jumben und zehn Mann zum Abtransport seiner Sachen zum Zuge zu schicken.

Einen eisernen Tropenkoffer mit 40 kg persönlicher Habe deponierte er bei Frau Löbner auf Pflanzung Minaki. Auch das meiste von seinem Federvieh nahm denselben Weg. Seinen Karani Ali ließ er als Verwalter auf Mikinginoh zurück und quartierte ihn in sein Wohnhaus ein. Er schrieb ihm einen Brief als Ausweis, in dem stand:

»Hugu karani wangu, Ali bin Mwanga, amepatta amri kuangalia shamba na mali yangu wakati ya vita. – Inhaber dieses, mein Karani Ali bin Mwanga, ist beauftragt, während des Krieges meine Pflanzung, Haus und Eigentum zu beaufsichtigen.«

Dem Ali hilfreich zur Seite stehen durfte Boy Abdallah. Für das leibliche Wohl der beiden war gesorgt: 176,5 kg Mais und Hirse blieben in der Vorratskammer zurück, als Korn oder schon gemahlen. Das restliche Getreide auf der Pflanzung verkaufte Karl Vieweg in 60 Lasten an seinen zahlungskräftigen Nachbarn in Pugu, die Schutztruppe.

Seine Getreuen Juma und Kazimoto durften bei ihm bleiben und mit nach dem Norden marschieren. Dritter im Bunde war der Arbeiter Mirambo, ein Mnyamwesi aus der Gegend von Tabora. Mirambo war stolz auf seinen Namen, der ihm nach dem berühmten und bereits anfangs erwähnten Häuptling und Zahnzieher Mirambo gegeben worden war. Jener Unbarmherzige hatte den Gebissen arabischer Sklavenhändler einfach nicht widerstehen können; auf seiner Brust prangte eine Kette mit den Zähnen seiner verhassten Todfeinde. Von jedem neuen Opfer ließ er einen Beißer ausbrechen und fügte ihn seiner Schmucksammlung hinzu. Aber das lag schon lange zurück.

Karl Vieweg machte sich Gedanken, was wohl aus seiner Pflanzung werden würde. Er dachte immer wieder darüber nach, kam aber zu keinem

besseren Ergebnis als dem geplanten. Binnen kurzer Zeit würde alles von Unkraut überwuchert sein. Es war nicht zu ändern. Es war eben Krieg. Die bereits hohen Kautschukbäume würden sich allerdings gegen das Unkraut halten können und nur im Wuchs etwas schwächer werden.

Am letzten Nachmittag ging er noch einmal durch die Plantage und zu den Saatbeeten hinüber, wo die Nüsse von Sebe bin Mbaruku für die neue Kokosplantage gesetzt waren. 992 Kokosnüsse lagen hier, fein säuberlich in Reih und Glied, viele begannen schon zu keimen. Was würde daraus werden, fragte er sich erneut. Wahrscheinlich war der Krieg bis Weihnachten vorüber, dann wäre er rechtzeitig zurück, und alles könnte noch vor der Regenzeit im März ausgepflanzt werden. Ja, so wollte er es machen.

Eher optimistisch als beschwert kehrte er zu seinem Haus zurück und packte die Sachen fertig.

Jumbe Eliezar von Kisserawe war mit zehn Wazaramo-Trägern schon am Vorabend seiner Abreise gekommen. Früh am nächsten Morgen brachten sie seine 11 Lasten zum Zug. Der stärkste Mann übernahm den dicksten Brocken, das war die Zeltlast, die mit Zelt, den 3 Zeltstangen, 14 Zeltplöcken und dem Feldbett 37,5 kg wog. Der schwächste bekam die Kochkiste auf den Kopf. Yamwaka trug die Verpflegungslast. Oben drauf in einem Korb zeterten mehrere Hühner und sechs Hähnchen. Letztere warteten auf Koch Juma und ihr letztes Stündchen. Jeder Träger erhielt 15 Heller Bakschisch, der Jumbe 25.

Im Zuge traf er Graf Matuschka, den früheren Nachbarn von Kifulu. Graf Matuschka sollte nach Morogoro fahren und dort als kaiserlicher Leutnant sein Brot verdienen. „Viel Spaß,“ wünschten sich die beiden gegenseitig, „Weihnachten sehen wir uns wieder. Dann ist der Krieg vorbei!“

So dachten sie jedenfalls.

Bei Sonnenuntergang hielt der Zug auf Bahnstation Kidugalo. Von hier ging es zu Fuß weiter, zusammen mit anderen, die zum Kriegsdienst eingezogen waren und nun das Patrouillenkorps bilden sollten. Nach drei Stunden Marsch in hellem Mondschein erreichte die Kolonne Kisemu, wo hufeisenförmig das Zeltlager errichtet wurde. Unter den Eintreffenden befand sich auch Herr von Dieskau, jener Assistent, der seinerzeit in Kifulu handfeste Meinungsverschiedenheiten mit dem schwarzen Nachtwächter gehabt hatte. Inzwischen war er ebenfalls selbständiger Pflanzler geworden.

Noch am Abend bekam jeder seine Ausrüstung mit Khakijacke und -hose, Stiefeln, Gamaschen, Unterzeug, Feldflasche und Brotbeutel. Einen Tropenhelm hatte Karl Vieweg selbst. Nachdem er auch seinen Karabiner K 98 empfangen hatte, war der neue Soldat fertig. Es fehlte allerdings der Haken für den Gewehriemen. Er machte sich einen. Ansonsten war er mit

auszubeben. – Da keine leere Grasbude frei ist und weder Gras noch Träger zum Bau einer neuen vorhanden, so quartiere ich mich unter dem Dach eines Eingeborenengrabes ein. ...»

In diesem trauten Heim war es bei strahlendem Sonnenschein sehr angenehm. Ein mächtiger Baum direkt neben dem Grab gab zusätzlichen Schutz gegen starken Regen. Doch

»... nachmittags Regen, der überall durch mein sehr flaches und von Termiten zerfressenes Dach durchkommt. ...»

Das war weniger angenehm.

In der weiteren Umgebung sah er noch mehrere dieser Grabhütten. Dazwischen standen wieder Bäume. Auf einmal begriff er, daß sich bei jedem Baum ein Grab befand. Der Tote wurde also wohl immer im Schutz eines Baumes beerdigt. Um noch mehr darüber zu erfahren, ließ er von Hussein einen der Wamakonde-Träger holen. – Von ihm hörte er über einen dritten, der kisuaheli verstand, daß die Prozedur genau umgekehrt sei: An dem Grab eines Verstorbenen wird ein junger Baum gepflanzt, nicht irgendein Baum, sondern der *kamuma*-Baum. Er wird immer am Kopfende des Toten eingepflanzt. Ob die Bäume etwas mit den Seelen der Toten oder mit Geistern zu tun haben, konnte er nicht in Erfahrung bringen. Einige dieser Bäume waren schon 20 – 25 m hoch.

Noch etwas Besonderes gab es auf dem sandigen Makonde-Plateau ein gros – unzählige Sandflöhe, »... täglich muß ich mir welche durch die Boys aus den Zehen holen lassen. ...»



Abb. 136: Vorsichtig wird das Eigelege eines Sandfloh entfernt

Wer da nicht aufpaßte und rechtzeitig und vorsichtig einschritt, indem er den Floh mit seinem erbsengroßen Hinterleib – prall gefüllt mit Eiern – vorsichtig mit Hilfe einer Nadel herausbugsierte, der hatte bald eine stark eiternde Entzündung weg, die den Verlust des halben oder gar ganzen Zehs zur Folge haben konnte. Die vielen Stummelzehen der Schwarzen legten ein beredtes Zeugnis davon ab. Bei einigen Leuten war auch der ganze Vorderfuß weggecitert.

Während seines Marsches zum Rovuma gab es bei Lukuledi einen heftigen Kampf, bei dem 350 Reittiere erbeutet wurden. Unter den Gefallenen befanden sich Vzfw. Jörgen und Freund Bunes, mit denen er zu Anfang des Kriegs am Kilimandjaro gewesen war.

Der Feind näherte sich immer mehr, der Einschließungsring um das Makonde-Plateau wurde immer enger (s. Karte 10, Seite 387). Telefonleitungen waren ein beliebtes Ziel der englischen Patrouillen. Die Reiter zerschnitten den Draht, wo sie nur konnten, auf dem Makonde-Hochland wie auch im Tiefland. Theoretisch war der Feind noch weit weg, bei Lukuledi und bei Mahiwa. Praktisch tauchten seine berittenen Patrouillen fast überall auf.

Karl Vieweg übernahm zunächst den Schutz der »Funkenstation« und Tage später einen Feldposten. Das Gehen fiel ihm weiterhin recht schwer. Unglücklicherweise holte er sich am großen Zeh eine böse Infektion, nachdem er sich in einem seiner fast auseinandergefallenen Stiefel an einem Aststück verletzt hatte.

Trotz der Funkenstation und des Feldpostens gab es für ihn immer wieder Märsche, hierhin oder dorthin. Fast immer mußte er sich in seiner Hängematte tragen lassen, so auch bei einem 70 km-Marsch über Mwiti nach Chiwata (Tschiwata) und zurück. Hierfür waren ihm fünf Wamakonde-Träger zugeteilt, zwei für die Hängematte mit ihm und drei für seine Lasten. Außerdem marschierten mit ihm »... 7 Kettengefangene (darunter 2 engl. Kriegsgefangene) ...«. Alle fünf Wamakonde zeigten wenig Verständnis für ihren neuen Job und waren auf halbem Wege am nächsten Morgen in Mwiti verschwunden. So entstanden immer wieder Aufenthalte und ständige Probleme, bis Träger gefunden und weitergezockelt werden konnte.

Stabsarzt Stolowsky, der jetzt bei der 4. F.K. in Mwiti war, untersuchte bei dieser Gelegenheit den schlimmen Fuß des Reisenden und legte einen neuen Verband an.

„Eigentlich“, so meinte der Stabsarzt, „sollte ich den Nagel des Großen Zehs herausziehen, doch habe ich leider kein Betäubungsmittel mehr zur Verfügung.“

Karl Viewegs Tagebuchkommentar hierzu: »Na, ich danke.«

»... Die Versetzung des Stabsarztes Stolorowsky, der seit Kriegsbeginn beim Kommando war, soll erfolgt sein infolge einer Beschwerde der hier befindlichen, verwundeten Askari direkt bei General v. Lettow, daß sie den ganzen Mais als Verpflegung erhielten, den sie mit ihren zerschossenen Knochen nicht stampfen könnten. Auch soll der General dem Stabsarzt Vorwürfe gemacht haben, daß noch immer ein großer Teil der verwundeten Askari im Freien lagern müsse. – Von San. Feldw. Lerch ... erhalte ich 1 Stück Pferdefleisch (v. Engländern erbeutetes Pferd). Fleisch ist hier sehr rar.

... Bei Peta, südwestlich der Straße Masasi-Nevala, ist gestern ein ... Verpflegungstransport mit 5 Europäern und ca. 300 Trägern von einer englischen Patrouille, angeblich nur 15 Mann stark, vereinnahmt worden. ...«

Durch derartige Beutezüge des Feindes stieg natürlich die Nachfrage nach Lebensmitteln. So erzielte z.B. bei der Versteigerung der Sachen des in Gefangenschaft geratenen Hausen 1 Huhn den unglaublichen Preis von 47,50 Rp (63,33 M)! Was sollte man mit dem Geld sonst auch machen?!

Unter Verpflegungsschwierigkeiten litten sie ständig. Das Makonde-Plateau selbst war landwirtschaftlich arm. In diesem Jahr war die Ernte zwar gut, aber da waren die vielen Askari und Träger, und alle sollten miternährt werden! Vor zwei Jahren gab es dort weder Askari noch Träger, aber auch keinen Regen. So kam es damals zu einer großen Hungersnot, bei der von den wohl 130.000 Bewohnern an die 30.000 starben!³⁰¹⁾

Karl Vieweg befand sich wieder auf dem Rückmarsch von Chiwata nach Nevala. Er schaukelte in seiner Hängematte hin und her und überlegte, wann und ob er überhaupt seine Stiefel wiedersehen würde. Er hatte sie in Chiwata zum Schuster gebracht, und Träger Kalindo war mit Weib und Töchtern ebenfalls dageblieben, um sie, wenn fertig, abzuholen. Nun aber war Befehl gekommen, daß auch alle Wamakua-Frauen der Boys und Träger, also auch Kalindos Faru, wegen der Verpflegungsnot in ihre Heimat (bei Tunduru, Mkama) zurückgeschickt werden sollten. Derartige Entsaugungen, so befürchtete Karl Vieweg, würde Kalindo erfahrungsgemäß nicht mitmachen und ebenfalls verschwinden. Das wäre schade, denn Kalindo war schon über einen Monat bei ihm und hatte sich bestens bewährt. Wiederholt hatten die beiden auch über Kalindos Volk und ihre

301) Deppe, S. 335.

Gebräuche gesprochen, etwas, was Karl Vieweg immer wieder interessierte. Dabei erfuhr er Dinge, die er woanders noch nie gehört hatte und die ihm unglaublich erschienen. Demnach wurden die Mädchen nicht beschnitten, mußten aber ihre kleinen Schamlippen gewaltsam so verlängern, daß sie schließlich heraushingen. Das sei ein schönes frauliches Zeichen. Die Mädchen bewerkstelligten die Verlängerung durch Befestigung von metallenen Ringen, die die gleiche Wirkung haben wie die schweren Ringe in den Ohrläppchen.³⁰²⁾

Tage später erschien der brave Kalindo, lieferte die frisch besohlenen Stiefel (»4,- Rupien«) ab und verschwand dann wie erwartet mit Weib und beiden Töchtern auf Nimmerwiedersehen.

»Donnerstag, 8.11.1917. ... Am Fuße des Makondeplateaus lasse ich alle vibuyu (Kalebassen) und den Eimer mit Wasser aus dem Kivambobache füllen. Gegen 12 Uhr bin ich auf dem Plateau und lagere in Mkoma bei den verlassenem Hütten des Jumben Asmani. Zum Stampfen des mtama für die Träger lasse ich 2 Wamakondeweiber holen, die die üblichen, dicken, weißen, runden Scheiben aus dem Holz des Baumes nkananguruwe, der angeblich weißen Milchsäft hat, oder des Baumes narupande, dessen Bast zu Stricken verarbeitet werden kann, in der Oberlippe tragen. Zu diesen Lippenscheiben werden angeblich noch folgende Hölzer verwandt: ntukwi und nhipokachambo. Alle sind weiß, bis auf letzteres, das braun sein soll. Alle Bezeichnungen sind kimakonde.

Solche Scheiben tragen außer den Weibern der Wamakonde (in der Oberlippe): Wamakua (anscheinend sehr selten u. in kleinen Dimensionen), Wamwera, Wandonde und Wangindo. Die Bezeichnungen für die Lippenscheibe sind in

kimakonde: ndonya
kimakua: nchache
kiyao: lupelele
kisuabeli: ndororo.

302) Diese Sitte ist durch verschiedene Forscher belegt; Weule: »... müssen die heranwachsenden Mädchen die labia minora verlängern bis zu einer Größe von 7 bis 8 und mehr Zentimetern. ...« – Missionar Seibt (Schultz-Ewerth, S. 179) über die Wanyamwesi: »... Es sollen sich angeblich immer etwa drei Mädchen zusammentun, sich in ein Gebüsch zurückziehen und sich dort gegenseitig die kleinen Schamlippen langziehen. ...« In Uganda notierte Emin Pascha, daß zusätzlich zu dieser Behandlung auch eine Verlängerung »... der Clitoris ... durch Zerren und Ziehen und durch Umbindung hervorgebracht ...« wird.



Abb. 137: Die Frauen der Makonde ...



Abb. 138: ... tragen in der Oberlippe ...



Abb. 139: ... einen Holzpflock

*Dem Weib Nasumika, die hier mtama stampft, kaufe ich ihre Lippenscheibe ab, die 5,4 cm Durchmesser und 3,1 cm Dicke hat. Ehe sie dieselbe aber aus der Lippe nimmt, läßt sie 3/4 Std. weit eine andere Scheibe holen, geht abseits in den Busch und wechselt dort die Scheiben um, da es für höchst unanständig gilt, einen Mann die durchbohrte Oberlippe ohne die Lippenscheibe sehen zu lassen. ...**

Zum besseren Halt der Lippe ist die Scheibe ringsherum mit einer Rille versehen. Wird die Scheibe beim Essen herausgenommen, so kann die Lippe wie ein Helmriemen bis unter das Kinn gezogen werden. Um auch einen festeren Sitz der Scheibe zu gewährleisten, wurden den Frauen die oberen beiden Schneidezähne gezogen. Das besorgte der Mediziner. Hierfür schob er eine schmale, eiserne Beilklinge zwischen die Zähne und lockerte den Zahn durch seitliches Hebeln. Das endgültige Ziehen besorgte er mit einem Stein, der mit einem langen Faden an dem Zahn befestigt war. Dann ließ er den Stein plötzlich fallen – schwups, und schon war der Zahn draußen. So einfach war das. Die Prozedur tat zwar weh, aber was machte das schon. Die übrigen vorderen Zähne waren bei manchen Frauen spitz zugefeilt. – Frauen, die kein Kind gebären, durften keine Scheibe in der Oberlippe tragen. Das schmerzte die Frauenseele natürlich sehr, und so trugen manche dieser benachteiligten Geschöpfe ihre Scheibe in der Unterlippe! Das war erlaubt. In der Oberlippe trugen jene nur einen kleineren Stöpsel, der bisher das Loch erweitert hatte. Besonders große Scheiben trugen nur Frauen, die mindestens sieben Kinder geboren hatten.

Kindersegen ist eine sichere Altersversorgung und ein gesellschaftlicher Status aller sogenannten Naturvölker. Für sie, und dazu gehören auch die Wamakonde, gilt:

«Eine Frau, die nie geboren, und ein Mann, der nie gezeugt hat, stehen in der gesellschaftlichen Wertschätzung vielfach auf unterster Stufe. Ein Vollmensch muß Nachkommen haben; erst dann kann er zum Ahn aufsteigen. Wer aber nie Ahn wird, hat umsonst gelebt.»³⁰³⁾

Karl Vieweg erfuhr auf Befragen: Die Verunstaltung des Gesichts der Frauen sei ursprünglich deshalb vorgenommen worden, damit sie nicht in die Sklaverei verschleppt würden. Auch anderen Europäern war dies so berichtet worden.³⁰⁴⁾ Außer dieser Verunstaltung waren die meisten Frauen auch mit Ziernarben versehen, im Gesicht und, soweit sichtbar, auch am Körper.

303) Thiel, 1994.

304) Christensen, S. 223.

»... Die Sitte, das Gesicht so zu verunzieren, ist aber im Schwinden begriffen. Die älteren Frauen haben fast alle die Scheibe in der Oberlippe, junge Mädchen selten, und bei kleinen Kindern habe ich erst zweimal eine durchbohrte Oberlippe gesehen ...«³⁰⁵⁾

»Sonntag, 11.11.1917. ... Morgens Geschützdonner aus Richtung Mahiwa oder Ndanda? ... Ndanda und Massasi sind von den Engländern besetzt ...«

In einem anderen Lager wurden gestern durch Fliegerbomben mehrere Träger getötet und über 40 verletzt. Sie hatten noch keine Flugzeuge gekannt und, anstatt sich hinzuwerfen, waren sie vor dem Geistervogel wild umhergelaufen.

Wegen der großen Munitionsknappheit war vor mehreren Tagen von Lettow angeordnet worden, daß nur noch mit den alten 71er Gewehren geschossen werden sollte. Für diese Gewehre gab es noch überreichlich von der alten, rauchstarken Munition. Die moderne, rauchlose Munition für 98er Karabiner oder englische Gewehre sollte, wie es gerüchtweise hieß, für den geplanten Marsch nach Mosambik gespart werden. Das bedeutete natürlich gegenwärtig ein erhebliches Handicap, einmal, weil durch den Rauch die Stellung des Schützen leicht auszumachen war, und zum anderen, weil nur etwa jeder dritte Mann eines der alten Gewehre besaß, also nur jeder dritte schießen durfte. So konnte es auch nur noch Rückzugsgefechte geben.



Abb. 140: Kein Gasangriff. Askari im Gefecht, ausgerüstet mit den veralteten 71er Jägerbüchsen mit der rauchstarken Schwarzpulvermunition.

³⁰⁵⁾ Doch auch heute noch (1996) tragen die Wamakonde-Frauen Lippenscheiben. Allerdings sind die heutigen Scheiben aus dunkleren, schweren Hölzern und deshalb bedeutend kleiner.

Gleichzeitig mit dieser Anordnung kam noch ein weiterer Befehl:

»Schlagen von Boys, Trägern oder Askari ist ab sofort verboten.«

Nicht jeder war damit einverstanden, doch Befehl war Befehl. – Im übrigen schien sich bei einigen Herren der berühmte Tropenkoller bemerkbar zu machen; es hieß, Hptm. Göring habe gesagt, für Unteroffiziere müsse die Prügelstrafe eingeführt werden, »sie müßten 25 kriegen!« Es wurde also höchste Zeit, daß der Krieg zu Ende ging!

Der Ring um die deutsche Truppe zog sich von Tag zu Tag enger zusammen. Auf dem Makonde-Plateau tauchten immer häufiger englische Patrouillen auf, brachten Agenten in die Dörfer und wiegelten die Bevölkerung zum Widerstand gegen die Deutschen auf. Eigene, zur Bestrafung angesetzte Halbkompanien konnten den Trend nicht mehr wenden. Der vier Stunden östlich von Nevala gelegene Feldposten Mahuta, den Karl Vieweg in den letzten Tagen wegen der Fußwunde nicht hatte ablösen können, wurde von Portugiesen und Engländern überfallen.

Auch im westlichen Vorfeld des Plateaus gingen immer mehr Ortschaften an die Engländer verloren. Wie von Eingeborenen zu hören war, beabsichtigten die von Süden vorsichtig heranrückenden Portugiesen, die Wasserstelle für Nevala am Fuße des Plateaus zu besetzen. Sofort wurde die dortige Wache verstärkt.

Am 14. November 1917 mußte auch Chiwata aufgegeben werden. Aus den dortigen Lazaretten wurden über 200 Weiße und 900 Askari den Engländern übergeben. In Nevala würde es in Kürze der Etappenkompanie mit Karl Vieweg genauso ergehen. Karl Vieweg hatte sein Testament noch einmal neu geschrieben und vorsorglich dem Benediktiner-Pater Prior Xaver auf der wunderschön am Berg gelegenen Missionsstation Ndanda übergeben. Pater Prior Xaver mit dem weißen Rock und der roten Schärpe betreute dort viele geflüchtete deutsche Frauen und Kinder aus der Umgebung. Neben seinem Testament übergab ihm Karl Vieweg auch seine Tagebücher. Pater Xaver vergrub die Papiere noch rechtzeitig vor dem Eintreffen der Engländer. Etwa drei Jahre später, nach Beendigung des unseligen Krieges, sandte der Pater die Dokumente nach Deutschland, wo Karl Vieweg sie in seiner Heimat in Quedlinburg unversehrt in Empfang nehmen konnte. Heute sind diese einst vergrabenen Tagebücher die unschätzbare Grundlage für dieses Buch.

Noch aber war der Krieg nicht beendet, und Karl Vieweg notierte in seinem nächsten Tagebuch wie folgt:

»Dienstag, 20.11.1917. ... Gestern gegen 11 Uhr nachts brachte eine Europäerpatrouille die Nachricht, General von Lettow-Vorbeck

würde heute früh mit 1500 Mann hier eintreffen u. bis zur Wasserstelle gehen! Er will ins Portugiesische über den Rovuma, da es hier nichts mehr zu essen gibt. Er war von den Engländern eingeschlossen, ist aber durchgebrochen. Über 500 Askari soll er ausgerangiert und mit weißer Flagge zurückgelassen haben.

Während der Gefechte der letzten Tage ist angeblich ein großer Teil Europäer und Askari unverwundet aus dem Gefecht weg in die Lazarette gelaufen, um sich dort übergeben zu lassen. Meiner Ansicht nach hätte General von Lettow besser getan, sich zu ergeben, dann wären solche Szenen vermieden worden, die nun zum Schluß noch die tapfere Schutztruppe in ein schlechtes Licht setzen. ...

Heute nacht lagerte der General von Lettow mit einigen Kompanien ca. 1 3/4 Std. von hier an der Straße nach Lindi. Von hier wurde ihm als Führer der Uffz. Lechner, ein waschechter Bayer, Bautechniker aus Tanga, entgegengeschickt, der im Dunkeln auf die schlafenden Kompanien und den Stab trifft.

Es wird ihm die Richtung angegeben, wo der General von Lettow liegen soll, und auf der Suche nach ihm fällt er fluchend über einen Schläfer, den er auf echt bayrisch anschnauzt: 'Was hast du dich denn grad hier in den Weg zu legen!?' Dieser antwortet ihm: 'Ist denn Deutsch-Ostafrika nicht groß genug, daß du gerade auf mir rumtrampeln mußt!?' Lechner, der inzwischen aufgestanden ist, klopft darauf dem Sprecher gemächlich auf die Schulter und sagt: 'Es scheint doch nicht mehr groß genug zu sein, da der General noch mit euch ins Portugiesische geht!' Der gestörte Schläfer ruft darauf nach einer Laterne, und Lechner erkennt in ihm den General von Lettow. ..."

Gefangen!

Am nächsten Morgen verließ Lettow mit seiner zusammengeschmolzenen Streitmacht das Makonde-Plateau. Für die Auswahl seiner kleinen Truppe hatte er bestimmt: Es darf nur der mitkommen, der fähig ist, täglich zehn Stunden oder mehr zu marschieren. Neben vielen Askari ließ er auch über Zweidrittel seiner weißen Mitstreiter, darunter Karl Vieweg, zurück. Lettow durchschritt in den folgenden Tagen den Rovuma und war damit zum Mißvergnügen der Engländer nach Mosambik entwischt.

Lettows Truppe blieb fast ein Jahr in Mosambik und marschierte bis weit in den Süden. Das bedeutete für die Engländer Rückführung ihrer Truppen und des Kriegsgerätes vom Inland zur Küste, Einpacken, in die Transportschiffe verladen, Fahrt nach dem Süden, Ausladen, Auspacken und erneuter Aufmarsch gegen Lettow. – Aber dann zog Lettow wieder ungeschlagen nach Norden zurück. Das hieß für die Engländer wiederum Einpacken, Einladen und Fahrt zurück nach Norden. Auch danach blieb die kleine Streitmacht unbesiegt und legte erst am 25. November 1918 in Abercorn/Nordrhodesien, dem heutigen Sambia, die Waffen nieder, nachdem das Ende des Krieges in Europa bekannt geworden war.

Noch aber war es erst der 21. November 1917, und Karl Vieweg wartete im Lazarett Nevala mit den anderen Kranken und Verwundeten auf die Ankunft der Engländer. Etliche Rote-Kreuz- und Weiße Fahnen waren am Rand des Lagers aufgestellt worden.

Plötzlich fiel ein Schuß!

Das konnte nur der Feind sein! Es war zunächst nur ein einzelner schwarzer Soldat, der aufgetaucht war. Als der so plötzlich die vielen Weißen vor sich sah und dann noch in großer Überzahl, ging ihm vor Schreck das Gewehr von alleine los. Unsicher stand er da. Alles feixte. – Nun trafen noch mehr Soldaten ein. Dr. Reck ging ihnen mit der Weißen Fahne entgegen. Plötzlich großes Geschrei. Anrückende feindliche Askari hatten sich über die Lasten der Gefangenen hergemacht und plünderten, bis sie von englischen Offizieren zurückgerufen wurden.

"... Einer der Engländer nimmt meinem Boy Hussein, der dabei noch eine Ohrfeige erhält, meinen Aluminum-Teekessel weg. Wir alle (die Etappenkompanie) müssen umziehen unter die Mangobäume beim Sultansgrab, unter dessen Dach ich mich einquartiere. Großer Wassermangel. Schwarze und indische englische Fußtruppen marschieren vorbei nach Süden nach der Wasserstelle. Unter den englischen Askari findet Hussein einen Landsmann (Mbebe), der früher bei der 1. Sch.Komp. in meinem Zuge war (Maliyatabu) und später ... desertierte. Er läßt sich, als ich ihn bemerkt u. angerufen habe, nicht wieder sehen.

In einem engen Kreis umgeben uns zahlreiche Posten, so daß wir mit unseren Boys sehr zusammengedrängt sind. Waffenmeister Wolf wurde heute früh schwer im Gesicht verwundet: Ein Auge ganz u. die Nase fast ganz weg durch Fliegerbombe ...

23.11.1917. Vormittags werden unsere Lasten nachgesehen. Namentlich alles Schriftliche wird genau untersucht. Ich reiße deshalb mehrere Seiten aus meinem Durchschreibebuch heraus und verstecke Tagebuch

bei meinem Koch unter dem Feuerholz. 10.45 Uhr vorm. marschieren wir ab von Nevala, ca. 130 Europäer, 78 Askari, alle wegen Krankheit übergeben, u. viele Boys u. Träger. Oblt. Unterrichter erregt die Verwunderung der Engländer, da er uns beim Antreten etc. mit seiner dem Trompeten eines Elefanten ähnlichen Stimme heftig anschaut. ...

Der Herr Oberleutnant waren Österreicher. Seine Stammeszugehörigkeit war leicht erkennbar, schon wenn er nur ein wenig den Mund öffnete.

... Viele Marschpausen. Eskorte: indische u. schwarze Askari. Von ersteren bedroht mich einer mit Bajonett, als ich mit meinem Boy einen in der Mittagssonne am Wege liegenden, bewußtlosen Schwarzen, dessen Puls noch schlägt, in den Schatten eines Baumes lege. ...

Ein süßlicher Verwesungsgeruch begleitete die Kolonne fast ständig. Immer wieder lagen längs des Weges Kadaver von Pferden und Maultieren, manchmal auch von Rindern, die größtenteils wohl durch den Stich der Tsetse-Fliege verendet waren. Viele waren noch relativ frisch und aufgebläht und von den herumsitzenden Aasgeiern noch nicht aufgehackt. Einzelne schienen von Hyänen angefressen zu sein.

... Nach sehr beschwerlichem Marsche ohne Wasser (!) 8.30 abends Ankunft Luatala. Wir lagern eng zusammengedrängt mit Boys u. Trägern, von denen viele Weiber mithaben, ohne daß es erlaubt ist, Wasser holen zu lassen. Indische Askari umgeben uns mit höchstens 5 m Abstand voneinander. Diese fangen schließlich an, Wasser zu verkaufen. Für 3 Silberrupien = M 4,- erhalte ich meinen Teekessel ca. 1 1/2 L voll sehr schmutzigem Wasser. Der Inder läßt Hussein durch zum Feuerholz holen. Schlauerweise hat Hussein einen Wasserbeutel unter der Jacke versteckt, geht zur Wasserstelle u. bringt den Sack mit Wasser nach langer Zeit zurück, da die Wasserstelle sehr umlagert war. Der Inder versucht vergeblich, uns das Wasser wieder wegzunehmen. ...

Gegen 22 Uhr befahl der englische Lagerkommandant unter Strafandrohung, daß jeder seine noch vorhandenen Lebensmittel in separaten Haufen vor jedem Zelt auszuschütten habe, damit alles kontrolliert werden könne. Daß die Gefangenen seit 15 Stunden offiziell kein Trinkwasser erhalten hatten, kümmerte den Kommandanten wenig. Die Gefangenen waren heute gut 25 km marschiert, hatten bei Marschpausen immer wieder um Wasser gebeten, aber nichts bekommen. Und das bei tropischer Hitze! Eine ungeheure Schweinerei! An Schlaf war nicht zu denken.

... Kurz vor 12 Uhr nachts treffen endlich Autos mit Wasserkästen ein. Unsere Offiziere sorgen in jeder Beziehung nur für sich u. nehmen

bei der Wasserverteilung je 2 Eimer, während die übrigen Deutschen jeder für sich, seine Boys u. Träger nur etwa 2 1/2 Liter erhalten!! ...

Was für eine Ungerechtigkeit, ja, Gemeinheit und Überheblichkeit in solcher Notlage, die eher jeden mit jedem verbinden sollte! Als mehrere darüber murrtten, kamen Hpt. Demuth und Oblt. Freiherr von Unterrichter heran, und

... Hptm. Demuth beschimpft die Mannschaften u. Unteroffiziere mit „Säue“. ...

Das ging wohl doch etwas zu weit. Hptm. Demuth ließ zwar am nächsten Tag durch Fw. Winzer erklären, er nehme die gestrige Beschimpfung mit Bedauern zurück und entschuldige sich. Doch was gesagt war, war gesagt und saß fest.

Bei Luatala mußten die Gefangenen zwei Tage auf einem völlig freien Platz in praller Sonne bleiben! Die Zelte waren ihnen vorher abgenommen worden. Was der ständige Aufenthalt in der Sonne bedeutet, kann nur der nachfühlen, der einmal in ähnlicher Lage ungeschützt in der heißen Sonne braten mußte. Es war eine Qual. Dazu der Durst. Die Zuteilung von Wasser war auch am zweiten Tage knapp bemessen, obwohl Autos mit gefüllten Wasserbehältern in der Nähe standen. Es war reine Schikane. Erst am Nachmittag des zweiten Tages durften die Gefangenen an eine andere Stelle umziehen, wo einige zerfallene Grashütten notdürftigen, aber wirklich auch nur notdürftigen Sonnenschutz boten.

... Alle unsere Boys und Träger werden uns weggenommen. Boy Hussein hat bei mir R. 180,- Guthaben, Mafuta R. 298,-. Ich habe nur Papiergeld. Beide wollen ihr Guthaben, obwohl ich es los sein möchte, nicht haben, sondern nach dem Kriege von der Pflanzung abholen. Beide müssen mit den englischen Truppen, die General von Lettow folgen, nachmittags abmarschieren. Ich gebe Koch Hussein auf seinen Wunsch hin einen Entlassungsschein in Kisuheli nach Iringa, der ihm die Flucht nach seiner Heimat Uhebe erleichtern soll. ... Es stellt sich schon Verpflegungsmangel ein, den einige Engländer ausnutzen, um uns Bisquit, Corned Beef etc. gegen Tabora-Goldstücke zu verkaufen. ...

Dann ging der Marsch der Gefangenen über Ndanda und Mahiwa Richtung Küste langsam weiter. Einige der Fußkranken, wie Karl Vieweg, wurden einen Teil des Weges mit dem Auto transportiert. In Mingoni (Mingonya) wurden die Gefangenen auf engstem Raum hinter Stacheldraht zusammengedrängt; sie zählten etwa 450 Gefangene, Weiße und Schwarze einschließlich der Frauen. Wieder blieb das Trinkwasser knapp bemessen

und wurde auch erst nach Stunden verteilt. Die hygienischen Verhältnisse spotteten jeder Beschreibung. Die Aborte bestanden aus leeren Benzin-kanistern, die im Durcheinander der Männer und Frauen frei benutzt werden mußten und deren schmale Öffnungen nicht immer zielgerecht getroffen werden konnten. Da viele Darmkranke unter den Gefangenen waren, bleibt es der Phantasie eines jeden einzelnen überlassen, sich auszumalen, was dort innerhalb des Stacheldrahts vor sich ging.

Nach neun Tagen endlich erreichte man Lindi und zwei Tage später mit dem Dampfer Dar es Salaam. Auch die Dampferfahrt erwies sich keineswegs als Vergnügungsreise. Die Gefangenen waren eng zusammengefercht im Zwischendeck untergebracht, bei »fürchterlicher Luft« und schwüler Hitze. Bewachung mit aufgefanztem Seitengewehr.

1917 – 1918

Gefangenenlager Dar es Salaam

«... Wir werden in das ... an der Pugustr. befindliche Gefangenenlager gebracht und müssen im Sande im Freien schlafen. – Vormittags heftiger Regen, der uns gründlich durchweicht. Es gibt viele Moskitos ... Essen sehr knapp bemessen. Gegen 7 Uhr morgens gibt es etwas weniger als 1/2 L. Kaffee oder Tee, nichts zu essen ...»

Auch das Mittag- und Abendessen mit Reis und Bohnen reichte bei weitem nicht zum Sattwerden. Die sanitären Anlagen im Lager waren auch hier katastrophal. Da es in den ersten Tagen keinen Moskitoschutz gab, waren um Weihnachten herum die meisten der Neuankömmlinge krank. Dazu kamen viele Typhus- und Dysenteriefälle. Später wurden Zelte verteilt, für drei Mann jeweils eines, das normalerweise für einen Mann bestimmt war. Immerhin ein großer Fortschritt, nicht mehr im Freien liegen zu müssen!

Erst hieß es, die Gefangenen sollten nach Indien oder nach Ägypten gebracht werden. Später hieß es, zunächst nach Indien und anschließend nach Ägypten. So gab es genügend Stoff für Spekulationen.

Ein neuer Transport Gefangener traf ein. Freudige Begrüßungsrufe beim Einmarsch ins Lager. Es handelte sich um die 110 Europäer und 1.200 Askari der Abtlg. Tafel, die, von Mahenge kommend, sich mit Lettow vor dem Übergang über den Rovuma vereinigen wollten, ihn aber um wenige Kilometer verfehlten. Sie waren aneinander vorbeimarschiert. Die Ankömmlinge erzählten, daß Hptm. Otto mit ca. 50 Askari und einigen Europäern, darunter Pflanzungsnachbar Hüttig aus Minaki, versuchten, sich zu Lettow durchzuschlagen (was ihm auch gelang). Sie selbst mußten sich ergeben, weil sie nichts mehr zu essen hatten. Unter den Angekommenen befanden sich auch Gebauer, Kordt, Pampel, Sporer und Jansen von der 1. Sch.K., mit denen zusammen Vieweg bei Ufome und Kondoa gekämpft hatte. Jansen und Kordt erzählten eine Episode von einem ihrer letzten Gefechte:

»Hptm. Otto läßt sich von seinem schwarzen brugi (Spielmann) dessen Trompete geben, um selbst das Angriffssignal zu blasen, was ihm aber nicht recht glückt (,Du kannst es nicht, bwana Hauptmann, laß mich nur selbst blasen'). Er gibt dem brugi die Trompete zurück, u. alles stürmt vor. Dabei erhält der brugi einen Schuß und bleibt liegen. Ein anderer Askari nimmt ihm die Trompete ab und läuft damit dem Hauptmann nach: ,Hier, bwana Hauptmann, die Trompete, nun mußt du doch selbst blasen!«

Jeweils an einem Sonntag nachmittag durften die Dar es Salaamer Frauen und andere, die einen der begehrten Erlaubnisscheine erhalten hatten, für eine Stunde ins Lager kommen. Unter ihnen die Lehrerin Frau Künzel, eine selbstlose, warmherzige Frau. Sie brachte einen Weihnachtsbaum und viele kleine Geschenke, für Karl Vieweg ein Stück Kuchen, Toilettenseife, zwei Zigarren, 20 Zigaretten. Er hatte ihr am Sonntag zuvor für den Verwalter seiner Pflanzung, Karani Ali, der bei ihr gewesen war, 10 Rupien Silbergeld, sowie Hemd, Hose und Jacke gegeben.

Dann vereinbarten die beiden, daß Ali am nächsten Tag bei der Weihnachtsfeier versuchen solle, als Kinderboy oder Träger von Liebesgaben ins Lager zu gelangen, wenn Frau Künzel mit den Schulkindern komme, um Weihnachtslieder vorzutragen.

»Montag, 24.12.1917. ... 4 Uhr nachmittags kommen Frau Künzel und Frau Charlotte Zimmermann ins Lager mit den europäischen Schulkindern und vielen Boys mit großen Mengen Früchten, belegten Broten, Konfekt, Strümpfen ... und großen Eimern und Wannen mit Kartoffel-, Herings- und Fleischsalat. Auch mein Krani (Kurzwort für Karani) Ali kommt und bringt mir 1 Korb Papayen u. Passifloren von meiner Pflanzung. Er erzählt, daß die Pflanzung zwar sehr stark von Unkraut überwuchert, aber von Feuer verschont geblieben ist.

Der Jumbe Mzuri und der Händler Abd. bin Mkwizingi von Kisserawe hätten eine Patrouille von 7 englischen Askari nach meiner Pflanzung geführt u. den Askari gesagt, der Krani wüßte, wo ich ,7 Kisten Geld' (!) vergraben hätte. Sie haben ihn an einen Baum gebunden und durch Quetschen der Zehen und Fingernägel zwischen 2 Hölzern gefoltert, damit er das Versteck verraten sollte. Kisten und Schränke haben sie zerschlagen, den Inhalt teils geraubt, teils verstreut, so daß er später von Wazaramo gestohlen oder von Termiten etc. unbrauchbar gemacht wurde. Der Krani wäre dann nach Pugu und Dar es Salaam gebracht, wo er einige Zeit an der Kette war.

... Von etwa 8 Uhr abends an stellen sich bei fast allen Europäern des Lagers (ca. 500) Leibschmerzen, Erbrechen und Durchfall ein, verursacht durch den Genuß des Salates, der dadurch gelitten hat, daß er z.T. in verzinkten Gefäßen gebracht wurde oder daß er der Sonne und Hitze zu lange ausgesetzt war. Auch ich habe starken Durchfall. Die Aborte sehen unbeschreiblich aus.

Gegen 7 Uhr abends bei Mondschein hielt Missionar Vzfw. Michel eine Weihnachtspredigt, bei der auch einige Offiziere aus ihrem Lager in das unsrige gekommen waren. U.a. sagte Michel, der Krieg hätte gezeigt, wie bei manchem seine durch Tradition und Erziehung angelegte Bildung, Höflichkeit und Manieren nur Schein und Halbheit gewesen seien, die während des Krieges abgebröckelt wären und den unter dieser oberflächlichen Kruste befindlichen Schmutz, Brutalität und niedere Gesinnung gezeigt hätten etc. etc. (so etwa, wenn auch nicht wörtlich) ...«

Darauf reagierten einige der nebenan eingesperrten Offiziere sauer. Sie ließen Michel wissen, daß nach dem Kriege wegen dieser Predigt gegen ihn vorgegangen werde. Zudem beauftragte Hptm. Brandes den Pflanzler Küssel im Mannschaftslager, bestimmte negative Dinge über Michel zu verbreiten, um seinen Ruf als Missionar zu schädigen. Karl Vieweg notierte zu diesem Thema abschließend:

»... Merkwürdig, daß nur einige Offiziere und keiner von uns gewöhnlichen Sterblichen, die wir gleichfalls gegen beleidigende Angriffe empfindlich sind, sich durch die Worte Michels getroffen fühlen. ...«

Am 2. Weihnachtsfeiertag starb der Matrose Reinhold Mix, Vermessungsmaat vom ,Planet', an den Folgen des verdorbenen Heringsalates. Auch Karl Vieweg hätte am Tag darauf sterben können, allerdings nicht durch den Salat, sondern:

»... Als ich abends am Stacheldraht stehe, schießt in meiner unmittelbaren Nähe ein indischer Posten, der mit seinem Gewehr spielte, los; zum Glück an mir vorbei. Dies ist, seit ich im Lager bin, das 8. Mal, daß einem Inder versehentlich die Flinte losgeht. Einer schoß absichtlich einen Askari tot, weil der vor seinem Zelt sitzende Askari sich angeblich zu nahe am Draht befand und der indischen Aufforderung des Inders, weiter wegzugehen, nicht nachkam. ...«

Kurz darauf wurden die Inder abgezogen und durch schwarze Askari aus Jamaika ersetzt. – Krani Ali kam noch mehrere Male, brachte seinem

gefangenen Chef Früchte von der Pflanzung, und Karl Vieweg schenkte ihm »... einen Teller, Askari-Stiefel, Salz und Seife ...«. Mehr konnte er ihm als Gefangener auch nicht bieten. Ali schlug von sich aus vor, er wolle Kerne von großfrüchtigen Mangos besorgen und in die Saatbeete setzen. Wenn dann der Bwana nach dem Krieg wieder zur Pflanzung zurückkomme, würde er schöne Mangobäume vorfinden!

Als Lohn für Alis Verwaltungstätigkeit hatte Karl Vieweg »einen größeren Betrag« vorgesehen, den Ali nach seiner Rückkehr auf die Pflanzung erhalten sollte. (Aber dazu kam es nicht, weil die Engländer nach Kriegsende die Rückkehr der Deutschen nicht erlaubten. So überwies Karl Vieweg später seinem Karani von Deutschland aus den ihm zustehenden Lohn.)

Bei der Auktion des Nachlasses des verstorbenen Matrosen Mix wurden auch seine Silberrupien versteigert. Für zwei Silberrupien wurden neun Interimsnoten gegeben. Das entsprach dem gängigen Wechselkurs. Wenn im Lager Silberrupien eingewechselt wurden, mußte man gewöhnlich zwischen 4 und 6 Interimsnoten geben. Der Kurs richtete sich danach, was die Inder in der Stadt für die Noten bezahlten. Am meisten zahlten sie natürlich für die schönen Tabora-Goldstücke.

Wieder starb ein Mann von der Marine, der Matrose Maus. Er hatte Schwarzwasserfieber gehabt. Eine Woche später notierte Karl Vieweg:

»... Der seit 1.1.18 totgesagte Maus ist erst gestern gestorben. Vorgestern starb Uffz. Langfinger an Dysenterie oder Typhus, ein netter, fidele Kerl ...«

Nachmittags plötzlich Antreten auf dem Appellplatz. Was konnte das schon wieder bedeuten. Kapitän Loof erschien. Auf Befehl des englischen Lagerkommandanten gab er bekannt, dieser sei sehr ungehalten, weil er heute im Lager von verschiedenen Deutschen nicht begrüßt worden sei. Alle englischen Offiziere seien unter Strafandrohung genauso zu grüßen wie die deutschen!

Just an diesem Nachmittag war rein zufällig – rein zufällig? – die Wasserpumpe des Lagers defekt, so daß am Abend großer Wassermangel herrschte. Es gab überhaupt kein Wasser. Der Lagerkommandant saß währenddessen – so berichtete ein Gefangener, der bei den Engländern Dienste ausführte – auf seiner Veranda und schlürfte seinen Tee. Durstig quälten sich die Gefangenen durch die Nacht. An Schlaf war nicht zu denken. Seltenerweise zeigten die englischen Wachmannschaften keinerlei Entzugserscheinungen. Als am nächsten Vormittag der Kommandant langsam und lauernd durch die Lagergassen spazierte, wurde er mit Ingrim geüßt.

Zufrieden kehrte er in sein Office zurück.

Für die deutschen Askari im Lager gleich nebenan war das Los noch viel härter. Etwa 400 von ihnen starben bis Kriegsende, vor allem an Lungenentzündung. Annähernd 500 konnten fliehen, nachdem sie ihre weißen Bewacher bestochen hatten: 2 – 3 Rupien in Silber war gewöhnlich der Preis!



Abb. 141: 54 Jahre nach dem I. Weltkrieg: Ein ehemaliger schwarzer Unteroffizier läßt mit deutschen Kommandos ehemalige Askari zum Empfang der jährlichen Geldspende vom Deutschen Offiziersbund antreten.

(In der letzten Zeit des Krieges hatten die deutschen Askari keinen Sold mehr bekommen. Dieser rückständige Betrag – über 1 Mio. Goldmark – wurde ihnen 1927 von der deutschen Regierung ausbezahlt. – Weitere Spenden des deutschen Offiziersbundes an die letzten Askari erfolgten einmal jährlich noch bis in die 90er Jahre. Die Auszahlung wurde in den einzelnen Bezirken meist von Missionaren oder Mitarbeitern der deutschen Entwicklungshilfe wahrgenommen. Als Beleg mußte der betreffende ehemalige Askari die Nummer seiner Kompanie oder den Namen seines Kompanieführers nennen oder ein deutsches Kommando sagen. Als bei einer solchen Aktion ein blinder Veteran all dies nicht mehr wußte, sollte er als Beweis zum Verfasser dieses Buches irgendein deutsches Wort sagen, das ihm von damals her noch bekannt war. Da hellten sich seine Gesichtszüge auf, und er sagte: „Du bist doof!“. Er bekam sein Geld.)

1918 – 1919

In Ägypten

Am 9. Januar 1918 war es so weit. Die Gefangenen wurden an Bord des Dampfers ‚Briton‘ (12.000 t) gebracht. Die Reise sollte nach Ägypten gehen! Sie waren etwa 700 Mann, Offiziere und Mannschaften und Zivilinternierte. In Tanga kamen noch etwa 300 dazu.

Die Offiziere wohnten und aßen natürlich in der I. Klasse, die anderen Dienstgrade taten mit Abstrichen das gleiche, doch nicht in der I. Klasse.³⁰⁶⁾ Wer von ihnen einen Platz in einer der viel zu dicht nebeneinander angebrachten Hängematten erwischte, klagte am nächsten Morgen über eine schlaflose Nacht. Und wer

*»... nachts auf der Erde geschlafen hat, klagt über Wanzen. Probe-
weise antreten bei den Rettungsflößen. Ich habe das Floß Nr. 3 auf der
Back, steuerbordseits, dazu noch 9 Europäer, Pampel dabei als ‚nauti-
scher Berater‘, da er der einzige von uns 10 ist, der früher zur See
gefahren ist und zwar als Konditor auf der ‚Tabora‘!*

*7 Uhr vorm. gibts Tee, Brot, Jam oder Butter ... 12 Uhr Mittagbrot
(hartes, gekochtes Fleisch, Suppe, Gemüse, d.h. harte Erbsen,
ungeschälten Taro,³⁰⁷⁾ kein Tee oder Kaffee); 4 Uhr nachm. Tee.
Schluß. Vor Hunger ist jeder sein bißchen Brot, das es vormittags gibt,
sofort auf, so daß er von Mittag an bis zum nächsten Morgen hungern
muß ...*

*Mittwoch, 16.1.1918. Gesuche um reichlicher Essen von den Englän-
dern abschlägig beschieden. Einige unserer Offiziere machen dem
dienstältesten Kapitän Loof den Vorschlag, sie wollten zu unseren
Gunsten auf einen Gang verzichten oder auf eine Mahlzeit. Loof ant-
wortete ihnen aber, sie sollten nicht sentimental sein, außerdem müß-*

306) Getrennte Unterbringung bzw. Gefangenenlager mit unterschiedlicher Versorgung für Offiziere und Mannschaften war auch auf dem europäischen Kriegsschauplatz bei beiden Parteien völlig normal.

307) Taro = trop. Knollenfrucht, vergleichbar mit der Kartoffel.

*ten die Offiziere doch für ihr Essen bezahlen (!). Hptm. Demuth hat
zu einigen Offizieren (Hptm. Willmann, Major Stuemmer u.a.) gesagt,
als die Rede davon war, daß wir zu wenig zu essen kriegten, es wäre
ganz recht, daß wir hungern müßten, wir hätten es nicht besser ver-
dient. Darüber werden 3 Beschwerden an Loof eingereicht ...*

*Freitag, 18.1.1918. ... Der in der Nacht an Schwarzwasserfieber
gestorbene Kriegsgefangene Wetterling, Heizer von S.M.S. ‚Königs-
berg‘, wird in eine deutsche Flagge gehüllt am Heck des Schiffes ins
Meer versenkt ...*

*Sonnabend, 19.1.1918. Seit mehreren Tagen habe ich rechts Leber-
schwellung ...*

*Sonntag, 20.1.1918. ... Meine Leber ist trotz mehrfacher, heißer
Umschläge noch immer geschwollen und schmerzt, wird heute mit Jod
bepinselt. (Gemeint ist die Haut darüber.)*

Nach 16 Tagen und mehreren Aufenthalten lief der Dampfer mit den Gefangenen endlich in Suez ein. Weiter ging es mit der ratternden und klappernden Eisenbahn – je 100 Mann in einem Waggon – in Richtung Kairo. Dort marschierten sie unter scharfer Bewachung durch die Stadt.

*»... Eine in einer Kutsche vorbeifahrende Dame spuckt demonstrativ
vor uns aus! ...«*

Nach nochmaliger Bahnfahrt, diesmal mit der Heluan-Bahn, war man endlich am Ziel, dem Gefangenenlager bei Maadi, einem Vorort von Kairo, nur durch einen Deich vom Nil getrennt. Es waren drei Gefangenenlager, die bei Maadi eingerichtet waren, Tura A, Tura B und Maadi, jedes Lager mit 650 Gefangenen. Karl Vieweg marschierte nach Tura B.

Das Lager war einst eine Ziegelei gewesen. Die abbruchreifen Schuppen, in die die Gefangenen jetzt einzogen, hatten keinerlei Türen, es war windig und zog schauerhaft, das Thermometer, jetzt im Januar, dem kältesten Monat, zeigte nur 9° an. Bisher war man ausschließlich tropische Temperaturen gewöhnt gewesen. Jeder bibberte und fror erbärmlich. 9°C!!

*»... In einer Stacheldrahtfenz müssen wir unser Handgepäck und alle
Kleider trotz der empfindlichen Kälte ablegen ... erhalten jeder eine
Blechmarke, ich 34849 P.O.W.³⁰⁸⁾ ... und in einem zementierten
Raum kalt abduschen ... ein scharfer Ostwind bläst durch die Halle, es
ist eine Schweinekälte ... Wir schlafen auf dünnen Papyrusmatten auf*

308) P.O.W. = Prisoner of War.

1 1/2 Spann hohen Aufmauerungen aus Lehm (ca. 35 cm). Außer der Kälte und dem harten Lager verhindert auch das helle elektrische Licht über uns im Gebälk das Schlafen.»

Es war nicht nur das elektrische Licht, das das Schlafen so wenig angenehm machte:

»... Ab und zu gibt es kleine Regenschauer, die infolge des gerade über meinem Platze sehr defekten Daches jedes Mal meine Schlafmatte, Decken etc. durchnässen, wenn ich sie nicht rechtzeitig rette, mindestens aber die Lehmerde, auf der ich schlafen muß. ...»

Karl Vieweg übertrieb nicht. Ein anderer Mitgefangener schrieb es noch deutlicher:

»... Die Dachbedeckung der Hallen – bei jedem Regen waren die Hallen tagelang sumpfig, und in dem Morast mußten die Leute auf der nackten Erde schlafen, die gelieferte Matte konnte wohl als Schutz gegen die Feuchtigkeit nicht dienen.«³⁰⁹⁾

Betten besaßen nur ganz wenige, d.h., richtige Betten waren auch das nicht. Das waren Gestelle von Einheimischen, hergestellt aus Dattelpalmenholz, die sich nur schwer als Bett identifizieren ließen. Ihre glücklichen Besitzer zahlten für das Gestell 20 Piaster und konnten daran auch ihre Moskitonetze befestigen. Alle übrigen, die auf der Lehmerhöhung lagen, fanden keinen Schutz vor den vielen Moskitos, die es vom nahen Nil nur allzu reichlich gab. So bekamen die Betroffenen prompt alle paar Wochen ihre Malaria.

Die fadenscheinige Bettdecke, die jeder bei der Neueinkleidung nach der Dusche erhielt, war eher zum Heulen als zum Zudecken geeignet. Man konnte, da auch das Dach defekt war, Sonne, Mond und Sterne hindurchsehen, so hatte es ein Liegenachbar treffend ausgedrückt. Alles in allem war dieses Heim nicht gerade eine Nobelherberge. Neben der bettartigen Lehmerhöhung gab es keine weiteren Bequemlichkeiten in dem Wohngemach. Den luxuriösen Anblick eines Stuhles oder gar eines Tisches hoffte man, in der Heimat einmal wieder zu haben. Wer hier sitzen oder schreiben wollte, tat dies auf dem Fußboden. Wenn der Nil Hochwasser führte, begann der Lehm, wie beim Regen, feucht zu werden.

Bei alledem war die Ernährung miserabel. Auf wiederholte Beschwerden wurde den Gefangenen mitgeteilt: *»Maadi-Tura is the best camp in the world!«* Einen schlechteren Witz gab es wohl kaum. Den besten Beweis für

³⁰⁹⁾ Müller, II S. 32.

die karge Ernährung lieferte der Herr Lagerkommandant selbst: In regelmäßigen Abständen ließ er alle Gefangenen wiegen. Als er merkte, daß die Gefangenen ständig an Gewicht verloren, erhöhte er nicht die tägliche Ration, sondern stellte das Wiegen ein. Die Gefangenen erhielten nur etwa 45% der Ration eines Tommys.³¹⁰⁾ Etwa 10% der Lagerinsassen starben während der Gefangenschaft.³¹¹⁾

Aber auch sonst verhielten sich die Engländer alles andere als gentlemanlike. Post von den Angehörigen aus Deutschland wurde nicht oder bewußt mit großer Verspätung verteilt, obgleich die Gefangenen längst erfahren hatten, daß Post eingetroffen war. Auf entsprechende Beschwerden wurde nicht reagiert.

Der Lagerkommandant, so erzählten die Ägypter bissig, habe vor dem Krieg sein Brot als Schlachtermeister verdient. Er habe der Militärbehörde ein Auto geschenkt und sei daraufhin Offizier geworden und schließlich auch zum Lagerkommandanten avanciert. – Was an der Story wahr war, blieb jedem einzelnen überlassen zu glauben, jedenfalls freuten sich die Ägypter immer, wenn sie ihren Unterdrückern, den Engländern, eines auswichen konnten.

Ein Trost, daß genügend Waschgelegenheiten und Seife vorhanden waren. Vielleicht war das der Grund, daß es kaum Läuse gab. Dafür waren die Wanzen um so zahlreicher. Immer wieder wachte man nachts auf, wenn man einen Stich etwa im Gesicht bekommen hatte und die Haut darüber so spannte. Die Plage blieb während der ganzen Gefangenschaft. Beschwerden bei der Lagerleitung halfen nichts.

Der wunderbare Ausblick durch den so dämlichen Stacheldraht Richtung Nil gab immer wieder Lebensmut. Karl Vieweg stellte wiederholt fest:

»Bei der Dämmerung kurz nach Sonnenuntergang ist es ein unvergeßlicher Anblick, wie sich Reiter, Wagen, Fußgänger, Kamele, Palmen und Dhausegel als Silhouetten vor dem orangefarbenen Himmel abheben ... Die hohen Lateinsegel der Dhau und die Dattelpalmen spiegeln sich malerisch im Wasser. ...«³¹²⁾

Der Blick auf den Nil war wunderschön. Aber damit konnten die Gefangenen auf Dauer nicht viel anfangen. Am 21. März 1918 notierte er:

³¹⁰⁾ Viehweg, S. 200.

³¹¹⁾ Prüße, S. 259.

³¹²⁾ Das Lateinsegel ist der Urahn aller längsschiff ausgerichteten Segel. Typisch ist das dreieckige oder trapezförmige Segel an einer schräg gestellten Rahe von doppelter Mastlänge, das schon lange vor Christus in Gebrauch war.

»... Man freut sich über das bescheidenste Blümchen. Abends sitzen wir im Dunkeln, da angeblich Gefahr besteht, daß ein Zeppelin herkommt.«

Mit der grellen, nächtlichen Beleuchtung war es somit vorbei. Zunächst könnte man annehmen, daß es sich mit dem Licht-abschalten und dem Erscheinen eines Zeppelins nur um Schikane der Engländer handelte. Was die Gefangenen nicht wußten und was die Engländer wußten: Im November des vergangenen Jahres – 1917 – war ein deutscher Zeppelin von Bulgarien aus gestartet, um General von Lettow-Vorbeck 15 t Nachschub zu bringen, darunter 30 Maschinengewehre und 2,6 t Verbandstoffe und Medikamente, vor allem Chinin.³¹³⁾

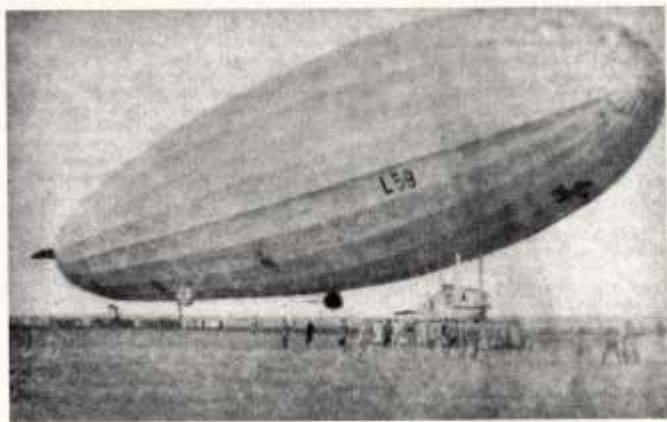


Abb. 142: Luftschiff L 59, das der deutschen Truppe 1917 Nachschub bringen sollte

Die Idee mit dem Luftschiff stammte von einem ehemaligen Schutztruppenarzt, Dr. Zupitza. Man hatte ihm in Deutschland entgegengehalten, »... daß das Gas in den Zellen des Luftschiffes unter der tropischen Sonne explodieren würde ...« und daß das Luftschiff gar nicht genügend Treibstoff mitnehmen könne, um wieder zurückzukehren.³¹⁴⁾ Dr. Zupitza zerstreute diese Bedenken, indem er vorschlug, das Luftschiff so zu bauen, daß es von der Schutztruppe auf vielseitige Art weiterverwendet werden könne. Und

313) Goebel, S. 50.

314) Clyde, S. 93.

so geschah es auch: Die Außenhülle wurde aus einem besonderen Baumwolltuch gefertigt, das sich zu Hosen, Jacken oder Zeltbahnen verwenden ließ. Die Gaszellen konnten zu Schlafsäcken umgeschneidert werden, aus den leinenen Trennwänden hätte man Hemden nähen können, die ledernen Fußböden waren zur Herstellung von Schuhen bestimmt und das Aluminiumgestänge des Luftschiffes zum Bau von Baracken, Funktürmen, Hütten ...

Ein erstes Luftschiff dieser Art verunglückte noch in der Heimat.

Der Start des zweiten Luftschiffes, L 59, erfolgte leider erst am 21. November 1917, an dem Tag, als Lettow mit seiner ausgesuchten Schar von Nevala zum Rovuma abmarschierte. Trotz strengster Geheimhaltung hatten die Engländer schon Wochen vor dem Start von dem Unternehmen erfahren und von ihren 36 in Deutsch-Ostafrika stationierten Flugzeugen mindestens neun bereitgestellt, um dem Zeppelin einen würdigen Empfang zu bereiten.³¹⁵⁾

Als man in Berlin durch eine gezielt negativ gehaltene englische Pressemeldung erfuhr, daß Lettows Kampf so gut wie beendet sei, wurde der Zeppelin, der sich bereits auf der Fahrt über dem Sudan befand, telegraphisch zurückgerufen.³¹⁶⁾ Beim Rückweg über der Syrischen Wüste mußte ein Teil der Ladung, darunter die Chinin-Behälter, abgeworfen werden. Sie wurden von der türkischen Armee gefunden, die selbst sehr unter Malaria litt. Der türkische Generalarzt berichtete darauf voller Freude: »... Allah ist groß! In seiner unendlichen Barmherzigkeit hat er uns Chinin vom Himmel heruntergeworfen! ...«³¹⁷⁾

Mit hoher Wahrscheinlichkeit hätte der Zeppelin die deutsche Truppe gar nicht mehr gefunden, die zum Zeitpunkt der errechneten Ankunft auf dem Makonde-Plateau, dem 25. November 1917, ca. 100 km weiter westlich bei Ngomano den Rovuma überschritt. Hätte Lettows Truppe von dem, wenn auch vergeblichen Versuch, sie zu finden, erfahren, wäre es für die Truppe eine große psychologische Unterstützung gewesen. Jeder hätte gewußt: Die Heimat hat uns nicht vergessen!

Doch im März 1918 befanden sich keine deutschen Zeppeline im Anflug auf Ägypten. Wahrscheinlich war das Lichtabschalten doch nur Schikane gewesen.

315) Boell, S. 387.

316) Funkspruch aus Nauen am 23.11.1917: »LETZTER STÜTZPUNKT LETTOW-VORBECKS. NEVALA. VERLOREN GEGANGEN. GANZES MAKONDEHOCHLAND IM BESITZ DER ENGLÄNDER. TEILE LETTOWS GEFANGEN. REST NÖRDLICH HART BEDRÄNGT. SOFORT UMKEHREN.« (Goebel, S. 96)

317) Clyde, S. 94.

Im April 1918 wurde Karl Vieweg mit anderen Gefangenen in das benachbarte Lager Maadi, eine nie fertiggebaute Gewehrfabrik, verlegt. Neben den Wanzen gab es hier auch Flöhe. – Sommer, Herbst und Winter vergingen mit dem eintönigen Einerlei des Gefangenenlagers, nur unterbrochen von ständigen Malariaanfällen. Insgesamt erkrankte er in Ägypten 14mal an Malaria. Im November/Dezember 1918 grasierte im Lager die Influenza, die Karl Vieweg glücklicherweise gut überstand. Es war die sogenannte Spanische Grippe, die sich 1918/19 pandemisch ausbreitete und weltweit mehr als 20 Mio. Todesopfer (!) forderte.

Inzwischen war im November 1918 der Krieg in Europa und danach auch in Ostafrika zu Ende gegangen. Im Gefangenenlager Maadi verstrichen auch Frühjahr und Vorsommer 1919 im ewigen Einerlei. Die Bewachung war weiterhin so scharf wie in Kriegszeiten, und als Karl Vieweg einmal mit sechs weiteren Mitgefangenen zu einer Beerdigung eines im Kairoer Vorort-Lazarett verstorbenen Kameraden fahren durfte, ging das nur unter strenger Bewachung von »1 Engländer und 5 Indern mit aufgefanztem Seitengewehr.«

»Sonntag, 29.6.1919. Die heutige Morgennummer der Egyptian Mail meldet in riesigen Buchstaben, daß nach einem gestrigen Telegramm aus Paris von 4 p.m. der Frieden unterzeichnet worden sei. ...«

Ein schmähhlicher, demütigender Vertrag! Ein Diktat! Jeder war schockiert. Der Friedensvertrag bestimmte unter anderem, daß Deutschland seine sämtlichen Kolonien verliert mit der fadenscheinigen Begründung, Deutschland sei nicht fähig, mit der einheimischen Bevölkerung in den Kolonien richtig umzugehen! Viele, darunter Karl Vieweg, hatten nach Ostafrika zu ihren Pflanzungen zurückgewollt und schon vor Wochen ein entsprechendes Gesuch eingereicht. Aber das lehnten die Engländer ab. Jeder ohne Ausnahme sollte nach Deutschland zurückverfrachtet werden, denn die deutsche Kolonie sollte auch in ihrer Gesamterscheinung englisch werden und nicht etwa wieder deutsch.³¹⁸⁾

Damit war die Hoffnung auf einen Neuanfang auf Mikinginho endgültig dahin. Seine Pflanzung war verloren. Das waren 200 ha Land. Noch kurz vor dem Krieg hatte er zu den anfangs 100 ha weitere 100 ha dazugekauft.

Nun blieb ihm nur wie allen anderen Geschädigten, Ersatzansprüche für das verlorene Eigentum an das Deutsche Reich zu stellen, denn im Versailler Vertrag hatte sich Deutschland zur Entschädigung verpflichtet. Das

318) Erst 1925 durften Deutsche wieder ins Land kommen.

alles war mit einer mühseligen und endlos langen Korrespondenz verbunden. Besonders erschwert wurden die Bemühungen, weil so gut wie keiner der Gefangenen Unterlagen, Quittungen, Dokumente in seinem Besitz hatte.

(Auch nach Rückkehr in die Heimat blieb die Abwicklung der Ersatzansprüche ein ebenso langwieriges wie aufreibendes Kapitel. Die Entschädigung erfolgte in Form von Reichsschatzanweisungen. Eine erste Rate in Höhe von 100.603.000.000,- Mark wurde Karl Vieweg 1923 während der Inflationszeit ausgezahlt. Da die vorgedruckten Reichsschatzanweisungen vergriffen waren, erhielt er den Betrag in bar in die Hand gedrückt. Ein Laib Brot kostete am selben Tag 500 Mio. Mark!

Die Entschädigung der Kolonialdeutschen machte in den nächsten Jahren weiterhin nur zögernde Fortschritte. Erst nachdem 1928 der ehemalige Farmer Heinrich Langkopp, der sich bereits in Deutsch-Ostafrika der Justiz gegenüber als hartleibig zu erkennen gegeben hatte, mit einem Bombenkoffer in der Hand beim stellvertretenden Präsidenten des Reichsentschädigungsamtes in Berlin vorgesprochen und gedroht hatte, ihn in die Luft zu sprengen, ging es besser voran³¹⁹⁾ (s. auch Anlage 6).

Von einer zweiten Rate kaufte sich Karl Vieweg ein kleines Haus. Alle weiteren Ansprüche wurden nicht befriedigt, worauf er schließlich die Akte mit dem grimmigen Zitat schloß: »*Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor*« – möge einst aus unseren Gebeinen ein Rächer entstehen.)

Die Nachricht des Friedensschlusses brachte aber auch wieder Leben unter die Gefangenen. Jetzt würde es bald nach Hause gehen! – Karl Vieweg korrespondierte schon seit längerem mit dem Photographen Vincenti in Dar es Salaam, der ihm früher seine Photos entwickelt hatte. Da die Gefangenen nur mit ihren Angehörigen korrespondieren durften und mit niemand anderem, so avancierte Herr Vincenti in Karl Viewegs Briefen zum »*Lieber Schwager*«! Daneben besaß Karl Vieweg plötzlich zahlreiche Brüder in Deutschland und in anderen Gefangenenlagern. Nur zweimal wöchentlich durfte geschrieben werden, selbst nach Friedensschluß. Karl Vieweg schrieb drei- oder viermal in der Woche, wobei er als Absender den Namen eines Mitgefangenen angab, der sein »Schreibsoll« nicht ausnutzte. In einem Brief an seine Eltern im August 1919 heißt es:

319) Aas u. Sippel, S. 56.

» ... In diesem finsternen und stumpfsinnigen Einerlei wird jeder Brief dankbar als eine angenehme Unterbrechung und geistige Anregung empfunden ...

Aber Hunger brauchen wir jetzt nicht mehr zu leiden ... Große Freude bereitete mir ein Brief, den ich neulich in Kisuabeli von meinem früheren Boy und Koch Juma aus Dar es Salaam erhielt, auch mit Grüßen von anderen meiner früheren Leute. Man freut sich doch, daß die Jungens noch an einen denken. ...«

(Ein späterer Brief von Juma aus dem Jahre 1927 lautete in Übersetzung:

»An meinen Herrn Carl Vieweg. Es war ein großer Tag für mich zu Hause, als ich Deinen Brief bekam. Vielen, vielen Dank. Ich habe mich sehr gefreut über Deine Kinder und Deine Frau, die Du geheiratet hast. Sie hat ein sehr schönes Gesicht. Ich möchte gern, daß Du sie nach Afrika bringst. Dann gebe ich ein großes Fest für Deine bibi (Frau) und die Kinder. Am liebsten würde ich zu Euch fliegen, um Deine Frau und Deine Kinder zu sehen, aber was soll ich tun, ich bin arm. Grüße bitte auch bibi mkubwa mama (Großmutter). Ich brauche eine Jacke und eine Hose aus Europa.«

In einem Brief aus dem Jahre 1936 klagte Juma über »...taabu ... njaa ... matata ... ya kadi ...« – Not ... Hunger ... Schwierigkeiten ... hohe Steuern.)

Das Kriegsende brachte den Gefangenen zwar etwas Erleichterung ihrer Lebensumstände, doch ihre Hoffnung, nach Unterzeichnung des Friedensvertrages bald in die Heimat zurückzukehren, rückte in weite Ferne.

Die harte Haltung der Alliierten würde auch in einem Schreiben des Reichsverbandes der Kolonialdeutschen in Berlin vom August 1919 zum Ausdruck gebracht:³²⁰⁾

»... In der Tat hat die Deutsche Regierung schon vor längerer Zeit angeboten, mit gecharterten Schiffen die Gefangenen ... abzuholen. Eigene Schiffe besitzen wir ja nicht mehr. Andererseits müssen wir nach dem Friedensvertrage mit eigenen Transportmitteln die Gefangenen abholen. – Auf das deutsche Angebot hat der Feind nicht einmal eine Antwort erteilt. Offenbar hat die Entente ein Interesse daran, ... die Gefangenen möglichst lange zurückzuhalten. ...«

320) Reichsverband, 1919.

Es hieß, die Alliierten wollten erst abwarten, ob Deutschland die Friedensbedingungen wirklich erfüllte. Währenddessen warteten die Gefangenen weiterhin und zählten die Wanzen und Flöhe.



Abb. 143: Im Gefangenenlager: Beim Zählen der Wanzen und Flöhe

»... Wohl als kläglicher Ersatz für das ungewisse Warten werden wir sonntags unter Bewachung ca. 2 Std. am Nil entlang spazieren geführt. Interessant ist es dabei, die Ackerwirtschaft der Fellachen zu beobachten, die heute noch ihre Felder in der gleichen primitiven Weise pflügen, bewässern und die Ernte aufbereiten wie schon vor 3.000 Jahren.«

Bei einem dieser Spaziergänge begegnete eine Gruppe der Gefangenen auf größere Entfernung dem Kommandanten des Inder-Wachkommandos, Oberstltm. Woodward, ohne ihn zu grüßen. Sofort rief er die Gruppe heran und gab dem ersten besten (Uffz. Kokerbeck) eine schallende Ohrfeige, begleitet von einem Schwall von Schimpfworten. Man war eben immer noch ein rechtloser Gefangener.

Außer den Nilspaziergängen wurden nun auch Kairo-Spaziergänge genehmigt. In Begleitung eines indischen Bewachers durften je sechs Gefangene nach Kairo hineinfahren und sich die Stadt ansehen. Dabei machten die Gefangenen die unterschiedlichsten Erfahrungen. Ohne jeden Zweifel war die Masse der Bevölkerung deutschfreundlich eingestellt, weil

die Deutschen gegen ihre Unterdrücker, die Engländer, gekämpft hatten. Karl Vieweg und seine Ausgehgruppe passierten gerade eine Kunsthandlung, da

»... beschimpft uns auf dem Platze Suareh ein in seiner Ladentür stehender, großer, dicker, grauhaariger Geschäftsmann, anscheinend Franzose, indem er laut hinter uns herruft: ‚Sale boche, boche, boche, boche‘ – (schmutziger Holzkopf, Schwein, Schimpfwort für Deutsche). Als wir uns umsehen, hebt er den Rock hoch und zeigt uns den Hintern.«

Am Abend, als die Gruppe wieder ins Lager kam, waren auch zwei Ausreißer wieder da, Glasenapp und Busenberg, die nicht mehr gewillt waren, trotz Friedensschluß weiterhin gefangen zu sein. Sie hatten sich als ländliche Ägypter verkleidet, waren aber auf dem Wege nach Alexandria wieder eingefangen und ins Lager zurückgebracht worden.

»... Sie sind durch Ägypter verraten worden, die die beiden in ihrer Eingeborenentracht für englische Spitzel oder desertierte englische Soldaten hielten und nachher, als sie erfuhren, daß es deutsche Gefangene wären, bedauerten, sie angezeigt zu haben. ...«

Beim nächsten Stadtausgang mit Tommy-Begleitung

»... muß der Zug auf freier Strecke halten, da die im März in Oberägypten ... ermordeten 9 englischen Offiziere jetzt hier endgültig beigesetzt werden ... Sehr freundlich sind überall die Ägypter gegen uns Deutsche. Im Zuge und in der Elektrischen spreche ich mit vielen. In letzterer will der Kondukteur kein Geld von uns nehmen. ...«

Als Karl Vieweg in Kairo war, lernte er auch einen interessanten Ägypter kennen, Abdul Salam Shahin, Student des Technikums, der ihn über die sich ständig wiederholenden Streiks in der Stadt und über die Hintergründe der vergangenen Unruhen im Lande aufklärte: Anlässlich fremdenfeindlicher Kundgebungen und der Ermordung von 50 Europäern waren 1882 20.000 englische Soldaten zum ‚Schutz‘ in Ägypten eingerückt. Offiziell gehörte das Land zwar weiterhin zum Osmanischen Reich, doch der Khedive (Titel des Vizekönigs von Ägypten) und seine Minister wurden in der Folge vom englischen Generalkonsul ‚beraten‘. Erst als 1914 die Türkei auf seiten der Mittelmächte in den Krieg eintrat, erklärte England Ägypten ohne Umschweife zu seinem Protektorat. Lauter denn je erscholl seitdem der Ruf *»Egypt to the Egyptians!«*

Ob er denn schon bei den Pyramiden gewesen sei, fragte der Student. Das nun nicht, meinte er, er wolle es aber irgendwann tun. Die Anregung inspirierte ihn zum baldigen Handeln, denn schon mehrmals war von der

Heimreise geredet worden. So verschaffte er sich listig einen Extra-Ausgangstag:

» ...Ich borge mir vom alten Schale eine Brille und nehme ein Glas heraus, dann gehe ich zum englischen Arzt und bitte um Erlaubnis, mir in Kairo ein neues Glas in die Brille setzen zu lassen, da ich so nichts sehen könnte und ganz hilflos wäre. ...«

Der Arzt genehmigte, und der Lagerkommandant stellte den notwendigen Passierschein aus. In Kairo wurde Karl Vieweg ständig von Fremdenführern belästigt, die ihn als Kriegsgefangenen erkannten und sogleich ihren deutschen Wortschatz an den Mann brachten. Bei den Pyramiden war es nicht viel anders. Mit einem Führer kletterte er die Cheops-Pyramide hoch (*»Hoppla, Herr Doktor! Schneidig, kolossal, pyramidal, großartig. Langsam, Herr Baron!«*).

Inzwischen wurde es Oktober 1919, fast ein Jahr war seit Kriegsende vergangen. Zum wiederholten Male sollten die Gefangenen die Heimreise antreten. Mal kam gerade das Schiff nicht, mal hatte ein anderes Schiff, das kommen sollte, Fleckfieber an Bord, und ein weiteres Schiff hatte eine Kesselexplosion, was keiner glaubte. Die Gerüchte blühten.

»... Immer wieder Enttäuschungen. Man muß sich zusammennehmen, um nicht verrückt zu werden ... Lange halte ich es nicht mehr aus hinter Stacheldraht. ...«

Dann aber war es endgültig so weit. Auf mehreren Schiffen sollte die Heimreise vonstatten gehen. Karl Viewegs Schiff war die ‚Ak-Denis‘, vormals die ‚Oldenburg‘ des Norddeutschen Lloyd. Die für dieses Schiff bestimmten Gefangenen mußten zwei Tage in ein Durchgangslager, in dem es vor Wanzen und Flöhen nicht auszuhalten war.

»... Zu ebener Erde und trotz Insektenpulver eine qualvolle Nacht verbracht. ...«

Und noch einmal kamen sie für einen Tag in ein weiteres Lager.

»... Das Lager ist besser, aber es wimmelt von halbverhungerten Flöhen! ...«

Auf dem Wege zum Schiff wurden sie von englischen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr (!) bewacht, als ob sie gerade gefangen genommen wären. Die Kolonne marschierte dabei nicht auf dem direkten Wege zum Hafen, sondern auf einem Umweg, aus Sorge der Engländer, der Marsch durch die belebteren Straßen könnte den Ägyptern Gelegenheit zu erneuten, englandfeindlichen Demonstrationen geben.

Am 1. November 1919 verließ das Schiff afrikanischen Boden, den Kontinent, in dem Karl Vieweg neun Jahre seines Lebens verbracht hatte und in dem er seine Zukunft hatte aufbauen wollen.

Schlußbetrachtung

Das deutsche Kaiserreich hatte mit der Übernahme der Schutzherrschaft über die Kolonie Deutsch-Ostafrika tatkräftigen Siedlern die Möglichkeit eröffnet, sich dort eine Existenz aufzubauen. Karl Vieweg nahm dies wahr und schuf sich mit Elan und viel Wagemut eine Pflanzung aus dem Urwald heraus. Dabei zeigte er auch ein besonderes Interesse an den Sitten und Gebräuchen der Bevölkerung. Seine umfangreichen Aufzeichnungen legen davon ein eindrucksvolles Zeugnis ab. Er verstand es, mit den Menschen umzugehen, mit ihnen in ihrer Sprache zu reden, sie für sich zu gewinnen und dadurch viel von ihnen zu erfahren. Doch der Erste Weltkrieg mit seinen unsäglichen Leiden zerstörte den Traum von einer sicheren Existenz.

Seine Aufzeichnungen aus acht Jahren Ostafrika-Erfahrung mögen auch dazu dienen, der oft gehörten Behauptung entgegenzutreten, die Kolonie sei von den Deutschen ausgebeutet worden. Mit Ausnahme des kleinen Togo waren die deutschen Kolonien Zuschußgebiete, deren Einfuhren die Ausfuhren bei weitem übertrafen und den deutschen Steuerzahler nur belasteten; 1913 betrug der Zuschuß allein für Deutsch-Ostafrika 3,6 Mio. Mark.³²¹⁾ Die gesamte Infrastruktur mußte erst ausgebaut werden, um überhaupt eine wirtschaftliche Entwicklung zu ermöglichen. Zieht man zudem die human- und veterinärmedizinischen Maßnahmen, z.B. die Bekämpfung der Schlafkrankheit, der Malaria und der Pocken in Betracht und bedenkt man die Leistungen auf dem Ausbildungssektor wie die Schulpflicht und die Einführung einer einheitlichen Sprache, so ist zweifelsohne während der deutschen Kolonialzeit ein ganz erheblicher Fortschritt erzielt worden, der die Voraussetzungen für die spätere Einheit des Volkes schuf. – Dieser Aufbauarbeit wird heute von maßgeblichen Personen in Tanzania Lob und Anerkennung gezollt.

Der Erste Weltkrieg in Ostafrika wurde für die kleine deutsche Schutztruppe bei der ungeheuren Übermacht des Feindes zu einer Legende für Mut und Durchhaltevermögen. Dies war nur möglich durch die Haltung der Askari, die mit ihren weißen Führern durch dick und dünn gingen. Wenn auch in späteren Kriegsjahren jeder fünfte Askari desertierte, so ist doch erstaunlich, daß es nicht mehr waren angesichts der Strapazen und Entsaugungen wie Hungerrationen, Ferne der Heimat, fehlender Sold sowie auch Dienst für den stammes- und landesfremden Europäer. – Ein tansanischer Professor sagte einmal: »... Wenn unsere afrikanischen Großväter die Deutschen wirklich gehaßt hätten, wenn auch nur ein einziger Afrikaner

321) Görge, 1923.

die Hand gegen sie erhoben haben würde, dann hätte Lettow keinerlei Chance gehabt. Gegen den Willen der Afrikaner hätte er sich nicht viereinhalb Jahre lang in diesem Land halten können. ...³²²⁾

Die anschließende britische Kolonialzeit von 1920 – 1961 trug kaum zur Entwicklung des Landes bei, die Wirtschaft stagnierte. Das Empire hatte andere Sorgen, als sich intensiv um Afrika zu kümmern. Nachdem im Jahre 1961 die Kolonialherrschaft endgültig abgeschüttelt worden war, versuchte Präsident Nyerere, den Fortschritt auf sozialistischem Weg zu erzielen. Doch das Unternehmen scheiterte kläglich. Die Agrar- wie auch die Industrieproduktion stiegen nicht, sondern gingen zurück. Das Land wurde von den früheren Kolonialmächten hinsichtlich Wirtschaft und Finanzen abhängiger denn je. Das große Glück, das einst der Prophet Kinjikitile im Jahre 1905 zu Beginn des Maji-Maji-Aufstandes gegen die deutsche Herrschaft verkündet hatte, dieses große Glück läßt immer noch auf sich warten. Es wäre wohl besser gewesen, der Prophet hätte seine Gefolgschaft ermutigt, sich auf ihre eigenen Kräfte zu besinnen; das hätte sicherlich viele spätere Entwicklungshilfe überflüssig machen können.

Tanzania war und ist weiterhin ein Land, das von seiner Landwirtschaft abhängig ist. 85% der Bevölkerung finden in diesem Wirtschaftszweig ihre Lebensgrundlage. Fast zwei Drittel der Exporte stammen von den großen Plantagen der Agrar- und Forstwirtschaft sowie der Fischerei. Dabei ist die Selbstversorgung der rasch wachsenden Bevölkerung auf absehbare Zeit unwahrscheinlich; das Pro-Kopf-Einkommen sinkt ständig, kein Wunder, denn jede Frau bringt – statistisch gesehen – 6,3 Kinder zur Welt. Sehr unbefriedigend ist auch die Lage im Gesundheitssektor. Während in Deutschland ein Arzt theoretisch 248 Einwohner versorgt, sind es in Tanzania rund 20.000. Die Lebenserwartung liegt bei nur 49 Jahren.

Seit 1986 vollzieht sich in dem Land ein Umbruchprozeß, bei dem das ineffiziente Staatswirtschaftssystem der Nyerere-Epoche durch ein marktwirtschaftlich orientiertes abgelöst werden soll. Der Übergang gestaltet sich schwierig. Noch gehört Tanzania zu den allerärmsten Ländern der Welt. Die Inflationsrate liegt zwischen 30 und 40%. In zunehmendem Maße ist es von Entwicklungshilfe abhängig geworden, wobei die Hilfsmaßnahmen, die nur zu einem Drittel zurückgezahlt zu werden brauchen, selten den Wirkungsgrad erreichten, den man angestrebt hatte. – Deutschland ist für Tanzania nicht nur ein wichtiger Handelspartner, sondern im Rahmen der Entwicklungshilfe auch ein wichtiges Geberland; kein afrikanisches Land südlich der Sahara erhielt bisher mehr deutsche Entwick-

322) Prager, S. 109. – Der tansanische Professor möchte aus politischen Gründen nicht mit Namen genannt werden.

lungshilfe als Tanzania. Zusätzlich erließ Deutschland 1992 fast die Hälfte aller aufgelaufenen Schulden und schob die Rückzahlung weiterer hinaus.

Doch noch befindet sich das Land, in das Karl Vieweg all seine Erwartungen gelegt, dem er die besten Jahre seines Lebens und seine Gesundheit geopfert hatte und in dem auch der Verfasser Jahre in der Entwicklungshilfe für den Fortschritt des Landes arbeitete, in keinem Aufwärtstrend. Ein Korruptionsskandal ganz erheblichen Ausmaßes führte Ende 1994 sogar zur vorläufigen Einstellung internationaler und bilateraler Entwicklungshilfen (Expräsident Nyerere 1995: *„Tanzania stinks of corruption!“*) und bestärkte potentielle ausländische Investoren, sich weiterhin abwartend zu verhalten. Dies könnte sich in den nächsten Jahren ändern, wenn ein mit Unterstützung der Weltbank und des Internationalen Währungsfonds ausgearbeitetes Förderungsprogramm stärker zum Tragen kommt und wenn vor allem Tanzania gleichzeitig genügend Konsequenz bei der Sanierung und Steigerung der Effizienz seiner Staatsverwaltung zeigt.

Anhang

Zeittafel für Deutsch-Ostafrika

- ca. 1000 v. Chr. Die Küste ist Arabern, Phöniziern und Indern bekannt.
8./9. Jh. n. Chr. Araber gründen Handelsniederlassungen (Tanga, Dar es Salaam, Kilwa).
1503 u. 1506 Portugiesen auf Sansibar und in Kilwa.
1730 Rückeroberung Sansibars durch den Sultan von Oman.
1858 Burton und Speke in Ujiji.
1871 Livingstone und Stanley in Ujiji.
1874 Der Sultan von Sansibar bietet dem Deutschen Reich den Schutz (nicht die Souveränität) über Sansibar an. Bismarck lehnt ab.
1880 – 1882 Wißmann durchquert Zentralafrika.
1884 Erste Landerwerbungen durch Dr. Carl Peters im Auftrag der ‚Gesellschaft für deutsche Kolonisation‘.
1885 Kaiser Wilhelm I. stellt Schutzbrief aus.
1886 Deutsch-britischer und deutsch-portugiesischer Grenzvertrag.
1888 Deutsch-britische Seeblockade der Küste gegen Sklavenhandel; die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft (DOAG) pachtet vom Sultan von Sansibar einen 16 km breiten Küstenstreifen; daraufhin erfolgt Araberaufstand unter Bushiri und Bana Heri.
1889 Reichskommissar v. Wissmann wirbt im Sudan und in Mosambik Askari zur Niederschlagung des Aufstandes an.
1890 Ende des Araberaufstandes.

- 1890 Deutsch-britischer ‚Vertrag über Kolonien und Helgoland‘: Deutschland erhält neben Helgoland und dem Caprivi-Zipfel in Südwestafrika den Küstenstreifen vor Deutsch-Ostafrika und verliert Wituland in Brit.-Ostafrika.
1890 Deutschland übernimmt von der DOAG die Verwaltung der Kolonie.
1891 Wahehe-Aufstand.
1893/94 Unterwerfung der Wahehe und Wachagga.
1899 Einführung der Schulpflicht für schwarze Jungen.
1905/06 Maji-Maji-Aufstand im Süden.
1914 – 1918 Die deutsche Schutztruppe kämpft unbesiegt bis Kriegsende.
1920 Aufteilung in britische, belgische und portugiesische Völkerbundsmandate.
1946 Die 3 Mandate werden UNO-Treuhandgebiete.
1961 Das britische UNO-Gebiet wird als Tanganyika unabhängig.
1962 Das belgische UNO-Gebiet wird als Urundi und Burundi unabhängig.
1964 Tanganyika und Sansibar vereinigen sich zu Tanzania.
1975 Das portugiesische UNO-Gebiet wird zusammen mit Mosambik unabhängig.

Gouverneure des Schutzgebietes

- 1885 – 1889 Dr. Carl Peters, Reichskommissar
1889 – 1891 Wissmann, Reichskommissar
1891 – 1893 Freiherr von Soden
1893 – 1895 Freiherr von Scheele
1895 – 1896 von Wissmann
1896 – 1901 von Liebert
1901 – 1906 Graf von Götzen
1906 – 1912 Freiherr von Rechenberg
1912 – 1918 Dr. Schnee

Kommandeure der Schutztruppe

1891	von Zelewski
1892 – 1893	unbesetzt
1894 – 1895	Freiherr von Scheele, Oberst
1896 – 1897	von Trotha, Oberstleutnant
1898 – 1900	von Liebert, Generalmajor
1901 – 1905	Graf von Götzen, Major
1906 – 1914	von Schleinitz, Major
1914 – 1918	von Lettow-Vorbeck, Oberstleutnant, später Generalmajor

Abkürzungen

D.O.A.	Deutsch-Ostafrika
O.E.G. (auch	Ostafrikanische
O.A.E.G.)	Eisenbahngesellschaft
D.O.A.G.	Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft
DOAZ	Deutsch-Ostafrikanische Zeitung
F.K.	Feldkompanie
Fw.	Feldwebel
Gefr.	Gefreiter
Hptm.	Hauptmann
K.A.R.	Kings African Rifles
K.R.E.L.	Kifulu Rubber Estates Ltd.
Ltn.	Leutnant
M	Mark
MG	Maschinengewehr
Obltn.	Oberleutnant
RKA	Reichskolonialamt
Rp	Rupie
Sch.K.	Schützenkompanie
SMS ‚Möwe‘	Seiner Majestät Schiff ‚Möwe‘
Uffz.	Unteroffizier
Vzfw.	Vizefeldwebel

Glossar

<i>adu</i>	Feind	<i>huju, buju</i>	da ist er (bei Treibjagd)
<i>akali</i>	Intelligenz	<i>jumbe</i>	Dorfschulze
<i>akida</i>	farb. Verwaltungsbeamter mehrerer Dörfer	<i>juu</i>	oben
<i>albandulilabi!</i>	Lob sei Gott!	<i>kafir</i>	Ungläubiger
<i>amri ya kaisari</i>	auf Geheiß des Kaisers	<i>kali</i>	böse
<i>askari</i> (türkisch)	farbiger Soldat	<i>kanga</i>	buntbedrucktes Baum- wolltuch
<i>asanti</i>	danke	<i>kanzu</i>	Obergewand, langes Hemd
<i>baba</i>	Vater	<i>karani</i>	Schreiber
<i>bakschischi</i>	Bakschisch, Trink- geld	<i>karibu</i>	tritt ein
<i>barrabarra</i>	Straße	<i>kazi</i>	Arbeit, Gemeinheit
<i>bendera</i>	Fahne	<i>kiboko</i>	Peitsche aus Flußpferd- haut
<i>betschaub</i>	Sergeant	<i>kidogo</i>	etwas, sehr wenig
<i>bibi</i>	Frau	<i>kidukwi</i>	Zwergantilopen
<i>bibi ya kitabu</i>	rechtmäßige Frau	<i>kifaru</i>	Nashorn
<i>boma</i>	Verwaltungsgebäude, (befestigte) Einfriedung, Igel- stellung im Verteidigungs- kampf	<i>kigoli</i>	Mädchen vor der ersten Menstruation
<i>bwana</i>	Herr	<i>kilimani</i>	Berg
<i>bwana kubwa</i>	Großer Herr	<i>kipini</i>	Schmuckstift für Ohr oder Nase
<i>cassava</i>	stärkereiche Knollen- frucht	<i>kuma</i>	Scheide
<i>charge</i>	Unteroffizier oder höhe- rer Mannschaftsgrad	<i>kuma mayo</i>	bei der Scheide mei- ner Mutter (Fluch)
<i>dawa</i>	Medizin	<i>kumi</i>	zehn
<i>dschinn</i>	Geist	<i>kwaberi</i>	auf Wiedersehen
<i>dudu</i>	Insekt	<i>kweli</i>	wahrhaftig, in der Tat, gewiß
<i>effendi</i> (türkisch)	farbiger Offizier	<i>kwetu, kwetu?</i>	darf ich eintreten?
<i>fez</i>	Kopfbedeckung des Askari außer Dienst	<i>lakini</i>	aber, jedoch
<i>fundi</i>	Handwerker	<i>machila</i>	Tragbahre
<i>habari gani?</i>	Was gibt es?	<i>macho</i>	Augen
<i>bakki</i>	Recht, Forderung	<i>maji</i>	Wasser
<i>hapana</i>	nein	<i>mamba</i>	Krokodil
<i>hawara</i>	Konkubine	<i>mangi</i>	Häuptling (der Wachagga)
<i>hodi</i>	darf ich eintreten?	<i>masika</i>	große Regenzeit
		<i>matata</i>	Schwierigkeiten
		<i>mbali</i>	weit

mbaya schlecht, schwer
mganga Mediziner
mohogo Cassava = Maniok (kartoffelähn. Knollenfrucht)
moto Feuer
mrehani Basilikumkraut
msimamizi Trägerschlepper
mtama Hirse
mulungu, mungu Gott
mwali Mädchen nach der ersten Menstruation
mzigo Last, Gepäck
mzungu Europäer
mzuri gut, in Ordnung
nachoka faul, lässig
nani wee? wer da?
nassi? wer da?
ndio ja
ngoma Tanz
nguru eine Fischart
ombasha Gefreiter
pendakula Leopard, Löwe
polepole langsam, vorsichtig
pombe Hirsebier
pori Busch, Steppe
porini im Busch
rugaruga Hilfskrieger
safari Reise, Karawane
sahibu Freund
sana sehr
Scharia islamischer Sittenkodex
shaitani Teufel
shamba Pflanzung, Ackerland
shauri Beratung, Gerichtsversammlung, Gespräch

shauri moja gemeinsame Sache (machen)
shenzi Buschneger, Wilder (Schimpfwort)
sheria Gesetz(gebung)
si mke wangu du bist nicht mehr meine Frau
sijui ich weiß nicht; was ist es?
sikilisa horch!
simana! halt!
simba Löwe
sima babari? wieso das?
sol farbiger Feldweibel
stamboli Istanbul
suabeli arab.-negride Mischrasse der Küste
suria mkoba Reisetasche
swahil Küste
talaka Ehescheidung
tano fünf
tayari fertig
tazama hapa! sieh hierher!
tembe primitives Gehöft (Flachdach)
tembu Elefant
tume Auftrag
ugali Mehlbrei
ulaya Heimat, Wunderland, Europa
walabi! bei Gott!
washani die Zauberer
yum-yum schmeckt hervorragend

Verzeichnis der Abbildungen und Karten

a) Abbildungen

Brown, James A. Johannesburg: 23, 27, 102, 126
Dempwolff: 137
Dobbertin, Walther, Dar es Salaam: 5, 7, 10, 21, 82, 83, 84, 90, 99, 100, 107, 110, 120
Eglseer, Wilhelm, Bonn: 133
Geheimes Staatsarchiv Berlin: 130
Haberland, Herta, Berlin: 128
Heim, Franz, Feldafing: 105
Koenn, Fritz, Königswinter: 6, 39, 61, 101, 116, 131, 132, 136, 143
Kraut: 95, 109, 124
Kübl, Siv-Brit, Dassendorf: 128
Lippert, Manfred: 144
Mann, Christiane, Uttweiler/Königswinter: 4
Meinertzhagen, Richard, Edinburgh: 122
Mosley, Leonard, London: 97, 115, 123
Ruckteschell, Walter: Askari Titelbild
Shackleton, C.W., Durban: 118
Siebentritt, Reinhold, Archiv Siebentritt Gunzenhausen: 2, 3, 22, 24, 33, 35, 37, 50, 53, 57, 75, 76, 86, 89, 91, 93, 94, 96, 103, 104, 106, 108, 113, 114, 117, 121, 125, 127, 129, 134, 135, 140, 142
Vieweg, Burkhard, Archiv Vieweg Bonn: 88, 98, 112, 119, 141
Vieweg, Karl, Archiv Vieweg, Bonn: 1, 8, 9, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 25, 26, 28, 29, 30, 31, 32, 34, 36, 38, 40, 41, 42, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 51, 52, 54, 55, 56, 58, 59, 60, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 77, 78, 79, 80, 81, 85, 87, 92, 111
Weule, Karl: 43, 138, 139

b) Karten

Baust, Christian, Leverkusen: 10
Meinertzhagen, Richard, Edinburgh: 7 - 9
Vieweg, Burkhard, Bonn: 1 - 5, 11
Vieweg, Karl: 6

Literaturverzeichnis

- Aas, Norbert et al.: Konflikte im Kolonialen Alltag. Eine rechts-historische Untersuchung der Auseinandersetzungen des Siedlers Heinrich Karl Langkopp mit der Kolonialverwaltung in Deutsch-Ostafrika (1910 – 1915); Bayreuth African Studies Series 28, Bayreuth 1992, S. 56. (zit.: Aas, S. 56)
- Adams, Pater: Lindi und sein Hinterland, Berlin 1903, S. 58, zit. nach: Weidner, Fritz, Die Haussklaverei in Ostafrika, Jena 1915, S. 96. (zit.: Adams, S. 58)
- Akzente: Aus der Arbeit der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ), Ztschrft., Eschborn März 1995, S. 10. (zit.: Akzente, 1995)
- Amtlicher Anzeiger für Deutsch-Ostafrika, XII. Jg. 1911, Nr. 17, 30, 43, Todesfälle unter Weißen. (zit.: Amtl. Anzeiger, 1911, Nr. 17, 30, 43)
- * " XIII. Jg. Nr. 2, 10.1.1912, S. 3, Todesfälle unter Weißen. (zit.: Amtl. Anzeiger, 1912, Nr. 2)
- * " XIII. Jg. Nr. 68, 13.11.1912, S. 218, Betreten der Bahnanlagen. (zit.: Amtl. Anzeiger, 1912, Nr. 68)
- * " XIV. Jg. Nr. 18, 9.4.1913, S. 56, Strafen. (zit.: Amtl. Anzeiger, 1913, Nr. 18)
- * " XIV. Jg. Nr. 23, 30.4.1913, S. 65, Strafen. (zit.: Amtl. Anzeiger, 1913, Nr. 23)
- * " XIV. Jg. Nr. 40, 30.7.1913, S. 107, Ausweisung. (zit.: Amtl. Anzeiger, 1913, Nr. 40)
- * " XV. Jg. Nr. 17, 4.3.1914, S. 36f, Über das Züchtigungsrecht des Dienstherrn. (zit.: Amtl. Anzeiger, 1914, Nr. 17)
- * " XV. Jg. Nr. 60, 8.8.1914, S. 180, Bekanntmachung. (zit.: Amtl. Anzeiger, 1914, Nr. 60)
- Amtliches britisches Werk, S. 127, zit. nach: Boell, Ludwig, Die Operationen in Ostafrika, Weltkrieg 1914 – 1918, Privatdruck, Hamburg 1951, S. 91. (zit.: Amtl. brit. Werk, S. 127)
- Arning, Wilhelm: Vier Jahre Weltkrieg in Deutsch-Ostafrika, Hannover 1920, S. 58, 301. (zit.: Arning, Vier Jahre Weltkrieg)
- * " Deutsch-Ostafrika gestern und heute, Berlin 1936, S. 29f. (zit.: Arning, DOA gestern, S. 29f)
- Ärztliche Mission, 4. Heft, 1911, S. 76. (zit.: Ärztl. Mission, S. 76)
- Bald, Detlef: Deutsch-Ostafrika 1900 – 1914. Eine Studie über Verwaltung, Interessengruppen und wirtschaftliche Erschließung; Ifo-Inst. f. Wirtschaftsforschg. Nr. 54, München 1970, S. 148 ff. (zit.: Bald, S. 148 ff)
- Baust, Christian: Die Lage der Zivilbevölkerung in Deutsch-Ostafrika unter alliierter Besetzung 1914/19 im Spiegel deutscher Quellen, Magisterarbeit, Univ. Bonn 1989, S. 92 ff. (zit.: Baust, S. 92 ff)
- Bengerstorf, H.: Unter der Tropensonne Afrikas, Hamburg 1909, S. 6. (zit.: Bengerstorf, S. 6)
- Boell, Ludwig: Die Operationen in Ostafrika. Weltkrieg 1914 – 1918, Privatdruck, Hamburg 1951, S. 28f, 32, 39f, 47, 54, 108, 158, 183, 187, 217, 226, 316f, 345, 377, 387, 427, 435, 438. (zit.: Boell)
- Bokermann, W.: Lutindi – Sklavenfreistätte, Waisen- und Irrenanstalt, in: Die Ärztliche Mission, 6. Jg. 4. Heft, 1911, S. 76. (zit.: Bokermann, S. 76)
- Brandes-Bericht, Auszüge aus –, Reichskolonialamt (RKA 10.01, Der Krieg in Deutsch-Ostafrika 1914 – 1918) im Bundesarchiv Abtlg. Potsdam, Bd. 874, Bl. 292. (zit.: Brandes-Bericht, S. 292)
- Brown, James Ambrose: They fought for King and Kaiser. South Africans in German East Africa 1916, Johannesburg 1991, S. IX, 69, 77, 160f, 223, 252, 264, 276, 281, 306, 326. (zit.: Brown)
- Bursian, Alexander: Die Häuser- und Hüttensteuer in Deutsch-Ostafrika; Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Jena, 8. Bd., 2. Heft, Jena 1910, S. 10. (zit.: Bursian, S. 10)
- Burton, R. F.: Zanzibar City Island and Coast, Bd.I, S. 263, 459, London 1872, zit. nach: Weidner, Fritz, Die Haussklaverei in Ostafrika, Jena 1915, S. 67, 74. (zit.: Burton)
- Christensen, Christian: Nordschleswiger verteidigen Deutsch-Ostafrika, Essen 1938, S. 223. (zit.: Christensen, S. 223)
- Clyde, David: History of the medical Services of Tanganyika, Dar es Salaam 1962, S. 56, 58f, 91 – 94. (zit.: Clyde)
- Colomb, Cpt.: Slave-Catching in the Indian Ocean, London, 1873, S. 479 ff, zit. nach: Weidner, Fritz, Die Haussklaverei in Ostafrika, Jena 1915, S. 55. (zit.: Colomb, S. 479 ff)
- Cornevin, R.: Geschichte der deutschen Kolonisation, Goslar 1974, S. 15, 76, 83. (zit.: Cornevin)
- Damann, Ernst: Die deutschen Missionen in den ehemaligen deutschen Kolonien zwischen den beiden Weltkriegen, in: Bade, Klaus (Hg.), Imperialismus und Kolonialmission. Kaiserl. Deutschland und Koloniales Imperium; Beiträge zur Kolonial- u. Überseegeschichte 22, Wiesbaden 1984, S. 289 ff. (zit.: Damann, S. 289 ff)

- Decher, Maximilian:* Afrikanisches und Allzu-Afrikanisches. Erlebtes und Erlauschtes in Deutsch-Ostafrika 1914 – 1917, Leipzig 1932, S. 148. (zit.: Decher, S. 148)
- Denkschrift des Kaiserlichen Gouverneurs von D.O.A. über die Haussklaverei in D.O.A., Reichstag, 13. Legislaturperiode, I. S. 1912/14, Nr. 1395, zit. nach: Weidner, Fritz, Die Haussklaverei in Ostafrika, Jena 1915, S. 41. (zit.: Denkschrift 1912/14)*
- Deppe, Charlotte und Ludwig:* Um Ostafrika, Dresden 1925, S. 335, 345, 354, 366. (zit.: Deppe)
- Deutsch-Ostafrikanische Zeitung, Extrablatt Nr. 10, 8.8.1914. (zit.: DOA-Ztg., Extrablatt v. 8.8.1914)*
- * * Extrablatt Nr. 48, 17.10.1914. (zit.: DOA-Ztg., Extrablatt v. 17.10.1914)
- Deutsches Kolonialblatt, 24. Jg. Nr.3, 1.2.1913, S. 85, Strafvollstreckungsvorschrift. (zit.: Dt. Kolon.blatt, 1913, Nr. 3)*
- * * 24. Jg. Nr. 9, 1.5.1913, S. 396, Arbeiterverordnung vom 5.2.1913. (zit.: Dt. Kolon.blatt, 1913, Nr. 9)
- * * 26. Jahrgg. Nr. 1, 1.1.1915, S. 13, Verlustliste. (zit.: Dt. Kolon.blatt, 1915)
- * * 29. Jahrgg. Nr.13/14, 15.7.1918, S. 227f, Der Krieg in den deutschen Schutzgebieten, Zehnte Mitteilung; Ostafrika. (zit.: Dt. Kolon.blatt, 1918)
- Deutsche Kolonialzeitung, 29. Jg., 1912, S. 119, Einführung der Kopfsteuer in Deutsch-Ostafrika. (zit.: Dt. Kolon.ztg., 1912)*
- * * 34. Jg. Nr.11 v. 20.11.1917, S. 162, Die Belgier in Deutsch-Ostafrika. (zit.: Dt. Kolon.ztg., 1917)
- * * 36. Jg. Nr.6, 20.6.1919, S. 62f, Deutsch-Ostafrikas Versorgung mit Arznei- und Verbandmitteln während des Feldzuges. (zit.: Dt. Kolon.ztg., 1919)
- Deutsche Zeitung, Nr. 244, 16.10.1904, Die Sittenzustände in Dar es Salaam, im Evangel. Zentralarchiv Berlin, Bestand 5, Nr. 2915. (zit.: Dt. Zeitung, 1904)*
- Difford, Ivor:* The Story of the 1st Battalion Cape Corps (1915 – 1919), Cape Town 1920, S. 79. (zit.: Difford, S. 79)
- Dörffel, Alfred:* Tätigkeitsbericht 1914/18. Versorgung der Truppe mit Medikamenten, S. 7, im Bundesarchiv Koblenz, Zugangsbuch Nr. 0137. (zit.: Dörffel)
- Downes, W. D.:* With the Nigerians in German East Africa, London 1919, S. 226, zit. nach: Boell, Ludwig, Die Operationen in Ostafrika, Weltkrieg 1914 – 1918. Hamburg 1951, S. 377. (zit.: Downes, S. 226)

Emin Pascha: Gefährvolle Entdeckungsreisen in Zentralafrika 1876 – 1892, Stuttgart 1983, S. 102. (zit.: Emin Pascha, S. 102)

Fontaine, H.: Das deutsche Veterinärwesen, Hannover 1939, S. 821. (zit.: Fontaine, S. 821)

Gallus: Die afrikanische Presse, in: Ztschrft. f. Kolonialpolitik, Kolonialrecht u. Kolonialwirtschaft, Nr. 10, 1908, S. 825. (zit.: Gallus, S. 825)

Goebel, J.: Afrika zu unseren Füßen. Lettow-Vorbeck entgegen und andere geheimnisvolle Luftschiffahrten, Leipzig 1925, S. 50, 96. (zit.: Goebel)

Görges, Dietrich: Deutsch-Ostafrika vor und nach dem Kriege, Jur. Diss., Würzburg 1923, S. 107. (zit.: Görges, 1923)

Gott will es, Monatsschrift, Afrika-Verein deutscher Katholiken, Münster 1892, S. 70, zit. nach: Weidner, Fritz, Die Haussklaverei in Ostafrika, Jena 1915, S. 52. (zit.: Gott will es, S. 70)

Gwassa, Gilbert: Kinjiktile and the Ideology of Maji Maji, in: Ranger, Terence, O. (Hg.), The Historical Study of Afr. Religion, London 1972, S. 215, zit. nach: Seeburg, Karl-Martin, Der Maji-Maji-Krieg gegen die deutsche Kolonialherrschaft, Berlin 1989, S. 27. (zit.: Gwassa, S. 215)

Hamann, Hans: Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie Deutsch-Ostafrika vor dem Kriege, Diss., Greifswald 1923, S. 142. (zit.: Hamann, S. 142)

Hardinge: Bericht v. 26.2.1895, Doc. 1895, S. 175, zit. nach: Weidner, Fritz, Die Haussklaverei in Ostafrika, Jena 1915, S. 68. (zit.: Hardinge, 1895)

* * Bericht v. 4.5.1896, Doc. 1896 S. 205, zit. nach: Weidner, Fritz, Die Haussklaverei in Ostafrika, Jena 1915, S. 87. (zit.: Hardinge, 1896)

Hauer, August: Kumbuke. Erlebnisse eines Arztes in Deutsch-Ostafrika, Berlin 1943, S. 20f, 48, 220. (zit.: Hauer)

Henningsen, Nicolaus: Reichskanzler von Bethmann Hollwegs Kriegreden (Reichstagsrede v. 5. April 1916); Schaffsteins Grüne Bändchen, Nr. 71 u. 72, Leipzig 1917, S. 75. (zit.: Henningsen, 1917)

Henop, Waldemar: Biographie eines 60-jährigen Afrikaners; unveröfftl. Manuskript, Archiv Klaus-Friedrich Hetzer, Stuttgart. (zit.: Henop, unveröfftl.)

Hetzer, Klaus-Friedrich: Gold in Deutsch-Ostafrika; Beiträge zur deutschen Kolonialgeschichte Bd. 8, S. 3, hrsg. vom Traditionsverband ehem. Schutz- u. Überseetruppen, Freunde d. früheren dt. Schutzgebiete e.V., Greifenstein 1995. (zit.: Hetzer, S. 3)

- Hodges, G. W. T.*: African Manpower Statistics for the British Forces in East Africa, 1914 – 1918, in: J. Afr. Hist., 1978, Bd. XIX, Nr. 1, S. 101 – 116. (zit.: Hodges)
- Hofer, Michael u. Renner, Frumentius*: Im Dienst und Schutz des Höchsten. Bruder Michael Hofer erzählt sein Leben, St. Ottilien 1978, S. 199. (zit.: Hofer, S. 199)
- Hubatsch, Walther*: Grundriß der deutschen Verwaltungsgeschichte 1815 – 1945, Bundes- und Reichsbehörden 22, Marburg 1983, S. 378. (zit.: Hubatsch, S. 378)
- Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/15*, Bd. 2, S. 142, Stuttgart 1914f. (zit.: Illust. Geschichte, S. 142)
- Karstedt, F. Oskar*: Deutsch-Ostafrika und seine Nachbargebiete. Ein Handbuch für Reisende, Berlin 1914, S. 11, 123, 227. (zit.: Karstedt, DOA)
- " " Beiträge zur Praxis der Eingeborenenrechtssprechung in Deutsch-Ostafrika, Dar es Salaam 1912, S. 104. (zit.: Karstedt, Eingeborenenrecht, 1912)
- " " Zur Sklavenfrage in Deutsch-Ostafrika, in: Deutsch-Ostafrikanische Zeitung, Jg. 16, Nr. 8, 24.1.1914. (zit.: Karstedt, Sklavenfrage, 1914)
- Kienitz, Ernst*: Zeittafel zur deutschen Kolonialgeschichte, München 1941, S. 94. (zit.: Kienitz, S. 94)
- Klamroth, Martin*: Beiträge zum Verständnis der religiösen Vorstellungen der Saramo im Bezirk Dar es Salaam, in: Ztschrft. für Kolonialsprachen, Jg. 1, Berlin 1910/11, S. 193. (zit.: Klamroth, S. 193)
- Klatt, Günter*: Ein kurzer historischer Abriss über die Einführung eines pharmazeutischen Dienstes in Deutsch-Ostafrika, in: Pharmazeut. Ztg., Jg. 111, Nr. 47, 24.11.1966, S. 1730. (zit.: Klatt, 1966, S. 1730)
- " " Geschichte und Entwicklung des Apotheken- und Arzneimittelwesens in Tansania, Diss., Marburg 1969, S. 55, 133f, 140. (zit.: Klatt, 1969)
- Kohlstock, Paul*: Ärztlicher Ratgeber für Ostafrika und Tropische Malaria-gegenden, Berlin 1891, S. 22. (zit.: Kohlstock, S. 22)
- Landesgesetzgebung des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebiets*. Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen, hrsg. durch das Kaiserl. Gouvernement von DOA, Dar es Salaam 1911, S. 200. (zit.: Landesgesetzgebung, Gerichtsbarkeit, S. 200)
- " " Die Kongoakte vom 26.2.1885, S. 27. (zit.: Landesgesetzgebung, Kongoakte, S. 27)

- Lang, Franz*: Spionage am Kilimandjaro, in: Kolonial-Post, Jg. 33, Berlin 1939, S. 139f. (zit.: Lang, S. 139f)
- Lettow-Vorbeck, Paul v.*: Heia Safari. Deutschlands Kampf in Ostafrika, Leipzig 1920, S. 23f, 81. (zit.: Lettow, Heia Safari)
- " " Meine Erinnerungen aus Ostafrika, Leipzig 1920, S. 45f. (zit.: Lettow, Meine Erinnerungen)
- " " Was mir die Engländer über Ostafrika erzählten, Leipzig 1932, S. 9. (zit.: Lettow, 1932, S. 9)
- " " Mein Leben, Biberach 1957, S. 134. (zit.: Lettow, Mein Leben, S. 134)
- Lochner, Reinhard Karl*: Kampf im Rufiji-Delta, München 1987, S. 46, 68, 155, 357 ff. (zit.: Lochner)
- Loof, Max*: Deutsche Kolonie in Not, Berlin 1928, S. 53f. (zit.: Loof)
- Louis, William Roger*: Das Ende des deutschen Kolonialreiches. Britischer Imperialismus und die deutschen Kolonien 1914-1919, S. 54 ff. Aus d. Engl. von Gerd Weiffenberg; Studien zur modernen Gesch. 6, Düsseldorf 1971. (zit.: Louis, S. 54 ff)
- Lutteroth, Ascan*: Tunakwenda. Auf Kriegssafari in Deutsch-Ostafrika, Hamburg 1938, S. 286. (zit.: Lutteroth)
- Lyne, R. N.*: Zanzibar in contemporary times, London 1905, S. 35, zit. nach: Weidner, Fritz, Die Haussklaverei in Ostafrika, Jena 1915, S. 64. (zit.: Lyne, S. 35)
- Mader, Friedrich Wilhelm*: Am Kilimandjaro. Abenteuer und Kämpfe in Deutsch-Ostafrika, Stuttgart 1941, S. 58. (zit.: Mader, S. 58)
- Matuschka, Bernhard, Graf*: Ein Pflanzlerleben in Deutsch-Ostafrika, Berlin 1940, S. 71. (zit.: Matuschka, S. 71)
- Meinertzhagen, Richard*: Army Diary 1899-1926; London 1960, S. 93, 124, 127, 147, 183, 187. (zit.: Meinertzhagen)
- Meinhardt, Günther*: Die Geldgeschichte der ehemaligen deutschen Schutzgebiete, Heft 4: Deutsch-Ostafrika, in: Sonderausgabe Nr. 23 der Rundschau der Geldzeichensammler, Dortmund 1961, S. 47 ff. (zit.: Meinhardt, S. 47 ff)
- Meissner, Hans-Otto*: An den Quellen des Nils. Die Abenteuer des Emin Pascha, Stuttgart 1986, S. 109. (zit.: Meissner, S. 109)
- Merker, M.*: Die Rechtsverhältnisse und Sitten der Wachagga, S. 4, 11 – 13, 20, 28, in: Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes Geographischer Anstalt, Ergänzgsbd. XXX, Heft 138, Gotha 1903. (zit.: Merker, Wachagga)
- " " Die Massai, Berlin 1910, S. 52, 188, 191, 195, 276 ff. (zit.: Merker, Massai)

- Methner, Wilhelm*: Unter drei Gouverneuren, Breslau 1938, S. 264, 432. (zit.: Methner)
- Meyer, Hans*: Der Kilimandscharo – Reisen und Studien, Berlin 1900, S. 46. (zit.: Meyer, 1900)
- Miller, Charles*: Battle for the bundu. The first world war in East Africa, London 1974, S. 2, 13, 105 ff. (zit.: Miller)
- Mission, Ztschrift. des Berliner Missionswerkes*. Nr. 3, 1994. (zit.: Mission, 1994)
- Mkwawas Schädel Korrespondenz* betr., im: Public Record Office, London, C.O. 691/36, S. 32-39; C.O. 691/37, S. 266, 529, 530, Jg. 1920. (zit.: Mkwawa, Korrespondenz, 1920)
- Mosley, Leonard*: Duel for Kilimanjaro, London 1963, S. 70, 79 ff, 118, 131 ff, 160f. (zit.: Mosley)
- Müller, Hermann*: Kriegserinnerungen aus Deutsch-Ostafrika 1914 – 1917, Kap. I 24, II 32, III 21, Hamburg 1950, unveröfftl. Manuskript, Archiv Reinhold Siebentritt, Gunzenhausen. (zit.: Müller)
- National Archiv Tanzania*, German Records, Akte G 21/347, 1911, Ermittlungssache gegen den Polizeiwachtmeister Lindner, Daressalaam, wegen Vergewaltigung. (zit.: Nat. Arch. Tanz., G 21/347)
- * * Akte G 21/463, 1912/13, Strafsache gegen die Plantagenassistenten Friedrich Wilhelm v. Dieskau, Friedrich Lübsen und Ernst Steinbrück, Kifulu Rubber Estates, Kifulu, Bez. Daressalaam, wegen Mißhandlung. (zit.: Nat. Arch. Tanz., G 21/463)
- * * Akte G 21/525 1913/14, Strafsache gegen den Pflanzer Walter Grund, Pugu, Bez. Daressalaam, wegen Mißhandlung und Beleidigung (zit.: Nat. Arch. Tanz., G 21/525)
- * * Akte G 55/1, 1911 – 1913, Minaki-Pflanzungsgesellschaft, Sklavenfreikäufe. (zit.: Nat. Arch. Tanz., G 55/1)
- Neuhauss, R.*: Deutsch Neu-Guinea, Bd. 1, Berlin 1911, zit. nach: Vieweg, Burkhard, Big Fellow Man. Muschelgeld und Südseegeister. Authentische Berichte aus Deutsch-Neuguinea 1906 – 1909, Weikersheim 1990, S. 229. (zit.: Neuhauss, S. 229)
- Nuhn, Walter*: Flammen über Deutschost. Der Maji-Maji-Aufstand in Deutsch-Ostafrika 1905 – 1906, Wilhelmshaven 1991, S. 21. (zit.: Nuhn, S. 21)
- Olpp*: Einführung in die Tropische Medizin, in: Die Ärztliche Mission, 6. Jg., 3. Heft, 1911, S. 61. (zit.: Olpp, S. 61)

- Peperkorn, Albert*: Die Funkentelegraphie in Deutsch-Ostafrika während des Krieges, in: Afrika-Nachrichten 6, 1925, S. 107f. (zit.: Peperkorn, S. 107f)
- Prager, Hans Georg*: Es begann auf Sansibar. 100 Jahre DOAG, Lübeck 1986, S. 62, 84, 107, 117, 109. (zit.: Prager)
- Prince, Magdalene v.*: Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas, Berlin 1908, S. 43. (zit.: v. Prince, M., S. 43)
- Prüße, Albert*: Zwanzig Jahre Ansiedler in Deutsch-Ostafrika, Stuttgart 1929, S. 115, 254, 258. (zit.: Prüße)
- Redmayne, Alison*: Mkwawa and the Hehe Wars, in: J. Afr. Hist. IX, 3, 1968, S. 409. (zit.: Redmayne, S. 409)
- Reichskanzlerverordnung*, betreffend die Haussklaverei in Deutsch-Ostafrika vom 24. Dezember 1904, zit. nach: Weidner, Fritz, Die Haussklaverei in Ostafrika, München 1927, S. 209. (zit.: Reichskanzlerverordnung, 1904)
- Reichskolonialamt im Bundesarchiv*, Abtlg. Potsdam, 10.01 (Der Krieg in Deutsch-Ostafrika 1914 – 1918) Bd. 866 Bl. 123 u. Bd. 867 Bl. 256, Postal. Behinderung. (zit.: RKA, Postal. Behinderung)
- * * Bd. 874 Bl. 292. (zit.: RKA, Bd. 874 Bl. 292)
- * * Bd. 876 Bl. 7, 13, Anerkennung f. Dr. Dias. (zit.: RKA, Dr. Dias)
- * * Akz. 6803, Gefallenenliste. (zit.: RKA, Gefallenenliste)
- Reichsverband der Kolonialdeutschen*, Schreiben des –, an Generalleutnant z.D. Kumbruch, Berlin, 16.8.1919, unveröffentl. Archiv Ingrid Fischer-Kumbruch, Rittergut Bordenau, Neustadt/Hannover. (zit.: Reichsverband, 1919)
- Röding, Hans*: Der Massenunfall. Organisation, Taktik und Planung medizinischer Hilfe, Leipzig 1987, S. 132 ff. (zit.: Röding, 1987, S. 132 ff)
- Schmelzkopf, Carl Heinrich*: Gesundheitsregeln, Aufzeichnung des Stabsarztes Dr. Schmelzkopf der Wissmann-Truppe in Deutsch-Ostafrika, 1889, unveröffentl. Manuskript, Archiv Klaus-Friedrich Hetzer, Stuttgart. (zit.: Schmelzkopf, 1889)
- Schmidt, Rochus*: Geschichte des Araberaufstandes in Ost-Afrika, Frankfurt/O., 1892. (zit.: Schmidt, 1892)
- * * Aus kolonialer Frühzeit, Berlin 1922, S. 33 ff. (zit.: Schmidt, 1922)
- Schmiedel, Hans*: Bwana Sakkarani – Der trunkene Stürmer. Der Schutztruppenhauptmann Tom von Prince und seine Zeit, unveröfftl. Manuskript, Oberhausen 1990, S. 190 ff. (zit.: Schmiedel, S. 190 ff)
- Schnee, Heinrich*: Deutsch-Ostafrika im Weltkriege, Leipzig 1919, S. 58f. (zit.: Schnee, DOA im Weltkriege)

- * * Bericht über den Krieg in Deutsch-Ostafrika vom 7.5.1919, S. 1, im Bundesarchiv, Abtlg. Potsdam, RKA 10.01, Bd. 875, Umschlag 126, S. 43f, 48, 65. (zit.: Schnee, Bericht ü. d. Krieg)
- " " Geheimer Bericht über mein Verhältnis zum Kommandeur der Schutztruppe vom 7.5.1919, im Bundesarchiv, Abtlg. Potsdam, RKA 10.01, Bd. 875, Umschlag 126, S. 3, 14. (zit.: Schnee, Geheimer Bericht)
- * * Deutsches Koloniallexikon, Leipzig 1920, Bd. II S. 594 (Moskitostiefel), Bd. III S. 682 (Wassandau). (zit.: Schnee, Dt. Kolon.lex.)
- " " Die koloniale Schuldlüge, München 1927, S. 41. (zit.: Schnee, Die kolon. Schuldlüge, S. 41)
- Schramm, Percy Ernst*: Deutschland und Übersee, Braunschweig 1950, S. 15, zit. nach: Cornevin, R., Geschichte der deutschen Kolonisation, Goslar 1974, S. 13, 15. (zit.: Schramm, S. 15)
- Schröder, Helmut*: Die Fahrzeuge der deutschen Eisenbahnen. Die Eisenbahnen der ehemaligen deutschen Schutzgebiete, in: Verlagsarchiv 544, Verkehrswissenschaftliche Lehrmittelgesellschaft Frankfurt 1961, Heft 7. (zit.: Schröder, 1961)
- Schulze, Rudolf*: Arzneiversorgung und Ersatzmittelbeschaffung während des Feldzuges in Deutsch-Ostafrika, in: Pharmazeutische Zentralhalle 32, 1919, S. 333 u. 335f, zit. nach: Klatt, Günter, Geschichte und Entwicklung des Apotheken- u. Arzneiwesens in Tansania, Diss., Marburg 1969, S. 133 u. 149. (zit.: Schulze)
- Schultz-Ewerth, Erich et al.*: Das Eingeborenenrecht, Bd. I Ostafrika, Stuttgart 1929, S. 44, 143, 168 ff, 171f, 179, 189, 214. (zit.: Schultz-Ewerth)
- Staewen, Christian*: Westafrikas Zukunft, in: Die Waage, Ztschrft. d. Chemie Grüenthal, Bd. 10, 1971, S. 29 ff. (zit.: Staewen, S. 29 ff)
- Seidel, A.*: Geschichten und Lieder der Afrikaner, Berlin 1896, S. 204. (zit.: Seidel, S. 204)
- Shaidi, L. P.*: 2 Jahre und 24 Schläge. Strafrecht und -vollzug in Tansania, in: Ztschrft. Der Überblick 3, 1987, S. 35. (zit.: Shaidi, S. 35)
- Shackleton, C. W.*: East African Experiences 1916. From the diary of a South African infantryman in the German East African campaign, Durban 1940, S. 60, 65. (zit.: Shackleton)
- Stanley, Henry*: Der Kongo und die Gründung des Kongostaates, Bd. 2, S. 148, zit. nach: Weidner, Fritz, Die Haussklaverei in Ostafrika, Jena 1915, S. 54. (zit.: Stanley, S. 148)
- Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich*, hrsg. vom Kaiserlichen Statistik-Amt, Berlin 1915, S. 457. (zit.: Statist. Jahrbuch, S. 457)
- Stuedel, Emil*: Die Seuchenbekämpfung in Deutsch-Ostafrika, in: Die Medizinische Welt, 1934, Nr.11, Sonderdruck. (zit.: Stuedel, 1934)

- Strupp, Karl*: Wörterbuch des Völkerrechts Bd. 2, Berlin-Leipzig 1924, S. 131. (zit.: Strupp, S. 131)
- Swantz, Lloyd W.*: The Zaramo of Dar es Salaam. Dar es Salaam, City, Port and Region, in: Tanzania Notes and Records, 71, 1970, S. 158f. (zit.: Swantz, L.W., S. 158f)
- Swantz, Marga-Liisa*: Ritual and symbol in transitional Zaramo society with special reference to women, Uppsala 1970, S. 174 ff. (zit.: Swantz, M.-L., S. 174 ff)
- Tetzlaff, Rainer*: Koloniale Entwicklung und Ausbeutung. Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutsch-Ostafrikas 1885-1914, S. 21, 251; Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 17, Berlin 1970. (zit.: Tetzlaff)
- Thiel, Josef F.*: Heimlichkeiten der Frauen. Geburtenregelung in vorindustriellen Gesellschaften, in: Frankf. Allg. Ztg., 28.9.1994. (zit.: Thiel, 1994)
- Thomas, Carmen*: Ein ganz besonderer Saft – Urin, Köln 1995. (zit.: Thomas, 1995)
- Trittelvitz, Wilhelm*: Kriegsbilder aus der Missionsarbeit in Deutsch-Ostafrika, Bethel 1916, S. 22f. (zit.: Trittelvitz, S. 22f)
- Twining, Edward*: A Chief's Skull Returned To His People, in: The Times British Colonies Review, 3. Quartal 1954, S. 11f. (zit.: Twining, S. 11f)
- Usambara-Post*: Jg. 14, Nr. 30, 24.2.1915. (zit.: Usambara-Post, 24.2.1915)
- * * Jg. 14, Nr. 31, 31.7.1915. (zit.: Usambara-Post, 31.7.1915)
- Versailles, Der Vertrag von* –, Brief von General Smuts an den Premierminister Lloyd George vom 22. Mai 1919 mit einer Kritik der Bedingungen des Friedensvertrages und Abänderungsvorschlägen, München 1978, S. 96 – 103. (zit.: Versailles – der Vertrag, S. 96 ff)
- " " ebenda: Artikel 246, in: Vertrag von Versailles. Mit Beiträgen von Sebastian Haffner u.a., München 1978, S. 263. (zit.: Versailles – der Vertrag, Art. 246)
- Viehweg, Rudolf*: Unter Schwarz-Weiß-Rot in fernen Zonen. Erlebnisse eines Matrosen auf dem Kreuzer ‚Königsberg‘, Leipzig 1933, S. 200. (zit.: Viehweg, S. 200)
- Vieweg, Burkhard*: Die seltsame Sache mit Sansibar, in: Die Welt, Nr. 154, 5.7.1980. (zit.: Vieweg, 1980)
- Vieweg, Karl*: Tagebücher und Briefe aus Deutsch-Ostafrika, 1910 – 1919; unveröffentl., Archiv Burkhard Vieweg, Bonn.

- Waldow, Anna v.*: Rundbriefe 1931 – 1938, Berliner Mission, Rundbrief 1.6.1931, S. 15. 7. Rundbrief, August 1932, S. 42. Rundbrief 31.10.1935, S. 7. (zit.: Waldow)
- Wehberg, Hans*: Das Kriegsrecht; Staatsbürgerbibliothek 56, Mönchengladbach 1914. (zit.: Wehberg, 1914)
- Weidner, Fritz*: Die Haussklaverei in Ostafrika, Jena 1915, S. 17, 20 – 24, 138. (zit.: Weidner)
- Wenig, Richard*: Kriegssafari. Erlebnisse und Eindrücke auf den Zügen Lettow-Vorbeckes durch das östliche Afrika, Berlin 1920, S. 32. (zit.: Wenig, S. 32)
- Weule, Karl*: Negerleben in Ostafrika. Ergebnisse einer ethnologischen Forschungsreise, Leipzig 1909, S. 371. (zit.: Weule, S. 371)
- Wick, Heinrich*: Die Farbigenrechtspflege in den deutschen Schutzgebieten; Kolonialrechtliche Abhandlungen, Heft 4, Münster 1914, S. 58, 60. (zit.: Wick)
- Williams, Basil et al.*: Südafrika. 2. Bd., Berlin 1939, S. 656 ff, 762 ff. (zit.: Williams, Südafrika)
- Winkelmann, Elisabeth*: Persönl. Mitteilung der Tochter des Superintenden Martin Klamroth an den Autor, Dar es Salaam 1995. (zit.: Winkelmann, Elisabeth, 1995)
- Winkelmann, Günter*: Erinnerungen aus vergangenen Tagen in Deutsch-Ostafrika. Bonn 1994, unveröf. Vortrag, Archiv Christian Baust, Leverkusen. (zit.: Winkelmann, G., Erinnerungen, 1994)
- Wissmann, Hermann v.*: Aufsatz in der Deutschen Kolonialzeitung, 1888, S. 354, zit. nach: Weidner, Fritz, Die Haussklaverei in Ostafrika, Jena 1915, S. 53. (zit.: Wissmann, S. 354)
- Zache, Hans*: Die deutsche Kolonialverwaltung, in: Zache, Hans (Hg.), Das deutsche Kolonialbuch, Berlin 1925, S. 99 – 107. (zit.: Zache, S. 99 ff)

Anlagen

4. Dezember 1884

Carl Peters' Vertrag mit dem Sultan von Usagara

Muinin Sagara, den 4. Dezember 1884.

Muinin Sagara, Herr von Muinin Sagara usw., alleiniger und absoluter Herr von ganz Usagara, und Dr. Carl Peters, als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, schließen hierdurch einen ewigen Freundschaftsvertrag ab.

Sultan Muinin Sagara erhält eine Reihe von Geschenken, weitere Geschenke für die Zukunft werden ihm versprochen, und er tritt hierdurch unter den Schutz der Gesellschaft für deutsche Kolonisation resp. deren Vertreter.

Dafür tritt der Sultan Muinin Sagara an Herrn Dr. Carl Peters, als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, kraft seiner absoluten und unumschränkten Machtvollkommenheit das alleinige und ausschließliche Recht, Kolonisten nach ganz Usagara zu bringen, ab.

Dr. Carl Peters, als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, verspricht, von diesem Recht Gebrauch zu machen.

Zu diesem Behufe tritt Sultan Muinin Sagara das alleinige und ausschließliche Recht völliger und uneingeschränkter privatrechtlicher Ausnutzung von ganz Usagara an Herrn Dr. Carl Peters, als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, hierdurch ab.

Ferner tritt der Sultan Muinin Sagara an Herrn Dr. Carl Peters, als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, alle diejenigen Rechte ab, welche nach dem Begriff des deutschen Staatsrechts den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen; unter anderem: das alleinige und uneingeschränkte Recht der Aus-

beutung von Bergwerken, Flüssen, Forsten; das Recht, Zölle aufzulegen, Steuern zu erheben, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten, und das Recht, eine bewaffnete Macht zu schaffen.

Dafür bleibt der Titel Muinin Sagara erblich in der Familie des Sultans Muinin Sagara.

Der privatrechtliche Besitzstand des Sultans wird von Herrn Dr. Carl Peters, als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation anerkannt und garantiert, und die Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation werden angewiesen werden, diesen Besitzstand mit allen Kräften mehren zu helfen.

Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation wird mit allen Kräften dahin wirken, daß Sklaven aus dem Gebiet des Sultans Muinin Sagara nicht mehr fortgeschleppt werden dürfen.

Dieser Vertrag ist heute, am 4. Dezember 1884, vor versammeltem Volk von Usagara unter Zuziehung einer Reihe rechtsgültiger Zeugen von Muinin Sagara, alleinigem und uneingeschränktem Oberherrn von ganz Usagara, und Herrn Dr. Carl Peters, als dem Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, durch Namensunterschrift und Namenszeichnung von beiden Seiten in durchaus rechtsverbindlicher Form vollzogen worden.

(Handzeichen des Sultans Muinin Sagara)

(Handzeichen von Kibuana, Sohn des Sultans Muinin Sagara)

Dr. Carl Peters.

Nach dem Original

27. Februar 1885

Erster Schutzbrief für Deutsch-Ostafrika

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen thun kund und fügen hiermit zu wissen:

Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der »Gesellschaft für deutsche Kolonisation« Dr. Carl Peters und Unser Kammerherr, Felix Graf Behr-Bandelin, Unseren Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in Ostafrika, westlich von dem Reiche des Sultans von Sansibar, außerhalb der Oberhoheit anderer Mächte, nachgesucht und Uns die von besagtem Dr. Carl Peters zunächst mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Useguha und Ukami im November und Dezember v. J. abgeschlossenen Verträge, durch welche ihm diese Gebiete für die deutsche Kolonisationsgesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit abgetreten worden sind, mit dem Ansuchen vorgelegt haben, diese Gebiete unter Unsere Oberhoheit zu stellen, so bestätigen Wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete, vorbehaltlich Unserer Entschlüsse auf Grund weiterer Uns nachzuweisender vertragsmäßiger Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger in jener Gegend, unter Unseren Kaiserlichen Schutz gestellt haben.

Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, daß sie eine deutsche Gesellschaft bleibt und daß die Mitglieder des Direktorsiums oder die sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des deutschen Reiches sind, sowie den Rechtsnachfolgern dieser Gesellschaft unter der gleichen Voraussetzung, die Befugnis zur Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte, einschließlich der Gerichtsbarkeit gegenüber den Eingeborenen und den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und anderen Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reiches und anderer Nationen, unter der Aufsicht Unserer Regierung und vorbehaltlich weiterer von Uns zu erlassender Anordnungen und Ergänzungen dieses Unseres Schutzbriefes.

Zu Urkund dessen haben Wir diesen Schutzbrief Höchsteigenhändig vollzogen und mit Unserem Kaiserlichen Insignel versehen lassen. Gegeben Berlin, den 27. Februar 1885.

(gez.) Wilhelm
(geez.) von Bismarck.

Nach dem Original.

J. Nov 17 1911

die Minakipflanzungsgesellschaft
Kipandeni.

Tschole 30. Oktober 1911.

Die Bidizani wollte sich gestern nach dort begeben, um sich freikaufen zu lassen, wurde jedoch von ihren Herrn zurückgehalten.

Für den Fall, dass sie freigekauft werden will, wird die Freikaufsumme auf 120 R festgesetzt, weil sie vor einem halben Jahre erst für 147 R gekauft worden ist.

Das Weib ist mit einem gewissen Faraji verheiratet. Ich halte daher das Eingehen eines anderen Verhältnisses vorerst verboten.

*Bidizani - Gust. Yamson
Witwa
20 Jahre
Alawi bei Tschol.
120 R*

*Freibrief am 24. 11.,
ausgefertigt.
C.P.*

Vertrag.

Zwischen der Ostafrikanischen Landgesellschaft, im Folgenden „O. A. L. G.“ genannt, vertreten durch ihre ^{Prokurator} ~~Geschäftsführer~~ Herrn ^{Franz Ende} ~~W. H. Müller~~,
F. Mascher in Daressalam wohnhaft,

und

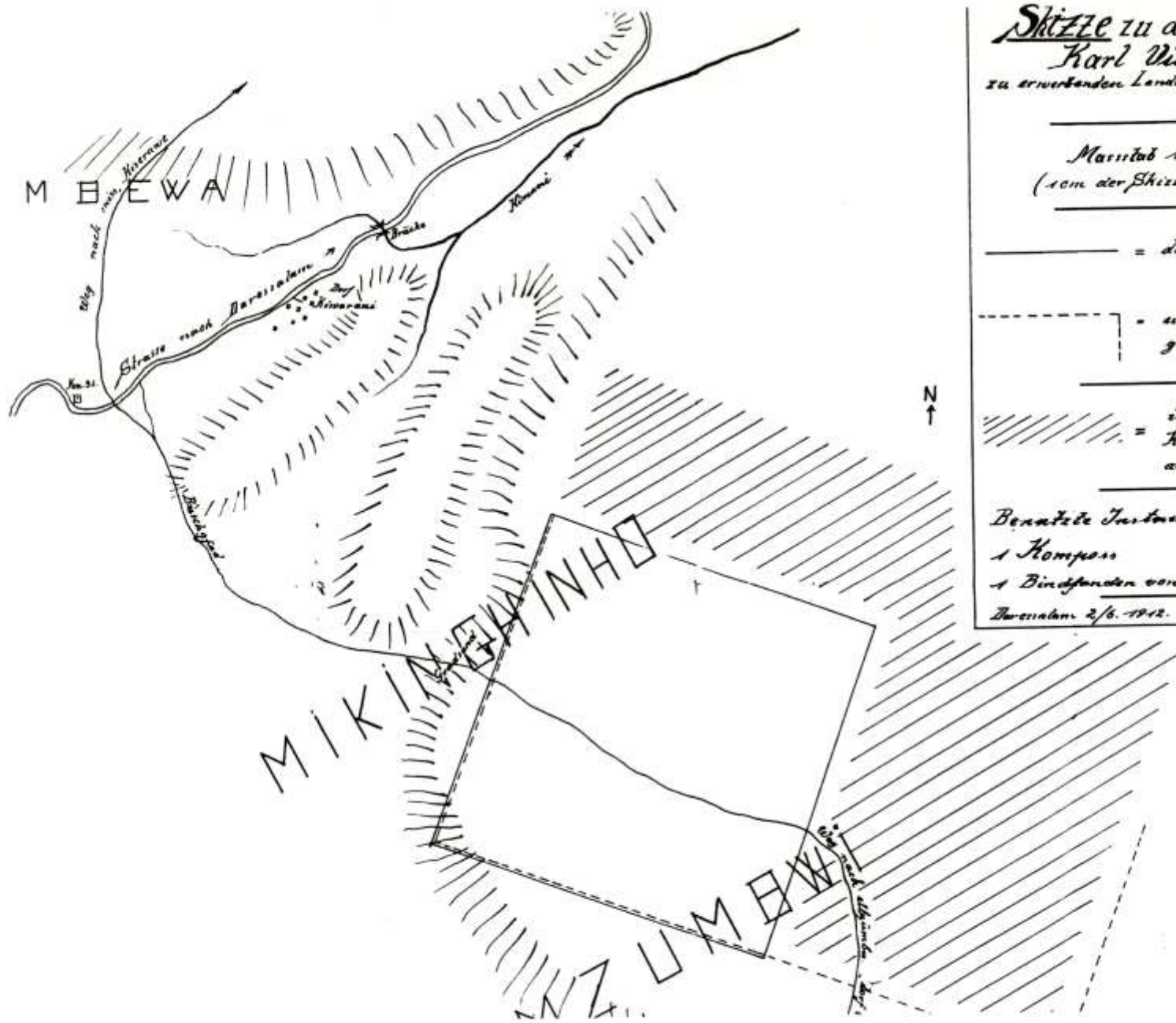
Herrn Karl Tieweg

(weiterhin „Käufer“ genannt)

wird heute folgender Vertrag geschlossen:

§ 1.

Die O. A. L. G. verkauft an *Herrn Tieweg*
ca. 100 ha Land in Deutsch-Ostafrika, undzwar aus ihrem Konzessionsgebiete *südl. der Mission Tisserant*
jenseits der Barakara-Fluss-Mündung ca. 1000 m, südöstl. v. ihm 31'
gemäss anliegender Skizze und den in § 2 festgesetzten Bedingungen.Käufer behält sich ausserdem ein Vorkaufsrecht vor auf *150 ha Land*
in N.O. und S.O. Richtung (in anliegender
*Skizze schraeg schraffiert)*Sollten andere Bewerber für dieses Gebiet auftreten, so hat sich Käufer innerhalb dreier Monate zu erklären, ob er es käuflich erwerben oder ob er darauf verzichten will. Im Erwerbungsfall ist der gemäss § 7 vereinbarte Kaufpreis sofort zahlbar. Die Annahme der zweiten *150* ha Land hat jedoch spätestens am *31. Dezember* 1914 zu erfolgen, andernfalls verfällt das Okkupationsrecht.



Skizze zu dem von
Karl Vieweg
 zu erwerbenden Lande südlich Kisserawe

Maßstab 1:10000.
 (1cm der Skizze = 100 m.)

————— = das zu erwerbende Land

- - - - - = eine Ende Mai 1912.
 gescheiterte Scheure.

////// = in dieser Gegend hat
 Käufer Verkaufsrecht
 auf weitere 150 ha.

Benutzte Instrumente:

1 Kompass

1 Bindfaden von 100 m Länge

Barassalam 2/6. 1912. Karl Vieweg.

Hammowerischer Anzeiger

Nummer 28 Montag

H. A. - Illustration Zeitung
 Nr. 1011
 Preis 10 Pf.

Verleger: H. A. - Illustration Zeitung
 Nr. 1011
 Preis 10 Pf.

Donnerstag, den 4. März 1928

S. 55

Wentatsvervuch im Reichs-Entschädigungsamt

Verweigerung eines ehemaligen Agrararbeiters - Verweigerung des Agrararbeiters mit Verweigerung und Verweigerung des Agrararbeiters

Vier Stunden in Lebensgefahr

ch, Berlin, 4. März. Ein schweres Unwetter hat über die Gegend herein gebrochen. In der Gegend um Berlin ist heute ein schweres Unwetter ausgebrochen. In der Gegend um Berlin ist heute ein schweres Unwetter ausgebrochen. In der Gegend um Berlin ist heute ein schweres Unwetter ausgebrochen.

Wentatsvervuch im Reichs-Entschädigungsamt. Der Agrararbeiter hat die Verweigerung der Entschädigungsforderungen abgelehnt.

Der Agrararbeiter hat die Verweigerung der Entschädigungsforderungen abgelehnt. Er hat die Verweigerung der Entschädigungsforderungen abgelehnt. Er hat die Verweigerung der Entschädigungsforderungen abgelehnt.

Da die Agrararbeiter nach seiner Farm ihm verweigert wurde, hat er sich mit dem Reichs-Entschädigungsamt auseinandergesetzt. Er hat die Verweigerung der Entschädigungsforderungen abgelehnt.

Der Versuchung in Höhe von 100000 Mark. Der Versuchung in Höhe von 100000 Mark. Der Versuchung in Höhe von 100000 Mark. Der Versuchung in Höhe von 100000 Mark.

Wentatsvervuch im Reichs-Entschädigungsamt. Der Agrararbeiter hat die Verweigerung der Entschädigungsforderungen abgelehnt. Er hat die Verweigerung der Entschädigungsforderungen abgelehnt.

Da die Agrararbeiter nach seiner Farm ihm verweigert wurde, hat er sich mit dem Reichs-Entschädigungsamt auseinandergesetzt. Er hat die Verweigerung der Entschädigungsforderungen abgelehnt.

Hannoverscher Anzeiger

Einzelnummer 20 Pfennige

Bezugspreis in Hannover und Göttingen für die nächste Dreimonatsperiode 1 1/2 Mk. einhalb 1/2, für die nächsten sechs Monate 2 1/2 Mk., für das Jahr 4 1/2 Mk. Einmalige Anzeigenpreise nach der Zeit und dem Platz. Der Anzeiger ist in allen Buchhandlungen und bei den Verlegern zu beziehen. Die Expedition befindet sich in Hannover, Postfach 1001.

Schriftleitung u. Geschäftsstelle: Schulstr. 11, Nebenstelle: Rathenowplatz 14A
Fernsprecher: Nach 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049 — Postfachverlei Hannover Nr. 1061
Orellaner Redaktion: Berlin W 30, Friedrichstr. 37, II. Fernsprecher Köpen 1104
Wochenblätter:
„H.-A.-Illustrierte Zeitung“ + „Land und Garten“ + „H.-A.-Sport“

H.-A.-Illustrierte Zeitung
H.-A.-Illustrierte Zeitung
H.-A.-Illustrierte Zeitung
H.-A.-Illustrierte Zeitung
H.-A.-Illustrierte Zeitung
H.-A.-Illustrierte Zeitung
H.-A.-Illustrierte Zeitung
H.-A.-Illustrierte Zeitung
H.-A.-Illustrierte Zeitung
H.-A.-Illustrierte Zeitung

Nr. 55

Hannover, Sonntag, den 4. März 1928

XXXVI. Jahrgang

Attentatsversuch im Reichs-Entschädigungsamt

Verzweiflungstat eines ehemaligen Afrikaners — Bedrohung des Vizepräsidenten mit Revolver und Höllemaschine
Zwölf Pfund Dynamit — Festnahme des Täters

484

Vier Stunden in Lebensgefahr

Berlin, 3. März. Ein schweres Attentat, in nur durch einen Glücksfall niemand zum Opfer gefallen ist, wurde gestern von einem ehemaligen Farmer aus Deutsch-Ostafrika im Reichsentschädigungsamt an der Alhenastraße 45/46 in Berlin-Friedenau verübt. Der Täter, der jetzige Kaufmann Heinrich Langsoop, der jetzt in Lauenstein bei Hannover wohnt, erschien gestern morgen um 10 Uhr im Zimmer des Vizepräsidenten des Reichsentschädigungsamtes Dr. Wach. Er hatte einen Koffer abgepackt, in dem das Vorzimmer leer war, und ohne Anmeldung unbemerkt einzutreten. Er forderte ohne weiteres die sofortige Auszahlung

von 100000 Mark, und feuerte dreimal hinter die Schenkel nach ihm. Die Schüsse gingen glücklicherweise fehl und schlugen in die Mauer ein.

Erbittertes Handgemenge

Auf die Detonation eilten die Beamten aus ihren Zimmern. Gleichzeitig stellten sich der Präsident des Amtes, Dr. Karllust, und Oberregierungsrat Gerhard Langsoop entgegen. Schelm hat sich gleichzeitig von hinten auf Langsoop. Es kam zu einem erbitterten Handgemenge; der Täter schoß vom Boden aus noch mehrmals auf Wach, der bei dem verzweifeltsten Ringkampf ausglitt und sich Verletzungen am Bein zugezogen hatte.

Als Langsoop sah, daß er unterliegen würde, zog er an der Schnur, die einen Revolver auslöste und somit die Sprengmasse zur Explosion bringen sollte. Es gab einen Knall im Inneren des Koffers. Offenbar hatte der Knall aber die Sprengmasse nicht getroffen, denn die von

Da die Müllkehr nach seiner Farm ihm verfallen war, begab er sich nach Deutschland und trat hier mit Frau und Tochter wieder zusammen. Er meldete beim Reichsentschädigungsamt seine Ansprüche an und erhielt zunächst eine Abschlagszahlung, mit der er sich einen Morgen großen Hof in Altjabel in Mecklenburg erwerben konnte. Dessen Bewirtschaftung er mit Frau und Tochter, aber die Verhältnisse blieben recht kümmerlich. Von Zeit zu Zeit kam er nach Berlin, um seine Ansprüche persönlich geltend zu machen. In den Jahren 1921 und 1922 traf er dann einen alten Freund aus den Kolonien, der ihm erzählte, daß die englische Regierung ihm eine Siedlung in Westindien zugewiesen habe. Langsoop wollte diesem Beispiel folgen und wandte sich an die englischen Behörden, die ihm auch Zustimmung auf eine ähnliche Unterbringung machten. Langsoop vertraute diesem Versprechen, verkaufte sein Gehört und zog mit Frau und Tochter nach Berlin. Ende 1922, also beim Beginn der Inflation, ger-

Anlage 6:

Erpressungsversuch des ehemaligen Farmers Langkopp für Entschädigungsforderungen (s. Seite 445)

ner Entschädigung in Höhe von 120.000 Mark, idrigensfalls er einen Koffer mit Sprengstoff zur Explosion bringen werde. Damit sollte er einen Aluminium-Probekoffer auf den Schreibtisch, aus dem zwei Zündschnüre herausgingen, die der Attentäter um die Finger der linken Hand gewickelt hatte.

Langlooy drohte: „Herr Geheimrat, ohne Geld gehe ich nicht wieder weg. In diesem Koffer befinden sich 15 Pfund Sprengstoff. Ich halte die Zündschnur in der Hand und lasse sie nicht los, als bis Sie mir nicht nur meine Forderungen bewilligt, sondern darüber hinaus noch 60.000 Mark auszahlen.“

Geheimrat Nach verlor nicht die Nube und hielt alles daran, den Verzweifelten hinzuhalten. Er führte, die linke Hand in der Tasche, als ob da darin ein Revolver befände, ein Telefongespräch mit der Kasse und gab ihr, obwohl es der Kasse nicht entsprach, den Auftrag, sofort einen Scheck über 120.000 Mark auszufüllen. Ein Bekannter Langlooy wurde telefonisch herbeigerufen, der den Scheck einlösen sollte. Das gelang aber nicht.

Während des Telefongesprächs behielt Langlooy die Zündschnur in der linken Hand und ließ sie auch nicht los, als ihm Geheimrat Nach eine Zigarette anbot, in der Hoffnung, daß der unheimliche Besucher die Schnur loslasse. Schließlich, nach vierstündigen Verhandlungen, die mehrfach durch das Eintreten von Beamten unterbrochen wurden, erhob sich Geheimrat Nach, um auf Langlooy's Aufforderung hin mit ihm gemeinsam zur Kasse zu gehen. Dabei drückte er ihm ein Flugblatt in die Hand, das dieser Tage erschienen war.

In diesem Augenblick ließ Langlooy die Zündschnur fallen. Geheimrat Nach stürzte auf den Korridor. Der Täter zog jetzt einen Revolver, den er in der rechten Manteltasche ver-

Langlooy erwartete Explosion blieb aus.

Jetzt sah er ein, daß jeder Widerstand erfolglos war, und ergab sich. Das Ueberfallkommando wurde alarmiert, das den Later schnahm und dem Polizeirevier zuführte, wo er von Kriminaloberinspektor Schloffer einem Verhör unterzogen wurde.

Langlooy gab zu, die Absicht gehabt zu haben, nach endgültiger Ablehnung seines Entschädigungskauftrages ein Sprengstoffattentat zu verüben. Zu diesem Zweck habe er sich 15 Pfund Dynamit besorgt. Ueber die Herkunft des Sprengstoffes verweigert er jede Auskunft, fest steht jedoch, daß er bei seiner Ankunft in Berlin bereits im Besitze der Nachliste mit dem Pulver gewesen ist. Die Polizei hat sich daher mit der Kriminalpolizei in Lauenstein in Hannover, von wo Langlooy nach Berlin gekommen war, in Verbindung gesetzt, und eine Durchsuchung der Wohnung Langlooy's angeordnet.

Wie Langlooy zu dem Entschluß kam

Langlooy ist ein thurischer alter Afrikaner. Er ist von mittelgroßer, schlanker Gestalt, hat weiches Kopfsaar und einen Spitzbart. Seine Gesichtszüge zeigen deutlich die Spuren überstandener Tropenkrankheiten und Strapazen. Er erzählt, daß er als junger Kaufmann nach Amerika emigrierte, dann nach Westafrika ging und auf der Seite der Buren im Jahre 1880 kämpfte. Er hat auch den Vortentotten- und den Herero-Aufstand in Deutschsüdwestafrika als Kämpfer mitgemacht, ebenso verschiedene Aufstände der Hottentotten. 1911 holte er sich eine Frau aus Deutschland und siedelte nach Deutschsüdwestafrika über. Durch unermüdeten Fleiß und große Sachkenntnis wurde er allmählich der Besitzer einer ausgedehnten Viehfarm. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten in Deutschsüdwestafrika trieb er, da seine Farm an brüchiges Hochland grenzte, seinen gesamten Viehbestand der deutschen Deereverwaltung zu und trat selbst als Freiwilliger ein. 1916 fiel seine Farm, die inzwischen von seiner Frau und seiner 13jährigen Tochter verwaltet worden war, in die Hände der Engländer, die Mutter und Tochter in ein Konzentrationslager brachten. Er selbst geriet später ebenfalls in Gefangenschaft und war bis Mitte 1919 in Indien interniert.

schlug sich aber diese Hoffnung, und Langlooy war alsbald mittellos. Nun hatte er auch seine bescheidene Existenz in Deutschland verloren und lebte nur von den weiteren Zahlungen, die ihm auf seine Entschädigung zugingen. Langlooy schlug sich zeitweise als Reisender, dann wieder als Holzjäger und Getreidearbeiter durch. Jetzt hatte er in Erfahrung gebracht, daß es möglich sein würde, sich in Südafrika anständig zu machen. Dazu waren aber „Bewegungsgelder“ notwendig, und er wollte daher den Rest seiner Forderungen in Berlin abheben.

Register

- Abdallah 65
Abessinierin 285
Abtreibung 286
Abu-Said-Dynastie 147, 150
Affenbrotbaum 224, 227, 326, 328,
370, 402
Aga Khan 211
Ahnenn 22
Aitken 258
Akide 82, 147
Alkohol 66
Alliierte 15
Altersversorgung 425
Ameisen 375
Amöbenruhr 367, 376
Anopheles-Mücke 49, 227
Araber 58, 211
Araberaufstand 54 f, 90, 101
Araberkorps 273
Araberviertel 51
Arbeiter 128 f, 141
Arbeitermangel 132
Arbeiterverordnung 128, 130
Arbeitskarte 121, 128, 130, 141, 193
Arbeitsmarkt 141 f
Arbeitsschluß 37
Arbeitsvermittlung 141
Arbeitszeit 128
Arnold 278
Arrest 321
Arsen 360
Aschestreifen 376
Askari 15, 223, 239, 281, 320, 370,
437
indische 430
jamaikanische 435
portugiesische 399, 403
rückständ. Sold 437
-Frau 396
-Kapelle 46, 54, 103
Atkinson, Albert 406
Aufstand 16, 216, 217
Augenerkrankung 131
Aussaart 123
Aussteuer 139
Auto 15, 245
B
Baby 41
Badewanne 79, 128
Bagamoyo 90
Bakterienruhr (Dysenterie)
369
Bana Heri 56
Bananenmehl 381
Bantu 51, 58
Bauer 260, 267, 278
Baumbast 375
Baumrinde 327, 337, 338, 360, 373,
381, 382, 388
Baumrindenband 414
Baumrindenboot 398
Baumrindenstoff 403
Baumwolle 19 f, 31, 36, 71, 85, 92,
97, 123
Baust, Christian 16
Bayer 207
Beer 209
Beförderung 278
Behr 329, 349
Belgier 316

- Benediktiner-Mission 90, 157
-Pater Prior Xaver 427
Benningens, von 174
Berliner Mission 111
Besatzung, englisch-belgische 16
Beschneidung 68, 136, 285 f, 307
Betha-Naphtol 394
Beutegeld 289
Beyers 257
Bezirksamt 67, 85, 141, 144
Bezirksgericht 125
Bibel 305
Bienen 351
Bilharziose 87, 391
Bismarck-Denkmal 54
Bleck 369
Blutsbrüderschaft 196
Bock, von 235, 245
Boell 352, 369, 376
Brachmann 326, 332, 341
Brandes 435
Brauerei Schultz 103, 174
Braul 410
Braun 221, 238
Braunert 349, 356, 390
Brautpreis 68, 138, 187
Breuer 407
Brief 311
'Briton' 438
Brückner 292
Brühe 369
Brüsseler Antisklavereikonferenz
57
Budelmann 31
Bülow, von 269
Bunes 221, 421
Bungu 70
Buren 257, 288, 294
'Bürgermeister' 111
Burton 454
Busenberg 448

- Bushiri 56 ff
Buzilowski 220
C
Calomel (Quecksilberchlorid) 369
Casimir, Graf Johann 14
Cassava 116, 129
Castens, Dr. 241
Chalid bin Bargash 273, 376 f
Challa-See 257
Chamäleon 108, 109
Chamberlain 156
Chinarindenbaum 50
Chinchon, Gräfin del 50
Chinin 35, 46, 49, 299, 370
Chinin-Behälter 443
Chininersatz 370
Chiningewinnung 370
Chininsud 370
Chirurgie 306, 360
Churchill, Winston 84, 213
Clitoris 286, 307, 423
Cohrs 333
Cowie, John Andrew 406
Czora 249
D
Dar es Salaam 54
Darmkatarrh 271
de Haas 333
de Wet 257
Debschütz, von 369
Demuth 431, 439
Denhardt 151
Deppe, Dr. 398
Dernburg, Dr. 77, 103
Desertation 380
Desinfektion 360
Detzner 325
Deutsch, Jan-Georg, Dr. 16
Deutsches Kalisyndikat 14
Deutsch-Ostafrikanische Bank 376
Gesellschaft 55, 454

Mission 28
Zeitung 217
Deventer, van 322, 325, 339, 352,
358
Devrient 411
Dias, Dr. 311
Dieskau, von 73 ff, 219 f
Dieterich 399
Domke 406
Draisine 127
Dreyer 366
Dschiinnen 119, 140, 186, 228
Durchfall 435
Düttmann 73
Dysenterie 337, 339, 369, 394

Ebner 221, 254
Eggebrecht 86, 141
Ehebruch 70, 308
Ehrenwort 374
Eichel 307
Eingeborene 16
Eingeborenengräber 95
Eingeborenenverpflegung 253
Eisenbahn 21, 78, 228
Eisenhauer, Bodo 368
Eisernes Kreuz II. Klasse 254, 376
Eiweißmangel 102
Elefant 189 ff, 327
Elefantenbouillon 191
Elefantenjagd 303, 312
Elefantenjäger 392
Elefantenstoßzahn 312
Elephantiasis 414
Elfenbein 56, 313
Emin Pascha 62
Engare Len 232, 239
Nairobi 292
Nanyuki 300
Olmutonje 303
Enke 46, 103

Entschädigung 444
Entwicklungshilfe 452
Ernährung 381 ff
Erosion 117
Erster Weltkrieg 13 f
Erzberger 141
Etappenkompanie 405
Exner, Dr. 47, 52, 199
Export 87, 92, 97

Fabian 220
Falle 19
Farm Leitgeb 233, 239, 246, 249
Linke 343
Fechter 298 f, 303, 328, 354
„Feldmarschall“ 252, 314
Felsenpython 161
Fett 389
Fettschwanzschaf 340
Fez 318
Filzläuse 373
Fimmel 331, 333
Finger 21, 28, 30
Firma Max Steffens 79
Fischer (Major) 243, 254, 257, 260,
270, 277, 278, 292, 316
Fliegen 131
Floh 447, 449
Florida 64
Flugzeug 211, 351 f, 360, 390,
411
Folter 434
Frambösie 131, 373
Frau 33, 65, 69 f, 92, 138, 152, 175,
187, 285
Frauenarbeit 129, 158
Freibrief 61, 64, 70
Freiwillige 141
Friedensbedingungen 447
Frobenius, Leo 13
From(m) 220, 235, 241

Frontverlauf 384–387
Funkturn 206, 213

Gebauer 318, 326, 331, 433
Geburt 186, 286
Geburtsbeschleunigung 345
Gefangenelager Ägypten 438 ff
Dar es Salaam 433 ff
Gehalt 35, 76
Gehirnmalaria 43 ff, 383
Gehrmann 47
Geister 119, 134, 228, 366
Geisterfurcht 102
Geisteropfer 140
geistig Behinderte 28
Gellhorn 390
Gepäck (siehe Last)
Geraragua 279
Gerberakazie 158
Gerichtsbarkeit 82
Gerichtshalle 65
Gerichtsjustiz 73
Geschichte 454
Geschlechtskrankheiten 372
Gesundheitssektor 452
Gewehrmodell 350
Giese 141 f, 209
Giftpfeil 347
Glasepp 448
Golf, Dr. 111
Gomba 20, 22
-Makuyuni 25
Goppel 221, 222
Göring 206, 405, 427
Götz 256
Götze 20, 30
Götzen, Graf 157
Gouverneure des Schutzgebietes
455
Grab 135, 140, 260, 282, 308
Grabenhorst 334

Grabhütte 420
Grieche Garros 238
Groß 323
Groß-Friedrichsburg 14
Großmann 78
Gruber 42
Grund 125, 209
Grünecke 375
Grünzig 326, 332
Guenin, Hans 125 ff
Gummi 37

Häckl 406
Haifischfleisch 51
Hakenwurm 124
Hammerstein, von 206, 244
Hanfstängl 268
Hansen 377
Harcot 316
Haschisch 74
Hauer, Dr. 237, 241
Haun, Gottfried 47, 124, 146, 290
Hausapotheke 131
Hausbau 177
Hausen 422
Hausklave 251
Hausklaverei 60, 62
Heinrich 326
Heirat 68
Helgoland-Sansibar-Vertrag 151
Heliogramm 298
Heliograph 273
Heliographenposten 404
Henke 118
Herrgott 330
Hetzer, Klaus-Friedrich 16
Heuschrecken 173, 189
Hiebe 32, 41, 67, 73, 142 ff, 147, 262,
276, 320, 321, 349, 427
Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“
310

Hilfskrieger 295
Hindorf, Dr. 20, 268, 366
Hippokrates 49
Hirsebier 74, 136
Hochzeit 129
Hochzeitsfeier 139
Hoffmann, Dr. 288
Höhe 931 232 f, 243
Holstein 44
Holtz 297, 331, 334, 353
Honigvogel 386
Horn, von 29
Hospital 46 ff, 199, 289
Hospital Nyakisiku 369, 374
Hotel 35
 „Burger“ 103, 111
 „Förster“ 268
 „Kaiserhof“ 79, 160
Hottendorf 349, 377
Huber, Günther 16
Hungersnot 97
Hüttensteuer 174
Hüttig, Emil 111, 160, 209, 358, 433
Hyäne 338, 378
Hygiene 131, 337, 379

I-Kompanie 397, 404
Inder 15, 211, 388
Inderviertel 51
Inflationsrate 452
Influenza 444
Inka-Indianer 50
Innes 46, 66
Interimsnoten 436
Internationaler Währungsfond 453
Iringa 33

Jagdgesetz 159
Jagdlager 256, 267
Jägerbüchsen, 71er 14
Jahre 391

Jansen 340, 349, 433
Jassini 273
Jörger 220, 221, 254, 421
Juma 71, 446
jumbe 85
Jungbeck 326, 334
Jungke, Manfred 16
jus primae noctis 307

Kaempfe 336
Kaffee-Pflanzungsgesellschaft 29
Kaffeeplantage Sakarre 28
Kairo 59
 „Kaiserhof“ 35, 198
Kaisers Geburtstag 274
Kamba 287
kanga 52
Kannibalismus 290
Karstedt, Dr. 67, 111
Kaufmann 256
Kautschuk 20, 31, 36, 37, 71, 123
 synthetischer 194
 -Kosten 77
Kautschukpflanzung 26
Kautschukpreise 76, 112, 193 ff
Kautschuksaat 123
Kautschukzapfen 173
Kawambwa (Kauamba) 101
Keller 221
Kepler 243, 253, 273
Kettengefangene 51, 64, 149, 194,
 404, 421
Kibelka 111, 137, 139 f
Kibo-Gipfel 284
Kibongoto 281
Kifulu Rubber Estates Ltd. 13,
 30 ff, 105
Kilimandjaro 229
Kilimani 233
Kilwa 58
Kind töten 33

Kinderlosigkeit 136
Kindersterblichkeit 102
Kings African Rifles (K.A.R.) 241
Kings African Rifles Mounted
 Infantry 241
Kinjiktile 97, 134, 452
Kinne 419
Kirst 160, 376, 409
Kisuaheli 25, 133
Klaveta 351
Kleidung 36
Klein 220, 235, 245 f, 254
Kleiner Kreuzer „Königsberg“ 198,
 201
Klemm, Dr. 297
Klima 36, 51, 108, 183, 273, 394
Klimazone 227
Klinghardt 336, 339, 341, 351, 355,
 358
Knepper 301
Kobus 221 f, 235
Koch 65, 67, 71, 133
Kochbanane 174
Koenn, Fritz 16
Kokerbeck 447
Kokosnuß 193
Kokospalme 71, 194
Kokosplantage 219
Kolonialamt 32
Kolonialblatt 243
Kolonisation 14
Kommandeure der Schutztruppe
 456
Kondoa-Front 334
Kongo-Akte 14, 57, 200, 212 ff
König 281, 406
 „König“ 212
 „Königsberg“ 212, 228, 302, 392
Konkubine 176
Kopal 87
Kopfsteuer 119, 174

Kopra 91
Kordt 330, 331, 349, 379, 433
Kornatzki, von 348
Krane, von 220
krank 119, 229, 366, 380
Krankenbehandlung 131
Krankheiten 14, 16, 42, 102, 107,
 135, 281, 283
Krätze 374
Kraus 221
Kraut 232, 316
Kreuz des Südens 183
Kreuzer „Astraea“ 215
 „Königsberg“ 215
 „Pegasus“ 215
Kriegerverdienstmedaille 357
Kriegsrecht 296, 316, 321
Kröger 406
Kromberg, Dr. 297
 „Kronsberg“ 302
Kudike 318
Kulis 128
Kunow 220, 235, 246 f
Künzel 434
Künzli 112
Kurfürst, Große 14
Küssel 435
Kware-Bach 278

Landesausstellung 197
Landkriegsrecht 296
Landnahme 26
Landsuche 80, 104 ff
Landwirtschaft 452
landwirtschaftliche Versuchs-
 station 281
Langen 232, 237, 239
Langfinger 436
Langkopp, Heinrich 445
Last 16, 194, 207, 219, 337 f
Lazarett Makochera 398

Leble 343
Lebuhn 221 f, 229, 235, 254, 278
Lechner 428
Leidecker 47, 111
Leitgeb 230, 233, 239, 249
Lekow, von 266
Leopard 110, 161, 162 ff, 167 f, 171, 354
Lerch 422
Lessel, Dr. 244
Lettow-Vorbeck, Paul von 15, 213 ff, 244, 289, 410
Liebert, von 154
Liebesleben 175
Lina 47
Lincke 213
Lindequist, von, Dr. 77
Lindi 58
Lippenscheiben 423
Lippold 221
Livingstone 454
Logis 127
Lohn 86, 128, 161, 317, 342, 436
Lokomotive 158, 208
Loldureish 239
Lolkissale 322
Longido 295
Loof 436, 438
Löfner 111, 160, 209, 218
Löwe 19, 22, 44, 92, 94, 168 f, 403
Luftschiff 442
Luhya 287
Lungenentzündung 337
Luo 287
Lushoto 20
Lütens 325
Lutindi 28
Luxussteuer 175
Maasai 92, 140, 255, 285, 287, 299, 305, 344
-Mädchen 252
-Späher 237
-Späherkorps 296
-Spione 278
macho porini 120
Mafiti 59
Magadi-Bahn 232, 294, 304
Magie 135
Mahlzeit 129
Mahnke, Dr. 26
Mais 129
Maji-Maji-Aufstand 91, 97, 134, 216
Makonde 420, 423 f
-Plateau 179
Makuyuni 12
Malaria 35, 43 ff, 101 f, 125, 227, 368, 372, 394, 398, 401
Managasse 31, 42
Mandara 275
Mangoblütenregen 116, 224
Maniok 116
Manyema 59, 290
Marangu 275
Mareale 274 f
„Marie“ 324, 349, 410
Mark 379
„Markgraf“ 35
Markthalle 51
Markus, Dr. 281
Marshall, Dr. 369
Maskat (Muskat) 59
Maske 221
Mastisol-Pflaster 131
Matarawanda 23
Matari 90
Mätresse 175, 274
Matuschka, Graf 71, 198, 219, 249, 268
Maurui 29, 70
Maus 436

Maydell, Freiherr von 270 f
Maziwa 213
Mazrui-Araber 147
Mbala-Berge 27
Mbaruku 147
Medizin 131, 325
medizinische Anordnung 371
Medizinkasten 121
Medizinmann 135, 165 f, 169, 425
Mehns, Ida 112, 146, 198
 Wilhelm 112
Meinertzhagen 276, 348
Meinhardt 19, 22, 35, 407
Meli 268
Menstruation 137
Merk 156
Meru 300
Methfessel 333
Methner 78
Methuen-Vertrag 311
Mexiko 20
Meyer 103, 111 f, 173, 220, 301
Meyer, Hans, Dr. 252
Michel 220, 235, 246, 325, 435
Mikinginho 114 ff
Milewsky 112
Mirambo 60, 218
Missionare 240
Missionsgesellschaften 84
Missionstation der Schwarzen
 Väter 90, 227
 Ndanda 427
 Rombo-Mkuu 229
Mix, Reinhold 435
Mkaya 260
Mkwawa, Sapi 153 ff
Mnyamwesi 24, 218
Mohn, Dr. 366
Mohoro 44
Mombasa 21, 58
Mombutu 290
Mosambik-Front 396
Moskito 35, 108, 225, 267, 440
Moskitonetz 375
Moskitostiefel 262
Moslem 67, 70, 133, 186
 -Gräber 366
„Möwe“ 292
Mpigi 31, 71, 104
Msukuma-Mädchen 262
Müller 206, 220, 369, 407
 Dr. 369
 Johannes 312
 Karl Heinrich 20, 30, 40 f, 76
 L., Anwalt 41, 77, 112, 174, 215
mwali-Ritus 137
Mythen 109, 161, 189, 248, 305, 328
Mzima-Lager 239, 241
Nagana-Seuche 184, 350, 368
Nagaseni 295, 297
Nahrungsmittel 51, 216, 314
Nairobi 21
Nashorn 265 f
Nashorn-Apotheke 303
Naumann 256, 278, 411
Neider 278
Neubert, Dr. 416
Neuguinea 20, 25
 -Compagnie 13
Neuhof 31
Neu-Moschi 21
Ngaserai 295, 301
Nickoll 329, 388
Nigmann, E. 156
Nimmesgern 329
Notenfabrikation 376, 410
Notstandsarbeiter 193
Nubier 285
Nyerere 452

Oberhoffer 48
Ochse 349
Oelert 325
Ohrläppchen 105
Oldenburg 449
Oldonjo Sambo 301
Olmutonje 310
Onanie 138
Opium 369
Ostafrikanische Eisenbahngesellschaft 103, 111
Otto 229, 358, 433

Pampel 326, 433
Pangani 56, 58
Papke 318, 329, 353
Papst Nikolaus V. 54
Penndorf 298 f
Peru-Balsam 27
Pest 35
Peters, Dr. Carl 101, 454
Petroleum 27
Petroleumlampe 205, 375
Pfeiffer 221 f, 238, 254, 278
Pflanzung Gomba 20
 Gramatzky 323
 Kifulu 31 ff
 Mabungo 29
 Makuyuni 19 ff
 Minaki 111
 Ngeta 127
 Ruvuberg 72
Pflanzungsgesellschaft 19, 20
Pfüller 72
Phelps-Stokes-Kommission 84
Pidgin-Englisch 25
Pilzinfektion 131
Placebo 135
Plantagenjustiz 73
Plock 325, 349, 357, 365
Polizei-Askari 144

Polizeitruppe 15, 223
Pombe 192, 308
Popp, Elsbeth 16
Portugal 311, 396
Portugiesische Kolonne 400
Post 311
Pretorius, Pieter 391 f
Prince, von 154, 248 f, 258
Prophet Kinjiktile 97, 452
Prügelstrafe 65, 67, 73, 142, 145, 427
Pugu-Berge 108, 183
Pulvermann, 112

Quecksilber 373
Quedlinburg 13, 20

Rabe 125 ff, 273, 294
Ramazan 48
Raupen 129
Rechenberg, Frhr. von 112
Rechnen 188
Rechtssprechung 144
Reck, Dr. 332, 429
Reformpolitik 103
Regener 406
Regenzeit 121, 333, 394
 große 76, 114, 146, 157, 173, 189,
 194, 219, 314, 334
 kleine 116, 173, 314
Regierungsschulen 84
Reichart 76, 79, 111 f
Reichskolonialamt 103
Reinhard 241, 405
Reis 123, 178
Reiseutensilien 81
Rekrut 325
Reserveoffiziersbewerber 80, 112
Reservist 208, 223
Richards 20, 30
Richter I 221
Richter II 221

Richthofen, von 298 f
Riese 70, 137, 186
Rinde 327 f, 411
Robinson, J.H. 344
Rohde, Albrecht 326, 391
 Heinrich 326
Röhrig 410
Ross, Ronald 49
Rothert 241, 322, 325, 329
Röver 334
 „Rubens“ 302
Rückfallfieber 95, 373
Rufiji-Niederung 368
Ruvu-Fluß 71

Safari 80
Said bin Sultan 60
Sailer 220
Salema 268
Salvarsan 95, 373
Salz 389
Sandfloh 27, 285, 420
Sanitätsdepot 403
Sansibar 58, 150, 454
Sauerstofflampe 263
Savan 232, 235, 256, 267
Scarlett 75
Schaché 220, 235, 238, 254, 278
Schäfer 40, 75, 111
Schale 449
Schamlippen 286, 423
Scharia 70
Scharmberg 326, 332, 334
Scharnhorst 334
Scheidung 70
Schenk 79, 112
Schlacht bei Tanga 258
Schlafkrankheit der Huftiere 368
Schlafmatte 128
Schläge (siehe Prügelstrafe, Hiebe)
Schlangen 36, 44, 122
Schlangenbiß 131
Schlickeisen 31, 105, 111
Schlittenbauer 324
Schmatz 220, 222, 227
Schmidt, Rochus 101
Schnarr-von Brauchitsch,
 Regina 16
Schnecko 80, 294
Schnee, Dr. 112, 206, 213 ff, 280,
 258, 411
Schneidezähne 34, 425
Schönheit, Brüder 314
Schröder 278
Schule 83 f
Schultz 103, 174
Schulz 232, 241 f, 351, 419
Schüssel 326
Schuster 270
Schüder 334
Schütt 409
Schütz 326
Schütze 221
Schutzgebiete 14
Schutztruppe 14, 15, 223
Schwangerschaft 285, 308, 382
Schwarzwasserfieber 29, 35, 125,
 174, 294, 391
Sebarua 65
Sebe bin Mbaruku 146 ff, 196
Sef bin Zahor 111
Seidemann 220, 222
Seife 389
Selbstverwaltung 84
Sellier 105, 123, 170
Selous 379
Serengeti-Nationalpark 230
 -Steppe 230
Sewa-Hadji-Hospital 74
Seyd 249, 273
Seyfert, Dr. 369
Siebengestirn 173

Sinna 275
Sisal 20, 71
Sisalagaven 31, 268
Sisalanf 268
Sitten u. Gebräuche 34, 102, 137,
153, 287, 335 f, 428
 der Araber 53
 der Maasai 305
 der Wachagga 264, 282, 286
 der Wazaramo 134 ff, 140, 164,
 187
Sittenkodex 70
Sklaven 28, 61, 70, 92
 selbständige 342
 vermieten 342
Sklavenbefreiung 61
Sklavenfreistätte Lutindi 63
Sklavengabel 28, 60
Sklavenhandel 54 ff
Sklavenjäger 59
Sklavenkarawane 58, 60
Sklavenmarkt 58 f
Sklavenpreis 59
Sklavenzahl 59
Sklaverei 51 ff
Smuts 315, 330, 381, 395
Soga 31, 33, 36, 46
Sold 253
Solf, Dr. 77, 200, 215
Somalis 233
Spalding 273
Spanische Grippe 444
Speke 454
Spion 260, 276, 352
Spionageverdacht 354
Sporer 326, 353, 433
Sprengpatrouille 232, 304
Stachelschwein 226
Stanley 454
Steffens, Firma 102, 112
Steinbrück, Ernst 73, 146
Steinhäuser 218, 220, 224, 235, 242,
 253 f
Stelling 160, 376, 409
Steuern 82, 134, 142, 451
Stolowsky 218, 421
Strafdienst 144
Strafe 33, 125, 141, 145, 287, 321
 für Diebstahl 408
 für unerlaubtes Entfernen 408
Strafexpedition 269
Stresemann 156
Strongyloides-Würmer 393
Stuemer, von 398, 439
Suaheli 52
Südafrikaner 315, 325, 394
Sudanesen 317, 341
Sultan Kasangali Kahambua 101
 Mkwawa 153
 von Oman 454
 von Sansibar 55, 208, 211, 376,
 454
Sultanssohn Sapi Mkwawa 153 ff
 Sebe bin Mbaruku 146 ff
Syphilis 95, 372, 375
Tabora 58, 201, 252, 314
Tabora-Goldstücke 436
Tafel 411, 433
Tagegeld 209
Tageslohn 161
Tanga 19, 258
Tanz 99
Tarbusch 317
Telephon 24
Termiten 129, 172
Testament 427
Therapiemittel 135
Thevenar, von 362
Thiel 377
Thiele 301
Thielemann 325

Thöt 220, 227
Tiedemann 103
Timbuktu 59
Tinte 413
Tintenfaß 82, 121
Tippu Tip 56
Toilette 124, 262, 432
Traditionsverband chem. Schutz-
 u. Überseetruppen e.V. 16
Träger 15 f, 216, 223, 281, 320, 333,
 336 f, 339
Trägerlast 82, 194, 207, 219
Trägerversorgung 378, 395
Transport 15
Tripper 372
Trockenzeit 114, 189
Tropenkoffer 172, 218
Trypanosomiasis 184
Tsavo 232, 239
Tsetse-Fliege 149, 184, 350, 360
Tumbara-Stamm 63
Typhus 280, 294, 297, 375
Uganda-Bahn 21, 294
Ujiji 58
Ukonga 146
UNO-Treuhandgebiete 455
Unter den Akazien 54
Unterrichter, Freiherr von 430 f
Urin 187, 345
Urlaub 281, 355
Usambara Post 278, 289
 -Bahn 21, 273
 -Berge 20
 -Fahne 55
Uzaramo 133
Venezuela 14
Verbandswatte 373
Verbandszeug 403
Vergewaltigung 176
Vergiftung 328
Verhütung 286
Verluste (Soldaten) 15
 (Träger) 15 f, 337 408
 (Zug- u. Reittiere) 381
Verpflegung 248, 381 ff
Verpflegungsgeld 129, 252
Verpflegungsproblem 395
Verräter 238, 274, 351, 391
Versailler Vertrag 143, 155, 395, 444
Vertrag über Kolonien und Helgo-
 land 152
Viehdiebstahl 305
Vieweg, Henner, Dr. 16
 Johannes 30
 Julie 32, 112, 198
 Karl 13
 Liese 174
 Louis 32, 112, 198, 243
Vincenti 54, 80, 87, 111 f, 189, 207,
 445
Visser, N.H. 294
Vog 325
Vogt 369
Völkerbundsmandate 455
Vollbach, Dr. 103, 111
von Bodelschwingh 28
Vorberg 278, 292
Wauruscha 299
Wabena 59
Wachagga 235, 237, 255, 264, 268,
 285 f
 -Siedlung 282
Wachsmuth 341
Wachvergehen 343, 353
Wadepfuhl 320, 323, 326, 336
Wadoe 291
Wagner 320, 349
Wagogo 346
Wahehe 33, 59, 153 ff

- Wähle 269, 411
 Wakuafi 299
 Wamakonde 420, 423 f
 Wamakua 404, 416, 422
 Wandengereko 96, 136
 Wanderhackbau 117
 Wandorobo 299
 Wangoni 59
 Wanyagatwa 96
 Wanyamwesi 59 f, 218
 Wanzen 438, 441, 447, 449
 Wapare 186
 Waschambaa 34
 Wasegua 21
 Wassandau (Wassandawi) 346
 Wasserstelle 129, 222 f, 232, 249,
 322, 324, 345, 359, 419
 Wasukuma 91, 305
 Wataveta 268
 Wayao 59, 63, 136, 404
 Wazaramo 96, 133 ff
 Weber, Manfred 16
 Weck, Dr. 389
 Weihnachten 174
 Weiß 278
 Weiße Rasse 240
 Weltbank 453
 Wenzel 221
 Wetterling 439
 Wilhelmstal 20
 Willmann 406, 439
 Winkelmann, Dr. 291
 Winkler 221 f, 235
 Winzer 431
 Wißmann, Dr. h.c. von 54, 147, 341
 Wissmann-Truppe 317
 Witu-Inseln 13
 Wituland 150
 Wolf 429
 Woodward 447
 Wundbehandlung 108, 131, 306
 Wünn, Dr. 268 f, 366
 Wünschelrute 249
 Wurmerkrankung 131, 393 f

Yemen 64

- Zahl „7“ 140
 Zahnbürste 374
 Zahnbürstenbaum 368
 Zauberer 97, 134, 135, 165 ff
 Zecken 27, 95, 124
 Zeitrechnung 25
 Zeitschrift ‚Kolonie und Heimat‘
 243
 Zeitung 188, 271, 310, 312
 ‚Kiongozi‘ 249
 ‚Pwani na Barra‘ 188
 ‚Usambara Post‘ 216
 Zelewski, von 154, 269
 Ziegen 32, 184
 Zimmer 406
 Zimmermann, Charlotte 434
 Zintgraf, Dr. 111
 Zoll 60, 113
 Züchtigungsrecht 145
 Zulus 317
 Zupitza, Dr. 442
 Zwergantilope 159, 174
 Zwillinge 136, 287



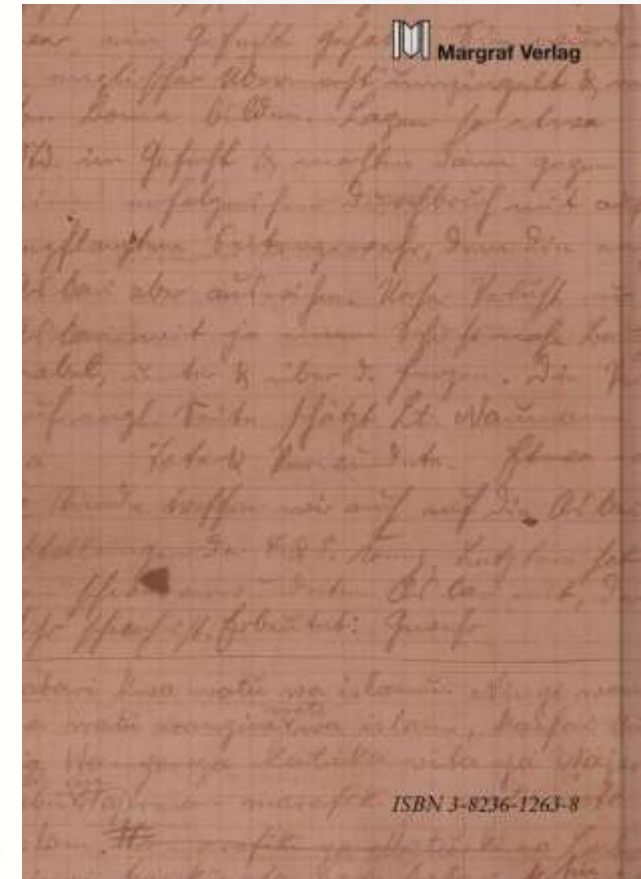
Abb. 144: Der Verfasser mit dem tansanischen Landwirtschaftsminister Joseph Mungai (Aufn. 1972)

Burkhard Vieweg wurde 1928 in Potsdam geboren. Er studierte Landwirtschaft in Rostock, Göttingen, Kiel und Pretoria und promovierte an der Universität in Kiel.

Achtzehn Jahre seines Berufslebens hielt er sich als Farmverwalter, Forscher und Berater in Ländern Afrikas und in Indien auf, darunter vier Jahre in Tanzania, dem früheren Deutsch-Ostafrika. Diese Zeit nutzte er auch, um die Wege seines Vaters aufzuspüren. Weitere fünfzehn Jahre war er im Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten in Bonn für Fragen der Entwicklungshilfe zuständig, eine Aufgabe, die ihn auch immer wieder in die Dritte Welt führte. Sein Engagement auf verschiedenen Gebieten zeigt sich in über 50 Veröffentlichungen.



Karte 11: Kampfraum nördlich und südlich des Grenzflusses Rovuma, 1917





Anno 1999



Buchauszug:
Bad Sulzaer Heimathefte Nr. 12
von H.M.F. Heyland
1999



1929

Anlässlich des 75. Geburtstages des Kolonialpioniers Clemens Denhardt am 3. August beschließt der Stadtrat am 4. September dem Straßenzug vom Grundstück Naumburger Straße Nr. 6 bis zum Beginn der Wilhelm-Ernst-Straße (heute Salzstraße) den Namen "Clemens-Denhardt-Straße" zu geben.

Im Stadtrat wird ein Plan diskutiert, während der Badesaison einen Autobus-Verkehr von Leipzig nach Bad Sulza zu organisieren. Als Beispiel führt man Bad Kösen an, wo im vergangenen Jahr rund 1.200 Personen von und nach Kösen transportiert worden seien.
stirbt am 7. Juni der Kolonialpionier und Ehrenbürger der Stadt Bad Sulza, Konsul Clemens Denhardt (geb. 1852). Er hatte gemeinsam mit seinem Bruder Gustav in Ostafrika durch Verträge das Gebiet "Wituland" für das Deutsche Reich gesichert (1885). Denhardt wurde Bevollmächtigter des deutschfreundlichen Sultans Achmed von Witu und später Minister für Innere und Auswärtige Angelegenheiten und Bevollmächtigter für das Zollwesen. Er sprach nicht nur die Landessprache, sondern beherrschte auch das Arabische in Wort und Schrift.

In diesem Gebiet legte er blühende Pflanzungen an. Andere deutsche und österreichische Farmer folgten seinem Beispiel.

Ohne sein Wissen verhandelte die Reichsregierung mit den Engländern und bot diesen einen Vertrag an, der als "Sansibar-Vertrag" in die Geschichte einging, obwohl er eigentlich offiziell "Vertrag über Kolonien und Helgoland" (1. 7. 1890) hieß. In diesem zog das Reich seine Schutzherrschaft über Witu und das angrenzende Gebiet, das bis zur Juba-Mündung in Somalia reichte, zugunsten von Großbritannien zurück. Weiterhin verzichtete es auf die bisher garantierte Unabhängigkeit Sansibars und auf alle Ansprüche in Kenia und Uganda, wie auch auf die Inseln Patta und Manda. England verpflichtete sich, den Sultan von Sansibar zu veranlassen, seine Handelsniederlassungen an der Küste von Deutsch-Ostafrika gegen Entschädigung (4 Millionen Goldmark) zu liquidieren und Helgoland, seit 1814 in englischem Besitz, an das Deutsche Reich abzutreten. Gleichzeitig erhielt Deutschland den sogenannten "Caprivi-Zipfel", eine Landverbindung zwischen der Kolonie Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) und dem Sambesifluß. In diesem Vertrag verzichtete Deutschland auch auf das Ngamy-Gebiet im heutigen Botswana, und es erfolgten Grenzkorrekturen in den deutschen Kolonien Togo und Kamerun in beiderseitigem Interesse.

Den Gebrüdern Denhardt wurde eine lächerliche Entschädigungssumme angeboten, die sie jedoch ausschlugen. Gustav Denhardt starb noch während des 1. Weltkrieges in Leipzig, und Clemens wählte Bad Sulza zu seinen Alterssitz, wo er in Armut, jedoch verehrt von der Bevölkerung starb. Die Straße, an der sein Sterbehaus steht, wurde nach ihm benannt. Nach Berichten damaliger Hausbewohner wurde die Gedenktafel am Hause Clemens-Denhardt-Straße 2 1945 auf Veranlassung des damaligen Bürgermeisters Carl entfernt und in die Irm geworfen.



Klaus Richter:

Deutsch-Ostafrika 1885 bis 1890: Auf dem Weg vom Schutzbriefsystem zur Reichskolonialverwaltung

Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Kolonien

I. Einleitung

II. Niederschlagung des ostafrikanischen Aufstandes (1885 bis 1890), Ein historischer Überblick

1. Der Griff nach Ostafrika: Bismarck und Peters
2. Von der Erteilung des kaiserlichen Schutzbriefes zum „Araberaufstand“ 1888
3. Auf dem Weg zur Reichskolonialverwaltung: Der Araberaufstand und das Eingreifen des Reiches

III. Rechtliche Aspekte der Kolonialisierung Deutsch-Ostafrikas

1. Der Gebietserwerb in Ostafrika
2. Erwerbsvoraussetzungen nach der Kongo-Akte
3. Rechtliche Bedeutung der Schutzbriefe
4. Schutzgebiet und Schutzgewalt

IV. Zusammenfassung und Schluß

I. Einleitung

Um 1884 schien das afrikanische Inland, das kurz zuvor von den Expeditionen Livingstones, Spekes und Stanleys erschlossen worden war, vor einem wahren Handelsboom zu stehen. Um den Victoriasees und den Tanganjikasee fanden Entdecker und Reisende Gebiete mit reichhaltigem Boden und exzellenten klimatischen Bedingungen, die zur Kolonisierung und zum Handel einluden. Hier glaubte man einen wahren Garten Eden inmitten Afrikas gefunden zu haben, ein neues Indien, das den europäischen Mächten ungeahnten Reichtum zu versprechen schien.¹ Aber wie sollte man diese Gebiete für den Handel eröffnen? So schön es dort auch gewesen sein mochte - das Gelände war unerschlossen, es gab weder Straßen noch Eisenbahn, allenfalls einige Karawanenstraßen, die mehr ausgetretenen Pfaden als Wegen glichen.

Und es gab ein weiteres Problem: die Schönheit und Ergiebigkeit der Landschaft wurde durch unerfreuliche tropische Krankheiten belastet, insbesondere Malaria. Um Europäer ansiedeln zu können und Handel zu treiben, bedurfte es klimatisch und gesundheitlich angenehmerer Siedlungsgebiete, vergleichbar denen an der afrikanischen Mittelmeerküste. Tatsächlich gab es diese Gebiete, beide in der Nähe des Sultanats von Zanzibar, dessen Machtzentrum auf der gleichnamigen Insel vor der Ostafrikanischen Küste lag. Das erste war eine kleine Hochebene nahe des Kilimandscharo, unmittelbar nördlich der Karawanenstraße nach Udjiji und den Tanganjikasee, das zweite waren die Hochländer um die schneebedeckten Höhen des Mt. Kenya. Doch wer in diesen Gebieten siedeln wollte, brauchte Zugang zum Meer, brauchte Häfen.² So gerieten Hafenstädte wie Mombasa oder das erst neu gegründete Dar-es-Salaam ins Blickfeld der Europäer. Es war diese Gegend, die in den kommenden Jahren in den Mittelpunkt kolonialer Interessen der Deutschen und Briten geriet und in dem Männer wie der britische Generalkonsul auf Zanzibar, Dr. John Kirk oder der deutsche Abenteurer Carl Peters und die von ihm gegründeten Gesellschaften versuchten, die größten Vorteile für sich und ihre Heimatländer zu erringen.³

In dem folgenden Beitrag soll es nicht nur um eine historische, sondern auch juristische Betrachtung der Entstehung Deutsch-Ostafrikas gehen. Am Beispiel dieses Schutzgebietes stehen dabei die Inbesitznahme von Land durch eine Gesellschaft, die rechtliche Bedeutung der zwischen einer Gesellschaft und eingeborenen Häuptlingen und Sultanen abgeschlossenen Verträge sowie die Bedeutung und Funktion eines kaiserlichen Schutzbriefes im Vordergrund.

Die deutsche Kolonialgeschichte und das Kolonialrecht sind bereits ausgiebig erforscht worden, doch haben sich darum bislang überwiegend Allgemeinhistoriker, jedoch nur wenige Rechtshistoriker gekümmert⁴. Daher soll es das Ziel dieser Arbeit sein, die Entwicklung des Kolonialrechts im Hinblick auf die Erwerbungen in Ostafrika, dem heutigen Tansania, unter Berücksichtigung der historischen Entwicklung darzustellen.

Der Aufsatz gliedert sich in vier Teile. Der erste Teil berichtet über die historischen Ereignisse in den Jahren 1885 bis 1890, von den ersten Erwerbungen durch die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ bis zur Niederschlagung des ersten größeren Aufstands in Ostafrika durch Reichskommissar von Wissmann. Dabei werden auch historische Dokumente vorgestellt, die einen tieferen Einblick in die damaligen Verhältnisse und Ansichten ermöglichen sollen.

Der zweite Teil geht einzelnen juristischen Problemen nach, die mit dem Erwerb der Schutzgebiete entstanden sind. Anhand des ostafrikanischen Schutzgebietes sollen diese Probleme so dargestellt werden, wie sie zwischen 1885 und 1914 diskutiert wurden.⁵ Dabei beschränkt sich die Untersuchung bewußt auf Völker- und staatsrechtliche Aspekte der

Kolonialrechtsentwicklung und nimmt keinen Bezug auf die Entwicklung der Gerichtsbarkeit, des kolonialen Strafrechts oder andere rechtliche Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich auf der einen und Kolonisten und Eingeborenen auf der anderen Seite.⁹⁾ Der dritte Teil der Arbeit bietet eine kurze Zusammenfassung, und den Abschluß bildet ein Anhang mit Auszügen aus den wichtigsten Gesetzen und Verträgen, die für die Inbesitznahme von Gebieten in Ostafrika maßgeblich waren.

II. Vom Erwerb des ostafrikanischen Schutzgebietes bis zur Niederschlagung des ostafrikanischen Aufstandes (1885 bis 1890). Ein historischer Überblick

Reichskanzler Otto von Bismarck ließ bis 1884 immer wieder verlauten, daß er keine Kolonialpolitik betreiben wolle. Für ihn war das gute Verhältnis zu Großbritannien von Vorrang, es sollte nicht durch koloniales Kräftemessen in Mitleidenschaft gezogen werden. Wenn es denn schon Außenposten deutscher Firmen in Afrika und in anderen Kontinenten geben sollte, so dürfe sich das Reich in deren Verwaltung nicht einmischen, sondern dies vielmehr den Firmen überlassen. Das Ziel war ein florierender Überseehandel, die Handelshäuser, die diesen betrieben, sollten die Wahrung ihrer Interessen eigenverantwortlich wahrnehmen. Noch 1881 verkündete Bismarck mit Blick auf die europäischen Machtverhältnisse:

„Solange ich Reichskanzler bin, treiben wir keine Kolonialpolitik. Wir haben eine Flotte, die nicht fahren kann (...) und wir dürfen keine verwundbaren Punkte in fernen Weltteilen haben, die den Franzosen als Beute zufallen, sobald es losgeht.“¹⁰⁾

Nicht wenige waren angesichts der nationalen Aufbruchstimmung, die sich im Zuge der Reichsgründung breitmachte, mit dieser Einstellung einverstanden, doch gab es auch Stimmen, die dem Reichskanzler recht gaben. So beschloß der 19. Kongreß Deutscher Volkswirte, der vom 21. bis zum 28. Oktober in Berlin tagte:

„Während der Reichsregierung die Pflicht obliegt, die Auswanderung auf Grund bestehender Gesetze unbehelligt zu lassen, sie aber vor Ausblutung und Bedrückung zu schützen, hält es der volkswirtschaftliche Kongreß für nicht zulässig, daß auf Kosten der Gesamtheit und zu Gunsten einzelner Klassen teure und aussichtslose, wenn auch wohlgemeinte Versuche mit Errichtung irgendwelcher Art von Kolonien angestellt werden.“¹¹⁾

Seit 1884 hatte sich Bismarcks Haltung zum Erwerb von Schutzgebieten durch zunehmende deutsche Handelsinteressen in Afrika unter dem Eindruck der Ereignisse in Südwestafrika gewandelt.¹²⁾ Dies brachte er in einer Reichstagsrede vom 26. Juni 1884 zum Ausdruck.¹³⁾

„Unsere Absicht ist, nicht Provinzen zu gründen, sondern kaufmännische Unternehmungen, aber in der höchsten Entwicklung, auch solche, die sich eine Souveränität, eine schließlich dem Deutschen Reich lehnbar bleibende, unter seiner Protektion stehende kaufmännische Souveränität erwerben, zu schützen in ihrer freien Entwicklung sowohl gegen die Angriffe aus der unmittelbaren Nachbarschaft als auch gegen Bedrückung und Schädigung von seiten anderer europäischer Mächte (...) Das ist der Unterschied: bei dem System, welches ich das französische nannte, will die Staatsregierung jedesmal beurteilen, ob das Unternehmen ein richtiges ist und ein Gedeihen in Aussicht stellt; bei diesem System überlassen wir dem Handel, dem Privatmann die Wahl, und wenn wir sehen, daß der Baum Wurzel schlägt, anwächst und gedeiht und den Schutz des Reiches anruft, so stehen wir ihm bei, und ich sehe auch nicht ein, wie wir ihm das rechtmäßig versagen können.“

In der gleichen Rede äußerte sich Bismarck auch darüber, wie er sich den Einfluß des Reiches in diesen Gebieten vorstellte. Er plante, in Nachahmung der englischen Charter-Colonies die Entstehung von „Gesellschaftsschutzgebieten“ zu fördern.¹⁴⁾

„Es sollen (den kolonialen Unternehmern) die Vortheile der Royal charters gewährt werden, unter Hinblick auf die ruhmreiche Laufbahn, welche die englische Kaufmannschaft bei Gründung der ostindischen Kompanie zurückgelegt hat. Den Interessenten der Kolonie soll das Regieren derselben im wesentlichen überlassen und ihnen nur für Europäer die Möglichkeit europäischer Jurisdiktion und desjenigen Schutzes gewährt werden, den wir ohne stehende Garnisonen dort leisten können. Ein Vertreter des Reichs, ein Konsul, wird die Autorität des Reichs wahren und Beschwerden entgegennehmen, Handelsgerichte werden weitere Streitigkeiten entscheiden. Nicht Provinzen sollen gegründet werden, sondern Unternehmungen mit einer Souveränität, welche dem Reiche lehnbar bleibt; ihre Fortbildung bleibt im wesentlichen den Unternehmern überlassen.“

Bis 1884 befand sich Ostafrika jedoch nicht im Mittelpunkt des Interesses, zumal die großen Hamburger Handelshäuser O'Swald & Co. und Hansing & Co., die auf Zanzibar Handel trieben, bis dahin keinen Anlaß sahen, das Reich um Schutz zu bitten.¹⁵⁾ Der Vertreter der Briten in Zanzibar, Dr. John Kirk, zeigte reges Interesse daran, daß das recht bescheidene Reich Bargash-bin-Sayids, des Sultans von Zanzibar, zu einem britischen Protektorat erklärt werde, um so die Macht des Sultans bis zu den großen Seen in Zentralafrika auszudehnen und auf diese Weise eine sichere britische Einflußsphäre in dieser Region zu schaffen.¹⁶⁾ Zuerst wollte Sir John den Sultan dazu ermutigen, sein Reich

auf eigene Initiative hin auszudehnen. Auf Anraten Kirks stellte der Sultan eine Truppe aus zanzibarischen und indischen Söldnern unter dem Kommando des britischen Generals Lloyd Matthews zusammen und ließ diese zwei Forts zum Schutz des Elfenbeinhandels errichten. So sah man die Rote Fahne des Sultans über den beiden Forts, den Karawanenstädten Tabora und Udjiji, sowie über den ostafrikanischen Hafenstädten Bagamoyo, Tanga, Witu und Dar-es-Salaam. Doch der Sultan zeigte wenig Interesse an der Ausdehnung seines Reiches, so daß Kirk frustriert darauf drängte, Zanzibar zu einem britischen Protektorat zu erklären. Dies schien wichtiger denn je, da die Kontrolle über den festländischen Besitz des Sultans nicht nur Gefahren für den Seeweg nach Indien ausschloß, sondern auch die gefährliche Hintertür zum Nil und seinen Quellen für andere europäische Mächte verriegelt wären. England und Frankreich hatten bereits vor längerer Zeit ein Abkommen geschlossen, daß Zanzibar unberührt bleiben sollte. Doch die Deutschen waren an diesem Abkommen nicht beteiligt.¹⁴¹ Schon trafen Meldungen in Zanzibar ein, wonach Deutsche auf dem Festland versuchen würden, sich Land und Herrschaft anzueignen, doch zum Bedauern von Kirk schien die britische Regierung diesem Treiben tatenlos zuzusehen. Kirk verstand es nämlich, die indirekte britische Herrschaft über das Sultanat von Zanzibar so geschickt auszuüben, daß Britanniens Einfluß über Zanzibar und die dazugehörige Küste gesichert erschien und die Regierung in London die Einrichtung eines Protektorats für unnötig hielt.¹⁴²

Als schließlich ein Telegramm Bismarcks vom 2. März 1885 verkündete, daß Kaiser Wilhelm I. der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ (GfdK) einen Schutzbrief für kürzlich erworbenes Gebiet in Ostafrika ausgestellt habe, sah der Sultan, über einen Teil von dessen Machtbereich nun plötzlich der Kaiser herrschen wollte, keine andere Möglichkeit, als eine Protestnote nach Berlin zu schicken und zwei Expeditionen unter General Matthews auszurüsten, deren eine zumindest die Autorität des Sultans im Gebiet des Kilimandscharo sicherstellen sollte. Die zweite Expedition hatte Witu zum Ziel: Der dortige Gouverneur erkannte die Herrschaft des Sultans nicht mehr an, und auch hier war deutscher Einfluß im Spiel. Die Besorgnis der Briten über das Sultanat von Zanzibar dämpfte Herbert von Bismarck, der Sohn des Reichskanzlers, wenige Tage nach Bekanntgabe des Schutzbriefes, daß das Reich nicht daran interessiert sei, in die Unabhängigkeit Zanzibars einzugreifen.¹⁴³

Zu diesem Zeitpunkt war den Briten bereits klar, daß damit nur die Insel Zanzibar selbst gemeint war, nicht aber die Küste und das Hinterland, das die Deutschen als herrenloses Gebiet betrachteten.

Was war geschehen? Wie kam es zur Inbesitznahme von Gebieten in Ostafrika durch Deutsche, und aus welchem Grund stellte der deutsche Kaiser plötzlich einen Schutzbrief für Ostafrika aus, wo doch bisher die deutschen Handelshäuser auf Zanzibar an einem Schutz durch das Reich kein Interesse hatten?

1. Der Griff nach Ostafrika: Bismarck und Peters

Der Griff des Deutschen Reiches nach den „herrenlosen Gebieten“ an der ostafrikanischen Küste begann in zwei parallel nebenher laufenden Aktionen. 18

Die erste wurde von der Reichsregierung selbst gesteuert. Es war die Beschäftigung mit der Zukunft des riesigen Kongogebietes. Der englisch-portugiesische Kongovertrag und die Aktivitäten des belgischen Königs Leopold II. lenkten die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte auf diese Region Afrikas. Dadurch wurde der Innenbereich Afrikas zu einem Gegenstand handelsstrategischer und politischer Überlegungen, die nicht zuletzt in der Berliner Konferenz und der daraus resultierenden Kongo-Akte im Jahre 1885 kulminierte. Das Auswärtige Amt in Berlin räumte mit Blick auf die neuen wirtschaftlichen Möglichkeiten in Afrika dem Sultanat von Zanzibar eine neue, herausragende Rolle ein. Von hier aus ließe sich wirksam der afrikanische Handel koordinieren.¹⁴⁴ Bismarck, dem es in seiner Überseepolitik maßgeblich auf die Wahrung wirtschaftlicher Interessen ankam, richtete zunächst ein Generalkonsulat auf Zanzibar ein, dessen Vertreter die Aufgabe haben sollte, mit dem Sultan einen neuen Handelsvertrag abzuschließen.¹⁴⁵ Am 27. September 1884 beauftragte Bismarck den Afrikareisenden Gerhard Rohlfs, den Handel und die Interessen des Reiches als Generalkonsul in Zanzibar zu schützen. Rohlfs beabsichtigte, den Sultan in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Reich zu bringen und er wollte die deutschen Handelshäuser auf Zanzibar dazu ermuntern, nicht nur Faktoreien an der ostafrikanischen Küste zu errichten, sondern auch zum Landerwerb überzugehen. Dabei sollte ein besonderer Augenmerk auf die Somaliküste gelegt werden.¹⁴⁶ Damit war Bismarck aber keineswegs einverstanden. Er ermahnte Rohlfs eindringlich, ein freundschaftliches Verhältnis zu dem Sultan herzustellen, einen neuen Handelsvertrag abzuschließen und dafür zu sorgen, daß der deutsche Handel nach Afrika gesichert und eine freie Schifffahrt auf den Flüssen möglich wird.¹⁴⁷

Parallel zur Amtseinsetzung Rohlfs in Zanzibar ereignete sich der ostafrikanische „Konquistadorenzug“ des Dr. Carl Peters, ein Ereignis, mit dem in Berlin bei der Vorbereitung der Rohlfschen Mission niemand gerechnet hatte und das die Pläne Bismarcks an der ostafrikanischen Küste konterkarierte. 20

Carl Peters, geboren 1856 und aufgewachsen als niedersächsischer Pastorensohn, glich von seinem äußeren Erscheinungsbild keineswegs einem wagemutigen und risikofreudigen Abenteurer, sondern eher einem Studenten oder jungen Professor.¹⁴⁸ Doch dieser Eindruck täuschte, Peters hatte 1879 mit einer glänzenden Dissertation in Geschichte promoviert und legte 1880 das Oberlehrerexamen in den Fächern Geographie und Geschichte ab.¹⁴⁹ Ein zweijähriger Aufenthalt in London stärkte Peters bereits seit längerem vorhandene kolonialpolitische Ambitionen und ließ ihn zur festen Überzeugung gelangen, daß auch das 21

Deutsche Reich dringend Kolonien benötigte. So schrieb er denn unter dem Eindruck des Englandbesuches und des von ihm beneideten britischen Empire:			
„Wenn man ein egoistisches Moment in diesem Motiv für meine kolonialpolitische Tätigkeit suchen will, so mag man es darin finden, daß ich es satt hatte, unter den Pariahs gerechnet zu werden und daß ich einem Herrenvolk anzugehören wünschte.“ ²²⁾	22		
Nach Deutschland zurückgekehrt, gründete Peters die „Gesellschaft für Deutsche Kolonisation“ (GfdK), in der sich bald die Angehörigen verschiedenster gesellschaftlicher Gruppen versammelten: Professoren, Doktoren, Adelige und Patrioten. ²³⁾ Es handelte sich um Menschen, die keinerlei Afrikaerfahrungen besaßen, und dennoch danach strebten, dort eine Kolonie zu gründen. Carl Peters umschrieb die Ziele der GfdK in einem Aufruf der Gesellschaft:	23		
„Um diesem nationalen Mißstände abzuhelpen (das Fehlen von Kolonien und der dadurch entstehende wirtschaftliche Nachteil, Anm. des Verf.), dazu bedarf es praktischen und tatkräftigen Handelns. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, ist in Berlin eine Gesellschaft zusammengetreten, welche die praktische Inangriffnahme solchen Handelns als ihr Ziel sich gestellt hat. Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation will in entschlossener und durchgreifender Weise die Ausführung von sorgfältig erwogenen Kolonisationsprojekten in die Hand nehmen und somit ergänzend den Bestrebungen von Vereinigungen ähnlicher Tendenzen zur Seite treten. Als ihre Aufgabe stellt sie sich in besonderem:	24		
1. Die Beschaffung eines entsprechenden Kolonisationskapitals.	25		
2. Auffindung und Erwerbung geeigneter Kolonisationsdistrikte.	26		
3. Hinlenkung der deutschen Auswanderung in diese Gebiete.“ ²⁵⁾	27		
Peters nahm es mit dem ersten Punkt seines Aufrufes nicht sehr genau. ²⁶⁾ Ohne ausreichenden finanziellen Hintergrund begab er sich in Begleitung seines Studienfreundes, dem Juristen Karl Jühlke und des Adligen Graf Joachim von Pfeil nach Zanzibar, um dort in dem Usagara genannten Küstenhinterland gegenüber der Insel Zanzibar geeignete Kolonisationsdistrikte aufzufinden und zu erwerben. Unterstützung durch die Reichsregierung erhielt Peters nicht. Generalkonsul Rohlf's, dessen primäre Mission es war, freundschaftliche Beziehungen zu dem Sultan herzustellen, sollte Peters nachdrücklich darauf hinweisen, daß es einen Schutz durch das Reich nicht geben werde, insbesondere nicht für Landerwerbungen im Gebiet des Sultans von Zanzibar. Peters schien sich in einem Telegramm an Berlin dieser Anordnung zu fügen, doch hinderte ihn das nicht daran, mit seinen Begleitern von der Insel zum Festland überzusetzen.	28		
		Es war ein bescheidener Trupp, der sich auf den Weg in das ostafrikanische Hinterland Usagara machte: Neben Peters, Jühlke und Graf v. Pfeil bestand er aus sechs persönlichen Dienern und Übersetzern sowie lediglich 36 Trägern, die den gesamten Proviant und die Handelsware tragen sollten. Doch diese widrigen Umstände hielten Peters nicht von seiner Expedition ab, schließlich handelte er, wie er 1884 gegenüber seiner Mutter bekannte, in der festen Überzeugung, er tue eine große vaterländische Tat und grabe seinen Namen ein für alle mal in die deutsche Geschichte ein. ²⁷⁾ Daher kümmerte es ihn auch nicht sonderlich, daß ihm die Reichsregierung ankündigte, daß von ihm geschlossene Verträge nicht anerkannt würden. Er würde schon einen Weg finden, doch eine Anerkennung zu erlangen.	29
		Bald schon drohte die Expedition wegen Lebensmittelknappheit zu scheitern. Und so mußte alles sehr schnell gehen: eine Willkommensansprache gegenüber dem Häuptling, Aufschlagen der Zelte, Vorlegen der Verträge zur Unterzeichnung, Heißen der Flagge, Schütteln der Hände, die Geburt einer neuen deutschen Provinz feiern - all das geschah innerhalb weniger Stunden. Die Besitzübernahme beschrieb Peters wie folgt:	30
		„War dies geschehen (Unterzeichnung des Vertrages, Anm. d. Verf.), so wurden die Fahnen (...) gehißt, der Vertrag im deutschen Text von Dr. Jühlke verlesen, ich hielt eine kurze Ansprache, wodurch ich die Besitzergreifung als solche vornahm, die mit einem Hoch auf Seine Majestät den Deutschen Kaiser endete und drei Salven, von uns und den Dienern abgegeben, demonstrierten den Schwarzen ad oculos, was sie im Fall einer Kontraktbrüchigkeit zu erwarten hätten.“ ²⁸⁾	31
		Auf diese Weise schloß Peters für die GfdK zwischen dem 23. November und dem 17. Dezember zwölf „Verträge“ mit Negerhäuptlingen, die von Peters kurzerhand zu Sultanen befördert wurden, bevor er sich gegen wertlose Geschenke und nichtsagende Versprechungen ein Gebiet von insgesamt 140.000 km ² abtreten ließ. ²⁹⁾ Ein typisches Beispiel für einen solchen Vertrag ist das Abkommen, das mit „Sultan“ Muininsagara von Usangara am 4. Dezember 1884 geschlossen wurde:	32
		„Sultan Muininsagara, Herr von Muininsagara etc., alleiniger und absoluter Herrscher von ganz Usagara, und Dr. Carl Peters als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation schließen hierdurch einen ewigen Freundschaftsvertrag ab.	33
		Sultan Muininsagara erhält eine Reihe von Geschenken; weitere Geschenke für die Zukunft werden ihm versprochen; und er tritt hierdurch unter den Schutz der Gesellschaft für deutsche Kolonisation resp. deren Vertreter.	34
		Dafür tritt der Sultan Muininsagara an Herrn Dr. Carl Peters als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation kraft seiner	35

absoluten und unumschränkten Machtvollkommenheit das alleinige und ausschließliche Recht, Kolonisten nach ganz Usagara zu bringen, ab.		Dieser Vertrag sowie die Beschreibung Peters vom Zustandekommen solcher Verträge läßt ahnen, daß die einheimischen Häuptlinge kaum richtig gewußt haben dürften, auf was sie sich überhaupt einließen. Gegen geringfügige Geschenke und wertlose Versprechen gaben sie einen wesentlichen Teil ihrer Herrschaftsmacht aus der Hand. ³¹¹ Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang auch Peters kolonialpolitische Devise:	42
Dr. Carl Peters als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation verspricht, von diesem Recht Gebrauch zu machen. Zu diesem Behufe tritt Sultan Muininsagara das alleinige und ausschließliche Recht völliger und uneingeschränkter privatrechtlicher Ausnutzung von ganz Usagara an Herrn Dr. Carl Peters als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation hierdurch ab. Ferner tritt der Sultan Muininsagara an Herrn Dr. Carl Peters als den Vertreter für deutsche Kolonisation, alle diejenigen Rechte ab, welche nach dem Begriff des deutschen Staatsrechts den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen; unter anderem: das alleinige und uneingeschränkte Recht der Ausbeutung von Bergwerken, Flüssen, Forsten; das Recht, Zölle aufzulegen, Steuern zu erheben, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten und das Recht, eine bewaffnete Macht zu schaffen. Dafür bleibt der Titel: Muininsagara erblich in der Familie des Sultans Muininsagara. Der privatrechtliche Besitzstand des Sultans wird von Herrn Dr. Carl Peters als dem Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation anerkannt und garantiert und die Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation werden angewiesen werden, diesen Besitzstand mit allen Kräften mehren zu helfen.	36	„Die rücksichtslose und entschlossene Bereicherung des eigenen Volkes auf anderer, schwächerer Völker Unkosten.“ ³¹²	43
Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation wird mit allen Kräften dahin wirken, daß Sklaven aus dem Gebiet des Sultans Muininsagara nicht mehr fortgeschleppt werden dürfen.	37	Treffend drückte es Robert Adam 1905 aus:	44
Dieser Vertrag ist heute, am 4. Dezember 1884, vor versammeltem Volke von Usagara unter Zuziehung einer Reihe rechtsgiltiger Zeugen von Muininsagara, alleinigem und uneingeschränktem Oberherrn von ganz Usagara, und Herrn Dr. Carl Peters als dem Vertreter für deutsche Kolonisation, durch Namensunterschrift und Namenszeichnung von beiden Seiten in durchaus rechtsverbindlicher Form vollzogen worden.	38	„Was für ein Werth solchen Konstatierungen zukommt erhellet übrigens aus dem eigenen Zugeständnis der Urkunden, z.B. der von Dr. Peters mit den ostafrikanischen Sultanen aufgenommenen Vertragsurkunden, wonach jene Machthaber sich durch Uebermittlung oder Zusicherung von Geschenken, die in ihren Augen ihren ganzen Herrschaftsbesitz aufwogen, zum Abschlusse der Verträge bestimmen ließen. Es verhält sich gerade so, als wollte man der Zusicherung eines unmündigen Kindes, für den Besitz eines hübschen Spielzeuges sein ganzes Vermögen herzulassen, im Civilrechte eine Rechtsverbindlichkeit beimessen. Jene Cessionsverträge erscheinen in der Hauptsache doch nur als Scheingeschäft, weil den dabei beteiligten Barbaren die fundamentalen Vorstellungen von Staat, Gebiet, Grundeigentum und Hoheitsrecht völlig fehlen.“ ³¹³	45
Muininsagara, 4. Dezember 1884	39	Auch Bismarck maß diesen Verträgen kaum Bedeutung bei: ³¹⁴	46
Unterschrift Dr. Carl Peters, Handzeichen des Sultans Muininsagara, Handzeichen des Kibuana, des Sohnes des Sultans Muininsagara	40	„Der Erwerb von Land ist in Ostafrika sehr leicht, für ein paar Flinten besorgt man sich ein Papier mit einigen Negerkreuzen.“	47
Daß dieser Vertrag völlig rechtsgiltig und auf ewige Zeiten verbindlich von beiden Kontrahenten, dem Sultan Muininsagara, Herrn von Muininsagara etc. einerseits und dem Herrn Dr. Carl Peters als dem rechtmäßigen Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation heute, am 4. Dezember 1884 vor versammeltem Volk abgeschlossen worden ist, nachdem sein Inhalt sachgemäß und wortgetreu dem Sultan Muininsagara, Oberherrn von ganz Usagara, durch den Dolmetscher Ramassan vorgelesen war, bezeugen hierdurch durch Namens- bzw. Zeichenunterschrift (Folgen die Handzeichen bzw. die Namensunterschriften der einheimischen und der europäischen Zeugen). ³¹⁰ “	41	Zwar waren die ostafrikanischen Häuptlinge keine „Barbaren“, sondern lebten bereits seit Jahrhunderten in ihren eigenen, traditionell überlieferten Stammes- und Rechtsformen, doch standen sie dem für sie völlig unbekanntem deutschen Recht in der Tat so arg- und hilflos gegenüber, wie es bei einem Kind der Fall ist. In der Tat kann man angesichts von Peters Vorgehensweise davon sprechen, daß die ostafrikanischen Stammeshäuptlinge regelrecht über den Tisch gezogen wurden.	48
		Am 5. Februar kehrte Peters von seiner ersten ostafrikanischen Expedition in das Reich zurück und stellte dort den Antrag, die von ihm erworbenen Gebiete sowie künftig zu erwerbende Gebiete mögen durch Erteilung eines kaiserlichen Schutzbriefes unter den Schutz des Reiches gestellt werden. Bismarck, der Peters Tätigkeiten ausgesprochen skeptisch gegenüberstand, ließ sich von Peters dessen Erwerbungen beschreiben. Geschickt wies Peters darauf hin, daß eine neue, noch zu gründende Gesellschaft namens „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“, ähnlich wie die britische East India Company in Indien, ein neues	49

Staatswesen errichten wolle, sich die Interessen der DOAG und des Reiches in Zanzibar sogar fusionieren ließen, er dafür aber einen kaiserlichen Schutzbrief benötige. Damit kam er Bismarcks Vorstellungen von Kolonialpolitik in jeder Hinsicht entgegen. Eine sofortige Ausstellung des Schutzbriefes war jedoch nicht möglich, da zu dieser Zeit die Afrikakonferenz in Berlin tagte. Am 26. Februar 1885 endete die Berliner Konferenz, und am folgenden Tage stellte Kaiser Wilhelm I. einen Schutzbrief für die GfDK aus.³⁵⁾ Die Erteilung des Schutzbriefes an Peters und damit die offizielle Billigung des Landerwerbs in Ostafrika widersprach der bisherigen Einstellung der Reichsregierung zu Ostafrika. Verwicklungen mit Großbritannien brauchte Bismarck zu diesem Zeitpunkt nicht zu befürchten: Die Briten hatten mit dem russischen Begehren auf Afghanistan, dem Vordringen des Mahdi im Sudan und der Sicherung Ägyptens vor einem möglichen französischen Zugriff genügend Probleme zu bewältigen. Kirk, der mit den deutschen Aktivitäten im Herrschaftsbereich des Sultans von Zanzibar sein Lebenswerk in Gefahr sah, drängte die britische Regierung darauf, Zanzibar zu einem Protektorat zu erklären, bevor es entweder zerfalle oder ganz an Deutschland übergehen werde. Die britische Regierung verweigerte ihm jede Unterstützung, erklärte sogar ihr Wohlwollen mit den deutschen Unternehmungen.³⁶⁾

2. Von der Erteilung des kaiserlichen Schutzbriefes zum „Araberaufstand“ 1888

Der kaiserliche Schutzbrief vom 27. Februar 1885 hatte folgenden Wortlaut:³⁷⁾ 50

„Kaiserlicher Schutzbrief für die Gesellschaft für deutsche Kolonisation 51

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preussen 52
etc., thun kund und fügen hiermit zu wissen:

Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der 'Gesellschaft für deutsche 53
Kolonisation', Dr. Carl Peters und Unser Kammerherr Felix, Graf Behr-
Bandelin, Unsern Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in
Ostafrika, westlich von dem Reiche des Sultans von Zanzibar,
ausserhalb der Oberhoheit anderer Mächte, nachgesucht und Uns die von
besagtem Dr. Carl Peters zunächst mit den Herrschern von Usagara,
Nguru, Useguha und Ukami im November und Dezember v. J.
abgeschlossenen Verträge, durch welche ihm diese Gebiete für die
deutsche Kolonisationsgesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit
abgetreten worden sind, mit dem Ansuchen vorgelegt haben, diese
Gebiete unter Unsrer Oberhoheit zu stellen, so bestätigen wir hiermit,
dass Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete,
vorbehaltlich Unsrer Entschliessungen auf Grund weiterer Uns
nachzuweisender vertragsmässiger Erwerbungen der Gesellschaft oder
ihrer Rechtsnachfolger in jener Gegend, unter Unseren Kaiserlichen
Schutz gestellt haben.

Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, dass sie 54
eine deutsche Gesellschaft bleibt, und dass die Mitglieder des
Direktoriums oder der sonst mit der Leitung betrauten Personen
Angehörige des Deutschen Reiches sind, sowie den Rechtsnachfolgern
dieser Gesellschaft, unter der gleichen Voraussetzung, die Befugnis zur
Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte,
einschliesslich der Gerichtsbarkeit, gegenüber den Eingeborenen und
den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und
andern Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reichs und anderer
Nationen, unter der Aufsicht Unsrer Regierung und vorbehaltlich
weiterer von Uns zu erlassender Anordnungen und Ergänzungen dieses
Unsrer Schutzbriefes.

Zu Urkund dessen haben Wir diesen Schutzbrief Höchsteigenhändig 55
vollzogen und mit Unserm Kaiserlichen Insiegel versehen lassen.“

Für Dr. Peters war dieser Schutzbrief erst der Anfang, er sah nun in dem 56
gesamten Herrschaftsgebiet des Sultans von Zanzibar Freiwild zum
Erwerb und zur Kolonisation. Warum sollte sich das Reich nicht ein
großes Stück vom Kuchen abschneiden, warum nicht gleich das gesamte
Ostafrika bis zum Nyakasee erwerben? Heinrich von Kusserow und
andere Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes, die Peters unterstützten,
drängten zur Vorsicht. Die GfDK war nahezu bankrott, und die Briten
schienen fest entschlossen zu sein, das Herrschaftsgebiet des Sultans in
seinem Bestand zu sichern.³⁸⁾ Doch Peters war nicht der Mann, der
abwartete und zögerte. Er wollte unverrückbare Tatsachen schaffen, die,
so war ihm bewußt, sowohl zu Konflikten mit dem Sultan als auch mit
seinen Förderern im Reich führen würden. So heuerte er eine handvoll
Abenteurer an, die sich Jühlke und dem Grafen von Pfeil in Ostafrika
anschießen sollten und gab ihnen den Befehl, durch schnelles, kühnes
und rücksichtsloses Vorgehen Gebiete in Ostafrika mit Zustimmung des
Sultans von Zanzibar zu erwerben. Wenn der Sultan nicht zustimmte,
sollten sie sich das jeweilige Gebiet dennoch aneignen.³⁹⁾

„Die Gesellschaft mag nehmen, was sie ohne unsere Ermunterung und 57
Einmischung zu nehmen sich getraut. Wir werden dann später sehen,
was wir amtlich decken können.“

Dann sollte die deutsche Flagge gehißt und der Schutzbrief des Kaisers 58
verlesen werden.⁴⁰⁾ Peters Expedition schien erfolgreich zu sein. Im Juli
erreichten ihn Telegramm aus Zanzibar, in denen er über weiteren
Gebietserwerb unterrichtet wurde: Im Süden bis zum Rufiji-Fluß südlich
von Dar-es-Salaam, bis nach Witu im Norden. Der Sultan reagierte so,
wie Peters es erwartet hatte: bereits am 27. April 1885 schickte er eine
Protestnote an Kaiser Wilhelm I. und entsandte die Expeditionen unter
dem Kommando des Generals Lloyd Matthews. Ohne Zweifel wäre es
zwischen diesem Söldnertrupp und der deutschen Expedition zu
Auseinandersetzungen gekommen, Peters rechnete sogar damit. Um
einen bewaffneten Konflikt, möglicherweise sogar einen Krieg zu
vermeiden, sah sich Bismarck zum sofortigen Handeln gezwungen. Er

befahl Peters nicht nur, gemeinsam mit Kusserow eine entsprechende Antwort an den Sultan auszufertigen, sondern sich auch über Maßnahmen Gedanken zu machen, mit denen der Sultan zum Einlenken gezwungen werden könnte. Die Antwort auf die Protestnote des Sultans wurde als Ultimatum formuliert: entweder er zöge seinen Protest zurück, oder er werde die Konsequenzen seines Handelns tragen.⁴¹⁾

Auf Vorschlag von Peters hin lief am 7. August 1885 ein unter dem Kommando von Admiral Knorr stehendes Geschwader aus fünf deutschen Kriegsschiffen in den Hafen von Zanzibar ein, ankerte in der Nähe des Palastes und richtete die Geschütze auf den Palast aus.⁴²⁾ Bismarck hegte großes Unbehagen angesichts dieser Mission, war er doch einer der wenigen, der den Sultan als vollwertigen Souverän ansah, ihn als politischen Faktor ernst nahm und bestrebt war, freundschaftliche Beziehungen zwischen ihm und dem Reich herzustellen, anstatt auf Konfrontation zu drängen oder ihn gar beseitigen zu lassen.⁴³⁾

Der deutschen Kanonenbootpolitik vermochte sich der Sultan nicht zu widersetzen, er lenkte ein und erkannte die Schutzherrschaft des Kaisers über die ostafrikanischen Erwerbungen der GfdK an.⁴⁴⁾ In dem Bemühen, eine Einigung mit dem Sultan zu erzielen, wurde am 20. Dezember 1885 zwischen dem Sultan und dem Deutschen Reich ein „Freundschafts-, Handels- und Schiffsverkehrsvertrag“ geschlossen, in dessen Artikel 1 beide Parteien „vollständigen Frieden und aufrichtige Freundschaft“ zwischen sich und ihren Untertanen gelobten.⁴⁵⁾ Zugleich wurden Peters und die DOAG von Konsul Dr. Krauel und Herbert von Bismarck eindringlich darauf hingewiesen, daß die Errichtung eines Schutzgebietes an der ostafrikanischen Küste nur Sinn mache, wenn man die aufrichtige Freundschaft des Sultans oder der Briten suche, ansonsten habe das neue Schutzgebiet keine Zukunft.⁴⁶⁾ Peters schlug diese Warnung in den Wind, mit nachteiligen Folgen für ihn und die DOAG, wie sich noch zeigen sollte.

Im Hinblick auf die künftige gesellschaftliche Verwaltung der neuen Ost-Afrikanischen „Schutzgebiete“ war Peters zwischenzeitlich nicht untätig geblieben.

Am 2. April 1885 wurde die neugegründete Firma „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Carl Peters und Genossen“ als Kommanditgesellschaft in das gerichtliche Gesellschaftsregister eingetragen.⁴⁷⁾ Diese Gesellschaft, die aus der GfdK hervorging und ihre Rechtsnachfolgerin war, sollte als Charter-Gesellschaft nach dem Vorbild der britischen Ostindischen Kompanie Bismarcks Vorstellungen von einem kaufmännischen Regime entgegenkommen.⁴⁸⁾

Das Statut der DOAG enthält Regelungen, die für die spätere Entwicklung im ostafrikanischen Schutzgebiet und ihre rechtliche Beurteilung von Interesse sein werden.⁴⁹⁾

„Nach § 1 des Statuts hat die 'Deutsch - Ostafrikanische Gesellschaft' den Zweck: 1. in den Gebieten von Ostafrika, über welche S.M. der Deutsche Kaiser die Oberhoheit nach Inhalt des kaiserl. Schutzbriefes vom 27. Februar 1885 übernommen hat oder durch künftige Schutzbriefe an die Gesellschaft übernehmen wird, die ihr unter der Oberhoheit S.M. des Kaisers übertragenen Rechte des Landeshoheit auszuüben und die dazu erforderlichen staatliche Einrichtungen zu treffen und zu erhalten; 2. im deutsch-nationalen Interesse die Zivilisierung des Schutzgebietes zu unternehmen, daselbst die Ansiedlung, den Bodenbau und den Verkehr, insbesondere Handel und Gewerbe anzubahnen und zu fördern; 3. auf afrikanischem Boden Ländereien zu erwerben, zu bewirtschaften und zu verwerten, sowie Handel und Gewerbe selbst zu betreiben oder betreiben zu lassen. (...) Die Aufsicht über die Gesellschaft wird vom Reichskanzler geführt. Derselbe kann zu dem Behufe einen Kommissar bestellen.“⁵⁰⁾ (...) Die Aufsicht nach § 42 wird darauf gerichtet, daß die Geschäftsführung der Gesellschaft dem in § 1 bezeichneten Zwecke derselben und den übrigen Bestimmungen des Statuts entspricht und im Einklange mit den gesetzlichen Vorschriften erfolgt. Insbesondere sind der Genehmigung der Aufsichtsbehörde unterworfen:

a) die von der Gesellschaft aufzustellenden Grundsätze über Ausübung landeshoheitlicher Rechte (§ 25 Nr. 1), die für das Schutzgebiet auf Grund der Landeshoheit zu erlassenden Anordnungen und Reglements (§ 25 Nr. 2) sowie die Grundsätze über Landerwerb (§ 25 Nr. 4);

b) die Wahl des Vorsitzenden der Direktion und seiner Stellvertreter (§ 26), sowie die Ernennung und die Entlassung der oberen Vertreter im Schutzgebiet (§ 25 Nr. 7), deren Entlassung auf Verlangen der Aufsichtsbehörde vom Direktionsrath erfolgen muß; (...)

Ebenso wie die Neu-Guinea-Kompagnie ist auch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft zwar auch Erwerbsgesellschaft, aber in erster Linie Kolonialgesellschaft, wie der in § 1 des Statuts angegebene Zweck der Gesellschaft deutlich ersehen läßt. Deshalb hat die Gesellschaft einen Schutzbrief erwirkt und sich durch denselben die Landeshoheit über ihr Gebiet verleihen lassen.“

Bismarck sollte es schon bald bereuen, daß er Carl Peters und der GfdK sowie der DOAG die Möglichkeit gegeben hatte, in Ostafrika nach geeigneten Kolonien Ausschau zu halten, insbesondere eingedenk der Methoden, die Peters dabei anwandte. Auch wenn Peters weiteres Herrschaftsgebiet für das Reich erwarb und sogar ein System von Handelsstützpunkten etablierte, durchkreuzte er die Pläne Bismarcks von einem Ostafrika-Syndikat, bestehend aus einer Verbindung zwischen der DOAG und den Firmen O'Swald und Hansing auf Zanzibar.⁵¹⁾ Das ungestüme Vordringen der DOAG in Ostafrika beunruhigte zudem die Briten, die ebenfalls ein Interesse an Ostafrika bekundeten, insbesondere an dem Hafen von Mombasa, und die um jeden Preis vermeiden wollten, daß die Deutschen Zugriff auf die Quellen des Nils bekamen.

Eine Verschlechterung der Beziehungen zu Großbritannien aber wollte Bismarck nicht zulassen, er gab den bisher guten Beziehungen zu Großbritannien den Vorrang vor der Kolonialpolitik. Der Reichskanzler bekundete nun vermehrt sein Desinteresse am Schicksal von Peters, informierte sogar die britische Regierung über dessen Aktivitäten, die er als „kriminell“ bezeichnete.⁵² Eine Einigung mit Großbritannien über Ostafrika war von großer Bedeutung, und die Briten kamen Bismarck hier bereitwillig entgegen. So wurde am 29. Oktober und 1. November 1886 eine deutsch-britische Übereinkunft über den Grenzverlauf in Ostafrika unterzeichnet. Im einzelnen wurde unter anderem vereinbart:⁵³

- „1. Deutschland und Großbritannien erkennen die Souveränität des Sultans von Zanzibar über die Inseln Sansibar und Pemba, sowie diejenigen kleineren Inseln, welche in der Nähe der ersteren innerhalb eines Umkreises von 12 Seemeilen liegen, desgleichen über die Inseln Lamu und Masia an. Dieselben erkennen in gleicher Weise als Besitz des Sultans auf dem Festlande eine Küstenlinie an, welche ununterbrochen von der Mündung des Miningani-Flusses am Ausgange der Tunghi-Bucht bis Ripini reicht. (...)“ 69
2. Großbritannien macht sich verbindlich zur Unterstützung derjenigen Verhandlungen Deutschlands mit dem Sultan, welche die Verpachtung der Zölle in den Häfen von Dar-es-Salaam und Pangani an die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft gegen eine dem Sultan seitens der Gesellschaft zu gewährende jährliche Zahlung zu bezwecken. 70
3. Beide Seiten kommen überein, eine Abgrenzung ihrer gegenseitigen Interessensphären in diesem Theile des ostafrikanischen Festlandes vorzunehmen (...) 71
6. Deutschland und Großbritannien werden gemeinschaftlich den Sultan von Zanzibar zum Beitritt zu der Generalakte der Berliner Konferenz auffordern. 72
7. Deutschland macht sich verbindlich, der Erklärung beizutreten, welche Großbritannien und Frankreich am 10. März 1862 mit Bezug auf die Anerkennung der Unabhängigkeit von Zanzibar gezeichnet haben.“ 73
- Ostafrika wurde in eine deutsche und eine britische Interessensphäre aufgeteilt, der Sultan von Zanzibar war dabei eindeutig der Verlierer: Die Übereinkunft spricht eindeutig von der Souveränität des Sultans über der Ostafrikanischen Küste vorgelagerten Inseln, jedoch im Hinblick auf den ihm noch verbliebenen Küstenstreifen nur noch von „Besitz.“ Dies bedeutete, daß die DOAG die Möglichkeit hatte, vom Sultan Hoheitsrechte in diesem Gebiet zu erwerben. Auf den ersten Blick schienen Deutsche und Briten gleichermaßen Vorteile aus der Teilung gezogen zu haben, doch waren es die Briten, die wirklich von dem Abkommen profitieren konnten. Sie behielten die Kontrolle über die Quellen des Nils, hatten mit Mombasa den besseren Hafen an der ostafrikanischen Küste und den größten Anteil der fruchtbaren und

klimatisch günstigen Hochländer um den Mt. Kenya erworben. Außerdem brauchten sie nicht mehr zu befürchten, daß das Deutsche Reich gemeinsam mit Frankreich gegen Ägypten vorgehen würde. Die Deutschen würden sich an der Jagd auf Sklavenhändler beteiligen und den in der Kongo-Akte vom 26. Februar 1885 verbrieften freien Handel zulassen.⁵⁴ Die Grenze verlief südlich von Mombasa vorbei am Kilimandscharo (der dem Deutschen Reich zufiel) durch das Gebiet der Masai bis an die Ufer des Victoria Sees. Allerdings war bislang nicht geklärt, wer Uganda bekommen sollte.⁵⁵ Zur juristischen Bewertung des Begriffes „Interessensphäre“ schrieb der Bonner Staatsrechtler Philipp Zorn 1895 in seinem Lehrbuch „Das Staatsrecht des Deutschen Reiches.“

„Auch die Interessensphäre ist der Souveränität des Staates unterworfen, wie das Schutzgebiet; der Unterschied ist nur ein thatsächlicher, insofern im letzteren die Staatsgewalt bereits aufgerichtet ist, in der ersteren vorerst nur die rechtliche Möglichkeit hierfür geschaffen ist, aber als eine ausschließliche Befugnis anderen Mächten gegenüber.“⁵⁶ 75

Damit war klar, daß das Deutsche Reich in seiner Interessensphäre staatliche Gewalt schaffen durfte, und das sogar ohne Mitwirkung und Einverständnis des Sultans von Zanzibar. Während sich Briten und Deutsche auf völkerrechtlicher Ebene über ihre Einflußsphären in Ostafrika einigten, mußte im Reich Fragen anderer Art geklärt werden, denn der Erwerb der „Schutzgebiete“ seit April 1884 hatte zahlreiche juristische Fragen aufgeworfen, insbesondere im Hinblick auf das staatsrechtliche Verhältnis der Schutzgebiete zum Reich. Die Reichsverfassung vom 16. April 1871 galt aufgrund der in Art. 1 RV enumerativ aufgezählten Staaten nicht in den Schutzgebieten, gleiches traf im Hinblick auf Art. 2 RV für die Gesetzgebung des Reiches zu. Hier sollte ein neues Gesetz Abhilfe schaffen, das am 17. April 1886 als „Gesetz, betreffend die Rechtsverhältnisse der Deutschen Schutzgebiete vom 17. April 1886 nebst den bisherigen ergänzenden Verordnungen“, kurz „Schutzgebietsgesetz (SchGG)“ verkündet wurde.⁵⁷ 76

§ 1 des SchGG regelte: 77

„Die Schutzgewalt in den deutschen Schutzgebieten übt der Kaiser im Namen des Reichs aus.“ 78

Konnte bei der ersten Begründung der deutschen Schutzgewalt in Ostafrika und anderen afrikanischen Gebietsteilen der Eindruck entstehen, der Kaiser übernehme durch die Erteilung des Schutzbriefes eine persönliche Schutzhoheit, stellte das SchGG jetzt klar, daß die Schutzhoheit eine Angelegenheit des Reiches war und nur der Ausübung nach dem Kaiser zustand.⁵⁸ In der Konsequenz bedeutete dies, daß die Schutzgebiete mit dem Reich nicht durch Personalunion verbunden, sondern ihm zugeordnet waren. Da die Gesetzgebung des Reiches kraft Verfassung nicht unmittelbar auf die Schutzgebiete ausgedehnt werden

konnte, behalf man sich in § 2 SchGG mit einem Verweis auf das Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879.⁵⁹¹

„welches (...) mit der Maßgabe Anwendung findet, daß an Stelle des Konsuls der vom Reichskanzler zur Ausübung der Gerichtsbarkeit ermächtigte Beamte und an Stelle des Konsulargerichts das nach Maßgabe der Bestimmungen über das letztere zusammengesetzte Gericht des Schutzgebietes tritt.“⁶⁰¹

Das Schutzgebietsgesetz und die Deutsch-Britische Übereinkunft vom 29. Oktober 1886 gaben den Deutschen die Möglichkeit der unbegrenzten Macht- und Herrschaftsentfaltung innerhalb ihrer Ostafrikanischen Interessensphäre. Vordringlich ging es für die Deutschen jetzt um den Erwerb von Häfen an der Küste. Am besten schien hier der Hafen von Dar-es-Salaam geeignet zu sein. Auf Abtretung dieses Hafens bestand bereits Peters, doch Bismarck, der weiterhin nach einem freundschaftlichen Kontakt mit dem Sultan strebte, übergab Peters und die DOAG, strebte eine Hafenkonzession an und begnügte sich mit der freien Ausfuhr aus dem Inneren, während der Sultan den Einfuhrzoll als die für ihn wichtigste Einnahmequelle behielt.⁶¹¹ Als Carl Peters im Frühjahr 1887 als frischernannter Direktor der DOAG nach Zanzibar kam, um mit dem Sultan über die Verpachtung Dar-es-Salaams und anderer Häfen zu verhandeln, bot ihm der Sultan die Verwaltung des gesamten Küstengebiets innerhalb der deutschen Interessensphäre an, inklusive der Zollerhebung und der Verpachtung.⁶²¹ Es kam zu Verhandlungen, die Peters allerdings in der für ihn typischen Weise führte und denen somit wenig Erfolg beschieden war. Daraufhin beauftragte Bismarck, verärgert über Peters ungeschicktes Auftreten, den neuen Generalkonsul in Zanzibar, Gustav Michahelles, mit der Fortsetzung der Verhandlungen, und zwar sowohl für die Reichsregierung als auch für die DOAG.⁶³¹ Michahelles hatte mehr Erfolg als Peters, doch bevor es zum Vertragsschluß kommen konnte, starb der Sultan im März 1888. Mit dem Nachfolger des Sultans, Said Khalifa, kam der Pachtvertrag am 28. April 1888, welcher die Verwaltung der zum Herrschaftsbereich des Sultans gehörenden ostafrikanischen Küstengebieten durch die DOAG für einen Zeitraum von 50 Jahren ermöglichen sollten, dann aber doch zustande.⁶⁴¹ Einige der Vertragsartikel sind für die folgenden Vorkommnisse von besonderem Interesse, sie sollen hier deshalb wiedergegeben werden:

„Seine Hoheit Seyyid Khalifa ben Said, Sultan von Zanzibar, und die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, welche mit Genehmigung Seiner Durchlaucht des Fürsten von Bismarck, Kanzler des Deutschen Reiches, den deutschen Generalkonsul in Zanzibar, Dr. juris Gustav Michahelles, zu ihrem Bevollmächtigten ernannt hat, haben den nachstehenden Vertrag geschlossen-

Artikel 1: Seine Hoheit der Sultan überträgt der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft alle Gewalt, welche ihm auf dem Festlande (Mrima) und in Seinen Territorien und Dependenzien südlich

vom Umbafluß zusteht, und Er überläßt und übergibt derselben die gesammte Verwaltung dieser Gebiete. Die Verwaltung soll von der Gesellschaft im Namen Seiner Hoheit und unter Seiner Flagge, sowie unter Wahrung Seiner Souveränitätsrechte geführt werden. Es versteht sich hierbei jedoch, daß die Gesellschaft für alle Angelegenheiten und für die gesammte Verwaltung der in diese Abtretung (concession) eingeschlossenen Gebiete Seiner Hoheit verantwortlich ist und daß Seiner Hoheit dem Sultan weder aus den damit verbundenen Ausgaben, noch aus Krieg und Dina (Blutgeld) noch aus hiermit im Zusammenhang stehenden Ansprüchen Verbindlichkeiten erwachsen sollen und daß Er zu einer Regelung dieser Angelegenheiten nicht herangezogen werden darf. Niemand außer der Gesellschaft soll das Recht haben, öffentliche Ländereien auf dem Festlande oder sonstwo in den Gebieten, Besitzungen und Dependenzien Seiner Hoheit innerhalb der oben genannten Grenzen zu kaufen, es sei denn, daß der Erwerb durch Vermittlung der Gesellschaft, wie jetzt durch Vermittlung Seiner Hoheit geschieht. Der Sultan gewährt der Gesellschaft auch die Befugnis, von der Bevölkerung des Festlandes innerhalb der bezeichneten Gebietsgrenzen Steuern zu erheben. Seine Hoheit willigt ferner ein, alle Akte und Handlungen, welche erforderlich sind, um die Bestimmungen dieses Vertrages zur Ausführung zu bringen, vorzunehmen und der Gesellschaft mit Seiner ganzen Autorität und Macht zu helfen, damit die gewährten Rechte und Gewalten sichergestellt werden. (...)

Artikel 2: Seine Hoheit ermächtigt die Gesellschaft, vorbehaltlich der unten vorgesehenen Ausnahmen, in Seinem Namen und an Seiner Statt überall in den obenbezeichneten Gebietsgrenzen Beamte für die Verwaltung seiner Besitzungen zu bestellen; die erforderliche Anzahl von Unterbeamten zu ernennen; Gesetze für die gedachten Gebiete zu erlassen; Gerichtshöfe einzurichten und überhaupt alle Maßnahmen zu treffen, welche zum Schutz der unter ihrer Regierung stehenden Gebiete und Interessen notwendig sind. Seine Hoheit ermächtigt die Gesellschaft ferner, Verträge mit ihm unterstehenden oder anderen Häuptlingen der Eingeborenen zu schließen, und sollen solche Verträge und Abmachungen in denjenigen Fällen, in welchem sie im Namen Seiner Hoheit abgeschlossen werden, von ihm ratifiziert und bestätigt werden. Seine Hoheit willigt auch ein, abgesehen von seinen Privatländereien und Schambas, alle die Grundgerechtsame, welche ihm auf dem Festlande von Afrika innerhalb der oben bezeichneten Grenzen zustehen, der Gesellschaft abzutreten und ihr alle Forts und nicht im Gebrauch befindlichen öffentlichen Gebäude zu übergeben, sofern er sie nicht für Seinen Privatgebrauch zurückzubehalten wünscht. (...)

Artikel 3: Seine Hoheit gewährt der Gesellschaft das Recht, überall innerhalb der durch diesen Vertrag bezeichneten Gebietsgrenzen Handel zu treiben, Eigenthum zu haben, Gebäude zu errichten und mit Zustimmung der Eigenthümer Ländereien oder Häuser durch Kauf oder sonstiges Rechtsgeschäft zu erwerben.

Artikel 4: Seine Hoheit erteilt der Gesellschaft das besondere und ausschließliche Recht und die Befugnis, Vorschriften für den Handel und Verkehr, die Schifffahrt auf Flüssen und Seen, die Kontrolle der Fischerei, den Bau von Wegen, Straßen und Eisenbahnen, Kanälen und Telegraphen zu erlassen und hierfür Zölle und Abgaben zu erheben (...)

86

Artikel 5: Seine Hoheit ermächtigt die Gesellschaft, in Seinem Namen alle Häfen, welche an den Flußmündungen oder an anderen Stellen Seiner oben bezeichneten Besitzungen gelegen sind, in Besitz zu nehmen, und Er verleiht ihr das Recht, Zollhäuser zu errichten und von Schiffen, Gütern u.s.w., welche in den Häfen ankommen oder aus denselben abgehen, Abgaben zu erheben und alle zur Verfolgung des Schmuggels erforderlichen Maßregeln zu treffen, jedoch sollen auch hier in allen Fällen die Bestimmungen der oben genannten Verträge gewahrt bleiben.

87

(...)

88

Artikel 8: Alle zuvor genannten Befugnisse und Privilegien sollen verliehen werden und der Gesellschaft zur Verfolgung ihrer Zwecke und Ziele zustehen für die Zeit von fünfzig (50) Jahren, welche von dem Tage der Unterzeichnung dieses Vertrages zu laufen beginnt (...).

89

(...)

90

Artikel 12: Die im vorstehenden bezeichneten Rechte (concessions) erstrecken sich nicht auf die Besitzungen Seiner Hoheit auf den Inseln von Zanzibar und Pemba noch auf Seine Territorien nördlich des Umbaflusses, und es versteht sich, daß alle öffentlichen, richterlichen oder Regierungsbefugnisse und Funktionen, welche der Gesellschaft in diesem Vertrage übertragen sind, von derselben nur im Namen und unter der Autorität des Sultans von Zanzibar ausgeübt werden sollen.

91

Daß es sich dabei nicht um einen Vertrag im herkömmlichen Sinne handelte, macht das beigefügte Schreiben des Generalkonsuls an den Reichskanzler deutlich.⁶²⁾

92

„Der Sultan zeigte von Anfang an ein Widerstreben dagegen, mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft als solcher zu kontrahieren. Zu wiederholten Malen hat er mir mündlich den Wunsch geäußert, mit der Reichsregierung den Vertrag zu schließen. Um nun diese formellen Schwierigkeiten zu beseitigen und zugleich in Übereinstimmung mit den mir erteilten Weisungen zu bleiben, habe ich den Ausweg vorgeschlagen, in der Einleitung des Vertrages zu erwähnen, daß meine Bevollmächtigung durch die Gesellschaft von Euerer Durchlaucht genehmigt worden, und damit schließlich die Bedenken Seiner Hoheit überwunden. Ebenso legte der Sultan Werth auf die Vertragsform, offenbar in der Absicht, dadurch die Verpflichtung der Gegenseite schärfer hervorzuheben, als es seiner Meinung nach durch die mehr einseitige Konzessionserteilung geschehen sein würde.(...)“⁶⁶⁾

93

Die Bedeutung dieses Vertrages für den Sultan war der fast vollständige Verlust des letzten, ihm nach dem Deutsch-Britischen Übereinkommen von 1886 verbleibenden Machtbereiches an der Ostafrikanischen Küste, sowie des Handels und der finanziellen Erträge aus Zöllen, die bisher ihm zustanden. Zwar war im Vertrag von „Konzession“ die Rede, ebenso wie von der faktischen Anerkennung des Sultans als Herrscher über die betroffenen Regionen, doch bedeutete dieser Vertrag im Hinblick auf die Statuten der DOAG sowie dem Inhalt des Schutzbriefes einen Übergang in den Herrschaftsbereich der DOAG, und damit des Deutschen Reiches. So liegt es nahe, daß der Sultan darauf bestand, daß der Vertrag mit dem Reich und nicht mit der DOAG geschlossen wird, um als gleichberechtigter Herrscher das Gesicht zu wahren und nicht mit einer Gesellschaft kontrahieren zu müssen, die er ohnehin als Urheber seines Machtverlustes angesehen haben dürfte.

94

3. Auf dem Weg zur Reichskolonialverwaltung: Der Araberaufstand und das Eingreifen des Reiches

Daß es sich von Seiten der Gesellschaft um ein nicht sonderlich ernst gemeintes Abkommen gehandelt haben kann, belegt das Vorgehen Gesellschaftsangehöriger auf dem afrikanischen Festland. Gesellschaftsangehörige traten nicht wie Pächter, sondern wie Eroberer auf, ein ökonomisch unsinniges Verhalten: Anstatt ihre Finanzen aufzubessern und wirtschaftliche Erträge zu erlangen, wurde sie schon bald meisterhaft darin, sich Feinde zu verschaffen. Im Mai 1887 ernannte Peters Hauptmann Laver zum Vertreter der Gesellschaft in Dar-es-Salaam, und stellte ihm sieben deutsche Mitgesellschafter sowie 12 arabische Leibwächter zur Seite.⁶⁷⁾ Zunächst versuchte Laver, das Vertrauen der Araber und der reichen Swahili auf dem Festland mit freundlichen Worten und kleinen Geschenken zu gewinnen, doch als er merkte, daß damit auf wenig Resonanz stieß, änderte er sein Verhalten. Schon bald beklagten sich die Einheimischen über das Auftreten der Deutschen: Sie führten sich nicht auf wie jemand, dem eine Konzession erteilt worden sei, sondern wie Eroberer. Es kam seitens der Deutschen zu unerfreulichen Mißgeschicken, die den Zorn der Einheimischen nur noch weiter anstachelten: In Tanga liefen Hunde der Deutschen während des Ramadans in der Moschee herum, ohne daß ihre Herren sie daran gehindert hätten, während die Gesellschaft in Bagamoyo, Dar-es-Salaam und Kilwa entgegen der vertraglichen Vereinbarung ihre eigene Flagge hißte. Entlang der gesamten Küste erzählte man sich von der Entehrung der Flagge des Sultans durch die DOAG. Zu einem Ärgernis wurde auch das in Art. 1 des Vertrages vom 28. April 1888 der DOAG eingeräumte Recht, Steuern zu erheben. Die reichen Swahili, die sonst den Sultan wo möglich korrumpierten und ihre Steuern nicht zahlten, sahen sich plötzlich deutschen Steuereintreibern gegenüber, die ihnen keine Wahl ließen: Sie mußte ihre Steuern entrichten. Neben einer Kopfsteuer gehörte dazu eine Beerdigungssteuer und eine Erbschaftssteuer. Als ausgesprochen tiefe Demütigung empfanden es die Einheimischen aber,

95

das die Angehörigen der DOAG in ihrem Bestreben, Eigentum an Ländereien zu erwerben, jeden zwingen, seinen Besitz registrieren zu lassen, und wer seinen Besitz nicht mittels einer Urkunde nachweisen konnte, dem drohte die Konfiszierung. Ein übriges tat die vertraglich vereinbarte Berechtigung der DOAG, Zölle erheben zu dürfen. Die Stämme im Inland befürchteten den Verlust des Hongo, des Zolls auf die Elfenbeinkarawanen. Ein Häuptling aus Usambara schickte 6000 bewaffnete Männer nach Pangani und erklärte, diese würden eher bis zum letzten Mann kämpfen als zu Sklaven der Deutschen werden. Bei dieser gefährlich zugespitzten Lage hätte es seitens der DOAG erheblichen diplomatischen Geschicks bedurft, um die Kontrolle zu behalten, doch statt dessen schienen sie das drohende Aufbegehren der Einheimischen nicht sonderlich ernst zu nehmen. Anders ließe sich das unbedachte und überhebliche Auftreten Emil von Zalewskis, einem Agenten der DOAG, um den 15. August 1888 in Pangani nicht erklären. Es rief nicht nur unmittelbaren Widerstand vor Ort hervor, sondern war auch der sprichwörtliche Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringen sollte: eine Revolte gegen die deutschen Kolonialherren stand unmittelbar bevor.⁶⁸¹

In einem Schreiben vom 25. August 1888 teilte der deutsche Generalkonsul auf Zanzibar, Dr. Michahelles, dem Reichskanzler mit:

„Am 15. d. M. gingen von dem Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Pangani Berichte ein, nach denen der dortige Wali den Befehlen der Gesellschaft zu gehorchen nicht gewillt war und gegen die Flaggenhissung Widerspruch erhob. Der Wali von Pangani war mir von früher her als ein böswilliger, chikanöser Charakter bekannt, gegen den schon (...) von deutscher wie englischer Seite wiederholt Beschwerden erhoben worden waren. Auf ein längeres Zusammenwirken mit diesem Manne war von vornherein nicht zu rechnen, ich wünschte aber dringend, bei der Übernahme der Verwaltung durch die Gesellschaft Konflikte zu vermeiden, und erbat daher von Seiner Hoheit dem Sultan für den genannten Beamten einen Spezialbefehl, durch welchen derselbe in striktester Form die Weisung erhielt, der Gesellschaft Gehorsam zu leisten und der Flaggenhissung nichts in den Weg zu stellen (...) S. M. Kreuzer 'Möwe' traf am 16. d. M. Nachmittags vor Pangani ein, und am 17. Morgens landete der erste Offizier (...). Nachdem der Wali den Befehl Seiner Hoheit gelesen hatte, versprach er, von jetzt an den Anordnungen der Gesellschaft folgen zu wollen und den Bezirkschef als seinen Vorgesetzten anzuerkennen. Es ging darauf um 11 Uhr Vormittags die Flaggenhissung in Gegenwart aller angesehenen Einwohner programmäßig von Statten; die 'Möwe' lichtete am Nachmittage desselben Tages den Anker und kehrte nach Zanzibar zurück. Kaum hatte das Kriegsschiff die Rhede von Pangani verlassen, so wurde der Wali wieder rebellisch, erklärte, er werde den Verfügungen des Bezirkschefs nicht nachkommen und veranlaßte auch die Soldaten, den Gehorsam zu verweigern. Die Lage war also wieder die gleiche wie vor der Landung der 'Möwe', als am 18 d. M. S.M. Schiff 'Carola', von Bagamoyo kommend, vor Pangani erschien. Auf Ansuchen des

Bezirkschefs und in Hinblick auf die S.M. Schiff 'Möwe' erteilten Instruktionen schickte der Kommandant der 'Carola' (...) am Vormittage des 19. August ein Landungskorps (...) an Land, um den Wali auszuheben, nachdem ein letzter Versuch zu gütlicher Einigung an der Hartnäckigkeit der Gegenseite gescheitert war. Obwohl die Mannschaften der 'Carola' das Wali-Haus umzingelten, gelang es doch dem Wali, zu entwischen und aus Pangani zu entfliehen; seine Soldaten drohten erst mit erhobenen Gewehren, dem Vordringen der Deutschen Widerstand zu leisten, allein das ruhige und sichere Auftreten unserer Mannschaften verfehlte nicht, Eindruck zu machen, die Askaris liefen auseinander, um sich in dem Wali-Hause zu verbergen, und wurden dort ohne Kampf entwaffnet. (...) Dem früheren Wali ist es geglückt, nach Zanzibar zu entkommen. Von der Gesellschaft ist gegen ihn ein Ausweisungsbefehl aus dem unter ihrer Verwaltung stehenden Gebiet wegen Widerstandes gegen die Obrigkeit erlassen, und werde ich den Befehl Seiner Hoheit zur Uebermittlung an den Ausgewiesenen einreichen, auch zugleich anheimstellen, ob eine weitere Bestrafung wegen des offenen Ungehorsams gegen die Sultansbefehle einzutreten hat. Auf eine solche zu bestehen, halte ich nicht für erforderlich, weil der Wali mit der Entfernung von dem Festlande für die Gesellschaft unschädlich geworden ist.⁶⁸²

Allein unter Zugrundelegung dieses Schreibens scheint es sich um eine unberechtigte Widersetzung seitens des Wali, immerhin der höchste Würdenträger vor Ort, gehandelt zu haben. Doch unter Berücksichtigung des bisherigen Verhaltens der DOAG an der Ostafrikanischen Küste scheint es sich nicht um willkürlichen Widerstand gehandelt zu haben, der allein dem „böswilligen und chikanösen Charakter“ des Wali entsprang.⁷⁰¹

Thomas Pakenham beschreibt in „The Scramble for Africa“ die Ereignisse in Pangani:⁷¹¹ Anfang August 1888 erschien Emil von Zalewski unerwartet in Pangani. Ohne viel Zeit mit Höflichkeiten zu verschwenden, eröffnete er dem Wali, daß er beabsichtige, ihn einzustellen, da er die Verwaltung übernehmen werde. Der Wali, so befahl v. Zalewski weiter, sollte viermal am Tag bei ihm nach Instruktionen fragen. V. Zalewski war kein Mann der Kompromisse. Entgegen der Vereinbarungen im Vertrag vom Frühjahr 1888 weigerte sich der Agent nicht nur, im Namen des Sultans aufzutreten, er drohte für den Fall von Schwierigkeiten sogar damit, die Küste beschießen zu lassen und den Sultan, in Ketten gelegt, nach Deutschland zu verfrachten. Mit einem solchen Mann wollte der Wali nicht kooperieren, so daß v. Zalewski ein Kriegsschiff um Beistand bat.⁷²¹ Ein Trupp von 100 Soldaten wurde an Land gesetzt, drang in den Harem des Wali ein, zertrümmerte die Einrichtung, konnte den Wali aber nicht ergreifen, da dieser entkommen konnte.⁷³¹ Der Darstellung von Pakenham zufolge wurde von den Angehörigen des Landungstrupps die Flagge des Sultans eingeholt, und dann v. Zalewski mit einer kleinen Garnison zu seinem Schutz in Pangani zurückgelassen. Obgleich zweifelhaft ist, ob diese Darstellung Pakenhams zutreffend ist,⁷⁴¹ war das Hissen der

96

97

98

99

Gesellschaftsflagge in Pangani ein Verstoß gegen den Vertrag vom April 1888 und eine Mißachtung der Autorität des Sultans, auf die sich Michahelles berufen hatte.⁷⁵²

100 Während der Vorfällen in Pangani sollte auch die Verwaltung des wichtigsten Hafens in der deutschen Interessensphäre, Bagamoyo erfolgen. Um der Flaggenhissung und der Übernahme Nachdruck zu verleihen,

101 „fuhr Herr Bohsen, der hiesige Generalvertreter (der DOAG) selbst in Begleitung eines Abgesandten Seiner Hoheit des Sultans am 15. d. M. hinüber. Am 16. hat die Zeremonie dortselbst unter Betheiligung der Bevölkerung und in Gegenwart des Herrn Kommandanten und der Offiziere S.M. Schiff 'Carola' programmäßig und ohne Störung stattgefunden. Der Wali war bereit, im Dienste der Gesellschaft zu verbleiben, war überhaupt im Allgemeinen gutwillig und gehorsam und machte nur in dem Punkte Schwierigkeiten, daß er die Fahne des Sultans nicht von seinem Hause entfernen wollte. Herr Bohsen verbot dem Wali ausdrücklich die Beibehaltung der Fahne, weil der Sitz der Ortsobrigkeit nicht mehr in seinem Hause, sondern demjenigen der Gesellschaft sei (...). Am 17. d. M. habe ich Seiner Hoheit in einer Audienz den befriedigenden Verlauf der Flaggenhissung in Bagamoyo mitgeteilt und ihn gebeten, mir einen Befehl zur Herabnahme der Flagge auszufertigen, weil das Wehen der rothen Fahne an zwei verschiedenen Punkten der Stadt in der Bevölkerung zu Mißverständnissen Anlaß gebe. Seyyid Khalifa war damit einverstanden; es wurde verabredet, daß ich meinen Antrag schriftlich stellen sollte, worauf mir dann der Befehl sogleich zugehen würde. Meine bezügliche Note gelangte ohne Verzug in den Palast, sie blieb aber unbeantwortet, und am Morgen des 18. August wurde mir der mündliche Bescheid geschickt, Seine Hoheit könne den Befehl vorläufig nicht ertheilen, er wolle den Fall erst überlegen, kurz es wurden Ausflüchte gemacht. (...) Als nun am Morgen des 21. August die 'Möwe' fort und die 'Leipzig' unter Dampf und zur Abfahrt bereit war, lenkte der Sultan ein und erklärte seine Bereitwilligkeit, die Gesellschaft aktiv bei Beseitigung der Schwierigkeiten zu unterstützen und mir alle etwa gewünschten Befehle an den Wali von Bagamoyo auszufertigen. Bei Besprechung der Angelegenheit kam zu Tage, daß Seine Hoheit besonderen Werth auf das Verbleiben der Flagge an dem allgewohnten Platze legte, und um ihm entgegenzukommen, schlug ich vor, die Differenz dadurch zu ordnen, daß der Sultan dem Wali die sofortige Räumung seines Hauses und Uebergabe desselben an die Gesellschaft auferlege, worauf letztere dann ihren Amtssitz dort aufschlagen und neben der an ihrem Platze verbleibenden Sultansflagge ihre eigene Flagge aufziehen könne. Seyyid Khalifa war mit dem Arrangement einverstanden, das, wie mir bekannt, durchaus den Wünschen der Gesellschaft entsprach; der bezügliche Befehl an den Wali wurde sofort ausgefertigt und ich versprach, ihn mit der 'Leipzig' nach Bagamoyo abzusenden.“⁷⁵³

Die 'Möwe' war zwischenzeitlich in Bagamoyo eingetroffen, und in Unkenntnis der Befehle des Sultans an den Wali, ordnete der Kommandant des Schiffes die Entfernung der Sultansflagge an, bei der ihn der Wali, nachdem man ihm klargemacht hatte, daß er Angestellter der DOAG sei, sogar selbst unterstützte. Als die 'Leipzig' schließlich im Hafen von Bagamoyo einlief und dem Wali die Befehle des Sultans vorgelegt wurden, räumte er sein Haus. Die Gesellschaft richtete dort ihre Amtsräume ein,

103 „und es wurden auf demselben die beiden Flaggen rechts an dem allgewohnten Platze die Sultansflagge, links etwas niedriger die Gesellschaftsflagge aufgezogen.“⁷⁵⁴

104 Eine Reaktion Bismarcks auf die Berichte aus Ostafrika ließ nicht lange auf sich warten. In seinem Brief vom 6. Oktober 1888 an den Generalkonsul in Zanzibar machte er, der stets für einen freundschaftlichen Umgang mit dem Sultan von Zanzibar plädiert hatte, seinen berechtigten Zorn über das Vorgehen der DOAG überaus deutlich.⁷⁵⁵

105 „Euer Hochwohlgeboren Berichte vom Ende August d. J., betreffend die Uebernahme der Verwaltung in dem der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verpachteten Küstengebiete des Sultanats von Zanzibar sind mir zugegangen.

106 Was die darin erwähnten Vorgänge in Bagamoyo und Pangani betrifft, so bestärken mich die jetzt vorliegenden ausführlichen Mittheilungen in der Auffassung, daß das Hissen der Gesellschaftsflagge in den Küstenstädten überhaupt weder geboten noch rathsam war, und daß der darüber entstandene Streit hätte vermieden werden können, wenn die Gesellschaftsagenten mit der vorsichtigen Beschränkung auf das praktisch Nothwendige verfahren wären, welche die Vorbedingung des Gelingens gewagter Unternehmungen bildet.

107 Nach Artikel I des Vertrages zwischen dem Sultan und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft vom 28. April d.J. soll die Verwaltung des Küstengebietes im Namen und unter der Flagge des Sultans mit Wahrung der Souveränitätsrechte Seiner Hoheit geführt werden. Diesem maßgebenden Grundsatz hat das Auftreten der Gesellschaft in der Frage der Flaggenhissung nicht entsprochen.⁷⁵⁶

108 Der Sultan blieb auch nach dem Vertrage der Landesherr in den Küstengebieten. Seine Autorität auszuüben und den Eingeborenen gegenüber für die Zwecke der deutschen Verwaltung nutzbar zu machen, war die Aufgabe der Gesellschaft, welche an sich und ohne den Sultan weder den auf Gemeinsamkeit der Abstammung und des Glaubens beruhenden Einfluß des Sultans über das mächtige arabische Element besaß, noch über die in das Innere des Landes reichenden Machtmittel des Sultans verfügte, durch welche Letzterer bisher seinen Anordnungen Gehorsam zu verschaffen gewußt hatte.

Noch bedenklicher und in seinen Folgen gefährlicher war das Verfahren, welches gleichzeitig mit dem Hissen der neuen Flagge in Bagamoyo gegen die dort wehende Sultansflagge beobachtet wurde. Wenn auch wirkliche Gewalthätigkeiten nicht vorgekommen sind, so hätte doch die Mitwirkung der Matrosen unseres Kriegsschiffes beim Herunternehmen der Flagge und des Flaggenstocks, wodurch die ersten unwahren Berichte an den Sultan über Verletzung der Flagge und seiner Hoheitsrechte veranlaßt wurden, unterbleiben sollen.

109

Die Frage, ob der Wali mit seiner Weigerung, die bisherige Flagge auf dem Hause des Sultans einzuziehen, formell im Rechte war oder nicht, ist dabei nicht entscheidend. Der Rechtspunkt hätte seitens der Gesellschaft überhaupt nicht in den Vordergrund gestellt werden sollen, sondern Angesichts der schwachen Stellung der deutschen Verwaltung mußte dieselbe unter Schonung aller nationalen Vorurtheile der Bevölkerung durch geschickte Behandlung des Sultans und seiner Walis gerade diese ihren Zwecken dienstbar zu machen suchen. Das Verfahren ist, wie mir scheint, mehr energisch als umsichtig geschehen, und die Energie ist in diesem Gebiete außerhalb der Tragweite unserer Schiffsgeschütze nur mit unverhältnismäßigen Opfern durchzuführen.“

110

Doch diese deutlichen und mahnenden Worte aus Berlin kamen zu spät. Im September 1888 spitzte sich die Lage in Pangani dramatisch zu. Als am 3. September eine mit Pulver beladene Dhau in den Hafen einlief, wurde die Entladung des Pulvers mit Blick auf die unsicheren Zustände in der Stadt - es machte sich aggressive Stimmung gegen die Gesellschaft bemerkbar - von dem Bezirkschef v. Zalewski untersagt.⁸⁰⁾ Daraufhin wurde die Dhau von bewaffneten Horden geplündert. Das Pulver diente der Ausrüstung von Bewaffneten, die seit dem 4. September in die Stadt strömten, und, so beschreibt es Pakenham, die Hinrichtung der Deutschen forderten.⁸¹⁾ Anführer dieses Mobs war ein reicher Swahili, ein Inhaber einer Zuckerplantage, mit dem Namen Abushiri ibn Salim al-Harhi, nicht nur ein erklärter Gegner des Sultans von Zanzibar, sondern auch der Deutschen.⁸²⁾

111

Am 5. September wurden v. Zalewski und seine Gefolgsleute von Bürgern der Stadt, die um das Leben der Deutschen besorgt waren, in dem Gesellschaftshaus eingesperrt. Während des Tages wurde eine Wache vor dem Haus postiert, nachts sicherte man die Tür mit einem Vorhängeschloß.⁸³⁾ Auch wenn so die Gesellschaftsangehörigen vor dem Mob zunächst in Sicherheit waren, wurde jedoch die Gesellschaftsflagge vom Stock heruntergenommen und zerrissen. Ein erster Versuch, den Eingeschlossenen zu helfen, scheiterte: Der Generalvertreter der DOAG, Bohsen, wurde, als er sich mit dem Beiboot einer Dhau des Sultans dem Hafen näherte, mit Waffengewalt vertrieben.⁸⁴⁾ Mit Unterstützung einer Truppe unter dem Kommando General Matthews gelang es schließlich, v. Zalewski und seine Leidensgenossen aus ihrem Gefängnis zu befreien und sicher nach Zanzibar zu verschiffen. Der von Abushiri angeführte Widerstand gegen die deutschen Kolonialherren zog sich bis 1890 hin. Bis auf Bagamoyo und Dar-es-Salaam gelang es den Aufständischen, die

112

Deutschen an der gesamten Küste zu vertreiben,⁸⁵⁾ doch gab es für ihre Anführer zunehmend Schwierigkeiten, die Truppe, die sich aus Arabern, Swahili und den Angehörigen verschiedener Stämme aus dem Hinterland zusammensetzte, zu kontrollieren. Größere Erfolge blieben aus. Andererseits gelang es aber auch der DOAG nicht, die Kontrolle über ihren ehemaligen Einflusbereich wiederzugewinnen.

Bismarck sah sich jetzt dem Bankrott seiner Chartergesellschafts-Politik gegenüber, seine Vorstellung, Handelsgesellschaften vermögen aus eigener Kraft staatliche Kontrolle, Sicherheit und Ordnung in überseeischen Territorien auszuüben, hat sich als illusorisch erwiesen. Es gab für Bismarck nur zwei Alternativen: Entweder räumte er Ostafrika und gab es für das Reich ganz auf, oder aber er ließ sich auf einen Kolonialkrieg ein und strebte das Ziel an, in Ostafrika eine unmittelbare Verwaltung durch das Reich selbst herzustellen.⁸⁶⁾ Bismarck entschied sich für die zweite Alternative. Um den Aufstand in den Griff zu bekommen, regte Bismarck zunächst eine Seeblockade aller in dieser Region involvierten europäischen Mächte an. Vorgebliches Ziel sollte die Bekämpfung des Sklavenhandels sein,⁸⁷⁾ doch in Wirklichkeit ging es um die Unterbindung des Nachschubs an Waffen und Munition für die Aufständischen und darum, Abushiri selbst habhaft zu werden. das vordergründige, humanitäre Ziel der Jagd auf Sklavenhändler fand großen Anklang im Reich⁸⁸⁾ und zunächst beschlossen Großbritannien, Italien und das Reich, eine Seeblockade durchzuführen.⁸⁹⁾ Die Blockade diente auch einem anderen Zweck: Peters sollte künftig daran gehindert werden, erneut ostafrikanischen Boden zu betreten und weiterhin für die DOAG Land zu erwerben, denn Bismarck sah in dem Verhalten der DOAG gegenüber den Einheimischen einen wesentlichen Grund für den Aufstand. Aus diesem Grunde und weil die DOAG nicht in der Lage war, die Kontrolle über die erworbenen Gebiete wiederzuerlangen, wurde Hauptmann von Wissmann als Reichskommissar mit den Ausführungen der zur Niederschlagung des Aufstandes notwendigen Maßregeln beauftragt.

113

In der offiziellen Begründung vom Januar 1889, die dem Gesetzesentwurf beigelegt war und die die Grundsätze der bisherigen deutschen Kolonialpolitik zusammenfaßt, heißt es dazu unter anderem:⁹⁰⁾

114

„Die leitenden Grundsätze der deutschen Kolonialpolitik, wie sie 1884 und 1885 in amtlicher Erörterung die Zustimmung des Reichstages erhalten haben, bilden auch gegenwärtig die Richtschnur für das Verhalten der Kaiserlichen Regierung bei überseeischen Unternehmungen von Reichsangehörigen. In der Folge derselben ist dem Reich keine Verpflichtung angesonnen worden, deutsche Unternehmer in überseeischen Ländern bei Verlusten schadlos zu halten, oder ihnen günstige Ergebnisse auf wirthschaftlichem Gebiete zu sichern. Die Vortheile, welche der Schutz des Reichs den Reichsangehörigen gewährt, welche uncivilisierte Gebiete in fremden Welttheilen zu kolonisieren beabsichtigen, liegen hauptsächlich in der Sicherstellung

115

des zu kolonisierenden Gebietes gegen Störungen und Eingriffe anderer Kolonialmächte. Die Intervention des Reichs kann in der Regel nur anderen auswärtigen Mächten gegenüber zur Geltung kommen, während die Bewältigung des Widerstrebens wilder Eingeborener und anderer in der Beschaffenheit des zu kolonisierenden Landes liegenden natürlichen und lokalen Hindernisse Aufgabe der Unternehmer bleiben muß. Auf diesem Gebiete kann außerhalb des Bereichs unserer maritimen Streitkräfte kolonialen Unternehmungen eine materielle Unterstützung nicht geleistet werden.

Desgleichen gehört es nicht in das Programm der deutschen Kolonialpolitik, für die Herstellung staatlicher Einrichtungen unter barbarischen Völkern einzutreten und dort eine unseren Anschauungen entsprechende Ordnung der Verwaltung und Justiz herzustellen. 116

(...) 117

Die erste Vorbedingung für das Gelingen civilisatorischer Bestrebungen ist aber die Abstellung der Sklavenausfuhr und der damit verbundenen Jagden und Kriege, welche das Material für den Menschenhandel liefern. Solange dieser Handel und seine brutalen Gewaltthaten bestehen, fehlen Afrika die Existenzbedingungen eines menschlichen Kulturlebens (...)

Der unter dem 28. April v. J. zwischen dem Sultan von Zanzibar und der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft abgeschlossene (...) Vertrag, durch welchen der Gesellschaft die gesammte Verwaltung in den festländischen Besitzungen Seiner Hoheit südlich vom Umba-Fluß übertragen ist, hat in Folge des (...) Aufstandes bisher nicht vollständig zur Ausführung gelangen können. Die Macht des Sultans hat sich als nicht ausreichend erwiesen, um dem Vertrage entsprechend, die Gesellschaft bei Ausübung der ihr gewährten Rechte wirksam zu unterstützen, und die Gesellschaft selbst verfügt nicht über die nöthigen Mittel, um sich der arabischen Sklavenhändler auf allen Küstenpunkten zu erwehren. Ohne eine Unterstützung durch das Reich wird unter diesen Umständen die Aufgabe der Bethheiligung Deutschlands an der kulturellen Arbeit der Gesittung Afrikas von der 'ostafrikanischen Gesellschaft' nicht gelöst werden können. Um die angemessene Verwendung der vom Reich zu gewährenden Mittel zu sichern, wird es erforderlich sein, einen Kommissar des Reichs zu ernennen und nach Zanzibar zu entsenden, welcher mit den unter deutsche Verwaltung gestellten Besitzungen des Sultans von Zanzibar und in den benachbarten Gebieten die zur Bekämpfung der aufrührerischen Sklavenhändler erforderlichen Maßregeln zu überwachen. (...) 119

Nach § 41 des Statuts der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft wird die Aufsicht über die Gesellschaft von dem Reichskanzler geführt und ist nach § 42 darauf zu richten, daß die Geschäftsführung den statuarischen Zwecken entspricht und im Einklang mit den gesetzlichen Vorschriften 120

erfolgt (...) Es hat sich jedoch das Bedürfnis ergeben, zur Ueberwachung der Thätigkeit der Gesellschaft in Ostafrika und namentlich auch in den der Gesellschaftsverwaltung durch Vertrag mit dem Sultan von Zanzibar vom 28. April v.J. unterstellten Gebieten, ein ständiges politisches Aufsichtsorgan des Reichs an Ort und Stelle zu besitzen, welches den dortigen Vertretern der Gesellschaft gegenüber mit durchgreifender Autorität ausgestattet ist. Die bisher in dieser Richtung von dem Kaiserlichen Generalkonsul in Zanzibar ausgeübte Einwirkung hat sich nicht als ausreichend erwiesen, um Irrungen zu verhüten und internationalen Verwicklungen vorzubeugen. Dem durch das Gesetz in Vorschlag gebrachten Reichskommissar für Ostafrika wird daher insbesondere auch das Recht zustehen müssen, die von der Gesellschaft auf Grund der ihr vom Sultan übertragenen Ausübung der Landeshoheit für das ostafrikanische Küstengebiet erlassenen Verordnungen und Reglements außer Kraft zu setzen oder Abänderungen derselben zu verlangen, sowie die Entfernung beziehungsweise Ersetzung der dort angestellten Beamten der Gesellschaft herbeizuführen. Ein staatliche Einmischung in die wirtschaftlichen Angelegenheiten oder in die Zollerhebung der Gesellschaft ist nicht beabsichtigt. (...)" 121

Liest man diese Begründung genau durch, so fällt folgendes auf: 121

1. Mit keinem Wort wird auf das Fehlverhalten der Gesellschaft gegenüber den Einheimischen im Zuge der Verwaltungsübernahme eingegangen: Während Bismarck im Oktober 1888 das Verhalten Gesellschaftsangehöriger deutlich anprangerte und auf Freundschaft zum Sultan drängte, ist die DOAG im Januar 1889 plötzlich nicht in der Lage, dem Sklavenhandel an der Küste Einhalt zu gebieten. Der Sklavenhandel war jedoch nicht der eigentliche Grund für die Auseinandersetzungen mit Abushiri, vielmehr diente er als Vorwand, von See her die Aufständischen zu blockieren, auf dem Festland mit der Niederschlagung des Widerstandes zu beginnen und die DOAG zu entmachten. 122

2. Interessant ist der Hinweis auf die Statuten (§§ 41, 42) der Gesellschaft. Das bezeugt, daß Major von Wissmann nicht nur als Reichskommissar mit der Niederschlagung des Aufstandes beauftragt war, sondern auch als von Bismarck eingesetzter Kommissar die DOAG streng beaufsichtigen sollte. Von Wissmann trat also in einer Doppelrolle auf. 123

3. Daß der Staat sich nicht in die wirtschaftlichen Angelegenheiten oder in die Zollerhebung einzumischen beabsichtigte, erscheint im Hinblick auf die übrigen Ausführungen der Begründung eher zweifelhaft. Dafür spricht insbesondere der Einzug des Schutzbriefes durch Bismarck. Es ging, so läßt die Begründung vermuten, tatsächlich um die Kontrolle der DOAG und ihres Mitbegründers Carl Peters.²¹⁾ 124

4. Insgesamt drückt die Begründung einen Wandel in der deutschen Kolonialpolitik aus, widerspricht doch die Einsetzung des 125

Reichskommissars mit dem Ziel, den deutschen Einfluß in Ostafrika sicherzustellen, den eingangs in der Begründung beschriebenen Grundsätzen der Kolonialpolitik aus, wie sie Bismarck am 26. Juni 1884 im Reichstag zum Ausdruck gebracht hatte. ⁹²⁾	
Das neue Gesetz hatte demnach zwei Ziele: „Bekämpfung des Sklavenhandels“ als Umschreibung für die Niederschlagung des „Aufstands der Küstenleute“ ⁹³⁾ sowie Ausübung der Kontrolle über die DOAG durch das Reich selbst.	126
Entsprechend äußerte sich Bismarck auch in der Beratung des Gesetzentwurfes im Reichstag am 26. Januar 1889. ⁹⁴⁾	127
„Das Organ der Ausführung unserer Politik muss ja an sich die Gesellschaft bleiben (...) Wir können sie kontrollieren, wir können unter Umständen, wenn Sie unsere Vorlage genehmigen (...) ihr durch die Vermittlung des Reichskommissars Befehle und Vorschriften ertheilen, was wir bisher nicht konnten. Das Organ, das wir haben, war bisher im Wesentlichen ein kontrollierendes, es wird unter Umständen ein vorschreibendes, wenn Sie unsere Vorlage bewilligen.“	128
Am 8. Februar 1889 erhielt v. Wissmann die kaiserliche Bestallung. ⁹⁵⁾	129
„Wir befahlen dem Hauptmann Wissmann und ertheilen ihm hiermit Vollmacht, nach Massgabe Unserer ihm durch den Reichskanzler zu übermittelnden Weisungen als Unser Kommissar in Ostafrika und namentlich in den durch den Vertrag vom 28. April 1888 unter Verwaltung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gestellten Besitzungen des Sultans von Zanzibar, sowie in den benachbarten, unter Unserem Schutze stehenden Gebieten des Festlands die zur Bekämpfung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen erforderlichen Massregeln zu treffen, für Herstellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung in den bezeichneten Besitzungen und Gebieten durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel Sorge zu tragen und für diesen Zweck die durch § 1 des Gesetzes vom 2. Februar 1889 zur Verfügung gestellten Mittel zu verwenden. Indem Wir dem Hauptmann Wissmann dieses Kommissorium ertheilen, befahlen wir Unseren Offizieren und Beamten, ihn und im Falle seiner Behinderung den zu seiner Stellvertretung berufenen Beamten in der Erfüllung dieses Auftrages zu unterstützen, und fordern alle die es angeht auf, dem Hauptmann Wissmann wie seinem etwaigen Stellvertreter bei Ausübung der ihm durch diesen Unseren Auftrag übertragenen Funktionen den schuldigen Gehorsam zu leisten.“	130
Bismarck stellte in seinen Instruktionen klar, daß die Rechte der Gesellschaft aus dem Vertrag vom 28. April 1888 bestehen bleiben, die Verwaltung der von der DOAG erworbenen Gebiete bleibt in deren Händen, sollte jedoch von Wissmann beaufsichtigt werden. Im Hinblick auf problematische Gesellschaftsangehörige stellte der Reichskanzler klar. ⁹⁶⁾	131

„Desgleichen sind E. Hochw. berechtigt, in dringenden Fällen die Entfernung von Beamten der Gesellschaft herbeizuführen, deren Verbleiben mit der Aufrechterhaltung der Sicherheit und der guten Beziehungen zu der einheimischen Bevölkerung nicht vereinbar erscheint.“	132
Von Wissmann gelang es, Ende 1889 Abushiri in Haft zu nehmen. Am 16. Dezember 1889 wurde dieser hingerichtet. ⁹⁷⁾ Die Kämpfe zwischen Deutschen und Einheimischen zogen sich noch bis Ende 1890 hin. Mit der erfolgreichen Niederschlagung des Aufstandes in Ostafrika vollzog sich der Wandel vom Schutzbriefsystem zur direkten Reichskolonialverwaltung, eine Entwicklung, der sich Bismarck immer widersetzt hatte, zu der es für die Reichsregierung aber angesichts der Unfähigkeit der DOAG, die ihr in dem Schutzbrief übertragenen Rechte auszuüben und sich gemäß ihrer Statuten zu verhalten, keine Alternative gab.	133
In die Reichskolonialverwaltung ging Ostafrika am 14. Februar 1891 über, als an diesem Tag der Gouverneur Freiherr Julius von Soden sein Amt antrat. ⁹⁸⁾ Damit wurde aus dem bisherigen Schutzgebiet für die DOAG das Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika.	134
Durch einen mit Großbritannien am 1. Juli 1890 abgeschlossenen Staatsvertrag genehmigte das Deutsche Reich die Herstellung eines britischen Protektorats in den Besitzungen des Sultans von Zanzibar. ⁹⁹⁾ Die Abtretung des Küstenstreifens an das Reich, der durch den Vertrag vom 28. April 1888 an Deutschland verpachtet wurde, wurde in dem Abkommen in Aussicht gestellt und erfolgte schließlich durch weitere Vereinbarung mit Großbritannien am 27./28. Oktober 1890 gegen eine Zahlung von 4 Millionen Reichsmark. ¹⁰⁰⁾ Damit gehörte nun auch der Küstenstreifen zum ostafrikanischen Schutzgebiet.	135
III. Rechtliche Aspekte der Kolonialisierung Deutsch-Ostafrikas	
Das deutsche Kolonialstaatsrecht, das sich mit Fragen des Gebietserwerbs oder der Schutzbrieferteilung befaßte, entwickelte sich, wie das gesamte Kolonialrecht, innerhalb des kurzen Zeitraumes von 1884 bis 1887. Es ist einer der Entwicklungsprozesse neuer Rechtsgebiete, wie man sie auch heute noch beobachten kann, verbunden mit angeregten und intensiven Diskussionen über die unterschiedlichsten Probleme, die mit dem neuen Rechtsgebiet und den ihm zugrunde liegenden Tatsachen entstanden waren. Eine vorherige Beschäftigung mit dem Kolonialrecht hätte auch wenig Sinn gemacht. So schrieb Conrad Bornhak 1887: ¹⁰¹⁾	136
„Weniger wie jeder andere Gegenstand verträgt das Staatsrecht eine Behandlung nach aprioristischen Grundsätzen und philosophischen	137

Folgerungen. Dieselbe hat sich lediglich den gegebenen politischen und sozialen Verhältnissen, wie sie in Gesetzgebung und Verwaltungspraxis zum Ausdruck gelangt sind, anzubequemen (...) So lange die überseeischen Besitzungen Deutschlands sich noch auf den allerersten Stufen ihrer Entwicklung, ohne geordnete Verwaltung und Rechtsprechung, bestenfalls unter dem Schutze deutscher Kriegsschiffe befanden, konnte daher von einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Kolonialstaatsrechts nicht die Rede sein. (...) Erst jetzt nach Herstellung einer regelrechten Rechtsprechung und Verwaltung in der Mehrzahl der deutschen Schutzgebiete darf der Versuch unternommen werden, das deutsche Kolonialstaatsrecht wenigstens in seinen Grundzügen zu behandeln.“

Robert Adam schrieb 1905 zur Entstehung des Kolonialrechts:¹⁰²⁾ 138

„Der Erwerb der deutschen Schutzgebiete in Afrika und in der Südsee, sowie die im Zusammenhange hiernit eingreifende gesetzgeberische Tätigkeit des Reiches haben für die deutsche Rechtslehre eine Bedeutung von großer Tragweite insofern gewonnen, als dadurch der Grund zu einer der Jurisprudenz bisher fremden Disciplin des deutschen Kolonialrechts gelegt wurde. 139

Kaum hatte in jenen Gebieten eine rechtliche Gestaltung der Verhältnisse sich zu bilden begonnen, als auch schon die Literatur sich des neuen Stoffes bemächtigte. (...) 140

Allerdings wird man sich nicht dem Gedanken verschliessen können, dass die gegenwärtige wirtschaftliche wie rechtliche Gestaltung der Verhältnisse in den Schutzgebieten nicht als eine auf Jahre hinaus gefestigte zu erachten ist. Die Wissenschaft hat sich jetzt auf die Aufgabe zu beschränken, den augenblicklichen Rechtszustand zu fixieren, dies in dem Bewußtsein, dass der Fluß der vorwärts schreitenden Entwicklung die gefundenen Resultate möglicherweise über kurz oder lang wieder umstoßen oder doch modificieren werde.“¹⁰³⁾ 141

So gab es bereits 1887 ein deutsches Kolonialstaatsrecht, anhand dessen Grundsätze sich die Rechtmäßigkeit des Gebietserwerbs in Ostafrika, einer der Regionen, in der zu diesem Zeitpunkt die Verwaltung noch im Aufbau begriffen war, überprüfen läßt. 142

1. Der Gebietserwerb in Ostafrika

Um 1887 unterschied die Rechtswissenschaft zwei Möglichkeiten des Erwerbs einer Kolonie: entweder durch Erwerbung einer bereits bestehenden Kolonie, oder aber durch Neugründung einer Kolonie.¹⁰⁴⁾ Vorliegend ist die zweite Erwerbsmöglichkeit von Interesse, da 1885 Ostafrika weder Interessenssphäre noch Kolonie einer der mit dem Deutschen Reich konkurrierenden europäischen Mächte war. Nicht ausreichend war die Gründung von Handelsniederlassungen wie der der

Handelshäuser O'Swald und Hansing auf Zanzibar, deren einziges Bestreben darin lag, Handel zu treiben und Gewinn zu erwirtschaften. Eine wirksame Neugründung konnte nur durch die Vornahme einer Handlung mit rechtlicher Wirkung erfolgen: Der Besitzergreifung oder Okkupation eines völkerrechtlich herrenlosen Gebietes.¹⁰⁵⁾ Bereits der Verweis auf das „völkerrechtlich herrenlose Gebiet“ zeigt, daß die Gebietserwerbungen des deutschen Reiches nicht nur Gegenstand staatsrechtlicher Betrachtung waren, sondern auch Bezüge zum Völkerrecht hatten: Der Erwerb der Gebietshoheit über eine Kolonie war sowohl dem zu erwerbenden Gebiet wie auch anderen Staaten gegenüber von völkerrechtlicher Bedeutung.

In der Doktrin des Völkerrechts wurde in analoger Anlehnung an das Privatrecht, das im Hinblick auf den Eigentumserwerb zwischen derivativen und originären Erwerb differenziert, ebenfalls zwischen ursprünglichem und abgeleitetem Gebietserwerb unterschieden, wobei die Okkupation das herausragende Beispiel für den originären Gebietserwerb war.¹⁰⁶⁾ Den Begriff „Okkupation“ definierte bereits Hugo Grotius:¹⁰⁷⁾ 144

„Okkupation oder Besitzergreifung dessen, was bisher niemanden gehörte, ist die einzige natürliche und ursprüngliche Erwerbsart, d.h., die einzige Erwerbsart nach Naturrecht ohne Ableitung eines Titels von einer anderen Person.“ 145

Berechtigt zur Okkupation waren Völkerrechtssubjekte.¹⁰⁸⁾ 146

„Die civilisierten Staaten sind die Träger der Rechte und Pflichten, welche sich aus den durch das Völkerrecht geregelten Verhältnissen ergeben (...). Nur die civilisierten Staaten sind die Rechtssubjekte des Völkerrechts.“ 147

Dazu gehörten nach dem Verständnis der damaligen Zeit die Staaten, die die elementaren Grundsätze der europäischen Kultur anerkannten, ferner China, Japan, Persien, Korea, Siam, das Osmanische Reich, und, wie das Deutsch-Britische Übereinkommen vom Herbst 1886 zeigt, der Sultan von Zanzibar.¹⁰⁹⁾ Sogenannte „Wilde“ und andere „uncivilisierte Völkerschaften“ galten hingegen nicht als Völkerrechtssubjekte, obgleich es besonders im Hinblick auf die Abtretungsverträge zwischen Einheimischen und deutschen Einwanderern eine vermittelnde Ansicht gab, die diesen Völkerschaften zumindest in begrenztem Umfang die Fähigkeit zusprachen, rechtlich bindende Vereinbarungen zu treffen. Dies wird bei Betrachtung der im Rahmen der Okkupation abgeschlossenen Verträge noch näher besprochen werden. Hinsichtlich der Okkupationssubjekte ließen sich jedenfalls zwei wesentliche Voraussetzungen formulieren:¹¹⁰⁾ 148

1. Die Personen, die die Okkupation vollzogen, mußten als Repräsentanten einer von der Staatengemeinschaft völkerrechtlich anerkannten Staatsgewalt auftreten. 149

2. Treten Personen ohne diesen Rechtscharakter auf, müssen sie von dem entsendenden Staat zur Okkupation ermächtigt worden sein. 150

Hier stößt man bei Betrachtung des Gebietserwerbs in Ostafrika auf Schwierigkeiten. Sie erfolgten vor Erteilung des Schutzbriefes im Februar 1885 durch die GfdK, einer privatrechtlich organisierten Gesellschaft, die während Peters erster Reise ohne die notwendige Ermächtigung tätig wurde. Es stellte sich die Frage, ob die GfdK durch die Inbesitznahme der betreffenden Gebiete nur privatrechtlich Besitz und Eigentum an Grund und Boden erworben hatte. Bei genauer Betrachtung des Vertrages vom 4. Dezember 1884 fällt jedoch auf, daß die GfdK sich damit nicht begnügen wollte, sondern gleichzeitig staatliche Hoheitsrechte erwerben wollte. Dies kommt besonders durch die Klausel der Übertragung aller Rechte, „welche nach dem Begriff des deutschen Staatsrechts den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen,“ zum Ausdruck. Ob dadurch die Gesellschaft tatsächlich zu einem Völkerrechtssubjekt wurde, war umstritten. Nach überkommener Auffassung waren lediglich Staaten in der Lage, als Völkerrechtssubjekte aufzutreten, jedoch nicht Privatpersonen. Nur souveräne Staaten waren in der Lage, ihre Staatsgewalt auszudehnen. Erwarben Privatpersonen Gebiete, so handelten sie außerhalb der Sphäre des Völkerrechts.¹¹¹ Da Privatpersonen und Gesellschaften jedoch tatsächlich durch Verträge mit einheimischen Führern Gebiete erworben haben, war nach anderer Auffassung die Okkupation durch Privatpersonen möglich, sie konnten gegenüber den souveränen Staaten als Völkerrechtssubjekte auftreten.¹¹² Ein Verfechter dieser Meinung war Robert Adam. Aus den tatsächlichen Vorgängen, wie sie sich beispielsweise beim Landerwerb in Ostafrika ereigneten, glaubte Adam, folgendes völkerrechtliches Prinzip bilden zu können:¹¹³

„Private Einzelpersonen oder -Gesellschaften können völkerrechtlich herrenloses Land mit demselben Rechte und durch denselben Rechtsakt erwerben wie die eigentlichen Völkerrechtssubjekte, d.h. die Staaten. Durch den Erwerb werden für die privaten Erwerber dieselben Rechte begründet wie für die Staaten, und die begründeten Rechte unterstehen ebensogut dem Schutze des Völkerrechtes wie die durch völkerrechtlichen Erwerb einer staatlichen Macht erwachsenen Rechte.“ 152

Für Adam gab es keinen zwingenden Grund, warum der Erwerb staatenlosen Landes nicht auch Privaten offenstehen sollte, insbesondere dann, wenn anerkannte Staaten die Befähigung Privater zu völkerrechtlichem Gebietserwerb nicht bestreiten und den Erwerb sogar als rechtmäßig anerkennen. Der Staat konnte seine Souveränität nur auf zwei Wegen auf derartige Gebiete ausdehnen: Entweder schlossen die privaten Erwerber ihrerseits einen Übertragungsvertrag mit einem souveränen Staat und schieden so aus dem völkerrechtlichen Rechtsverhältnis aus, oder aber die privaten Erwerber erwiesen sich als unfähig, unter dem Schutz des Völkerrechtes einen Staat zu organisieren und weigerten sich, ihr Gebiet der Souveränität eines Staates zu unterstellen. In einem solchen Fall kam es nicht zum Gebietserwerb, es

handelte sich vielmehr immer noch um herrenloses Gebiet, das von einem Völkerrechtssubjekt seinerseits wieder okkupiert werden konnte.¹¹⁴

Demnach konnte nach dieser Auffassung die GfdK als Völkerrechtssubjekt tätig werden. Mit der Erteilung des Schutzbriefes im Februar 1885 übertrug sie ihre Rechte an den Gebietserwerbungen an das Deutsche Reich, wurde durch den Schutzbrief aber ihrerseits wieder mit der Ausübung der Herrschaftsrechte betraut.¹¹⁵ 154

Gegenstand der Erwerbung durch Okkupation waren herrenlose Gebiete.¹¹⁶ 155

„Herrenlose Gebiete im Sinne des Völkerrechtes sind vielmehr solche Landstrecken, welche nicht der Herrschaft eines in die völkerrechtliche Gemeinschaft aufgenommenen staatlichen Gemeinwesens unterstehen. Herrenloses Land ist daher nicht bloss solches, welches überhaupt noch gar nicht in Besitz genommen ist, sondern auch solches, das von wilden und uncivilisierten Völkern bewohnt wird, welche es noch zu keiner staatlichen Organisation gebracht haben, oder welche doch, wenn bei ihnen Anfänge einer solchen Organisation vorhanden sind, auf einer so niedrigen Kulturstufe stehen, daß ein völkerrechtlicher Verkehr mit ihnen gar nicht möglich ist. Wenn daher auch solch eine Völkerschaft ein bestimmtes Gebiet in Besitz hat, so ist doch durch Okkupation desselben seitens eines europäischen Staates die Gründung einer Kolonie möglich.“¹¹⁷ 156

Dieser Begriffsbestimmung folgend galten die Gebiete Ostafrikas, die die GfdK 1884 und 1885 erwarb, als „herrenloses Land“ im Sinne des damaligen Völkerrechtes. Anders verhielt es sich mit dem Machtbereich des Sultans von Zanzibar. Zwar sicherte sich die DOAG vertraglich das Recht zu, die Verwaltung in den vom Sultan kontrollierten Gebieten an der ostafrikanischen Küste zu übernehmen, doch sollte dies unter der Flagge und Souveränität des Sultans erfolgen. Auch das Deutsch-Britische Übereinkommen vom Herbst 1886 ließ klar erkennen, daß man zumindest den Herrschaftsbereich des Sultans über die der Küste vorgelagerten Inseln als vollwertige Souveränität ansah und dem Sultanat selbst sogar den Status eines Völkerrechtssubjektes einräumte.¹¹⁸ 157

Trotz der begrifflichen Gemeinsamkeiten mit dem Privatrecht ging es bei der Okkupation nicht um den Erwerb privater Rechte an Grund und Boden, sondern um den Erwerb der Gebietshoheit und der Souveränität durch eine Willensbetätigung seitens des Erwerbers, durch die er andere Staaten von einem Zugriff auf dieses Gebiet ausschließen konnte.¹¹⁹ 158

Für einen wirksamen Erwerb reichte es nicht aus, eine äußerlich sichtbare Okkupationshandlung vorzunehmen, wie sie beispielsweise durch das Hissen der Flagge oder die Proklamierung der Gebietshoheit erfolgen konnte. In der Praxis des Völkerrechtes war anerkannt, daß es

für eine wirksame Okkupation eine weitere, unerläßliche Voraussetzung gab: der Abschluß von Verträgen mit den eingeborenen Machthabern, durch die diese sich der Macht des Reiches unterwarfen.¹²⁰⁾ Durch diese Verträge wurde die Übereinstimmung von Erwerbswillen und Übertragungswillen dokumentiert.¹²¹⁾ Im Hinblick auf diese Verträge trat jedoch ein gravierendes Problem auf: wenn die einheimischen, „wildern“ und „uncivilisierten“ Völker keine Völkerrechtssubjekte waren, wie konnten dann völkerrechtlich wirksame Verträge mit ihnen geschlossen werden? Umstritten war bis zu Beginn des 1. Weltkrieges die Rechtsnatur von Verträgen der Art, wie sie Carl Peters beispielsweise am 4. Dezember 1884 mit dem Häuptling von Usangara geschlossen hat. Wie es bei strittigen Fragen in der Rechtswissenschaft die Regel ist, wurden auch hier mehrere Ansichten vertreten, die die unterschiedlichen Standpunkte ihrer Vertreter wiedergaben.

Eine Meinung sah in vielen Verträgen die Anerkennung des Staatencharakters der von Häuptlingen, Sultanen oder Kapitänen geführten einheimischen Völker und ließen so die Verträge den Charakter völkerrechtlicher Abmachungen annehmen. Dies sei, so formulierten einige ihrer Vertreter, sogar durch die Berliner Afrika-Konferenz selbst bestätigt worden.¹²²⁾ Der große Staatsrechtler Paul Laband war im Hinblick auf Ostafrika sogar der Ansicht, daß hier einheimische Staatsgewalten vorhanden waren, deren Gebiet nicht okkupiert werden konnte, sondern nur durch Protektions- oder Landerwerbsverträge in Besitz genommen werden konnte.¹²³⁾ Diese Ansichten stießen jedoch auf heftigen Widerstand durch andere Rechtsgelehrte. Zum einen, so wurde argumentiert, habe die Berliner Afrika-Konferenz keine Souveränität einheimischer Häuptlinge anerkannt, zum anderen sei die Annahme, es seien völkerrechtlich wirksame Verträge geschlossen worden, unhaltbar, da die eingeborenen Völker in ihren Gebieten keinerlei staatliche Organisation geschaffen hätten, die ihre Anerkennung als Völkerrechtssubjekte zuließe. Robert Adam übte besonders deutlich und dem Ton seiner Zeit entsprechend Kritik.¹²⁴⁾

„Für das positive Völkerrecht entscheidet bei der Okkupation staatenloser Gebiete nicht das Bedenken einzelner Philanthropen zu Gunsten der Barbarei, sondern die welthistorische Tatsache, dass europäische Nationen im auswärtigen Verkehr wechselseitig sich niemals das Recht der Okkupation an staatenlosen Gebieten bestritten haben. Europäischen Nationen gegenüber haben, völkerrechtlich genommen, staatenlos lebende Wilde ebensowenig Handlungsfähigkeit, wie in civilrechtlicher Hinsicht Kinder oder Unmündige. Unerschütterlich ist der durch die geschichtliche Entwicklung begründete Satz festzuhalten: Nur die civilisierten Staaten sind die Rechtssubjekte des Völkerrechtes. Es bleibt also quaestio facti, ob ein organisiertes Gemeinwesen die Eigenschaft eines civilisierten Staates besitzt. Die Eigenschaft (...) ist gegeben, wenn die vorhandene öffentlich rechtliche Gewalt eine Rechtsordnung in ihrem Territorium aufgerichtet hat, welche den bereits der Völkerrechtsgemeinschaft angehörenden

160

161

Staaten genügend erscheint, um jene Gewalt als gleichberechtigtes Mitglied in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Die Erfüllung der Bedingung kann bei den politischen Organisationen uncivilisierter und vom Verkehre mit der kulturellen Staatenwelt bisher ausgeschlossener Volksstämme kaum jemals angenommen werden.“

Als entgegengesetztes Extrem dazu wurde die Auffassung vertreten, daß die Verträge mit eingeborenen Häuptlingen keinerlei rechtliche Bedeutung hatten, sondern daß es allein politische Gründe waren, die zum Abschluß dieser Verträge geführt hatten und die das Ziel hatten, unnötige Verwicklungen mit der eingeborenen Bevölkerung zu vermeiden. Ein Verfechter dieser Auffassung war Robert Adam: Die Gültigkeit der Verträge habe nicht nur objektive, sondern auch subjektive Voraussetzungen, der Vertrag müsse dem entsprechenden Häuptling also nicht nur übersetzt werden, sondern der Häuptling müsse auch erklären, daß er den Inhalt des Vertrages verstanden habe: Es sei aber kaum möglich, daß ein Eingeborener die in den Verträgen verwendeten Rechtsbegriffe begreifen könne: Es habe sich demnach nur um Scheinverträge gehandelt.¹²⁵⁾

162

„Was für ein Werth solchen Konstatierungen zukommt, erhellt übrigens aus dem eigenen Zugeständniß der Urkunden, z.B. der von Dr. Peters mit den ostafrikanischen Sultanen aufgenommenen Vertragsurkunden, wonach jene Machthaber sich durch Uebermittlung oder Zusicherung von Geschenken, die in ihren Augen ihren ganzen Herrschaftsbesitz aufwogen, zum Abschlusse der Verträge bestimmen ließen. Es verhält sich gerade so, als wollte man der Zusicherung eines unmündigen Kindes, für den Besitz eines hübschen Spielzeuges sein ganzes Vermögen herzulassen, im Civilrechte eine Rechtsverbindlichkeit beimessen. Jene Cessionsverträge erscheinen in der Hauptsache doch nur als Scheingeschäft, weil den dabei beteiligten Barbaren die fundamentalen Vorstellungen von Staat, Gebiet, Grundeigenthum und Hoheitsrecht völlig fehlen. (...) Es bleibt die Frage übrig: Aus welchem Grunde finden sich die kolonisierenden Staaten heutzutage veranlasst, solche Scheingeschäfte einzugehen? Die Antwort lautet: Aus politischen Gründen, mit welchen die Rechtsbetrachtung an sich nichts zu schaffen hat. Der okkupierende Staat versichert sich einer in seine Herrschaft einwilligende Erklärung der bisherigen Machthaber des zu okkupierenden Gebietes. Als ein Gebot der Klugheit wird er es ferner erachten, seine Herrschaft im Wege gütlicher Auseinandersetzung mit der eingeborenen Bevölkerung zu begründen und sich den kostspieligen Aufwand militärischer Operationen so weit als möglich zu ersparen. Endlich ist nicht zu leugnen, dass jenen Freundschafts- und Unterwerfungsverträgen eine politische Bedeutung im Verhältniß des okkupierenden Staates zu anderen Staaten zukommt.“

163

Auch diese Auffassung fand ihre Kritiker, so unter anderem Heribert Schwörbel.¹²⁶⁾

164

„Diese Ansicht ist unbegründet, da das Deutsche Reich, von Abstellung einzelner Mißstände abgesehen, die den Eingeborenen in den Verträgen gewährten Rechte stets geachtet hat. Natürlich wird das Reich mit fortschreitender Kultivierung der Schutzgebiete (...) zur Einschränkung der vertragsmäßigen Reservatrechte schreiten müssen, ohne damit irgendetwas dolos zu handeln.“	165	Lentner setzte für Gebietsabtretungsverträge sogar voraus, daß sie allen im europäischen Völkerrecht zur Zeit ihres Zustandekommens begründeten Erfordernissen entsprechen. ¹²⁹	170
Schließlich gab es noch eine vermittelnde Theorie, die von Stengel 1889 formulierte. ¹²⁷	166	Doch auch diese Theorie wurde kritisiert, unter anderem von Adam, der gegen sie bereits bekannte Argumente benutzt: Da den beteiligten Häuptlingen das fundamentale Verständnis der Begriffe „Staat“, „Gebiet“, „Grundeigentum“ oder „Hoheitsrecht“ völlig fehle, könne man mit ihnen auch keine rechtsgültigen Verträge abschließen, selbst wenn man durch den Vertragsschluß die Selbstbestimmung der eingeborenen Bevölkerung berücksichtige.	171
„Wilde und uncivilisierte Völkerschaften können nicht als den in die völkerrechtliche Gemeinschaft aufgenommenen Staaten gleichgestellte Subjekte des Völkerrechtes betrachtet werden. Man wird aber andererseits nicht bestreiten können, dass trotzdem mit solchen Völkerschaften rechtlich bindende Vereinbarungen getroffen werden können. Es folgt dies einfach aus der Thatsache, dass gegenwärtig die erwähnten Völkerschaften nicht mehr als rechtlos gelten, sondern ihre Rechtsfähigkeit (...) anerkannt ist. Wenn aber derartigen Völkerschaften namentlich das Recht der Selbstbestimmung in politischer Beziehung eingeräumt wird, muss es auch möglich sein, mit denselben Verträge abzuschließen. Die Anerkennung der rechtlichen Gültigkeit der Verträge ist dadurch zu erklären, dass gegenwärtig die Neigung besteht, die Geltung des Völkerrechts auf alle Völker der Erde auszudehnen. Auch auf die halbcivilisierten Völker finden die Grundsätze des Völkerrechts wenigstens insoweit Anwendung, als dieselben durch diese Grundsätze in ihrer Selbstbestimmung und Freiheit (und ihrem Eigentum) geschützt werden, und wird dementsprechend auch ein wenigstens beschränkter völkerrechtlicher Verkehr mit ihnen unterhalten.“	167	Als Konsequenz aller drei Theorien ergibt sich ein widersprüchliches Bild: nach zwei Ansichten kamen tatsächlich rechtlich verbindliche Verträge zustande, während die dritte Auffassung den Verträgen allenfalls eine politische Existenzberechtigung verlieh, ihnen jedoch keinen juristischen Wert einräumten.	172
Auch Heribert Schwörbel schließt sich unter Berufung auf v. Stengel dieser Auffassung an. ¹²⁸	168	Vergleicht man alle drei Standpunkte, so läßt sich rückblickend feststellen, daß die Auffassung Adams zumindest für Ostafrika zwischen 1885 und 1890 den tatsächlichen Verhältnissen am ehesten entsprach. Robert Adam war ein Kind seiner Zeit, und so verwundert es nicht, wenn er von den Eingeborenen als „Wilden“ oder „Barbaren“ spricht und sie, ganz der scheinbar geistig und kulturell überlegene christliche Europäer, in ihrer Geschäftsfähigkeit auf die Stufe von Kindern stellt. Doch läßt man diese Ausführungen außer acht, so muß man Adam recht geben: Die Häuptlinge Ostafrikas, der 1884 und 1885 mit Carl Peters Verträge zur Gebietsübertragung schlossen, waren in der Tat nicht in der Lage, die sich aus dem Inhalt dieser Verträge ergebenden Konsequenzen zu ermessen, jedoch nicht, weil es ihnen an der Geschäftsfähigkeit fehlte, sondern weil sie als Angehörige eines völlig anderen Kulturkreises die von Dr. Peters und seinen Begleitern gebrauchten rechtlichen Begriffe nicht verstanden.	173
„Die Kulturstellung eines europäischen Staates verlangt, daß er die Eingeborenen nicht einfach als nichtexistierende Wesen ansieht, sondern ihnen das freie Recht der Selbstbestimmung darüber, ob sie sich 'persönlich' seiner Gewalt unterwerfen wollen, zugesteht. Stößt er freilich auf Widerstand bei der eingeborenen Bevölkerung, so ist er dadurch in keiner Weise an der Okkupation behindert. (...) Die Verträge des Deutschen Reiches mit den Eingeborenen sind sonach als zur Unterstützung der Okkupationshandlung geschlossen anzusehen.(...) Das Völkerrecht erblickt in dem Stamm keine völkerrechtliche Person, sondern eine Mehrheit von Personen. Tritt ein Häuptling Land an einen Staat ab, so ist der hierüber geschlossene Vertrag verbindlich. Er hat aber für das Völkerrecht nicht die Bedeutung einer Gebietsabtretung. Der Erwerber kann die Gebietshoheit nur durch Okkupation erwerben, weil der Häuptling nicht Organ eines anerkannten Staates ist, der Stamm keine völkerrechtliche Gebietshoheit hat.“	169	Werfen wir nochmals einen Blick auf jenen Vertrag, den Carl Peters am 4. Dezember 1884 mit Muininsagara, dem Sultan von Usangara, geschlossen hatte. ¹³⁰ Im Mittelpunkt steht folgende Formulierung: „Ferner tritt der Sultan Muininsagara an Herrn Dr. Carl Peters als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, alle diejenigen Rechte ab, welche nach dem Begriff des deutschen Staatsrechts den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen; unter anderem: das alleinige und uneingeschränkte Recht der Ausbeutung von Bergwerken, Flüssen, Forsten; das Recht, Zölle aufzulegen, Steuern zu erheben, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten und das Recht, eine bewaffnete Macht zu schaffen.“	174
		Hier fallen dem geschulten Auge sogleich eine Vielzahl juristischer Begriffe auf, die zum Verständnis der Kenntnis des deutschen Rechts bedürften: „Abtretung“, „Rechte“, „deutsches Staatsrecht“, „staatliche	176

Oberhoheit“, „Justiz“ und „Verwaltung.“ Bedenkt man, daß Peters für den Abschluß derartiger Verträge gerade einen Tag benötigte, ist wohl kaum davon auszugehen, daß in dieser kurzen Zeit dem jeweiligen Häuptling die Grundbegriffe des deutschen Rechts und die sich aus dem Vertragsschluß ergebenden Konsequenzen begrifflich gemacht werden konnten.¹³¹⁾

„Man gegenwärtige sich (...) den Gedanken, wie des Lesens und Schreibens unkundige afrikanische Häuptlinge die Legitimation der bevollmächtigten Vertreter des deutschen Reiches behufs Abschlusses von Schutzverträgen geprüft, wie verständnisinnig sie ihr Handkreuz unter die mit juristischen Klauseln gespickten Vertragsurkunden gesetzt haben werden.“

Unter Berücksichtigung von Carl Peters Motivation, die ihn zum Abschluß dieser „Cessionsverträge“ bewegte, ist von einer Achtung der Eingeborenen und der Berücksichtigung ihrer Rechte, insbesondere dem von Schwörbel benannten Selbstbestimmungsrecht, nichts übrig geblieben. Dies gilt auch für das Verhältnis von Leistung zu Gegenleistung: Während die GfdK und später die DOAG wertvollen Landbesitz erlangten, erhielten die afrikanischen Häuptlinge dafür nur wertlose Geschenke. Es ist daher davon auszugehen, daß ein „Cessionsvertrag“ keine rechtliche, sondern nur eine faktische Voraussetzung für die erfolgreiche Okkupation eines Gebietes war. Ihm kam jedenfalls in Ostafrika nur eine politische Funktion zu, die in zwei Richtungen wirkte: gegenüber anderen Staaten sollte die Ordnungsmäßigkeit der Okkupation dokumentiert werden, gegenüber den Einheimischen sollten Auseinandersetzungen vermieden werden. Zumindest diesen Erfolg erreichte man mit den Verträgen nicht, denn das Reich hatte bis 1914 zahlreiche Aufstände der einheimischen Bevölkerung zu bekämpfen.¹³²⁾ Mit Blick auf die Vertreter der Theorien, die den Verträgen rechtlichen Gehalt einräumten, äußerte Robert Adam 1905 mit Blick auf die Aufstände in Afrika:¹³³⁾

„Und wie die afrikanischen Potentaten die ewige Rechtsverbindlichkeit der eingegangenen Verträge unter Umständen auffassen, beweist statt vieler das Beispiel Makokos und neuestens Mahaheros. Unseres Dafürhaltens bedeutet die Vertragsbrüchigkeit derselben nicht einmal etwas Rechtswidriges, wenn wirklich in den mit ihnen geschlossenen Cessionsverträgen ein derivativer Erwerbstitel für die Gebietshoheit gefunden wird. Warum sollen sich jene nicht auf die Nichtigkeitseinrede berufen: Man hat uns durch schimmernde Lockmittel veranlasst, unseren Herrschaftsrechten zu entsagen, und erst nachher hat in uns das Bewusstsein von dem Missverhältnis, in welchem der Werth unserer abgetretenen Rechte zur Gegenleistung steht, aufgedämmert.“

Dabei schien Adam sich nicht darüber im Klaren gewesen zu sein, daß erst recht bei rein politisch motivierten Verträgen ein Vertragsbruch seitens der Eingeborenen überhaupt nicht vorlag und die Frage der

Rechtswidrigkeit angesichts fehlender Rechtswirkung der Verträge überhaupt nicht in Frage stand.

Hinsichtlich der übrigen Okkupationsvoraussetzungen bestand in der Rechtslehre Einigkeit. Erforderlich war ein effektiver Okkupationsakt, der eine tatsächliche Besitzergreifung und damit gleichzeitig den Beginn der dauernden Ausübung hoheitlicher Gewalt zum Ausdruck brachte.¹³⁴⁾ Dies erfolgte durch eine symbolische Handlung, gewöhnlich durch Aufhissen der Flagge oder, wie von Carl Peters beschrieben, durch eine kurze Ansprache und drei Salven.¹³⁵⁾

2. Erwerbsvoraussetzungen nach der Kongo-Akte

Doch damit war die Okkupation noch nicht vollendet: Sie mußte durch Anzeige publik gemacht werden. Diese Anzeige hatte gegenüber den Signatarmächten der Berliner Kongo Akte vom 26. Februar 1885 zu erfolgen und war ein wesentlicher Bestandteil des Okkupationsaktes.¹³⁶⁾ Die Kongo Akte hatte für das Reich eine wichtige Bedeutung, denn durch sie sicherte es sich seine Gebietserwerbungen in völkerrechtlicher Hinsicht. Die entscheidenden Bestimmungen finden sich in Art. 34 und 35 der Kongo-Akte:¹³⁷⁾

Art. 34: Diejenige Macht, welche in Zukunft von einem Gebiete an der Küste des afrikanischen Festlandes, welches außerhalb ihrer gegenwärtigen Besitzungen liegt, Besitz ergreift, oder welche, bisher ohne dergleichen Besitzungen, solche erwerben sollte, desgleichen auch die Macht, welche dort eine Schutzherrschaft übernimmt, wird den betreffenden Akt mit einer an die übrigen Signatarmächte der gegenwärtigen Akte gerichteten Anzeige begleiten, um dieselbe in den Stand zu setzen, gegebenenfalls ihrer Reklamation geltend zu machen.

Art. 35: Die Signatarmächte der gegenwärtigen Akte anerkennen die Verpflichtung, in den von ihnen an den Küsten des afrikanischen Kontinents besetzten Gebieten das Vorhandensein einer Obrigkeit zu sichern, welche hinreicht, um erworbene Rechte und, gegebenenfalls, die Handels- und Durchgangsfreiheit unter den Bedingungen, welche für letztere vereinbart worden, zu schützen.

Der wesentliche Inhalt der Anzeige, deren Form nicht geregelt war, bezog sich auf die Inbesitznahme eines bestimmten Küstengebietes. Die ursprünglich 1884 und 1885 von der GfdK in Besitz genommenen Gebiete lagen zwar zum Teil, jedoch nicht ausschließlich an der Küste Ostafrikas.“ Ob es sich dabei noch um Küstengebiet handelte, mag zweifelhaft sein, auch wurde in Art. 34 nicht die Angabe der ungefähren Grenzen des betreffenden Gebietes vorgeschrieben, doch:¹³⁸⁾

„die Nothwendigkeit einer solchen Angabe (ergibt sich) aus dem eigenen Interesse des Okkupanten, keinen Zweifel aufkommen zu lassen, welches und wieviel Land er beanspruche, und aus der

177

178

179

180

181

182

183

184

185

186

Zweckbestimmung der Notifikation, die übrigen Signatarmächte in den Stand zu setzen, gegebenen Falles ihre Reklamation geltend zu machen.“

Im Falle der Erwerbungen der GdK zeigte Bismarck die Okkupation entsprechend den Regelungen der Kongo-Akte ordnungsgemäß an, so beispielsweise auch der britischen Regierung mit jenem Telegramm vom 2. März 1885, das Pakenham, scheinbar unter Nichtbeachtung der rechtlichen Gegebenheiten, als „Torpedo“ bezeichnete, mit dem der Reichskanzler aus dem Hinterhalt auf die britische Regierung gefeuert habe.¹³⁹⁾

3. Rechtliche Bedeutung der Schutzbriefe

Eine wesentliche Voraussetzung für die Anzeige der Okkupation war die Okkupation durch das Reich selbst. In Ostafrika erfolgte sie jedoch durch eine Kolonialgesellschaft. Diese hatte durch den Erwerb verschiedener Territorien mit allen daran haftenden Hoheitsrechten von einheimischen Häuptlingen nicht bloß privatrechtliches Eigentum an Grund und Boden erworben, sondern konnte eigene Souveränitätsrechte ausüben.¹⁴⁰⁾ Daß es schließlich zur Anzeige der Okkupation seitens der Reichsregierung kam, ist auf den kaiserlichen Schutzbrief zurückzuführen, der der GdK und ihrer Rechtsnachfolgerin, der DOAG, am 27. Februar 1885 ausgestellt wurde. Mit der Erteilung des Schutzbriefes erlangte das Reich die hoheitliche Gewalt über die von der Kolonialgesellschaft erworbenen Ländereien, ließ diese jedoch, ganz im Sinne des britischen Vorbildes der *royal charters*, durch die Kolonialgesellschaft ausüben. Unumstritten war in der Rechtslehre, daß das Reich durch den Schutzbrief den Schutz über das von der Gesellschaft übernommene Gebiet übernommen hatte, jedoch unter der korrespondierenden Verpflichtung der Gesellschaft, für die Errichtung staatlicher Einrichtungen und den Aufbau einer funktionstüchtigen Verwaltung Sorge zu tragen. Die rechtlichen Konsequenzen, die sich für die von Kolonialgesellschaften erworbenen Schutzgebiete aus den Schutzbriefen ergaben, waren hingegen umstritten.

So schrieb Max Joel 1887:¹⁴¹⁾

„Hiegegen enthalten die Schutzbriefe einen (...) Vorbehalt von Hoheitsrechten zu Gunsten der Kolonialgesellschaften nicht, sondern das Reich verleiht ihnen gewisse Hoheitsrechte. Wenn also die Gesellschaften (...) auch vorher schon Hoheitsrechte an den betreffenden Gebieten erworben hatten, so haben sie sich doch derselben, wie die Fassung der Schutzbriefe klar ergibt, indem sie den Schutz des Reichs nachsuchten, zu Gunsten des letzteren entäußert und empfangen die Hoheitsrechte vielmehr vom Reich wieder als aus der Reichsgewalt abgeleitete Rechte. Dies hat zur weiteren Folge gehabt, daß das Reich auch demnächst bestimmen kann, in welcher Weise die betreffenden Hoheitsrechte von den Gesellschaften auszuüben sind.“

Das Reich war demnach auf Ausübung der in den Schutzbriefen ihm zugeschriebenen Rechte nicht beschränkt, sondern konnte alle in der Souveränität enthaltenen Hoheitsrechte ausüben. Beschränkt wurde die Hoheitsgewalt des Reiches durch die den Kolonialgesellschaften in den Schutzbriefen verliehenen Hoheitsrechte. Joel sah in den Schutzbriefen den Rechtsgrund für die Hoheitsrechte der Kolonialgesellschaften und gleichzeitig für das Reich eine Schranke in der Ausübung seiner Hoheitsrechte. Eine maßgebliche Stütze seiner Auffassung glaubte Joel in den Schutzbriefen für die GdK und die Neu-Guinea-Kompagnie vom 17. Mai 1885 gefunden zu haben. In beiden Schutzbriefen findet sich folgender Vorbehalt:¹⁴²⁾

„Diesen unseren Kaiserlichen Schutzbrief gewähren Wir (...) unter dem Vorbehalt der in Ausübung unserer Oberhoheit über das Schutzgebiet ferner zu treffenden Anordnungen.“

Für Joel konnte es sich bei den in „Ausübung der Oberhoheit“ des Reiches getroffenen Anordnungen jedoch nicht um die Entziehung sämtlicher Hoheitsrechte gehandelt haben, sondern nur solche, welche die Oberhoheit des Reiches betrafen.

Im Ergebnis stand für ihn fest, daß die Kolonialgesellschaften nicht eine den Reichsbeamten analoge Stellung einnahmen, sondern daß sie ihnen selbst zustehende Hoheitsrechte in eigenem Namen ausüben:¹⁴³⁾

„Das Reich übt seine Schutzgewalt in den betreffenden Schutzgebieten nicht durch sie, sondern ihnen gegenüber aus. Wenn sie (...) bei Ausübung ihrer Hoheitsrechte den Anordnungen des Reiches Folge geben müssen, so liegt hier in nur eine besondere Modifikation des Schutzverhältnisses, vermöge deren der schutzherrliche Staat seine Gewalt in gewissem Umfange auch auf die inneren Verhältnisse des Schutzstaates erstreckt.“

Nach gegenteiliger Auffassung wurden die Kolonialgesellschaften durch Erteilung der Schutzbriefe zu Selbstverwaltungskörperschaften. Zu Vertretern dieser Ansicht gehörten unter anderem v. Stengel und Bornhak, die, mit Blick auf die Verwaltung, die Schutzgebiete in zwei Gruppen einteilten.

V. Stengel teilte die Schutzgebiete in „unmittelbare Schutzgebiete“, die direkt durch Beamte des Reiches verwaltet wurden, und in „mittelbare Schutzgebiete“, in denen Kolonialgesellschaften mittels eines Schutzbriefes die Verwaltung übernommen hatten, ein.¹⁴⁴⁾ Er räumte aber ein, daß das SchGG vom 17. April 1886 keine derartige Trennung vorgenommen habe sondern in diesem Gesetz allgemein von „Schutzgebieten“ die Rede gewesen sei. Dieser Umstand, so v. Stengel, habe zur Folge, daß trotz vorhandener Unterschiede die Gebiete der Kolonialgesellschaften ebenso der Souveränität des Reiches unterlägen wie die unmittelbaren Schutzgebiete.¹⁴⁵⁾ Der Wortlaut des der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft überlassenen Schutzbriefes spreche dafür,

daß die Reichsregierung nach ihrem Ermessen bestimmt habe, ob und inwieweit sie der Kolonialgesellschaft in dem betreffenden Gebiet die Ausübung von Hoheitsrechten überlassen wollte. ¹⁴⁶⁾ Nirgends, so v. Stengel, seien der DOAG in den von ihr erworbenen Gebieten unantastbare Hoheitsrechte anerkannt worden, vielmehr bestimme die Regierung, welche Hoheitsrechte sie der Gesellschaft überlasse.		Damit standen die Kolonialgesellschaften gänzlich Selbstverwaltungskörperschaften gleich.	204
Damit übten die Kolonialgesellschaften im Verhältnis zur Reichsgewalt die Funktion von öffentlich rechtlichen Selbstverwaltungskörperschaften aus, glichen ihnen nach Auffassung v. Stengels jedoch nicht vollständig. Vielmehr behielten die Kolonialgesellschaften ihren Charakter als Erwerbsgesellschaften und nahmen eine Doppelstellung ein. ¹⁴⁷⁾	198	Dieser Auffassung schloß sich auch Robert Adam an. Die Kolonialgesellschaften, die sowohl wirtschaftliche Unternehmungen in den Schutzgebieten verfolgten als auch im Besitz öffentlicher Gewalt waren, waren Organe des Reiches:	205
Conrad Bornhak differenzierte mit Blick auf die Verwaltung zwischen Kronschutzgebieten und Gesellschaftsschutzgebieten: ¹⁴⁸⁾	199	„Die Rechte sind den Gesellschaften durch das Reich verliehen, und weil auf einseitiger widerrufbarer Konzession beruhend, sind sie jederzeit einschränkbar und entziehbar. Die Gesellschaften üben keine Herrschaftsrechte in eigenem Namen und aus eigener Machtvollkommenheit aus, sondern kraft Ermächtigung seitens des Reiches Rechte des Reiches.“	206
„In den Kronschutzgebieten steht an der Spitze der Verwaltung als Vertreter des Kaisers ein kaiserlicher Kommissar, in Kamerun mit dem Titel Gouverneur und Oberkommissar. (...) Die deutschen Gesellschaftsschutzgebiete sind entstanden in unzweifelhafter Nachahmung der älteren englischen Charter-colonies, insbesondere ist das Beispiel der englisch-ostindischen Kompanie von entscheidendem Einflusse gewesen. (...) Die Rechtsstellung der deutschen Gesellschaften ergibt sich (...) aus den Schutzbriefen (...)“	200	Unter Berücksichtigung der Ereignisse, die zwischen 1889 und 1891 in Ostafrika stattfanden, spricht viel für die praktische Relevanz der von Bornhak, v. Stengel und Adam vertretenen Auffassung. Am 8. Februar 1889 erhielt Hauptmann v. Wissmann vom Kaiser die Bestallung als Reichskommissar in Ostafrika. Der Inhalt dieser Bestallung berechnete den Reichskommissar zur Ausübung staatlicher Hoheitsgewalt und bedeutete faktisch den Entzug der im Schutzbrief vom 27. Februar 1885 der DOAG eingeräumten Rechte. Hinsichtlich des Verhältnisses von Reichskommissar zur DOAG führte Bismarck in seinen Instruktionen aus: ¹⁴⁹⁾	207
Auch für Bornhak ergab sich die Rechtsstellung der Kolonialgesellschaften aus dem Inhalt der ihnen erteilten Schutzbriefe.	201	„Was Ihr Verhältniss zu den Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Ostafrika betrifft, so ist daran festzuhalten, dass die Rechte der Gesellschaft, welche sich aus dem (...) Verträge derselben mit dem Sultan vom 28. April v. J. ergeben, unverändert fortbestehen.“	208
Der Schutzbrief für die GfdK und die DOAG gliedert sich in zwei Abschnitte, deren erster deklaratorischer Natur ist. In ihm werden die erworbenen Gebiete und der Erwerber genau bezeichnet und erklärt, daß der Kaiser diese Gebiete unter seine Oberhoheit stellt, nachdem eine entsprechende Bitte an ihn positiv beschieden worden war. Der zweite Abschnitt enthält die rechtlich relevante Aussage: In dem Schutzbrief ist die Übernahme der Souveränität durch den Kaiser ohne jede Einschränkung zugunsten der GfdK und später der DOAG enthalten. Für Bornhak war dieser Abschnitt nur so zu verstehen, daß der Kaiser auch in den Gesellschaftsschutzgebieten die Souveränität innehatte und daß den Gesellschaften keine halbsouveräne Stellung zustand: ¹⁴⁹⁾	202	Scheinbar handelte es sich dabei um eine Kompetenzschränke, doch bezog sich dieser Hinweis Bismarcks erkennbar nur auf die Hoheitsrechte der DOAG, die ihr durch den Sultan von Zanzibar vertraglich am 28. April 1888 eingeräumt worden waren, nicht jedoch auf das eigentliche Schutzgebiet des Reiches auf dem ostafrikanischen Festland. Deutlicher Beweis für die Unterordnung der DOAG unter den im Namen des Reiches auftretenden Kommissar ist der Grundsatz, daß jeder dem Kommissar bei der Ausübung seiner Tätigkeit Gehorsam leisten muß. Ebenso deutlich ist die strikte Trennung, die Bismarck zwischen der wirtschaftlichen Tätigkeit der DOAG einerseits und der Verwaltung des Schutzgebietes andererseits vornahm: hatte sich v. Wissmann aus Angelegenheiten der Gesellschaft herauszuhalten, war eine Verwaltungstätigkeit der DOAG nur noch möglich, soweit sie v. Wissmann zuließ.	209
„Übertragen ist den Gesellschaften nur die vollziehende Gewalt, ausgenommen auf dem Gebiete des Auswärtigen, also die innere Verwaltung in ihrem weitesten Umfange einschliesslich der Rechtsprechung unter Oberaufsicht der kaiserlichen Regierung. Die Gesellschaften sind also lediglich die Organe des Reiches für die innere Landesverwaltung, die ihre Rechte wieder auf andere Organe übertragen können. Es ist ihnen nicht die Ausübung einzelner Hoheitsrechte, sondern der gesammten inneren Landesverwaltung verliehen worden.“	203	Dieses Vorgehen spricht dafür, daß das Reich in der DOAG eine Selbstverwaltungskörperschaft sah, soweit es um die Ausübung von Hoheitsrechten und die Vornahme von Verwaltungstätigkeit ging, und es war, basierend auf dem SchGG, ohne Schwierigkeit möglich, der	210

Gesellschaft das einmal verliehene Recht zur Ausübung der Hoheitsgewalt wieder zu entziehen.¹⁵¹⁾

4. Schutzgebiet und Schutzgewalt

211 Während die anderen europäischen Kolonialmächte ihre überseeischen Besitzungen ausdrücklich als „Kolonien“ oder als „Protectorate“ bezeichneten, verwendete der offizielle Sprachgebrauch im Deutschen Reich den Begriff „Schutzgebiet“ und für die Souveränität des Kaisers die Bezeichnung „Schutzgewalt.“ Die Wahl dieser Begriffe wurde zu Beginn der deutschen Kolonialpolitik an die im englischen Sprachgebrauch übliche Anwendung der Bezeichnung „Protectorat“ angelehnt, womit die Oberherrschaft eines Staates über Gebiete bezeichnet wurde, die unter Verwaltung der Handelsgesellschaften standen. In seiner Reichstagsrede vom 26. Juni 1884 brachte Bismarck zum Ausdruck, daß auch das Deutsche Reich durch Okkupation erworbene Ländereien in Übersee durch Kolonialgesellschaften verwalten lassen wollte, wobei die Gesellschaften durch Schutzbriefe mit Hoheitsrechten belehnt werden sollten. Das Reich sollte über die halbsouveränen Kolonialgesellschaften die Oberherrschaft beibehalten und seinen Schutz über die Tätigkeit und die Erwerbungen der Gesellschaften ausüben.¹⁵²⁾ So gelangten die Begriffe „Schutzgebiet“ und „Schutzgewalt“ in den offiziellen Sprachgebrauch.

212 Wie die Entwicklung in Ostafrika zeigt, schien sich hier Bismarcks Vorstellungen einer halbsouveränen, auf der Grundlage einer „royal charter“ tätigen Kolonialgesellschaft zunächst zu verwirklichen, und in der Tat waren die ostafrikanischen Erwerbungen der Gf&K und der DOAG „Schutzgebiete“ in der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes. Als Protectorate wurden sie jedoch nicht angesehen, auch wenn es vereinzelte Stimmen gab, die in diese Richtung zielten. Mit dem Begriff „Protectorat“ bezeichnete man im Staats- und Völkerrecht ein Verhältnis zwischen unterschiedlich starken Staatsgewalten: ein stärkerer Staat beschützte einen schwächeren Staat oder griff sogar in dessen innere Angelegenheiten ein, indem er ihn beriet oder leitete.¹⁵³⁾ Im Hinblick auf die Schutzgebiete, die von Kolonialgesellschaften erworben wurden, zog man Vergleiche zu einem Protectorat. Ein Vertreter dieser Ansicht war Joel, der einer Kolonialgesellschaft nicht nur die Möglichkeit zusprach, Souveränitätsrechte über das erworbene Gebiet auszuüben, sondern das von ihr begründete politische Gemeinwesen sogar als Staat bezeichnete.¹⁵⁴⁾ Die Schutzgewalt des Reiches über ein von einer Kolonialgesellschaft beherrschtes Gebiet war demzufolge als völkerrechtliches Protectorat aufzufassen. Dem widersprach nicht nur der Inhalt von Bismarcks Reichstagsrede, sondern auch die tatsächliche Entwicklung, die am Beispiel Ostafrikas zeigt, das hier das Reich nicht von einer reinen Protectoratsgewalt ausging, sondern die volle Staatsgewalt auszuüben gedachte. Der Begriff „Schutzgebiet“ bezeichnete demnach weniger ein Protectorat als vielmehr eine „Kolonie“. Für diesen Begriff gab es sowohl eine völkerrechtliche als

auch eine staatsrechtliche Definition. Im völkerrechtlichen Sinn waren¹⁵⁵⁾

213 „Kolonien solche überseeische, außerhalb Europas gelegene Gebiete, welche der Souveränität eines europäischen Staates unterworfen sind Gleichgiltig ist es dabei, ob der Mutterstaat alle im Begriffe der Souveränität gelegenen Rechte in dem betreffenden Gebiete und gegenüber der Bevölkerung desselben ausübt oder nicht, und ob eine Kolonie eine mehr oder minder autonome Stellung besitzt. Zu den Kolonien werden in der Regel aber auch solche Gebiete gerechnet, welche zwar nicht der Souveränität eines europäischen Staates unterstehen, über welche derselbe aber Protectoratsrechte in der Weise ausübt, daß die in dem betreffenden Gebiete vorhandenen staatlichen Gemeinwesen in größerem oder geringerem Grade von ihm abhängig sind.“

214 Völkerrechtlich gesehen war das ostafrikanische Schutzgebiete im Verhältnis zum Reich Inland, da seine Okkupation den Signatarmächten der Berliner Konferenz gegenüber ordnungsgemäß angezeigt wurde. Jeder Zugriff oder Angriff auf die territoriale Integrität eines deutschen Schutzgebietes galt demnach als Angriff auf die Integrität des Reiches. Umgekehrt hatte das zur Folge, daß ein Krieg, in den das Reich verwickelt war, auch für die Schutzgebiete Konsequenzen hatte.¹⁵⁶⁾ Um das zu vermeiden, sah die Kongo-Akte eine wechselseitige Neutralisierung der afrikanischen Kolonien für den Fall vor, daß zwischen den europäischen Mächten ein Krieg ausbrach.¹⁵⁷⁾

215 Für die staatsrechtliche Bewertung des Begriffes „Kolonie“ kam es auf das Verhältnis der Schutzgebiete zum Reichsgebiet an. Galten sie als Inland, oder doch vielmehr als Ausland?

216 Das Schutzgebietsgesetz vom 17. April 1886 gab auf diese Frage keine Antwort, sondern bestimmte in § 1 SchGG knapp und bündig:¹⁵⁸⁾

217 „Die Schutzgewalt in den deutschen Schutzgebieten übt der Kaiser im Namen des Reiches aus.“

218 Daher war die Stellung der Schutzgebiete im Verhältnis zum Reich und die konkrete Ausgestaltung des Begriffes „Schutzgewalt“ problematisch. Ausgangspunkt der Problematik war, daß die Schutzgebiete tatsächlich nicht zum Reichsgebiet gehörten, denn das Reichsgebiet setzte sich nur aus den in Art. 1 RV explizit genannten Gebieten der deutschen Bundesstaaten zusammen. Eine Erweiterung des Reichsgebietes war nur durch Verfassungsänderung möglich, doch dazu war es im Hinblick auf die Schutzgebiete nicht gekommen.¹⁵⁹⁾ So schieden sich denn die Geister bei der Beurteilung der Frage, ob die Schutzgebiete staatsrechtlich Inland waren oder doch als Ausland galten. Diese Frage wurde intensiv diskutiert und es wurden gute Gründe für beide Positionen angeführt. Im Folgenden soll ein Überblick über zeitgenössische Äußerungen zu diesem Themenkomplex gegeben werden.

Georg Meyer, einer der staatsrechtlichen Autoritäten des Kaiserreichs und ein Anhänger des „klassischen Positivismus,“ stand an vorderster Stelle, wenn es um die staatsrechtliche Einordnung der Schutzgebiete ging: Er war aktiv an der Gesetzgebung für die Schutzgebiete beteiligt und nahm im Hinblick auf die Stellung der Schutzgebiete grundsätzlich an, daß sie Ausland waren, betrachtete sie aber in Ausnahmefällen auch als Inland.¹⁶⁰ In seinem „Lehrbuch des Deutschen Staatsrechts“ schrieb Meyer:¹⁶¹

219

„Die Schutzgebiete sind der Herrschaft des Reiches unterworfen, die Wirksamkeit fremder Staaten innerhalb derselben ist ausgeschlossen. Aber die Schutzgebiete bilden keine Bestandteile des Reichsgebietes im Sinne der Reichsverfassung und der Reichsgesetze. Dies hätten sie nur durch eine Abänderung des Art. 1 der Reichsverfassung werden können, eine solche hat aber nicht stattgefunden. Sie sind also im allgemeinen nicht Inland, sondern Ausland. Sofern aber in einem Reichsgesetz der Ausdruck Inland als gleichbedeutend mit dem Geltungsbereich des Gesetzes gebraucht wird, müssen die Schutzgebiete, wenn das Gesetz in demselben eingeführt ist, vom Standpunkte dieses Gesetzes als Inland betrachtet werden.“

220

Adolf Arndt erblickte in den Schutzgebieten staatsrechtlich Ausland, jedoch wurden sie durch bestimmte gesetzliche Regelungen als zum „Inland“ gehörend behandelt.¹⁶²

221

„Da nach Art 1 der Reichsverfassung das Bundesgebiet aus den dort bezeichneten Staaten besteht, also nicht aus sonstigen Staaten oder aus Besitzungen des Reiches, da Art. 1 nur durch verfassungsänderndes Gesetz aufgehoben werden kann, eine Abänderung oder Aufhebung in Ansehung der Schutzgebiete nicht stattgefunden hat, so steht fest, daß diese Schutzgebiete Inland im Sinne des Art. 1 der Reichsverfassung und überhaupt Bundes- (Reichs-) Gebiet (...) im Sinne der Reichsverfassung nicht sind. Es gelten somit und nach den Eingangsworten in Art. 2 nicht ohne Weiteres die Vorschriften der Reichsgesetze, der auf Grund der Reichsgesetze erlassenen Vorschriften noch endlich die Reichsverfassung selbst.¹⁶³ Es bedurfte und bedarf stets eines besonderen Gesetzes oder, soweit dies angängig, einer besonderen Verordnung, um reichsrechtliche Vorschriften in den Schutzgebieten zur Anwendung zu bringen (...) Inwieweit im Uebrigen die Schutzgebiete Inland oder Ausland sind, bedarf in jedem Falle einer gesonderten Prüfung, wobei sich zeigen wird, daß sie fast stets als 'Inland' anzusehen sind. Es ist bereits in § 6 des Schutzgebietsgesetzes (...) ausgesprochen, daß im Sinne des § 21 des Gesetzes über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 (...), sowie bei Anwendung des Gesetzes wegen Beseitigung der Doppelbesteuerung vom 13. Mai 1870 (...) die Schutzgebiete als Inland gelten.“¹⁶⁴

222

Die These, daß die Schutzgebiete grundsätzlich als Ausland anzusehen waren, widersprach aber der Regelung des Schutzgebietsgesetzes. Die

223

Schutzgewalt, die das Reich unter Ausübung durch den Kaiser in den Schutzgebieten nach § 1 SchGG innehatte, war staatsrechtliche Gewalt im eigenen Gebiet. Es handelte sich nicht um Souveränität über Vasallenstaaten oder gar ein Protektorat über andere Staaten, da die deutschen Schutzgebiete keinerlei Staatlichkeit besaßen oder anderen Staaten angehörten. Galten die Schutzgebiete dennoch staatsrechtlich als Ausland, würde dies zu dem Ergebnis führen, daß die Schutzgewalt des Kaisers völkerrechtlich zu beurteilen war. Das aber führte zu dem widersinnigen Ergebnis, daß der Kaiser völkerrechtlich gesehen die Schutzgewalt über ein staatenloses Gebiet innehatte. Da den Schutzgebieten jegliche staatliche Eigenständigkeit fehlte, mußte die Schutzgewalt des Reiches staatsrechtliche Herrschaft sein, womit auch die Schutzgebiete trotz fehlender Regelung in der Reichsverfassung staatsrechtlich als Inland galten.¹⁶⁵

In diesem Sinne beurteilte der Bonner Staatsrechtler Philipp Zorn, der sich intensiv mit dem Kolonialstaatsrecht befaßte, die Stellung der Schutzgebiete zum Reich:¹⁶⁶ Er sah in ihnen kein Ausland, sondern betrachtete sie als Inland, das dem Deutschen Reich angegliedert wurde. Da jedoch eine Änderung des Art. 1 RV nicht erfolgte, bildeten nach Auffassung Zorns das Reichsgebiet und die Schutzgebiete abgeschlossene Rechtsgebiete. Die damit verbundenen rechtlichen Konsequenzen waren vielfältig:¹⁶⁷

224

„In keinem Sinne und in keiner Weise kann der Begriff 'Ausland' rechtlich auf die deutschen Schutzgebiete bezogen werden; in keiner Weise stehen sich Bundesgebiet und Schutzgebiet 'wie Inland und Ausland' gegenüber'. Aber das deutsche Schutzgebiet ist als deutsches Staatsgebiet erworben und eingerichtet worden, ohne daß es dem Bundesgebiete der RV Art. 1 einverleibt wurde. Während Elsaß-Lothringen dem deutschen Bundesstaatsgebiete eingegliedert wurde, wurden die Kolonien dem deutschen Bundesstaatsgebiete lediglich angegliedert. Daraus ergibt sich die schwerwiegende Rechtsfolge: daß jeder der beiden Bestandteile des deutschen Staatsgebietes sein abgeschlossenes selbständiges Rechtssystem hat; das Recht des Deutschen Reiches gilt *nicht* in den Kolonien, und das Recht der Kolonien gilt nicht im Deutschen Reiche; die Übertragung von deutschem Reichsrecht auf die Kolonien bedarf besonderen gesetzgeberischen Aktes, der für alle oder nur für einzelne Schutzgebiete erfolgen kann; gemeinsam für beide Bestandteile des deutschen Staates ist zwar das Recht zur Gesetzgebung, völlig gesondert aber die territoriale Wirkungssphäre (...) Demnach müssen die Schutzgebiete, obwohl staatsrechtlich 'Inland' und in keinem Sinne 'Ausland', als ein vollständig abgeschlossenes und selbständiges Rechtsgebiet betrachtet werden. Daraus ergeben sich folgende Rechtsgrundsätze:

225

1. Die Reichsverfassung und alle auf Grund derselben erlassenen Gesetze und Verordnungen gelten im Schutzgebiete nicht;

226

2. die Schutzgebiete haben lediglich ihr eigenes Recht; insoweit Reichsrecht dort in Kraft treten soll, bedarf es hierfür immer einer besonderen Einführung (...);	227
3. das Gleiche gilt für die Staatsverträge (...);	228
4. Recht für die Kolonien kann erzeugt werden:	229
a) auf dem regelmäßigen Wege der Reichsgesetzgebung; (...)	230
b) außerdem aber kann Kolonialrecht erzeugt werden auf Grund der dem Kaiser zur Ausübung namens des Reiches übertragenen Schutz- d. i. Staatsgewalt (...);	231
5. der Begriff 'Ausland' in den Reichsgesetzen ist auf die Kolonien an sich unanwendbar; soll er zur Anwendung kommen, so bedarf es auch hierfür immer einer positivrechtlichen Vorschrift (...)."	232
In einer Abhandlung über die deutsche Reichsverfassung aus dem Jahre 1913 ging Zorn nochmals auf das staatsrechtliche Verhältnis der Schutzgebiete zum Reich ein, wobei er seine bereits 1895 geäußerte Auffassung nochmals bestätigte. Daneben gibt Zorn einen kurzen Überblick über den Meinungsstand am Vorabend des 1. Weltkrieges. ¹⁶⁸⁾	233
„Die Kolonien sind nicht als 'Bestandteile' des Reiches aufzufassen, sondern als 'Reichsnebenländer'. Die Wissenschaft hat lange gebraucht, um dies Verhältnis mit einiger Sicherheit festzustellen. Zuerst überwunden wurde die ganz haltlose, durch die Ausdrücke 'Schutzgebiet', 'Schutzvertrag', 'Schutzgewalt' veranlaßte Theorie, die Kolonien seien Reichsprotektorate, während doch als solche nach den Grundsätzen des Völkerrechts nur 'Staaten' in Betracht kommen können. Länger hielt sich die Formel, die Schutzgebiete seien staatsrechtlich 'Ausland.' Diese Anschauung ist nicht minder falsch als die vorige, weil die Staatsgewalt, welche über den Kolonien und in ihnen herrscht, einfach die deutsche Reichsgewalt ist und Ausland begrifflich nur das Gebiet sein kann, das einer fremden, d.h. nichtdeutschen Staatsgewalt untersteht. Die Kolonien sind demnach ausschließlich Reichsinland.“	234
Die Auffassung Zorns wurde auch von Heribert Schwörbel geteilt, der 1906 in seiner Dissertation schrieb, daß die Schutzgebiete Teile des Deutschen Reiches waren, also als Inland anzusehen waren, nicht jedoch als Ausland. Seine Ausführungen entsprachen inhaltlich denen Zorns ¹⁶⁹⁾ .	235
„Wer die Schutzgebiete als 'staatsrechtliches Ausland' bezeichnet, vergißt, daß einem Staat gegenüber Ausland begrifflich nur ein Gebiet sein kann, 'welches entweder unter der Gebietshoheit eines fremden Staates steht oder staatenlos ist', niemals aber ein Gebiet, das unter der Gebietshoheit eben des betreffenden Staates steht. Das Deutsche Reich übt aber in seinen Schutzgebieten die Gebietshoheit aus; in den	236

Schutzgebieten herrscht die deutsche Reichsgewalt unbeschränkt (...)
Die gesamte deutsche Staatsgewalt verkörpert sich einheitlich im Deutschen Kaiser, dem durch § 1 des Schutzgebietsgesetzes die Ausübung der Souveränitätsrechte des Deutschen Reiches in den Schutzgebieten übertragen worden ist.“

So war die Diskussion um die staatsrechtliche Stellung der Schutzgebiete kurz vor Beginn des 1. Weltkrieges zu dem Ergebnis gekommen, daß die Schutzgebiete staatsrechtlich als Inland galten und sie nicht Ausland waren, das nur in bestimmten, gesetzlich geregelten Fällen, „Inland“ war. Zwar mag die fehlende Änderung des Art. 1 RV im Hinblick auf die Schutzgebiete für die Auffassung Meyers und Arndts sprechen, doch seit Inkrafttreten des SchGG 1886 sprechen die besseren Gründe für die Annahme, daß die Schutzgebiete staatsrechtlich Inland waren.

Wesentliches Element im Verhältnis der Schutzgebiete zum Reich war die „Schutzgewalt.“ Die Schutzgewalt war staatsrechtlich gesehen mit der Staatsgewalt identisch, und zwar sowohl dem Inhalt als auch dem territorialen und personalen Umfang nach.¹⁷⁰⁾ Eine Zäsur wurde mit dem ersten Inkrafttreten des SchGG im Jahre 1886 gemacht. Während für die Zeit ab 1886 das Gesetz die Schutzgewalt über die Schutzgebiete dem Kaiser einräumte, war unklar, wem die Schutzgewalt vor dem Inkrafttreten des SchGG oblag.¹⁷¹⁾

Bornhak, der in den Schutzgebieten staatsrechtlich Ausland sah, sah als Träger der Schutzgewalt den Kaiser an,¹⁷²⁾ denn nur der Kaiser war gemäß Art. 11 RV gegenüber dem Ausland der Träger der Reichssouveränität.¹⁷³⁾ Dieser Auffassung wurde jedoch bereits während der Beratungen zum SchGG im Reichstag widersprochen, indem nicht nur Abgeordnete, sondern auch Regierungsvertreter äußerten, daß die Souveränität im Reich bei den verbündeten Regierungen lag und sie somit auch die Souveränität über die Schutzgebiete hatten. Kollektives Organ der verbündeten Regierungen war der Bundesrat, so daß er nicht nur dazu berufen war, bei der Gesetzgebung für die Schutzgebiete mitzuwirken, sondern auch Hoheitsrechte wahrzunehmen.¹⁷⁴⁾ Anders als Bornhak sahen die Vertreter dieser Auffassung, die sich als herrschende Meinung durchsetzen konnte, in dem Kaiser keinen Träger der Reichsgewalt. Bis zum Erlaß des SchGG konnte der Kaiser keine Hoheitsrechte in den Schutzgebieten ausüben, da dieses Recht alleine dem Bundesrat zustand. Wäre der Kaiser regierend in den Kolonien tätig geworden, hätte es ihm an gesetzlicher Legitimation gefehlt, es sei denn, er wurde als Vertreter des Bundesrates angesehen.¹⁷⁵⁾

Davon zu trennen ist die Frage, ob der Kaiser zum Erwerb der Schutzgebiete berechtigt war. Erinnern wir uns: Nicht der Bundesrat, sondern der Kaiser stellte im Februar 1885 den Schutzbefehl für die GfdK aus und stellte dadurch die von dieser Gesellschaft erworbenen Gebiete Ostafrikas unter den Schutz des Reiches. Völkerrechtlich war er dazu gem. Art. 11 RV befugt, da der Kaiser nach dieser Vorschrift Vertreter

und Organ des Reiches in allen völkerrechtlichen Beziehungen und zur Vornahme von Handlungen mit völkerrechtlicher Wirkung berechtigt war. In staatsrechtlicher Hinsicht wurden die Schutzgebiete durch den kaiserlichen Erwerbsakt der vollen Staatsgewalt des Reiches unterstellt, ohne daß es dazu der Mitwirkung des Reichstages oder des Bundesrates bedurfte.¹⁷⁶⁾

Mit Inkrafttreten des SchGG am 10. April 1886 ging die Schutzgewalt auf den Kaiser über. Der Staatssekretär des Reichsjustizamtes, v. Schelling, begründete dies mit der Stellung des Kaisers innerhalb der verbündeten Regierungen.¹⁷⁷⁾ 241

„Mit dieser Auffassung der rechtlichen Stellung des Bundesrats steht es nicht im Widerspruch, wenn aus Gründen praktischer Zweckmäßigkeit und insbesondere im Hinblick auf die wechselnden Bedürfnisse der Verwaltung in den noch unentwickelten überseeischen Gebieten die Ausübung einer diesen Verhältnissen entsprechenden Schutzgewalt dem Kaiser als dem erblichen Vertreter der Gesamtheit der verbündeten Regierungen übertragen wird (...)“. 242

§ 1 SchGG bestimmte, daß der Kaiser in den Schutzgebieten die Schutzgewalt im Namen des Reiches ausübte. Damit war zwar das Reich Inhaber der Staatsgewalt in den Schutzgebieten, jedoch trat der Kaiser als Repräsentant des Trägers der Staatsgewalt im Reiche auf, nämlich der verbündeten Regierungen. Dafür, daß der Kaiser nicht als Landesherr über die Schutzgebiete gesetzt wurde, sprach auch die einfachgesetzliche Regelung durch das SchGG: Ihm wurde die Kolonialstaatsgewalt durch den Bundesrat und mit Zustimmung des Reichstages delegiert, und sie konnte ihm im Gegenschluß auch durch einfaches Reichsgesetz wieder entzogen werden.¹⁷⁸⁾ Die Vereinigung souveräner Gewalt in der Person des Kaisers bedeutete eine gesetzliche Fixierung eines in der Reichsverfassung nicht geregelten Tatbestandes durch das Reich selbst. Der Kaiser konnte zwar die Souveränität über die Schutzgebiete ausüben, jedoch nur innerhalb der durch die Reichsverfassung zugelassenen Grenzen. Die sich daraus ergebenden rechtlichen Konsequenzen beschrieb Münstermann in seiner Dissertation „Die Rechtsstellung des Kaisers in den deutschen Schutzgebieten.“¹⁷⁹⁾ 243

„Hat also das Reich durch ein verfassungsmäßig zustande gekommenes Gesetz eine Regelung auf einem seiner Kompetenz unterworfenen Gebiete erfolgen lassen, so sind notwendigerweise die Organe des Reiches, insoweit ihr Wirkungskreis von diesem Reichsgesetz berührt wird, an dessen Anordnungen gebunden. Aus diesem in der Reichsverfassung implicite enthaltenen Grundsatz ist für die Rechtsnatur der kaiserlichen Stellung in den Schutzgebieten daher die wichtige Folgerung abzuleiten, daß der Kaiser in Ausübung der Schutzgewalt zwar zur Ausübung der in derselben enthaltenen Hoheitsrechte ermächtigt ist, daß aber das Reich nicht durch diese Delegation darauf verzichtet hat, auch seinerseits einzugreifen und im Wege der Reichsgesetzgebung Bestimmungen mit verbindlicher Kraft für die 244

Schutzgebiete zu erlassen. Ferner ist aus diesem Grundsatz zu folgern, daß der Kaiser zwar um koloniale Tatbestände zu regeln, anstatt von seiner Schutzgewalt Gebrauch zu machen, diese Regelung der Reichsgesetzgebung überlassen kann, daß das Reich aber auch gegen den Willen des Kaisers Reichsgesetze mit Geltung für die Schutzgebiete erlassen kann. Der Kaiser kann somit in Ausübung der Schutzgewalt die Reichsgesetze, die kraft spezieller oder allgemeiner Bestimmung auch in den Schutzgebieten gelten, nicht abändern oder gar aufheben, wie er auch nicht befugt ist, die allgemeine, staatsrechtliche Natur der Schutzgebiete, soweit sie gesetzlich geregelt ist, abzuändern.“

Eine andere Stellung räumte Bornhak dem Kaiser ein: Für ihn stand auch für die Zeit nach Erlaß des SchGG fest, daß der Kaiser alleiniger Souverän über die Schutzgebiete sei, so daß dieser nicht nur die volle Staatsgewalt in seiner Hand habe, sondern ihm auch die vollziehende Gewalt zustehe.¹⁸⁰⁾ Doch nach der damals ganz herrschenden Meinung blieben auch nach Inkrafttreten des SchGG die verbündeten Regierungen Träger der Reichsgewalt, zumal der Gesetzeswortlaut des SchGG deutlich machte, daß der Kaiser „im Namen des Reiches“ die Schutzgewalt ausübte, er also als Organ für den Souverän, nicht aber als Souverän handelte.¹⁸¹⁾ 245

IV. Zusammenfassung und Schluß

Die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts begann Reichskanzler Otto von Bismarck, entgegen der vorhandenen Kolonialbegeisterung im Reich, mit dem festen Vorsatz, keine Kolonialpolitik zu betreiben. Doch Privatleute und die von ihnen gegründeten Unternehmen erwarben nicht nur Gebiete in Afrika und in der Südsee, sie forderten von dem Deutschen Reich auch den Schutz, den sie für ein erfolgreiches Prosperieren benötigten. Dadurch war die Reichsregierung gezwungen, ihre ursprünglich ablehnende Haltung gegenüber der Kolonialpolitik zu revidieren. Doch Bismarck wollte das Deutsche Reich keinesfalls in ein Kolonialabenteuer stürzen, sondern räumte dem Reich eine allenfalls begrenzte Rolle im Erwerb überseeischer Besitzungen ein. Er war viel zu sehr besorgt um die Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichtes, als daß er dieses durch Kolonialismus gefährden wollte, denn dadurch waren nicht nur Konflikte mit Frankreich, sondern auch mit Großbritannien möglich. Bismarck beabsichtigte, zwar den überseeischen Handel zu fördern, wollte dabei aber das Reich weitgehend im Hintergrund zu halten. Den Erwerb von Besitzungen und den Aufbau einer Verwaltung gedachte er den Handelshäusern und Kaufleuten zu überlassen. Dies war auch sein Ansinnen, als er im Zuge des durch die Berliner Akrikonferenz verstärkte wirtschaftliche und politische Interesse des Reiches an Ostafrika durch die Präsenz eines Generalkonsuls auf Zanzibar sicherstellen wollte. Dessen vordringliche Aufgabe war es, den Handel in Afrika zu ermöglichen und zu fördern, nicht jedoch der Erwerb von Grundbesitz. Zeitgleich dazu wurde dies durch Dr. Carl Peters in Ostafrika jedoch vorgenommen. Nun stand 246

Bismarck vor einer schwierigen Entscheidung: Einerseits wollte er keinen Konflikt mit Großbritannien und dem Sultan von Zanzibar riskieren, andererseits mußten die Neuerwerbungen in Ostafrika gesichert werden, da sie Peters Angaben zufolge von wirtschaftlichem Nutzen waren. So wurden die neu erworbenen Gebiete durch Schutzbriefe unter den Schutz des Reiches gestellt, doch sollte Carl Peters GfdK und ihre Nachfolgerin, die DOAG, mit der durch das Reich verliehenen Souveränität die Verwaltung des Schutzgebietes selbst übernehmen¹⁸². Die Vorfälle, die sich zwischen 1885 und 1891 in Ostafrika ereigneten, zeigten der Reichsregierung jedoch, daß das Modell einer von Gesellschaften verwalteten Kolonie nicht funktionieren konnte, weil die Angehörigen der DOAG sich nicht an getroffene Vereinbarungen hielten, Anordnungen des Reiches mißachteten und die Souveränität des Sultans von Zanzibar, der immerhin als Völkerrechtssubjekt galt, mißachteten. Das führte in Ostafrika zur „Diktatur Wissmanns“¹⁸³ und schließlich zur Übernahme der Kolonie in die unmittelbare Reichsverwaltung - ein Umstand, den Bismarck auf jeden Fall vermeiden wollte.

Für die Rechtsgeschichte sind die Entwicklungen in völker- und staatsrechtlicher Hinsicht von besonderem Interesse. Diese ermöglichten nicht nur den wirksamen Erwerb der Kolonien im Verhältnis zu den anderen europäischen Kolonialmächten, sondern sicherten auch die Souveränität des Reiches über die Schutzgebiete in staatsrechtlicher Hinsicht. Für Ostafrika stellte sich diese Entwicklung wie folgt dar:

Die ostafrikanischen Gebiete, die nicht unter der Herrschaft des Sultans von Zanzibar standen, galten als herrenloses Gebiet. Herrenlose Gebiete aber konnten wirksam durch Okkupation erworben werden. Okkupieren konnten wiederum nur Völkerrechtssubjekte, also grundsätzlich nur „civilisierte Staaten.“ In Ostafrika erfolgten die Gebietswerbungen jedoch durch die DOAG, eine privatrechtlich organisierte Gesellschaft. Dennoch konnte der durch sie getätigte Gebietserwerb völkerrechtlich als Okkupation gelten. Die Rechtsvorgängerin der DOAG, die GfdK, handelten zwar ohne ausdrückliche Ermächtigung seitens der Reichsregierung, doch traten ihre Repräsentanten beim Erwerb von Gebieten und Hoheitsrechten als Vertreter des Deutschen Reiches auf, zumal das Reich selbst die Befähigung der GfdK nicht bestritt, sondern durch Erteilung des Schutzbriefes als rechtsgültig anerkannte. Die Verträge, die Angehörige der Gesellschaft mit Häuptlingen schlossen, hatten weniger rechtliche als vielmehr eine politische Bedeutung: Es sollten unnötige Verwicklungen mit den Einheimischen vermieden werden. Von rechtlicher Bedeutung war dagegen die Vornahme symbolischer Okkupationshandlungen, wie beispielsweise durch das Hissen der Reichsflagge. Das Reich erlangte die als „Schutzgewalt“ umschriebene Staatsgewalt über die Erwerbungen der GfdK durch die Erteilung des Schutzbriefes im Februar 1885. Dadurch hat die GfdK und ihr nachfolgend die DOAG die von den einheimischen Häuptlingen erworbenen Hoheitsrechte an das Reich übertragen und sie in bestimmtem Umfang zurückerhalten. Das Reich war somit in der Lage,

die Ausübung der staatlichen Hoheitsrechte durch die DOAG zu kontrollieren und sie ihr, bedingt durch den Aufstand des Jahres 1888, faktisch wieder zu entziehen.

Das Schutzgebiet war, obgleich es nicht zum Reichsgebiet gehörte, in vollem Umfang Inland, doch bildete es im Unterschied zum verfassungsrechtlich gewährleisteten Reichsgebiet ein abgeschlossenes und selbständiges Rechtsgebiet, über das das Reich die volle Staatsgewalt ausüben konnte. Diese Staatsgewalt, auch „Schutzgewalt“ genannt, lag bis zum Inkrafttreten des SchGG in den Händen des Bundestages, der das kollektive Organ der verbündeten Regierungen war. Daran änderte sich auch nichts nach Inkrafttreten des SchGG im Jahre 1886. Auch wenn das Gesetz dem Kaiser die Ausübung der Schutzgewalt in die Hände legte, so übte er diese im Namen der verbündeten Regierungen aus. Diese blieben auch weiterhin Inhaber der Staatsgewalt in dem ostafrikanischen Schutzgebiet. Allerdings war der Kaiser im völkerrechtlichen Sinne auch für das ostafrikanische Schutzgebiet gegenüber anderen Staaten der Vertreter des Reiches.

Diese kurze Zusammenfassung zeugt, daß sowohl die politisch-historische als auch die rechtswissenschaftliche Entwicklung für die Rechtsgeschichte von besonderem Interesse sind.

So fällt als erstes auf, daß der Erwerb des ostafrikanischen Schutzgebietes und die damit verbundenen politischen Entscheidungen untrennbar mit der Entwicklung in Rechtswissenschaft und Gesetzgebung verbunden waren. Dabei eilten die tatsächlichen Ereignisse der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft voraus, die Jurisprudenz wurde, ähnlich wie die Politik, durch das Auftreten von Privatleuten wie Lüderitz oder Peters geradezu vor vollendete Tatsachen gestellt.

Bedingt durch die ursprünglich ablehnende Haltung Bismarcks gegenüber einer deutschen Kolonialpolitik gab es im Reich keine Kolonialrechtswissenschaft, geschweige denn Kolonialgesetzgebung. Damals wie heute müssen sich Rechtswissenschaft und Gesetzgebung tatsächlichen Entwicklungen anpassen, ist sie gezwungen, auf diese Entwicklungen zu reagieren. Vergleichbar mit der Entstehung des Kolonialrechts als Reaktion auf den Erwerb von Kolonien in Afrika und in der Südsee ist die Reaktion von Gesetzgebung und Rechtswissenschaft auf das Internet, das sich seit der zweiten Hälfte der neunziger Jahre explosionsartig verbreitete und seitdem die Jurisprudenz weltweit vor erhebliche Schwierigkeiten stellt. Bestehende Gesetze mußte geändert werden, bislang feststehende Grundsätze müssen neu überdacht werden. Die Entwicklung der Kolonialrechtswissenschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert belegt, daß es sich dabei nicht um ein Problem des 20. Jahrhunderts handelt, sondern daß die rechtliche Entwicklung in Theorie und Praxis von jeher eine Reaktion auf sich verändernde tatsächliche Gegebenheiten war.¹⁸⁵

247

248

249

250

251

252

Fußnoten:

1 Großes Vorbild für die Träume von einem neuen Indien in Afrika war Britisch-Indien, das nach Auflösung der "East India Company" und der Niederschlagung des Sepoy-Aufstandes 1857/58 in eine staatliche Verwaltungskolonie umgewandelt worden war und jetzt als Schatzkammer des Empires, als Quell unerschöpflichen Reichtums galt. So äußerte beispielsweise der deutsche Afrikareisende und spätere Generalkonsul in Zanzibar, Gerhard Rohlfs, im Jahre 1876, daß Afrika "in nicht allzu ferner Zeit" dazu "bestimmt" sei, "in Ergiebigkeit reicher Produkte Indien abzulösen". Zitiert nach Hans-Ulrich Wehler, Bismarck und der Imperialismus, Frankfurt am Main 1984, S. 259.

2 Zu den natürlichen Voraussetzung der Wirtschaft in Deutsch-Ostafrika vgl. Francesca Schinzinger, Die Kolonien und das Deutsche Reich, Stuttgart 1984, S. 27 ff.

3 Diese Gesellschaften waren die "Gesellschaft für deutsche Kolonisation" (GfdK) und die "Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft" (DOAG). Dr. John Kirk war seit 1873 britischer Generalkonsul in Zanzibar und verstand es, britische Herrschaft sehr geschickt mittelbar auszuüben.

4 Nachweise bei Udo Wolter, Paul Kaller; Deutsches Kolonialrecht - ein wenig erforschtes Rechtsgebiet, dargestellt anhand des Arbeitsrechts der Eingeborenen, ZNR 17 (1995), S. 201 - 244, hier FN.1. Eine beachtliche rechtshistorische Arbeit stammt von Dieter Giesen (Kolonialpolitik zwischen Irritation und Illusion. Prolegomena zu einer Rechts- und Sozialgeschichte deutscher Kolonialbestrebungen im Pazifik am Beispiel Samoas 1857 - 1889, in: Festschrift zum 125jährigen Bestehen der Juristischen Gesellschaft zu Berlin, 1984, S. 177 - 226).

5 Dazu wird auf die Untersuchungen zeitgenössischer Juristen zurückgegriffen, darunter: Max Joel, Das Gesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Deutschen Schutzgebiete vom 17. April 1886 nebst den bisherigen ergänzenden Verordnungen, AnnDR 1887, S. 191 - 229; Conrad Bornhak, Die Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts, AöR 2 (1887), S. 3 - 53; Carl von Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 309 - 397; 805 - 956; Robert Adam, Völkerrechtliche Okkupation und deutsches Kolonialstaatsrecht, AöR 19 (1905), S. 193 - 310; Heribert Schwörbel, Die staats- und völkerrechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete, Diss. Erlangen, 1906; Karl Münstermann, Die Rechtstellung des Kaisers in den deutschen Schutzgebieten, Diss. Jena, 1911.

6 Vgl. z.B. zum Arbeitsrecht der Eingeborenen: Wolter/Kaller, Deutsches Kolonialrecht, ZNR 17, a.a.O.; zum kolonialen Strafrecht: G. Walz, Die Entwicklung der Strafrechtspflege in Kamerun unter deutscher Herrschaft 1884 - 1914, 1981. Zur Gerichtsbarkeit: Rainer M. Bierwagen, Entwicklung der ordentlichen Gerichtsbarkeit in Ostafrika in kolonialer und postkolonialer Zeit am Beispiel Tanzania, ZZP 101 (1988), S. 50 -69. Einen interessanten Einblick in

die Verhältnisse in Tanzania bieten Norbert Aas/Harald Sippel, Koloniale Konflikte im Alltag, Bayreuth African Studies 28, Bayreuth 1997.

7 H.v. Poschinger (Hrsg.), Bismarck und die Parlamentarier, Band 3, Breslau 1896, S. 54.

8 Zitiert nach: Michael Fröhlich, Imperialismus - Deutsche Kolonial- und Weltpolitik 1880 bis 1914, München 1994, S. 31.

9 In Südwestafrika hatte der Bremer Tabakwarenhändler Adolf Lüderitz (1834 - 1886) bereits 1883 die Bucht von Angra Pequana und weitere Küstengebiete erworben und für diese erfolgreich um Reichsschutz gebeten (Horst Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, 3. Auflage Paderborn 1995, S. 79 f.; Wehler, Bismarck, S. 263).

10 Horst Gründer, "... da und dort ein junges Deutschland gründen", München 1999, Dokument Nr. 28.

11 Zitiert nach: Conrad Bornhak, Die Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts, AöR 2 (1887), S. 3 - 53, hier S. 27.

12 Bereits in den siebziger Jahren hatte der Sultan von Zanzibar, Berlin darum gebeten, seine Insel zu einem deutschen Protektorat zu erklären, um britischen Annexionsplänen zuvorzukommen. Diesem Wunsch hatte Bismarck nicht entsprochen, denn der Handel mit der Insel prosperierte und Verwicklungen mit Großbritannien waren unerwünscht (Fröhlich, Imperialismus, S. 39).

13 Thomas Pakenham, The Scramble for Africa, New York 1991, S. 289.

14 A.J.P. Taylor, Germany's First Bid for Colonies 1884 - 1885, New York 1970, S. 85.

15 Wehler, Bismarck, S. 334.

16 Taylor, Bid for Colonies, S. 86.

17 Wehler, Bismarck, S. 334 f.

18 Dieser neue Vertrag sollte die Verträge Zanzibars mit den deutschen Hansestädten aus dem Jahre 1859 ablösen; vgl. Wehler, Bismarck, S. 335.

19 Wehler, Bismarck, S. 335.

20 Wehler, Bismarck, S. 335.

21 Craig beschreibt Peters als "eigentümliche Mischung aus Marktschreier, Patriot und Judenfresser" (Gordon A. Craig, Deutsche Geschichte 1876 - 1945, München 1985, S. 116).

22 Titel der Arbeit: "Willenswelt und Willenswille"; Peters trug sich mit Habilitationsplänen, konnte diese jedoch nicht verwirklichen.

23 Karl Peters, Gesammelte Schriften, Band 1, München 1943, S. 450; L.H. Gann, P. Duignan: The Rulers of German Africa, 1884 - 1914, Stanford 1977, S. 12. Sein erster Schritt in dieser Richtung endete allerdings in einer Farce: Zweimal versuchte er, den Ärmelkanal zu durchschwimmen und mußte jedesmal als ein vor Kälte zitterndes Bündel Mensch aus dem Wasser gefischt werden (Pakenham, The Scramble for Africa, S. 290).

24 Thomas Pakenham beschreibt diese Mitglieder geringschätzig, u.a. seien es "obskure provinzielle Professoren" gewesen, überhaupt "Außenseiter" im Reich, Männer die einen Platz an der Sonne suchten (Pakenham, Scramble for Africa, S. 290). Diese Darstellung übersieht allerdings, daß es bereits vor 1885 eine starke kolonialpolitische Strömung im Reich und das Begehren gab, überseeische Kolonien zu gründen, was bislang jedoch auch am Widerstand Bismarcks scheiterte. Einen guten Überblick über diese Bewegung verschafft Horst Gründer, "...da und dort ein junges Deutschland gründen", München 1999.

25 Ernst Gerhard Jacob (Hrsg.), Deutsche Kolonialpolitik in Dokumenten. Gedanken und Gestalten aus den letzten fünfzig Jahren, Leipzig 1938, S. 85 - 87; siehe auch Gründer, "... da und dort ein junges Deutschland gründen", Dokument Nr. 27, S. 89.

26 Pakenham spottet über die GfDK, sie sei erfolgreich darin gewesen, Hoffnungen zu schüren, jedoch nicht darin, Finanzmittel aufzubringen (Pakenham, Scramble for Africa, S. 290).

27 Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, S. 86. Peters schien von von übermäßiger Geltungssucht und geradezu manisch übersteigertem Selbst- und Sendungsgefühl getrieben worden zu sein. Hindernisse akzeptierte er nicht, er war gewillt, sein Ziel mit aller Rücksichtslosigkeit zu verfolgen und dabei auch - im wahrsten Sinne des Wortes - über Leichen zu gehen. Wehler bezeichnet ihn daher als "erfolgsarmen, gerichtsnotorisch kriminellen Psychopathen" (Wehler, Bismarck, S. 338).

28 Karl Peters, Gesammelte Schriften Bd. 1, S. 302; Gründer, "... da und dort ein junges Deutschland gründen", Dokument Nr. 32, S. 116.

29 Wehler, Bismarck, S. 341.

30 Carl von Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 309 - 397, S. 805 - 956, hier S. 821 f..

31 Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, S. 86.

32 zitiert nach Gründer, a.a.O.

33 Robert Adam, Völkerrechtliche Okkupation und deutsches Kolonialstaatsrecht, AöR 19 (1905), S. 193 - 310, hier S. 251.

34 Zitiert nach Wehler, Bismarck, S. 342. Bismarck hatte von Anfang an wenig Zutrauen in Peters Fähigkeiten, und auch Herbert von Bismarck vermochte seine Abneigung für den Abenteuerer nicht zu verbergen: "Peters ist ein ganz übler Bursche, mit einem so phantastischen Tölpel muß es ein schlimmes Ende nehmen." (zitiert nach Wehler, Bismarck, S. 340).

35 Unterzeichnet wurde der Schutzbrief bereits am 17. Februar 1885. Da zu dieser Zeit jedoch noch die Berliner Westafrika-Konferenz tagte, sollte Peters den Schutzbrief bis zu deren Ende am 26. Februar geheimhalten (Pakenham, Scramble for Africa, S. 292).

36 Wehler, Bismarck, S. 346.

37 Conrad Bornhak, Die Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts, AöR 2 (1887), S.3 - 53, hier S. 28 f.; v. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 823.

38 Heinrich von Kusserow war Fachreferent für koloniale Fragen im Auswärtigen Amt und geradezu kolonialbegeistert; vgl. Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, S. 52. Immerhin wurde auf Anordnung des Kaisers nach Erteilung des Schutzbriefes Jühlke einstweilen mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit in den von der Gesellschaft erworbenen Gebieten durch Bismarck betraut und dem Generalkonsul Rohlfs in Zanzibar unterstellt (Stenographische Berichte, II. Session 1885/86, Anlage, Aktenstück Nr. 44).

39 Zitiert nach Wehler, Bismarck, S. 350.

40 Carl Peters, Die Gründung von Deutsch Ost-Afrika, Berlin 1906, S. 86.

41 In der Denkschrift aus dem Jahre 1886 heißt es dazu: "Da dieser Protest einer rechtlichen Grundlage entbehrte, so wurde er im Auftrage des Reichskanzlers durch den Kaiserlichen General-Konsul in Zanzibar zurückgewiesen und gegen jeden beabsichtigten Eingriff auf das deutsche Schutzgebiet Einspruch erhoben." (Stenographische Berichte, Session 1885/86, Anlagen, Aktenstück Nr. 44).

42 Knorr hatte bereits Unruhen in Kamerun blutig niedergeschlagen.

43 Wehler, Bismarck, S. 346.

44 Pakenham, Scramble for Africa, S. 293; Peters, Gründung von Deutsch Ost-Afrika, S. 87. Zwischenzeitlich war Rohlfs als Generalkonsul in Zanzibar abgelöst worden, da er sich in den Augen Bismarcks als unfähig zeigte, ein freundschaftliches Verhältnis mit dem Sultan herzustellen (vgl. Wehler, Bismarck, S. 349).

45 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages, 6. Legislaturperiode, II. Session 1885/86, Band 6, Anlagen, Berlin 1886,

Aktenstück Nr. 250 (Vertrag und Denkschrift). Stellvertretend für den Kaiser (der gemäß Art. 11 RV seinerseits der völkerrechtliche Vertreter des Reiches war) wurde dieser Vertrag von dem Kommandanten des vor Zanzibar liegenden deutschen Geschwaders, Admiral Knorr unterzeichnet.

46 Wehler, Bismarck, S. 350.

47 Kurz: DOAG; vgl. v. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 897. Die Gesellschaft war zunächst Ende Februar 1885 als offene Handelsgesellschaft gegründet worden, wurde dann zuerst in eine KG umgewandelt und schließlich nach Maßgabe des Preußischen ALR in eine Korporation umgewandelt. Am 27. März 1887 wurden ihr durch Wilhelm I. in seiner Funktion als König von Preußen die Korporationsrechte verliehen (v. Stengel, a.a.O.).

48 Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, S. 86. Charter-Gesellschaften üben hoheitliche Rechte aufgrund eines Schutzbriefes ("Royal Charter") aus, vgl. dazu auch Max Joel, Das Gesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Deutschen Schutzgebiete vom 17. April 1886 nebst den bisherigen ergänzenden Verordnungen, AnnDR 1887, S. 191 - 229, hier S. 202 ff.

49 Im Folgenden wird die Satzung zitiert nach v. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 897 - 899. Das Statut wurde in enger Zusammenarbeit mit dem Auswärtigen Amt erarbeitet (Wehler, Bismarck, S. 361).

50 § 41 des Statuts der DOAG

51 Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, S. 87.

52 Fröhlich, Imperialismus, S. 52; Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, S. 56; bereits 1884 äußerte Bismarck gegenüber Boetticher, seinem vertrauten Mitarbeiter im Auswärtigen Amt: "Die ganze Kolonialgeschichte ist ja Schwindel, aber wir brauchen sie für die Wahlen." Nach 1885 wollte er mit dem "Kolonialschwindel" nichts mehr zu tun haben, sah jedoch keinen Weg mehr zurück zu einem "status quo ante", sondern blieb bei seiner Erkenntnis, daß der Staatsmann das Staatsschiff allenfalls im Strom lenken, aber nicht gegen den Strom steuern könne (Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, S. 58 und 60).

53 Zitiert nach v. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 825 f.

54 Pakenham, Scramble for Africa, S. 294, S. 312; Berliner Kongo-Akte vom 26. Februar 1885: RGBl. 1885, S. 215 - 246. Mit diesem Arrangement konnten die Briten mit der Abriegelung Ägyptens beginnen.

55 Kirk befürchtete zu recht, daß Peters nach Uganda greifen würde. 1888 wurde Peters von Kolonisten damit beauftragt, unter dem Deckmantel, Emin Pascha zu retten, in Uganda Land zu erwerben. Obgleich das Auswärtige Amt in Berlin den Briten versicherte, daß Peters nicht in offiziellem Auftrag handelte, wurde eine

Gegenexpedition unter Frederick Jackson ausgesandt (Pakenham, Scramble for Africa, S. 344). Allerdings gelang es den Briten auch hier, einen für sie ertragreichen Deal mit dem Deutschen Reich abzuschließen: In dem noch von Bismarck vorbereiteten Helgoland-Zanzibar Abkommen verzichtete das Reich 1890 auf Zanzibar, Witu und Uganda, und erhielt dafür Helgoland - "Königreiche für eine Badewanne", wie Kolonialenthusiasten spotteten (Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, S. 57). Als Peters 1889 in Zanzibar landete, um seine Expedition nach Uganda vorzubereiten, ermunterte Bismarck die englische Regierung, notfalls mit Waffengewalt gegen Bismarck vorzugehen.

56 Philipp Zorn, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches, Band 1, Berlin 1895, S. 568.

57 RGBl. 1886, S. 75. Während durch die am 26. Februar 1885 verabschiedete Kongo-Akte der Erwerb von Kolonien völkerrechtlich ermöglicht wurde, sollte das SchGG die rechtliche Einordnung der Schutzgebiete in das Recht des Deutschen Reiches regeln.

58 Diesen Eindruck konnte der Schutzbrief für die GfDK in der Tat erwecken, wenn es dort u.a. heißt: "(...) so bestätigen wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete (...) unter Unseren Kaiserlichen Schutz gestellt haben."

59 Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879, RGBl. 1879, S. 197.

60 Das Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit trat im Schutzgebiet der DOAG kraft kaiserlicher Verordnung vom 18. November 1887 erst am 1. Februar 1888 in Kraft (RGBl. 1887, S. 527).

61 Wehler, Bismarck, S. 354.

62 Das gleiche Angebot hatte der Sultan der British East Africa Company für die Häfen in der britischen Interessensphäre gemacht (Wehler, Bismarck, S. 361). Peters war zwischenzeitlich sowohl von der Reichsregierung als auch von der DOAG kaltgestellt worden. Er durfte sich weder in finanzieller Hinsicht betätigen, noch durfte er in Berlin tätig sein.

63 Michahelles ersetzte Otto Arendt, den Nachfolger Rohlf's.

64 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages, 7. Legislaturperiode, 4. Session 1888/89, Band 4, Erster Anlagenband, Berlin 1889, Aktenstück Nr. 41: Aufstand in Ostafrika, Nr. 1 (Anlage), S. 393 - 395.

65 Stenographische Berichte 1889, a.a.O.

66 Bismarck schien damit einverstanden zu sein. Jedenfalls berief er sich in einem Schreiben an Michahelles, datierend vom 6. Oktober 1888, auf diesen Vertrag (Stenographische Berichte 1889, Aktenstück Nr. 41, No. 5).

67 Diese wurden vom Sultan gestellt; Pakenham, Scramble for Africa, S. 346.

68 Zu den Ereignissen: Pakenham, Scramble for Africa, S. 347.

69 Stenographische Berichte a.a.O., Aktenstück Nr. 41, No. 2 (S. 395 f.).

70 Stenographische Berichte, a.a.O., S. 395.

71 Pakenham, Scramble for Africa, S. 347.

72 S.M. Schiff "Carola" unter Korvettenkapitän von Raven.

73 Michahelles berichtete nur von einem "Landungstrupp", jedoch nicht von Soldaten. Auch ist in seinem Schreiben nicht die Rede von Gewaltakten der Deutschen im Haus des Wali. Da Pakenham keine Quellenangabe zu diesen Ereignissen liefert, ist seine Darstellung daher mit Vorsicht zu genießen. Erstaunlich ist immerhin, daß von einem angedrohten Widerstand seitens der Askaris bei Pakenham keine Rede ist.

74 Auch diese Darstellung widerspricht der Beschreibung Michahelles: Die Flagge der DOAG wurde bereits in Gegenwart von Besatzungsmitgliedern der 'Möwe' am 17. August vorgenommen, also zwei Tage vor Ankunft der 'Carola.' Von einem Niederholen der Flagge des Sultans durch deren Besatzungsmitglieder ist bei Michahelles nicht die Rede. Da auch hier eine Quellenangabe bei Pakenham fehlt, ist diese Darstellung ebenfalls mit der gebotenen Vorsicht zu betrachten.

75 Bismarcks erste Reaktion auf die Berichte von dem Aufstand kam spontan: "Die Situation zeigt aufs Klarste, wie notwendig es ist, den Sultan dort zum Bundesgenossen zu haben" (zitiert nach Wehler, Bismarck, S. 362).

76 Schreiben von Generalkonsul Michahelles an Bismarck vom 26. August 1888 (Stenographische Berichte, a.a.O., No. 3).

77 Stenographische Berichte, a.a.O.

78 Stenographische Berichte, a.a.O., No. 5.

79 In einem Schreiben vom 27. August 1888 teilte der Generalkonsul dem Reichskanzler darüber hinaus mit, daß es sonst mit der Verwaltungsübernahme an der Küste keine Schwierigkeiten gab, insbesondere in Dar-es-Salaam hätte sich vor allem die Araber der Autorität der DOAG gebeugt (Stenographische Berichte, a.a.O., No. 4).

80 Das Pulver war für Karawanen bestimmt. Die Vorfälle in der ersten Hälfte des Septembers 1888 beschreibt Generalkonsul Michahelles ausführlich in einem vom 18. September 1888 datierten Brief an Bismarck (Stenographische Berichte, a.a.O., No. 6).

81 Pakenham, Scramble for Africa, S. 347.

82 Pakenham, a.a.O.

83 Stenographische Berichte, a.a.O., No. 6; Pakenham, a.a.O.

84 Stenographische Berichte, a.a.O., No. 6; Dabei, so schreibt Michahelles, hätten die Bewaffneten Bohsen gefragt, von welchem Schiff er komme. Als er auf den Dampfer "Barawa" des Sultans verwies, erwiderten die Bewaffneten, sie würden keinen Sultan Seyyid Khalifa kennen. Von einem Autoritätsverlust des Sultans berichtete auch Michahelles am 4. Oktober 1888: "Der Versuch der Gesellschaft, durch ein Zusammenwirken mit dem Sultan und eine Anlehnung an die arabische Herrschaft sich in dem Küstengebiet festzusetzen, ist gescheitert, weil die Autorität Seyyid Khalifas nicht ausreicht, um das Widerstreben seiner eigenen, in ihren Interessen bedrohten Landsleute niederzuhalten (Stenographische Berichte, a.a.O., No. 14)."

85 Den meisten Agenten der DOAG gelang die Flucht nach Zanzibar, einer beging Selbstmord und einer wurde erschossen. Über letzteren Vorfall berichtete Generalkonsul Michahelles dem Reichskanzler in einem Schreiben vom 25. September 1888 (Stenographische Berichte, a.a.O., No. 12).

86 Wehler, Bismarck, S. 362.

87 In der Tat war der Sklavenhandel, der vor der ostafrikanischen Küste von Arabern betrieben wurde, ein Problem. Deutsche wie auch Engländer konnten die Dhaus der Sklavenhändler nicht aufbringen, da diese unter französischer Flagge fuhren. Diesen Zustand beklagte Michahelles in einem Brief an Bismarck vom 23. September 1888 (Stenographische Berichte, a.a.O., No. 8).

88 So die Beschlüsse der Volksversammlung in Köln (27.10.1888) und in Freiburg im Breisgau (9. November 1888), vgl. Stenographische Berichte, a.a.O., No. 24 und 25.

89 Dieser Blockade schloß sich sogar der Sultan von Zanzibar an. So schreibt Bismarck am 23. Oktober 1888 an die Botschafter in London und Paris u.a.: "Nach einer Meldung des Kaiserlichen Generalkonsuls in Zanzibar hat der Sultan Said Khalifa aus Anlaß der in Ostafrika ausgebrochenen Unruhen ein Verbot erlassen, Waffen und Munition von Zanzibar nach der gegenüberliegenden, im Aufstand befindlichen Küste des Festlandes auszuführen(...).;" Stenographische Berichte, a.a.O., No. 30.

90 Stenographische Berichte, a.a.O., Aktenstück Nr. 71, S. 491 ff.

91 Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, S. 56.

92 Gründer, "...da und dort ein junges Deutschland gründen", Dokument Nr. 28, S. 90 - 92.; Bornhak, Anfänge des Kolonialstaatsrechts, S. 27.

93 Gründer, Geschichte der deutschen Kolonien, S. 87.

94 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 307, FN. 125.

95 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 307 f.

96 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 309.

97 Schreiben Wissmanns an Bismarck, datierend vom 27. Dezember 1889 (Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages, 8. Legislaturperiode, 1. Session 1890/91, 1. Anlagenband, Berlin 1890, Aktenstück Nr. 26, No. 38).

98 Freiherr von Soden blieb bis zum 15. September 1893 Gouverneur in Ostafrika.

99 Deutsches Kolonialblatt Band 1, S. 120 ff.

100 Deutsches Kolonialblatt Band 1, S. 307 ff. Frankreich erkannte die Deutsch-Britische Vereinbarung am 17. November 1890 an (Deutsches Kolonialblatt a.a.O., S. 331 ff.). Zu den Besitzungen des Deutschen Reiches in Ostafrika gehörte auch das Wituland, das der Sultan von Witu 1884 an Clemens Denhardt verkauft hatte und von diesem in den Besitz der deutschen Witugesellschaft übergang. Diese Gesellschaft wurde am 1. Juli 1890 mit der DOAG verschmolzen. Durch den Staatsvertrag vom 1. Juli 1890 verzichtete das Deutsche Reich zugunsten Großbritanniens auch auf Witu. Als Gegenleistung für Witu und die Insel Zanzibar erhielt das Reich die Insel Helgoland.

101 Conrad Bornhak, Die Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts, AöR 2, S. 3.

102 Robert Adam, Völkerrechtliche Okkupation und deutsches Kolonialstaatsrecht, AöR 19, S. 193 f.

103 1905 gehörten zu den deutschen Schutzgebieten neben Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika noch Togo, Kamerun sowie Kiautschou in China (1897) die pazifischen Kolonien, zu denen wiederum Samoa, Teile Neu-Guineas, der Salomon-Inseln, die Karolinen, die Marshall-Inseln, Nauru und die Palau-Inseln gehörten. Diese wurden seit 1885 erworben.

104 Von Stengel, Kolonialstaatsrecht, S. 333.

105 Adam bezeichnet die Okkupation als Rechtstitel (Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 195).

106 V. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 333 f.

107 Zitiert nach Bornhak, Anfänge des Kolonialstaatsrechts, AöR 2, S. 6.

108 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 200, 246.

109 V. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 334. Auch wenn es Meinungen gab, die nur Staaten mit christlicher Tradition als Völkerrechtssubjekte ansahen, wurde von der h.M. das europäische Völkerrecht auch auf die genannten nichtchristlichen Staaten angewendet (v. Stengel, a.a.O., Anm. 1). Das Sultanat von Zanzibar sollte nach der Übereinkunft vom 29.10. und 1.11. 1886 den Signatarmächten der Berliner Kongo-Akte beitreten, was nur möglich war, wenn es als gleichwertiges Völkerrechtssubjekt anerkannt wurde.

110 Vgl. Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 200 f.

111 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 219 f. m.w.N.; ohne nähere Begründung: Joel, AnnDR 87, S. 197

112 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 203 f.

113 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 220 f. Diese Ansicht äußerten bereits 1887 Joel (SchGG, AnnDR 1887, S. 196).

114 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 223.

115 Auf die rechtliche Bedeutung und Funktion des Schutzbriefes wird noch einzugehen sein.

116 V. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 334.

117 Die Problematik des bewohnten, aber völkerrechtlich herrenlosen Gebietes wurde während der Berliner Afrika-Konferenz vom Winter 1884/85 intensiv beraten. Der amerikanische Gesandte John Kasson sprach sich für eine Souveränität der afrikanischen Häuptlinge aus. Am 31. Januar 1885 äußerte die überwiegende Mehrheit der Konferenzmächte jedoch: "Das Gebiet uncivilisierter, in die Rechtsgemeinschaft der civilisierten Staaten nicht aufgenommener Völkerschaften, ist völkerrechtlich staatenlos.;" zitiert nach Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 243.

118 Ziffer 6 der Deutsch-Britischen Übereinkunft vom 29.10./1.11.1886, v. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 826.

119 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 198 f.

120 Schwörbel, staats- und völkerrechtliche Stellung, S. 13.

121 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 227. Nach Adam (S. 228 f.) ist ein einseitiger völkerrechtlicher Erwerb nicht nur bei völlig unbewohntem Gebiet möglich, sondern auch von Gebieten, die von "uncivilisierten Volksstämmen bewohnt sind." Adam erteilt Autoren eine Absage, die auch hier Verträge für erforderlich halten und begründet dies wie folgt: "Diese Anschauung berücksichtigt nicht die Thatsache, dass Wilde auf einer so niedrigen Gesittungsstufe stehen können, dass sie sich noch gar nicht zum Stamm- oder

blossen Dorfverbände zusammengeschlossen haben. Es fehlt ein Vertretungsorgan, welches für derartige Völkerschaften die zur Rechtmässigkeit der Besitzergreifung angeblich erforderliche Einwilligung geben könnte. Für solche bewohnte Territorien kann die Möglichkeit einseitigen völkerrechtlichen Erwerbs nicht bestritten werden."

122 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 240 - 246.

123 Vgl. Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 248.

124 Adam, völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 245 f.

125 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 251, 259.

126 Schwörbel, staats- und völkerrechtliche Stellung, S. 13.

127 Carl von Stengel, Die deutschen Schutzgebiete, ihre rechtliche Stellung, Verfassung und Verwaltung, AnnDR 1889, S. 1 - 211, hier S. 41 f.

128 Schwörbel, staats- und völkerrechtliche Stellung, S. 14 f.; Carl v. Stengel, Die deutschen Schutzgebiete, ihre rechtliche Stellung, Verfassung und Verwaltung, AnnDR 1895, S. 493 ff., hier S. 586.

129 Lentner, Das internationale Kolonialrecht im 19. Jahrhundert, Wien 1886, S. 49.

130 V. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 821 f.

131 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 250.

132 Neben dem Aufstand der Küstenleute in Ostafrika gab es weitere Aufstände, mit denen das Reich bis 1914 zu kämpfen hatte, darunter der Maji-Maji-Aufstand in Ostafrika (1905), der Herero-Aufstand in Südwestafrika (1904) und der Boxeraufstand in China (1900), der sich gegen alle Kolonialmächte in China richtete und Anlaß der "Hunnenrede" Wilhelms II. war (vgl. Gründer, "... da und dort ein junges Deutschland gründen", Dokument Nr. 52).

133 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, S. 252.

134 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, S. 266.

135 Carl Peters, Gesammelte Schriften, Band 1, S. 302.

136 RGBI. 1885, S. 215 - 246. Staatsrechtlich folgte die Berechtigung des Reiches zur Vornahme der Okkupation aus Art. 4 RV: "Der Beaufsichtigung seitens des Reichs und der Gesetzgebung desselben unterliegen die nachstehenden Angelegenheiten: I. die Bestimmungen über (...) Kolonisation und Auswanderung nach außerdeutschen Ländern." Von seiner Gesetzgebungskompetenz machte das Reich durch Verabschiedung des SchGG am 17. April 1886 Gebrauch. Vorgenommen werden Okkupationen für das Reich

durch den Kaiser, der nach Art. 11 RV das Reich völkerrechtlich vertritt. In der Praxis erfolgte dies beispielsweise durch die Erteilung des Schutzbriefes an die GfdK im Februar 1885.

137 Beide Artikel gehörten zu Kapitel 6 der Kongo Akte, dessen Überschrift lautete: "Erklärung, betreffend die wesentlichen Bedingungen, welche zu erfüllen sind, damit neue Besitzergreifungen an den Küsten des afrikanischen Festlandes als effektive betrachtet werden."

138 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, S. 269.

139 Pakenham, Scramble for Africa, S. 284. Pakenham datiert das Telegramm irrtümlich auf den 3. März 1885.

140 Max Joel (SchGG, AnnDR 1887, S. 195 f.) räumt diesen Gebieten sogar Staatscharakter ein.

141 Joel, SchGG, AnnDR 1887, S. 203.

142 Der Wortlaut beider Schutzbriefe findet sich bei Bornhak, Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts, AöR 2, S. 28 -32.

143 Joel, SchGG, AnnDR 1887, S. 205.

144 V. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 878. Unmittelbar durch das Reich verwaltet wurden 1887 Südwestafrika, Togo und Kamerun. Durch Gesellschaften wurden Ostafrika und das "Kaiser-Wilhelm-Land" (Neuguinea) mit dem "Bismarck-Archipel." Zu den Schutzgebieten zählte man auch Witu und die Marshall-Inseln, doch gab es hier 1887 noch keine Verwaltung.

145 V. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, a.a.O.

146 So heißt es in dem Schutzbrief vom 27. Februar 1885: "Wir verleihen der besagten Gesellschaft (...) die Befugniß zur Ausübung aller aus den uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte (...)"

147 V. Stengel vergleicht die Kolonialgesellschaften mit einer Privateisenbahngesellschaft, die einerseits das Ziel verfolgt, Erwerb zu erwirtschaften, andererseits aber öffentlichrechtliche Aufgaben wahrnimmt, indem sie beispielsweise dem öffentlichen Erwerb dient (Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 880). Für v. Stengel stellte sich ein weiteres interessantes rechtliches Problem: Kolonialgesellschaften übten als quasi-Selbstverwaltungskörperschaften Herrschaftsrechte des Reiches in den Schutzgebieten aus, hatten ihren Sitz aber regelmäßig im Reich. So stellte sich die Frage, inwiefern sich eine in Berlin residierende Aktiengesellschaft eine Beaufsichtigung innerer Verhältnisse gefallen lassen muß, welche nach dem Standpunkt der Kolonialverwaltung und des SchGG gerechtfertigt waren (Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 881); daher ordnete Bismarck gegenüber v. Wissmann 1889 an, daß er sich nicht in die wirtschaftlichen

Angelegenheiten der DOAG einzumischen habe (Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 308).

148 Bornhak, Die Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts, AöR 2, S. 21 ff, 27 f. Bornhak beruft sich dabei auf die englische Unterscheidung zwischen "Crown-colonies" und "Charter-colonies."

149 Bornhak, Die Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts, AöR 2, S. 34.

150 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 308.

151 Bereits am 1. Januar 1891 wurde die DOAG ihrer öffentlich-rechtlichen Stellung entkleidet, übte jedoch in begrenztem Umfang noch bis zum 1. April 1903 Hoheitsrechte aus; vgl. Münstermann, Rechtsstellung des Kaisers, S. 15. Für die Auffassung Bornhaks, v. Stengels und Adams sprach auch die Rede, die Bismarck am 26. Juni 1884 vor dem Reichstag hielt: dort war zwar von einer Souveränität der Unternehmer in Schutzgebieten die Rede, diese sollte jedoch dem Reich lehnbar bleiben.

152 So sagte Bismarck u.a.: "Bei diesem System überlassen wir dem Handel (...) die Wahl, und wenn wir sehen, daß der Baum Wurzel schlägt, anwächst und gedeiht und den Schutz des Reiches anruft, so stehen wir ihm bei (...)" vgl. Gründer, "da und dort ein junges Deutschland gründen", Dokument Nr. 28; vgl. auch Bornhak, Die Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts, AöR 2, S. 27.

153 Schwörbel, Staats- und völkerrechtliche Stellung, S. 18.

154 Joel, SchGG, AnnDR 1887, S. 196.

155 V. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 329.

156 Ernst Rudolf Huber, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Band 4, 1969, S. 627.

157 Artt. 10 - 12 der Kongo-Akte, RGBl. 1885, S. 215, hier S. 227 - 229. Die Briten, die zu den Signatarmächten gehörten, bewiesen bei Ausbruch des 1. Weltkrieges einmal mehr, daß Papier geduldig ist, und behandelten die deutschen Kolonien in Afrika kriegsrechtlich als Bestandteile des Deutschen Reiches. Allerdings hielt sich das Reich zu Beginn des Krieges ebenfalls nicht an Neutralitätsabkommen, als es bei Eröffnung der Westfront seine Truppen durch das neutrale Belgien schickte.

158 RGBl. 1886, S. 75.

159 Anders wurde bei Elsaß-Lothringen und Helgoland verfahren: Beide Gebiete wurden durch Verfassungsänderung 1873 bzw. 1890 in das Reichsgebiet integriert.

160 Michael Stolleis, Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland, Band 2, München 1992, S. 351 - 352.

161 Georg Meyer, Lehrbuch des Deutschen Staatsrechts, 4. Auflage, Leipzig 1895, S. 191. Das Lehrbuch wurde nach dem Tode Meyers im Jahre 1900 von Gerhard Anschütz (1867 - 1948) fortgeführt. Zum Wirken Anschütz' vgl. Stolleis, Geschichte des öffentlichen Rechts, S. 352 - 354.

162 Adolf Arndt, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches, Berlin 1901, S. 762.

163 Nach Art. 2 RV übte das Reich innerhalb des in Art. 1 RV bezeichneten Bundesgebietes das Gesetzgebungsrecht aus.

164 Arndt beruft sich auf § 6 SchGG in der Fassung von 1888 (RGBl. 1888, S. 75); Gesetz über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit: RGBl. 1870, S. 355; Gesetz über die Beseitigung der Doppelbesteuerung: RGBl. 1870, S. 119.

165 Huber, Deutsche Verfassungsgeschichte IV, S. 627. Bornhak (Die Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts, AöR 2, S. 13) sah nicht das Reich, sondern nur den Kaiser als Souverän in den Schutzgebieten an. Für Bornhak waren die Schutzgebiete staatsrechtlich Ausland, dem Ausland gegenüber aber war nur der Kaiser lt. Art. 11 RV Vertreter der Reichssouveränität. Allerdings vertrat Bornhak hinsichtlich der Stellung des Kaisers im Reich eine Mindermeinung: während die h.M. die Rolle des Kaisers als Bundespräsidium verstand, sah Bornhak ihn als souveränen Monarchen (vgl. auch Conrad Bornhak, Die verfassungsrechtliche Stellung des deutschen Kaisertums, AöR 8 (1893), S. 425 - 479).

166 Zorn gab gemeinsam mit Franz Josef Sassen eine Sammlung deutscher Kolonialgesetze heraus: Deutsche Kolonialgesetzgebung, Textausgabe mit Anmerkungen und Sachregister, 2. Auflage 1913, Guttentagsche Sammlung deutscher Reichsgesetze Nr. 49.

167 Philipp Zorn, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches, Band 1, Berlin 1895, S. 577 - 581.

168 Philipp Zorn, Das deutsche Reichsstaatsrecht, Band 1: Die deutsche Reichsverfassung (= Wissenschaft und Bildung Band 10), 2. Auflage Leipzig 1913, S. 103.

169 Schwörbel, Staats- und völkerrechtliche Stellung, S. 22 f., m.w.N. Der gleichen Auffassung waren Karl Münstermann (Rechtsstellung des Kaisers, S. 17) und Franz Josef Sassen (Das Gesetzgebungs- und Verordnungsrecht in den deutschen Kolonien, Diss. Erlangen 1909, S. 14).

170 Sassen, Gesetzgebungs- und Verordnungsrecht, S. 13.; v. Stengel, Deutsches Kolonialstaatsrecht, AnnDR 1887, S. 861.

171 Zu dieser Frage umfassend: Münstermann, Rechtsstellung des deutschen Kaisers, S. 18 - 40.

172 Bornhak, Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts, AöR 2, S. 15.

173 Bornhak räumte dem Kaiser jedoch, entgegen der h.M., die Stellung eines souveränen Monarchen ein, vgl. FN. 154.

174 Sassen, Gesetzgebungs- und Verordnungsrecht, S. 18 m.w.N.

175 Sassen, Gesetzgebungs- und Verordnungsrecht, S. 21; Münstermann, Rechtsstellung des Kaisers, S. 28.

176 Münstermann, Rechtsstellung des Kaisers, S. 22.

177 Zitiert nach Sassen, Gesetzgebungs- und Verordnungsrecht, S. 21 f.

178 Sassen, Gesetzgebungs- und Verordnungsrecht, S. 23; Münstermann, Rechtsstellung des Kaisers, S. 39 f., 43.

179 Münstermann, Rechtsstellung des Kaisers, S. 44.

180 Bornhak, Die Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts, AöR 2, S. 10 und 15.

181 Münstermann, Rechtsstellung des Kaisers, S. 46. Gegen die Auffassung Bornhaks spreche auch der Umstand, daß die Rechtsstellung des Kaisers in den Schutzgebieten durch einfaches Gesetz begründet sei und ihm auch wieder durch einfaches Gesetz entzogen werden könne (S. 47).

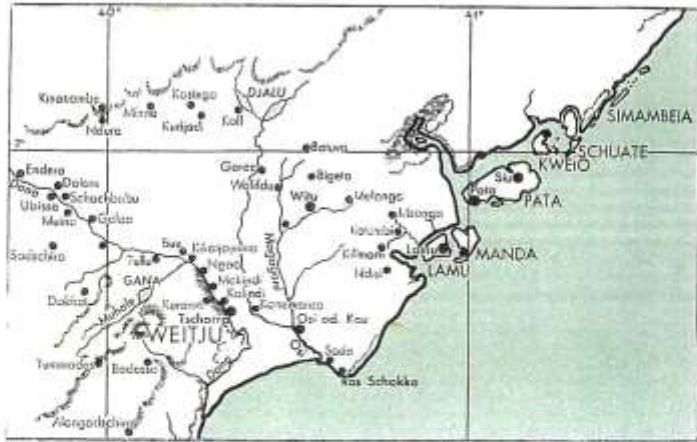
182 Daher auch der Gebrauch des Begriffs "Schutzgebiet" anstelle von "Kolonie"

183 Adam, Völkerrechtliche Okkupation, AöR 19, S. 310.

184 So stellen sich beispielsweise die Gottes- und Landfrieden des 11. und 12. Jahrhunderts nach überwiegender Ansicht als Reaktion mittelalterlicher Herrschaftsträger auf ausufernde Gewalt im Rahmen von Fehden dar. Vgl. Klaus Richter, Barbarossa hält Gericht, Köln u.a. 1999.; Elmar Wadle, Der Ewige Landfriede, von 1495 und das Ende der mittelalterlichen Friedensbewegung, in: 1495 - Kaiser Reich Reformen: Der Reichstag zu Worms, Koblenz 1995, S. 71 - 80.

Bernd Nowack

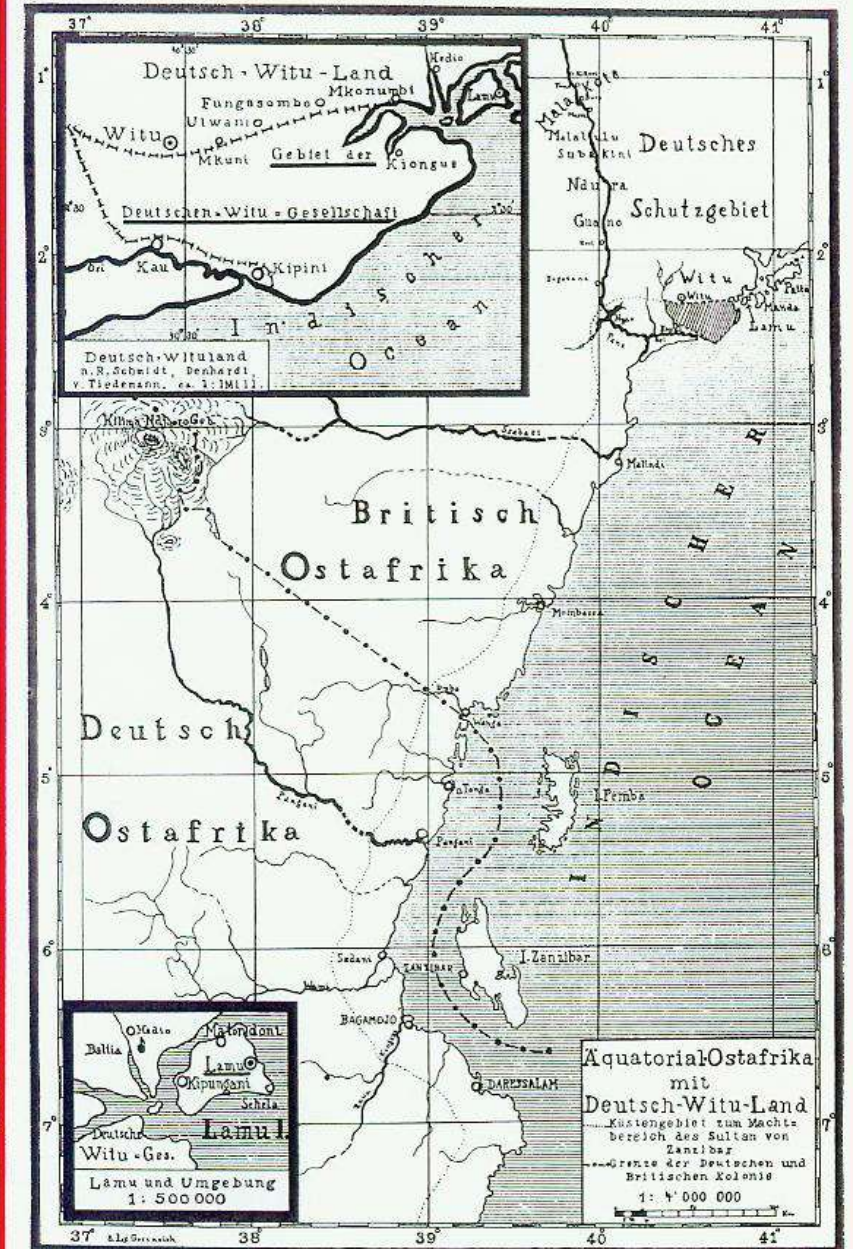
Die Kolonie Deutsch - Wituland



und ihr Tausch gegen Helgoland

Anno 2001

Buch von Bernd Nowack
von 2001
Letzter männlicher
Nachfahre
der
Familie Denhardt
und Leiter des Witu - Archiv
Dessau



Landkarte von Äquatorial-Ostafrika mit Deutsch-Witu-Land nach den Gebrüdern Denhardt, Generalmajor Schmidt und v. Tiedemann

Bernd Nowack

Die Kolonie

Deutsch-Wituland

und ihr Tausch gegen

Helgoland

„1890 erwarb Deutschland von den Engländern die Insel Helgoland im Tausch gegen Sansibar!“ - dies steht seit einhundert Jahren in etlichen namhaften Nachschlagewerken. Da nun allerdings Sansibar niemals in deutschem Besitz war, erscheint die Sache sehr rätselhaft. Wie kam es aber zu diesem weitverbreiteten Irrtum in der Historienliteratur?

Daß heute auf der Insel Helgoland die deutsche Fahne weht und nicht der britische Union Jack, mag heute im Zeitalter eines zusammenschmelzenden Europa marginal sein, im vergangenen Jahrhundert sah man dies bekanntlich anders - das „Nationale“ spielte die entscheidende Rolle in Europas Geschichte, und das territoriale Streitigkeiten auch noch heute in der EU auf der Tagesordnung stehen, dies zeigt der Fall Gibraltar.

Ähnlich wichtig wie den Spaniern die Halbinsel Gibraltar, war dem Deutschen Kaiserreich die Insel Helgoland. Bekanntlich war Helgoland in britischem Besitz! Zwei Forschern und Kolonialherren, den Gebrüdern Denhardt und ihrer Kolonie Deutsch-Wituland, verdankte Deutschland die Rückgabe Helgolands von den Briten.

Immer mehr verblaßt die Erinnerung an das einstige deutsche Kolonialimperium. Hauptsächlich sind es heute noch die Sammler von Briefmarken, die sich mit so exotisch klingenden Namen wie Deutsch-Südwest, Deutsch-Ostafrika, Kamerun, Togo, Kiautschou, Samoa, Karolinen, Marianen, Palau, Nauru und dem einst nach dem deutschen Kaiser Wilhelm benannten Neuguinea beschäftigen. Aber Deutsch-Wituland?

Dieser Name ist so gut wie vergessen, und dies nicht nur in der Jetztzeit, sondern schon die letzten einhundert Jahre. Trotzdem liefert die nur fünf



oben: Clemens Denhardt (1852-1929)



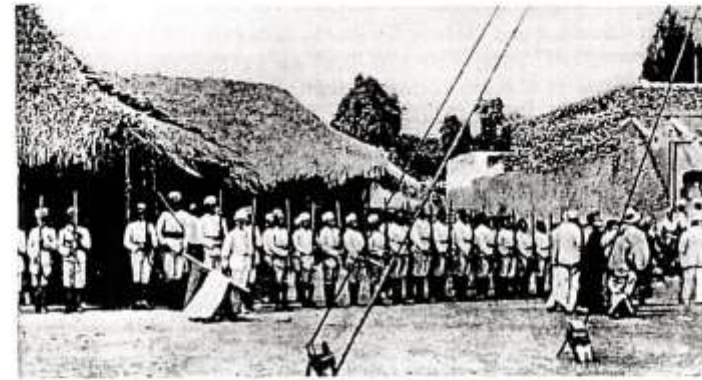
unten: Gustav Denhardt (1856-1917)

Jahre lang bestehende Herrschaft der Deutschen in Wituland Stoff für einen wahren Krimi an Abenteuern, Intrigen und diplomatischen Verwicklungen. Wituland war wohl seinerzeit die von Deutschland unabhängige Kolonie, fast ein privates Reich der Gebrüder Denhardt und ihrer wenigen Mitstreiter. Sogar eigene Briefmarken gaben die Denhardts heraus, ein einmaliger Vorgang in den deutschen Kolonien.

Die Brüder Clemens und Gustav Denhardt, geboren 1852 und 1856 in Zeitz, unternahmen in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, von Sansibar aus, Forschungsreisen ins weithin unerforschte Innere des heutigen Kenia. Sie interessierten sich für Geologie, die Landwirtschaft und die Völkerkunde. Besondere Verdienste erwarben sich die Denhardts bei der kartographischen Erschließung des Gebietes um das Tana-Mündungsgebiet. Zur damaligen Zeit war es keine Schande, sondern patriotische Ehrensache, auch die Möglichkeit von Kolonialerwerbungen ins Auge zu fassen. Deutschland war beim Wettlauf um Kolonien gegenüber den europäischen Nachbarn schon arg ins Hintertreffen geraten, aber so kurz nach der Reichsgründung 1871 hatte man andere Probleme, als den Erwerb von Kolonien zu forcieren.

Ohne Auftrag und ohne staatliche Unterstützung wurden die Gebrüder Denhardt zu Kolonialpionieren. In Deutschland waren sie die Initiatoren des Tana-Komitees (später in Witu-Komitee und Deutsche Witu-Gesellschaft umbenannt), welches sich die Erforschung und spätere Nutzung des Gebietes um den Tana-Fluß zum Ziel gesetzt hatte. Im Suaheliland lernten sie den Sultan Achmed von Witu kennen. Achmed war aus dem Geschlecht der Nabahani und auch unter dem Namen „Simba der Löwe“ bekannt. Die Nabahani, eine arabisch-afrikanische Dynastie, waren von 1744 bis 1860 Regionalherrscher der Lamu-Insel Patta an der Mündung des Tana-Flusses, bis sie von den Arabern aus Maskat (heutiger Oman), die Sansibar in ihrem Besitz hatten, von Patta vertrieben wurden. Im Inneren des heutigen Kenia ließen sich die Besiegten nieder, unterwarfen in mehreren kriegerischen Aktionen die dortigen Stämme bis ins Malakotegebiet hinein und gründeten 1863 das Sultanat Witu, auch Wito oder Suaheliland genannt. Der Sultan von Sansibar ließ nicht ab, seinen alten Gegner Simba den Löwen auch auf dem Festland immer wieder anzugreifen. Ein langer schmaler Küstenstreifen in Ostafrika gehörte schon lange zur Einflusssphäre der Sansibaris, die ihrerseits immer stärker von England abhängig wurden.

So waren die Zeitzer Brüder als Deutsche bei dem Sultan von Witu herzlich willkommen, da er nach Bundesgenossen gegen Sansibar und England Ausschau hielt, zumal er schon einmal in den 60er Jahren über den deutschen Afrikaforscher Brenner versucht hatte, den preußischen König für einen Schutzvertrag zu gewinnen - allerdings ohne Erfolg! Die beiden Brüder errangen schnell das Vertrauen des ansonsten gefürchteten Sultans. Sultan Achmed hatte eine Körpergröße von zwei Metern und brachte ein beachtliches Gewicht auf die Waage, seine Füße waren so dick wie Bäume, da er an der Krankheit Elephantiasis litt. Von 20 Trägern in einer bedachten Sänfte getragen, wurde er von seinen Feinden, aber auch Untertanen, mehr gefürchtet als geliebt. Den Denhardts gelang es die Freundschaft dieses Mannes zu erringen. Anfänglich nur Berater, avancierten sie später sogar zu Ministern in der Regierung des Sultanats -



oben: Flaggenhissung vor dem Sultanspalast (rechts) in Witu, mit Soldaten der Wissmann-Truppe (1889)

unten: Clemens und Gustav Denhardt, Dr. Fischer, von Tiedemann, Generalmajor Rochus Schmidt mit Soldaten der Wissmann-Truppe vor dem Haus der Deutschen Witu-Gesellschaft in Kiongue (o.J.)

Clemens Denhardt wurde zum Minister des Äußeren und Inneren und Gustav Denhardt zum Minister für Zoll- und Postwesen ernannt. 1885 handelten die Denhardts mit dem Sultan einen Schutzvertrag Witulands mit dem Deutschen Reich aus, welcher am 27.5.1885 in Kraft trat. Den Sansibaris, die das verhindern wollten, trat ein deutscher Flottenverband entgegen, der vor Sansibar seine Macht demonstrierte. Die Kanonen der deutschen Schiffe auf die Hauptstadt Sansibars gerichtet, wurde dem Sultan Said Bargasch das Anerkenntnis der deutschen Schutzherrschaft über Wituland abgezwungen.

Die Gebrüder Denhardt erwarben im Gegenzug für den Schutzvertrag vom Sultan von Witu einen größeren Landstrich, welchen sie aber bald wegen finanzieller Nöte an die neugegründete Deutsche Witu-Gesellschaft (Hauptsitze: Berlin und Lamu) für 50.000 Reichsmark und 50 Anteilscheine á 1000 Reichsmark verkauften. Ein weitaus großzügigeres Angebot des belgischen Königs, das Land an Belgien zu verkaufen, lehnten die Denhardts aus patriotischen Gründen ab. Die Deutsche Witu-Gesellschaft gab Anteilsscheine heraus um die Kolonie finanziell am Leben zu erhalten.

Das Deutsche Reich zeigte relativ wenig Interesse für die auf einem Silbertablett servierte Kolonie. Nur halbherzig unterstützte es das neu-erworbene Witu und ließ die ins Land kommenden wenigen deutschen Siedler mit ihren Sorgen allein. Außer einem kleinen Kontingent der Wissmann-Truppe und Geschenken für den Sultan kam fast nichts von Berlin nach Witu. Die Beamten in den Berliner Ministerien verhehlten nicht ihr Ressentiment gegenüber einer Kolonie, die von Privatleuten erworben und verwaltet wurde, die weitgehend das machten, was sie privat für nötig hielten, ohne Rücksicht auf Berlins Pläne.

Da wenig Geld von Berlin kam, waren es allein die Deutsche Witu-Gesellschaft und die DOAG (Deutsch-Ost-Afrikanische Gesellschaft), die mit eigenem Geld in die neue Erwerbung investierte. Hier tat sich besonders der Vorsitzende des Deutschen Kolonialvereins Fürst zu Hohenlohe-Langenburg mit bedeutenden finanziellen Anteilen hervor. Es entstanden etliche große Pflanzungen und landwirtschaftliche Betriebe. Hinter dem Rücken der Kolonisten aber führte die kaiserliche Reichsregierung geheime Gespräche mit England, mit dem Ziel, Helgoland, dem man große strategische Bedeutung beimaß, gegen das wenig geliebte Wituland zu tauschen. Liest man alte Akten aus dieser Zeit, wird einem klar, daß Deutschland die Kolonie Witu nur übernahm, um ein Faustpfand gegenüber England zu haben. Im sogenannten Sansibar-Vertrag tauschte Reichskanzler Caprivi 1890 Wituland gegen Helgoland ein. Gleichzeitig wurden die Interessengebiete der beiden Mächte England und Deutschland in Ostafrika abgesteckt.

Für die Denhardts und die deutschen Kolonisten kam dieser Vertrag unerwartet und wurde als Verrat der Heimat angesehen. Alles Hab und Gut ging in Flammen auf, denn die vom Deutschen Reich verratenen und an England verschacherten Suahelis fielen in ihrer verständlichen Empörung - schließlich war ihnen vom Kaiser ja „Schutz“ gegenüber England und ihrem Erzfeind Sansibar vertraglich zugesagt worden - über die Deutschen her und veranstalteten wochenlange Verwüstungen. Ca. 100 Tote waren auf beiden Seiten zu beklagen. Dem deutschenfreundlichen Sultan Fumo Bakari, Nachfolger des verstorbenen Achmed, gelang die Flucht nicht, er



Deutscher Flottillenaufmarsch vor Sansibar (links im Bild das englische Generalkonsulat), zeitgenössische englische Zeichnung

wurde von seinen Untertanen erschlagen. Die Suahelis erwartete nun die Unterdrückung durch eine englische Strafexpedition. Man schätzt, daß an die 500 Suahelis getötet wurden. Die Hauptstadt Wito wurde dem Erdboden gleichgemacht. Der Krieg gegen Wituland dauerte 6 Monate, wobei an der Seite der Engländer Truppen aus Sansibar kämpften.

Eine angebotene Entschädigung des Reichstages von 150 000 Reichsmark für ihre Verluste in Witu lehnten die Denhardts als ungenügend und aus Enttäuschung über das deutsche Vorgehen ab. Sie starben verarmt, Gustav am 19.7.1917 in Leipzig, Clemens am 7.6.1929 in Bad Sulza. Im Nachlaß von Clemens fand man seltene Briefmarken von Witu, Sansibar und anderen Ländern, die einen heutigen Wert von mehr als 1 Million DM hatten.

Daß der Name der deutschen Kolonie Wituland in Vergessenheit geriet und stattdessen sich Sansibar als angebliches Tauschobjekt gegen Helgoland in die Geschichtsschreibung einschleichen konnte, lag auch daran, daß der damalige Vertrag des Tausches Helgolands gegen Wituland als Sansibar-Vertrag in die Geschichte einging.

Stichworte

- Helgoland** : einzigste deutsche Hochseeinsel in der Nordsee; 1714 bis 1807 dänisch, dann englisch; seit 1890 deutsch im Tausch gegen Wituland; nach dem II. Weltkrieg britisches Bombenübungsgebiet
- Sansibar** : Inselgruppe (mit Pemba) im Indischen Ozean, vor der Küste Ostafrikas; im 10. Jahrhundert Vorstoß der Araber; 1503 Eroberung durch Portugal; 1698 Angriff der Araber, 1730 Abzug der Portugiesen; von 1730 an Herrschaft der Imame von Maskat; 1832 Verlegung der Residenz von Maskat nach Sansibar, bedeutender Einfluß Sansibars auf die gesamte ostafrikanische Küste; bekannt durch den Anbau von Gewürznelken, Sklavenhandel; engl. Schutzgebiet; 1964 Sturz des Sultans, seitdem mit Tansania die vereinigte Republik Tansania bildend
- Wituland** : auch Wito oder Suaheliland, bis 1860 Siedlungsgebiet verschiedener Stämme; dann Einwanderung der von der Lamu-Insel Patta vertriebenen Gefolgsleute der Nabahani; Sultan Achmed unterwirft die meisten Suaheli-Stämme bis ins Malakote-Gebiet hinein; von 1865 bis 1885 Abwehrkämpfe gegen die Sansibaris; von Mai 1885 bis Juli 1890 deutsches Schutzgebiet durch das Wirken der Brüder Denhardt; 1886 Invasion von Somalia, die zurückgeschlagen wird; 1890 vom Deutschen Reich im Austausch gegen die Insel Helgoland England überlassen; 1890 Aufstand der Bevölkerung Witulands gegen die Europäer als Antwort auf den Kolonialschacher der Groß-

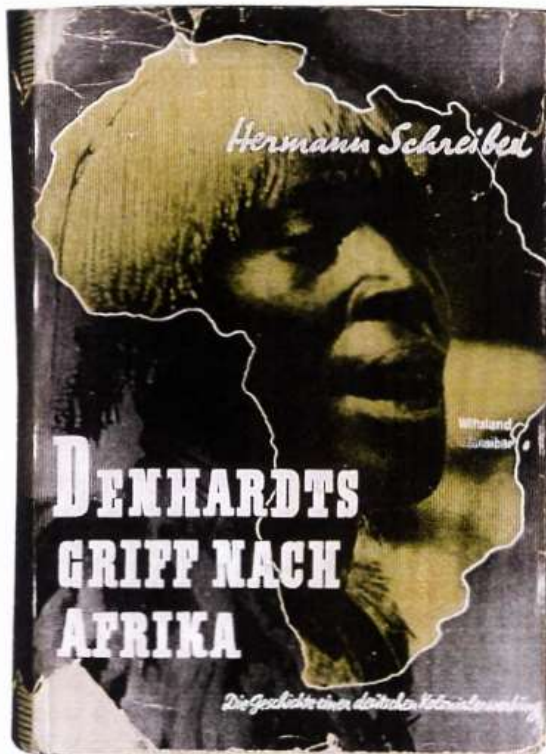
mächte Deutschland und England, Ermordung des letzten Nabahani-Herrschers Sultan Fumo Bakari durch einen Volksaufstand; Niederschlagung des Aufstandes durch eine englische Strafexpedition; die Hauptstadt Wito wurde dem Erdboden gleichgemacht; anschließend Teil von Britisch-Ostafrika; jetzt ein Teil Kenias

Lamu-Inseln: Inseln in der Tana-Mündung (Lamu, Manda, Patta u.a.); in der römischen Antike als Paralaco bekannt; ab dem 10. Jahrhundert arabischer Einfluß; von 1503 bis 1744 Herrschaft der Portugiesen; ab 1744 Herrschaft der Nabahani (arabisch-afrikanische Dynastie) auf Patta und anderen arabischen Regionalherrschern; 1860 Vertreibung der Nabahani durch die Sansibaris; Außenbesitzung Sansibars; von 1885 bis 1890 Sitz der Deutschen Witu-Gesellschaft auf der Insel Lamu (Suaheli-Haus), obwohl Lamu im Gegensatz zu Manda und Patta nicht zu Wituland gehörte; vom 22.11.1888 bis 31.3.1891 Sitz der Deutschen Postagentur auf der Insel Lamu; jetzt zu Kenia; Dezember 1996 Eröffnung des „Museums Deutsche Post in Lamu“, bekannt als Touristenziel (z.B. Prinz August von Hannovers und Prinzessin Caroline von Monaco Sommerresidenz auf Lamu)

Malakote : 1896 versuchten deutsche Abenteurer im Hinterland von Britisch-Ostafrika zusammen mit einem einheimischen Regionalherrscher ein von England unabhängiges Sultanat Malakote (Hauptstadt Massa) unter deutschen Einfluß zu bringen. Die Pläne waren zum Scheitern verurteilt. Die Denhardts beteiligten sich an diesem Unternehmen nur am Rande

Briefmarken: Wituland und Malakote : Mitte 1889 ließ Gustav Denhardt als Postminister der Sultansregierung für die Post des Sultans von Witu Porto- und Dienstmarken drucken - gültig bis Mitte 1890, echt gelaufene Werte sind sehr selten. Bei den Marken von Wituland (alama ya posta sultaniya sawahiliya = Marke der Post des Sultans des Suahelilandes) handelt es sich um Briefmarken, die nicht vom Deutschen Reich verausgabt wurden, aber im postrechtlichen Sinne echte Briefmarken sind, im Gegensatz zu den 1896 gedruckten aber nie zur offiziellen Ausgabe gelangten Marken des Gebietes Malakote, da Malakote nie ein völkerrechtlich anerkanntes Postgebiet war. Die Malakote-Marken gelten bestenfalls als Privatpost.

Denhardts : Die Familie Denhardt ist seit dem 13. Jahrhundert in Thüringen nachweisbar. In den Ritterstand erhoben, besaßen die Denhardts eine Burg in Thüringen, die aber schon vor 1450 geschleift wurde. Das Ritterwappen, welches auch Clemens und Gustav Denhardt führten, befindet sich noch heute im Besitz der Familie. Die Familie Denhardt ist jetzt noch in Anhalt, Thüringen und Bayern vertreten. Die direkten Nachkommen des unehelichen Sohnes von Clemens Denhardt leben in Südfrankreich und Norddeutschland. Der Sohn von Clemens Denhardt wurde als uneheliches Kind mit einer Französin vom damaligen deutschen Kleinbürgertum um sein Erbe gebracht. Ihre Geburtsstadt Zeitz verließen Clemens und Gustav Denhardt im Alter, da sie als Außenseiter von der Zeitzer Bevölkerung gemieden wurden. Sie starben in Leipzig (Gustav) und in Bad Sulza (Clemens).



Hermann Schreibers „Denhardts Griff nach Afrika“ von 1938 (Verlag August Scherl Nachfolger, Berlin) ist die bisher umfassendste Darstellung Witulands und der Gebrüder Denhardt

Die Briefmarken Witulands

Alle Marken sind mit dem Handstempel auf farbigem Papier ohne Gummierung hergestellt worden. Fälschungen entstanden meistens im Lithographieverfahren. Zur Entwertung dienten Kreisstempel mit der Inschrift WITO, dem Datum und „Witu“ in arabischer Schrift oder Balkenstempel mit „W“. Die Währung der Briefmarken war die Rupie (1 Rupie = 64 Pesa).

Portomarken:

13. Juli 1889: 1. Freimarken-Ausgabe (gültig bis 18. August 1889), 12 Marken von 1 bis 8 Pesa, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und 1 Rupie (Suaheli-Inschrift: alama ya posta sultaniya sawahiliya = Marke der Post des Sultans des Suahelilandes)



26. Juli 1889: 2. Freimarken-Ausgabe (gültig bis 18. August 1889), 12 Marken von 1 bis 8 Pesa, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und 1 Rupie (arabische Inschrift: posta essultanije esswahiliye = Post des Suahelisultanats)



3. August 1889: 3. Freimarken-Ausgabe (gültig bis 18. August 1889), 12 Marken von 1 bis 8 Pesa, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und 1 Rupie (arabische Inschrift wie 2. Ausgabe)



15. August 1889: 4. Freimarken-Ausgabe (gültig bis 18. August 1889), 12 Marken von 1 bis 8 Pesa, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und 1 Rupie (arabische Inschrift wie vordem)



18. August 1889: 5. Freimarken-Ausgabe (gültig bis 24. Juli 1890), 12 Marken von 1 bis 8 Pesa, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und 1 Rupie (arabische Inschrift wie vordem)



Dienstmarken:

13. Juli 1889: 1. Dienstmarken-Ausgabe (gültig bis 24. Juli 1890), 12 Marken von 1 bis 8 Pesa, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und 1 Rupie (Suaheli-Inschrift wie bei 1. Freimarken-Ausgabe)



24. Juli 1889: 2. Dienstmarken-Ausgabe (gültig bis 24. Juli 1890), 12 Marken von 1 bis 8 Pesa, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und 1 Rupie (Suaheli-Inschrift wie vordem)



8. August 1889: 3. Dienstmarken-Ausgabe (gültig bis 24. Juli 1890), 12 Marken von 1 bis 8 Pesa, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und 1 Rupie (arabische Inschrift wie bei 2. Freimarken-Ausgabe)



Fehldrucke:

Von der 5. Freimarkenausgabe vom 18. August 1889 ist bei den 3-Pesa-Werten ein Kehldruck bekannt.



Die Briefmarken Malakotes

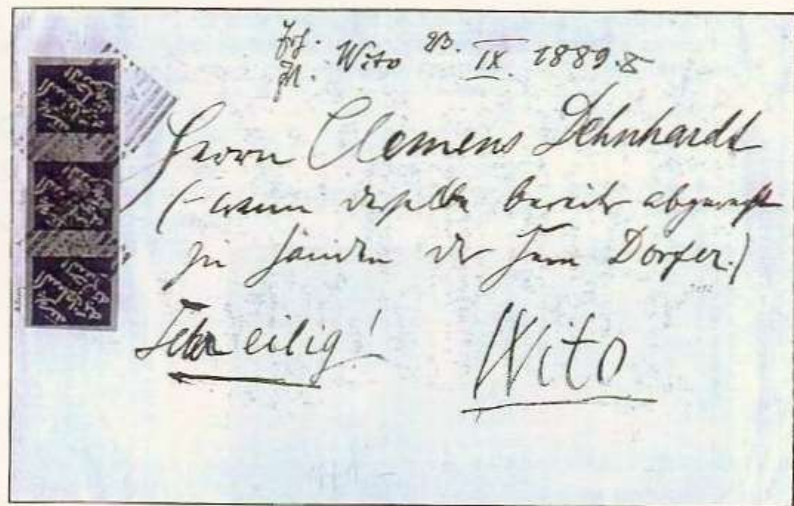


Die Marken des Sultanats Malakote, im Hinterland von Britisch-Ostafrika gelegen, kamen nie zur Ausgabe, da die von deutschen Abenteurern geplante Unabhängigkeit Malakotes auf den Widerstand der Engländer stieß. Durch das Deutsche Reich erfuhr das Unternehmen ebenfalls keine Unterstützung. Eine geplante Schutzherrschaft durch Deutschland kam über Anfragen nicht hinaus. Die Marken wurden 1896 gedruckt, im Handel später aufgetauchte echt gelaufene Briefe sind Fälschungen.



oben : Brief aus Bayern an Gustav Denhardt von 1888, der den Postweg von Bayern über Brindisi, Aden, Sansibar bis Lamu belegt

unten: Brief der Deutschen Witu-Gesellschaft Lamu an den Vorstand der Deutschen Witu-Gesellschaft Berlin von 1890



oben : Brief aus der Korrespondenz der Witu-Verwaltung von 1889 an den Staatsminister von Hofmann

unten: Kabinettsbrief an Clemens Denhardt von 1889 mit 3 Stück 7-Pesa-Marken von Wituland der 3. Dienstmarkenausgabe

Die deutsche Postagentur auf Lamu

Lamu wurde von den Denhardts als Verwaltungssitz der Deutschen Witu-Gesellschaft ausgewählt, dies obwohl die Insel Lamu im Gegensatz zu den anderen Hauptinseln des Lamu-Archipels Manda und Patta (auch: Pate oder Paté) niemals zum Hoheitsgebiet des Sultans von Wituland oder der Deutschen Witu-Gesellschaft gehörte. Praktisch auf feindlichem Boden - denn der Wali von Lamu war dem Sultan von Sansibar unterstellt - richteten die Denhardts unweit des alten Forts von Lamu, in einem prächtigen alten Suaheli-Haus den afrikanischen Hauptsitz der Deutschen Witu-Gesellschaft ein. Lamu bot sich wegen seiner strategisch günstigen Lage als bedeutender Handelsplatz an die Verbindung des im Landesinneren gelegenen Witu mit der Außenwelt zu übernehmen.

In zwei Räumen des Hauses der Deutschen Witu-Gesellschaft entstand durch die Oberpostdirektion Hamburg eine deutsche Postagentur - die erste deutsche Postagentur außerhalb des Deutschen Reiches. In der Postagentur von Lamu wurden die Briefmarken des Deutschen Reiches verwandt, im Gegensatz zu Wituland, wo die Post des Sultans des Suahelilandes eigene Wituland-Marken verwendete, diese allerdings nur innerhalb der Grenzen des Witu-Gebietes.

Die deutsche Postagentur in Lamu bestand vom 22.11.1888 bis zum 31.3.1891 und wurde durch die Angestellten der Deutschen Witu-Gesellschaft Kurt Toepen (bis 30.6.1890) und Carl Weiss (bis 31.3.1891) verwaltet.



Poststempel der Deutschen Postagentur Lamu



Im Inneren des German Post Office Museum of Lamu Island, welches im Dezember 1996 eröffnet wurde und in dem deutsche Kolonial- und Posthistorie Witulands und Lamus gezeigt wird.



Gerhard Rohlfs, z.Zt. der Denhardts deutscher Generalkonsul auf Sansibar. Rohlfs war ein guter Freund und Förderer der Denhardts. Rohlfs (1831-1896), auch als Arzt von Fes bekannt, durchquerte, verkleidet als arabischer Heilkünstler, Afrika in mehreren Expeditionen. Er erweckte beim preußischen Hof das Interesse an Afrika und am Erwerb von Kolonien.



Brief der Deutschen Witu-Gesellschaft Lamu an den Vorstand der Deutschen Witu-Gesellschaft Berlin vom 11.4.1890 mit zwei Stück 10 Pfennig und 2 Mark trübrosalila. Er erzielte im Juni 2001 den Preis von 29.000,- DM (Auktionshaus Heinrich Köhler, Wiesbaden)

Der Millionen-Schatz Zeitzer Brüder

Das Schicksal der Denhardts nach 1890

Besonders der ehemalige Außen- und Innenminister des Witu-Sultanats und vom deutschen Kaiserreich zum Konsul ernannte Clemens Denhardt wurde als sperriger Abenteurer von den damaligen Bürgern in seiner Heimatstadt Zeitz als Außenseiter mißtrauisch betrachtet. Schon sein Äußeres (großer Afrikanerhut) erregte Aufsehen, erst recht drückten sich die Kleinbürger die Nase an den Fenstern platt, wenn er mit „Negern“ - Angehörige der geflohenen Sultansfamilie aus Witu, die längere Zeit zu Besuch waren - oder mit seiner jungen (!) französischen (!) Freundin auf den Straßen von Zeitz flanierete. Gespannt war auch Clemens Verhältnis zu Rechtsanwälten, die ihn um seine Ersparnisse brachten. Aus Verzweiflung ließ Clemens einen besonders dreisten Vertreter dieser Zunft auf offener Straße seine nicht unbeträchtlichen Kräfte spüren. Das Zeitzer Bürgertum mied nun noch stärker den Mann, der gerade durch den Erwerb einer Kolonie für Deutschland patriotisch wirken wollte und dem das so gar nicht gedankt wurde. Verbittert zog sich Clemens Denhardt in das kleine Bad Sulza zurück um dort ein abgeschiedenes und ärmliches Leben zu führen.

In Deutschland fühlten sich die Denhardts nach dem Witu-Debakel nie wieder richtig wohl. Immer wieder zog es sie deshalb nach Afrika. Besonders Gustav Denhardt versuchte in Deutsch-Ostafrika sich in den verschiedensten Unternehmungen, die aber alle nicht von Erfolg gekrönt waren. Bei Ausbruch des I. Weltkrieges wurde er von den Engländern in Afrika festgesetzt, nach Indien verschleppt und dort in ein Internierungslager gesteckt. Als Schwerkranker nach Deutschland entlassen, verstarb er 1917 in Leipzig.

Noch nach ihrem Tode wurden die Denhardts betrogen. Die Denhardts hatten für die Post des Witu-Sultans 1889 Dienst- und Portomarken drucken lassen. Da diese kaum zum Einsatz kamen, befanden sich im Nachlaß von Clemens Denhardt 1929 große Mengen davon, sowie seltene postalische Belege und eine umfangreiche Briefmarkensammlung anderer Länder mit absoluten Seltenheiten.

Der Briefmarken-Nachlaß wäre jetzt 1 Million Mark wert. Clemens Denhardt starb in Armut, nicht wissend was für einen Schatz er besaß. Ein Anwalt verkaufte in einer dubiosen Blitzaktion die Marken für ein Butterbrot an einen bekannten Briefmarkenhändler. Die Familie Denhardt ging leer aus, zumal es keine „legitimen“ Nachkommen gab. Clemens unehelicher Sohn und seine Nachkommen wurden durch die damalige Gesetzgebung vom Erbe ausgeschlossen, stattdessen bemächtigte sich der Zeitzer Altertumsverein des Nachlasses und die bis dahin mit den Denhardts auf Kriegspfad stehende Kleinbürger der Stadt nutzten nun das Werk der Denhardts um im beginnenden Nationalsozialismus sich mit dem Patriotismus der Kolonialpioniere und Forscher zu schmücken. Sammler verdienten durch Spekulation mit den Denhardt-Marken große Summen. Allerdings ist die Gefahr einer Fälschung aufzusitzen sehr groß, denn schon 1931 tauchten Fälschungen von Marken des Witolandes auf.

Reprints

ohne Namen:

„Deutsche Kolonialpioniere“
in der Zeitschrift „Die Woche“, Heft 20, Berlin,
16. Mai 1931 (Sondernummer Kolonien),
Verlag August Scherl, Berlin

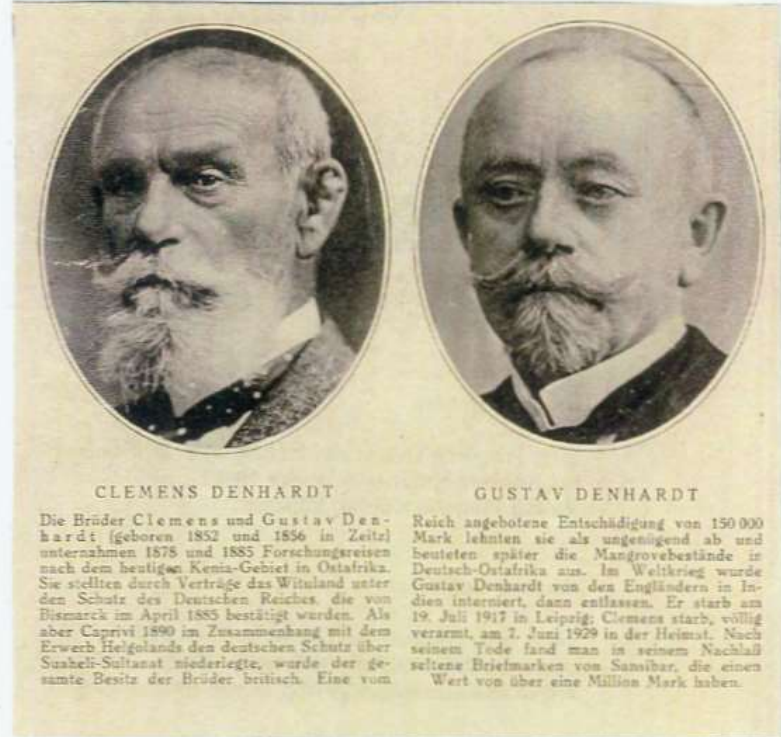
Emil Kleemann:

„Die Tragödie zweier deutscher Kolonialpioniere“
in „Köhlers Kolonialkalender 1939“,
Verlag Wilhelm Köhler, Minden

Rochus Schmidt:

„Aus dem ehemaligen Deutsch-Wituland“
in „Das deutsche Kolonialbuch“, 1926,
Wilhelm Andermann Verlag, Berlin und Leipzig

(Generalmajor Rochus Schmidt war einer der engsten
Vertrauten der Denhardts in der Kolonie Deutsch-Wi-
tuland. Sein Bericht behandelt die Zeit der Invasion
von Somaliland gegen Wituland 1886/87)





Das Geburtshaus
der Gebrüder
Denhardt in Zeitz.

Links: Clemens Denhardt, rechts: Gustav Denhardt.

Die Tragödie zweier deutscher Kolonialpioniere

Wem verdanken wir die Erwerbung der Insel Helgoland?

Berichtet von Emil K l e m a n n.

Die meisten Deutschen sind noch immer der irrigen Ansicht, Helgoland sei gegen Sansibar eingetauscht worden, was aber insofern ganz unzutreffend ist, als wir Sansibar niemals besaßen. Vielmehr benutzte man als Austauschobjekt den Privatbesitz der aus Zeitz stammenden Brüder Denhardt, die nach Abschluß des Vertrages von der Reichsregierung im Stich gelassen und von den Engländern betrogen wurden.

Diese hatten im Jahre 1814 Helgoland erworben, das sich nach Eröffnung der ersten Dampferverbindung — seit 1834 — im Laufe der Zeit zu einem weltbekannten Badeort entwickelte, der besonders von Dichtern und Künstlern gern aufgesucht wurde. Friedrich Hebbel, Karl Gerod, Emil Rittershaus, Rudolph Lindau, Hans von Bülow, Anton von Werner u. a. weilten oft auf dem „röcklich gesprengelten Felsen“ und ließen die hier entseelten großartigen Naturgewalten auf Seele und Gemüt einwirken. Hoffmann von Fallersleben schrieb am 26. August 1841 auf Helgoland „Deutschland, Deutschland über alles“, worüber er in seinen Aufzeichnungen folgendes berichtet: „Wenn ich so wandelte, einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zumute, ich mußte dichten, auch wenn ich nicht gewollt hätte. So entstand das Lied: Deutschland, Deutschland über alles.“

Die Abergabe am 9. August 1890

Erst fünfzig Jahre später sollte Helgoland dem deutschen Mutterlande zurückgegeben werden. Als an einem Juniabend des Jahres 1890 im Konzertsaal die Weisen des „God save the Queen“ verklungen waren und

Zeichen der unverbrüchlichen Freundschaft kostbare Geschenke, darunter ein Bild von Kaiser Wilhelm II.

Während nun der deutschfreundliche Witofürst der Meinung war, durch diesen Vertragsabschluß auch fernerhin vom Deutschen Reich beschützt zu werden, spielte Caprivi durch das Abkommen vom 1. Juli 1890 das deutsche Protektorsgebiet ohne vorherige Befragung des Sultans den Engländern in die Hände. Wutentbrannt griffen die Bewohner Witos zu den Waffen und zerstörten alle deutschen Plantagen.

Die während des Aufstandes gerade in Deutschland weilenden Gebrüder Denhardt, die dem Deutschen Reich das Tauschobjekt erst geschaffen hatten, waren von dem Protektorswechsel ebensowenig in Kenntnis gesetzt worden. Obwohl der Kaiser am 2. Mai 1890 ausdrücklich erklärte, die Preisgabe von Wito sei nur vorbehaltlich der Befriedigung etwaiger Ansprüche der dort interessierten Deutschen zulässig, ließen die zuständigen Amisstellen nach Abschluß des Vertrages die beiden Denhardts im Stich. Sie verloren ihre Staatsstellungen, durften ihre erworbenen Privat- und Hoheitsrechte nicht mehr ausüben und erhielten das dem Sultan von Wito zur Errichtung des Zollwesens gegebene Darlehen nicht zurück.

Selbst die englischen Gerichte erkannten die Gültigkeit der Denhardt'schen Rechte und Forderungen an; die Deutsche Regierung aber schob alles auf die lange Bank, verlegte sich aufs Heißhören und bewilligte am 15. Juni 1899 den Brüdern Denhardt „zur Abfindung für die seitens des Reiches aus ihrer Tätigkeit im Sultanat Wito gezogenen internationalen Vorteile gegen Verzicht auf alle Ersatzansprüche an das Reich“ die Summe von einhundertfünfzigtausend Mark, welches Angebot aber zurückgewiesen wurde.

In Not und Armut gestorben

In der Folgezeit verschleppten sich die Verhandlungen immer mehr, bis sie bei Ausbruch des Weltkrieges ganz zum Stillstand kamen.

Gustav Denhardt starb bereits am 19. Juli 1917 in Leipzig und fand in Zeitz seine letzte Ruhestätte. Clemens Denhardt lebte in äußerst dürftigen Verhältnissen und mußte in der Inflationszeit geradezu Hunger leiden. Der Unfort des Vaterlandes traf den willensstarken Mann härter als alle Entbehrungen. Er, der einst eine blühende Kolonie erwarb, durch die Deutschland in den Besitz der Insel Helgoland kam, starb vollständig verarmt und verlassen am 7. Juni 1929.

Auf dem Friedhof in Bad Sulza liegt sein einfaches Grab. Den Hügel schmückten mit Blumen dankbare Menschen, denen der Verstorbene einst Gutes getan hatte. Als man ihn ohne jegliches Gepränge zu Grabe trug, ließen nur die Kranzspenden des Auswärtigen Amtes und der Deutschen Kolonialgesellschaft äußerlich erkennen, daß ein bedeutender Mann zur ewigen Ruhe eingegangen war.

Der letzte große deutsche Kolonialpionier, einst Minister der Auswärtigen und der Inneren Angelegenheiten des Sultanats Wito, Clemens Denhardt, dem allein Deutschland die Erwerbung Helgolands verdankt.

Aus dem ehemaligen Deutsch-Wituland

Von Rochus Schmidt

Deutsch-Wituland ist ein einstmals deutsches Schutzgebiet, dessen Namen mancher Deutsche nicht kennt und dessen Geschichte, Bevölkerung und Bedeutung sogar vielen Kolonialdeutschen fremd geblieben ist. Witu zählt nicht zu den Kolonien, die uns gegen Treu und Glauben durch Lug und Trug mit dem nichtswürdigen Versailler Diktat genommen worden sind, sondern es ist durch den auf dem Wege gleichberechtigter Verhandlungen zu Stande gekommenen deutsch-englischen Vertrag des Jahres 1890 gegen Kompensationen an Großbritannien abgetreten worden und hat in dem von mir besetzten Falle der Volkswertigkeit dieser Kompensationen für uns seinen Zweck erfüllt.

Ich selbst lernte das Wituland in den Jahren 1886 und 1887 als Festlandsvertreter der mit der Verwaltung des Landes unter Aufsicht der Regierung betrauten deutschen Witugesellschaft kennen. In den Dienst dieser damals in der Gründung begriffenen Gesellschaft trat ich auf Wunsch und Vorschlag des Auswärtigen Amtes, nachdem ich bereits im Jahre 1885 für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft gewirkt und im Sommer jenes Jahres durch Verträge mit Häuptlingen die Landschaft Usaromo erworben hatte. Schwere im Anschluß an diese erste Expedition gelegentlich eines Überfalls durch Nuga-Nuga erlittene Verwundungen führten eine Unterbrechung meiner Tätigkeit bei der ostafrikanischen Gesellschaft herbei. In dieser Zeit erging das genannte Ersuchen an mich.

Deutsch-Wituland, das ja in der Hauptsache das Ausgleichsobjekt gegen das für uns so bedeutungsvolle Helgoland geworden ist, war nach vielen Rücksichten hin sehr interessant, so daß ich niemals bedauert habe, vor meiner späteren Rückkehr nach Deutsch-Ostafrika jenen Lande gebient zu haben. Ich habe das zwar nur kurze Zeit deutsch gewesene Land und seinen mit den besten Charakteren und

Herzenseigenheiten ausgestatteten damaligen Herrscher, den alten Sultan Ahmed, genannt Simba, aus dem alten Geschlecht der Nabahani und dessen Familie, sowie einen großen Teil der ihrem Sultan ergebene Suaheli lieb gewonnen und an dem nicht ganz ohne Schuld der damaligen Reichsbehörden sehr harten Geschieß von Wituherrscher, stand und -leuten, wie es sich bei der Art der Ausföhrung des erwähnten Vertrages gestaltete, warmen Anteil genommen.

Die Bevölkerungsteile, auf welche sich unser Interesse vornehmlich erstreckte, waren in erster Linie die den Ton angehenden Suaheli, unter ihnen besonders einige ihre Abstammung auf den Propheten zurückföhrende Scherife und sonstige Notabeln, ferner die zwar keinen eigenen Stamm bildenden unter dem Namen der Batuballi zusammengefaßten Eingeborenen, ursprünglich große Scharen entlaufener Sklaven, die als solche anderwärts, besonders in Süden Ostafrikas eine Geißel gewesen waren, unter dem guten Einfluß und milden Szepter des Sultan Ahmed im Wituland aber einer friedlichen Tätigkeit, besonders dem Landbau sich zugewandt hatten; schon weniger angenehm waren die Wabani, ein rächtiges Jägervolk, aber als Sklavenjäger gefürchtet, übel berüchtigt und nicht leicht im Zaume zu halten. Dagegen waren wieder als Feldbebauer, Schiffsfer und Fischer sehr zu schätzen die friedlichen Wapokomo, fromme, kräftige Gestalten, die besonders um den Lana herum saßen. Einfluß und Macht Ahmed's dehnten sich ja weit über die Grenzen seines eigentlichen Landes aus, wenn er auch in der Zeit meines Daseins gar nicht mehr bewegungsfähig und in Folge einer stark vergrößerten Elephantiasis ständig an die Bettstatt gefesselt war, woselbst er, immer im Korän lesend, alle Besuche, sehr oft auch den meinigen, entgegennahm. Ein Stamm, der gerade damals sich ganz und freiwillig in die Herrschaft des Sultans Ahmed einfügte,



Sheikh Soliman bin Nafir, Wali von Dar-es-Salaam (DDA)

waren die Baracca-Galla, ein Teil der südlichen Galla. Ich selbst trat sehr bald von Witu aus zu den Galla in Beziehungen, die sich darauf enger und freundlicher gestalteten. Der ganze Galla-Stamm, früher das große Gebiet von Mefimien bis über den Lana hinaus bewohnend, ist fast durch die ihm früher weit unterlegenen Somali bestimmt und zurückgedrängt worden. Die früheren Kriege zwischen Galla und Somali wurden schließlich zu einseitigen Raubzügen, verbunden mit Sklaven- und Raubtierjagden der Somali. Die früher so stolzen Galla wurden massenhaft, nachdem die Somali Herr Nordost hatten die Jagd schließlich zu einseitigen Raubzügen, verbunden mit Sklaven- und Raubtierjagden der Somali. Die früher so stolzen Galla wurden massenhaft, nachdem die Somali Herr Nordost hatten die Jagd schließlich zu einseitigen Raubzügen, verbunden mit Sklaven- und Raubtierjagden der Somali. Die früher so stolzen Galla wurden massenhaft, nachdem die Somali Herr Nordost hatten die Jagd schließlich zu einseitigen Raubzügen, verbunden mit Sklaven- und Raubtierjagden der Somali.

Witfalls habe ich jedenfalls mit dem bedauernden Verluste Bekleidungsgegenstände.

Ich war nach Überwindung großer Schwierigkeiten und Feindschaften, die mir von den Soldaten und der Partei des Sanibarsultans entgegengekehrt wurden, nach Kan am 27. einem zwischen Sanibar und Witu stark unruhigen Punkte, übergeführt. Der sanibarsultane Staatsherr von Kan und die ausschließlich arabische oder arabisch-orientierte Bevölkerung waren mir feindselig gesinnt und beriefen das durch Anschläge und Ränke gegen mich. Es war offenkundig, daß der Staatsherr und der hinter ihm stehende Wali von Kanu sich durch die Soldaten und andere Mittelspersonen meiner zu entziehen suchten. Miftrauen bezog ich nach dieser Richtung hin auch gegen die Somali, deren viele in Witu verkehrten. Sie trieben dort als Viehhändler ein unfauberes Geschäft, indem sie das den Galla geraubte Vieh ihren mohammedanischen Glaubensgenossen verkauften. Während die Galla bei den strenggläubigen Mohammedanern als Ungläubige verhaßt waren, standen die Somali als fanatische Anhänger des Islam bei ihnen in großer Achtung. Hinsichtlich der südlichen Galla möchte ich hierbei bemerken, daß ich die auch ihnen gegenüber beliebte Bezeichnung als Heiden für höchst gedankenlos bzw. falsch halte, denn sie sind keine Fetischdiener, sondern Anbeter einer persönlichen Gottheit. Sie haben einen Gottesdienst, der bei einzelnen Gruppen durch die Anbetung der Gestirne ersetzt wird, so daß wohl von einer über das Heidentum sich erhebenden Religion gesprochen werden kann.

Die damals in Kan verkehrenden Somali sprachen zumest auch bei mir vor. Ihre Besuche waren von Interesse für mich, da sie mir, der ich ja mein Verhalten bei Allen innerlich machte und Mißtrauen hatte, einen guten Einblick in die Verhältnisse jenes verfallenen aber damals eine große Rolle spielenden Stammes gewährten. Sie suchten mich, da sie unüber meine Jagdpassion festgesetzt hatten, zu einem Jagdausflug in ihr Land zu bewegen; ihrer Schilderungen hielt ich natürlich mit aufheuernder Begeisterung an. Jene Somali gehörten zumest zum Stamm der Nigaden und Wapokomo. Ein Angehöriger des letztgenannten Stammes war es auch, der in der damaligen Zeit den Dr. jur. Karl Jäschke, Freund und Begleiter von Dr. Carl Peters, am 1. Dezember 1886 in Kitima meuch-

sings ermordete. Dieser Muechelmoord war so recht nach Somaliart in Szene gesetzt: der Mörder suchte nach damaliger Gewohnheit der Eingeborenen, in jedem Weißen einen Arzt zu sehen, die ärztliche Hilfe Fühlke's wegen eines angeblichen Augenleidens nach. Bereitwillig und arglos ging Fühlke ans Werk. Als er die Augen des Somali untersuchte, versetzte ihm dieser heimtückisch den tödlichen Dolchstoß. Der Somali war, wie sich in der Folge zeigte, zum Muechelmörder gedungen. Bei dem regen Verkehr der Borjengels-Somali erfuhr auch ich sehr bald von jenem mich tief bewegenden Ereignis; war ich doch noch kurz vorher dem guten Fühlke kameradschaftlich recht nahe getreten.

Die Besuche der Somali hörten aber bald auf, selbst in Kau, wo sie so viel Freunde und Spiegelgesellen hatten. Ein großer Somaleinfall in's Gallaland, der sich bis in das Gebiet des Witusultans und der Witugessellschaft erstreckte, löste sie ab. Auch Kau, von wo aus man Tausende Somali zusammengepackt beobachten konnte, galt als bedroht; wie ich von vornherein annahm, zu Unrecht. Außer mir, der ich freilich nicht über einen einzigen Bewaffneten und nur über meine eigene Jagdausrüstung verfügte, hatten die Somali ja dort nur Freunde. Allerdings schien mir die Freundschaft seitens der Kau-Araber und Belusischen stark ins Wanken zu geraten, als sie mit mir die nicht sehr freundliche Flankenstellung der Somali vom Dreieck aus beobachteten. Ich schien ein wenig im Hinblick auf etwaige Operationen gegen die Somali an Boden zu gewinnen. Die Somali zogen aber ab und ich konnte nicht zum Führer der Araber gegen sie avancieren. Dagegen führten die Ereignisse zu einer kleinen Operation unter meiner Führung von Witu aus, nachdem zu mir nach Kau das Gerücht gedrungen war, Witu selbst sei von den Somali bedroht. Auf diese, mir von vornherein nicht ungläubhaft erscheinende Nachricht hin zog ich, wie ich stand und ging, allein mit meinem Boy und nicht viel mehr als einer Doppelbüchse nebst Munition und einer Zahnbürste bewaffnet, eiligt nach Witu, wohin der Weg frei war. Daß die Somali sehr viel mehr Neigung hatten, Witu, den dortigen Sultan und seine Bevölkerung zu überfallen und anzugreifen, als das den Kauleuten gegenüber der Fall war, erschien begründet; denn der zwar strenggläubige aber sehr duldsame, uns Deutschen besonders gut ge-

sinnte Sultan Achmed und seine zum größten Teil toleranteren Untertanen reizten die mit Fanatismus besetzten Somali mehr als die ihnen hinsichtlich des Grades der Verheerung näherstehenden Kauleute.

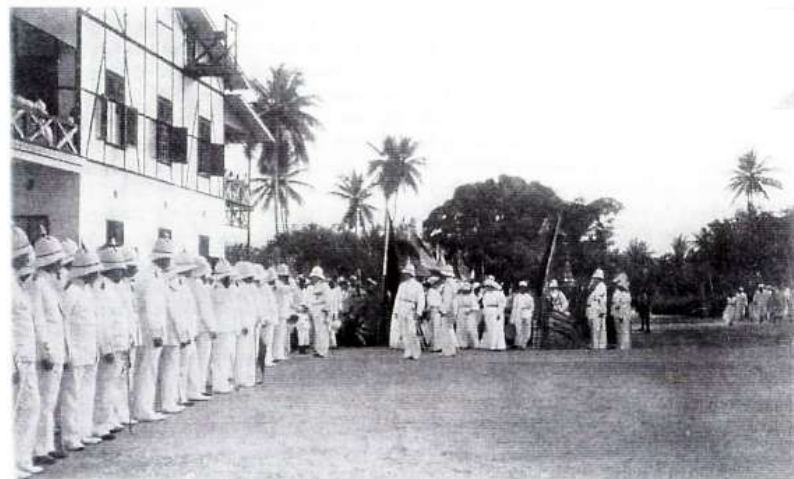
Daß ich vor jener Zeit von Witu aus bereits den Galla näher gerückt war, daran trug der fürsorgliche alte Achmed Schuld. Ich weiß es ihm Dank. Ohne sein Eingreifen wäre ich jedenfalls bei den vorher gegen alle Europäer sich scharf abschließenden, mißtrauischen Galla in eine sehr üble Lage geraten. Ich hatte nämlich die Absicht gehabt, ohne Hilfe in Anspruch zu nehmen, von Witu aus eine kleine Jagdexpedition in die guten Wildstand aufweisenden Gebiete des Gallalandes zu machen. Als der Sultan davon erfuhr, warnte mich der alte Mann, der sich, wie er sagte, dem deutschen Kaiser gegenüber verantwortlich für mein Leben fühlte, persönlich sehr dringend und riet mir einen nur eintägigen Aufschub an, den er dazu benutzen wollte, zu den Galla Boten zu schicken und seinen Einfluß dahin auszuüben, daß mir ein dem Freunde des Witusultans gebührender Empfang zu Teil werde. Außerdem wolle er mir dann noch einen Begleiter mitgeben, der mich persönlich bei den Galla einführe. Selbstverständlich befolgte ich den wohlgemeinten Rat. Und trotzdem fand ich bei den Galla in dem zunächst besuchten Dorfe Titureida einen nichts weniger als freundlichen Empfang. Denn an den wütenden Blicken der Männer und Frauen, die ihren Zorn zu verbergen sich nicht bemühten, konnte ich mir ausmalen, was mir ohne die Hilfe des alten Achmed geschehen wäre. Dank dem Parlamentieren des Witubegleiters wurde ja meinem Plan, die Jagd auszuüben, kein Hindernis in den Weg gelegt; ich erhielt sogar Jagdbegleiter aus den Galla und erlangte schließlich bei meinen öfter und ohne Mittelspersonen unternommenen Besuchen des Gallalandes das Vertrauen der von mir lieb gewonnenen Angehörigen jenes Stammes. Und zuletzt haben die Bararetta in mir einen Freund gesehen, dem sie vertrauten und der mit ihnen fühlte.

Als ich während des Somaleinfalls nach Witu kam und dem Sultan meine Hilfe anbot, die eben mangels auch des leisesten Anlasses einer Truppe der Witugessellschaft, welche es ihren Vertretern überließ, sich persönlich Einfluß und Gehör zu verschaffen, nur in meiner Person bestehen konnte, wurde ich dort sehr willkommen geheißen. Zwar

war Galbanti. Bei unserer Ankunft an dem den Lana und Osi verbindenden Beledjoni-Kanal liefen die Waspokomo, die erst die Fahrzeuge über die dortigen Ufer liefen hatten hinwegzuführen wollen, aus Furcht vor den jetzt in großer Nähe beobachteten Somali, ihre Kanus im Stiche lassend, fort. Wir waren somit nun ausschließlich auf Fußmarsch angewiesen. Ein Somalitrupp, der uns provozierend den Weg versperrte, mußte zur Erzwingung der Passage angegriffen werden, was auch meinen Schutzbefehlten plausibel erschien. Die Somaliteilung indes gab, den Ernst der Sachlage einsehend, den Weg frei. Tausende der Somali indes hatten uns, behende wie sie waren, inzwischen überflügelt und nahmen teils in der flanke Aufstellung, teils marschierten sie seitlich weiter. Da uns jetzt, wie ich wußte, das Passieren unübersichtlichen, zu Überfällen geradezu herausfordernden Geländes bevorstand, hielt ich es für dringend geboten, meinerseits zum Angriff überzugehen. Die taktische Notwendigkeit hierzu mußte ich jedoch meiner ein wenig zaghaften Hundertschaft erst klar machen. Aber zu ihrer Ehre sei gesagt, daß das gelang und sie dann auch, nicht gerade wie Blücher, aber doch, in schließliche Lage geratend,

drauf gingen bzw. das Feuer eröffneten, so daß wir die vor und bei Eröffnung des Feuers sprunghaft anstürmenden Tausende der Somali in wilder Flucht und mit nicht unerheblichem Verlust überseits zurückwarfen, während auf unserer Seite nur ein durch einen Speerstoß der schon eindringenden Somali schwer verwundeter Witumann auf die Verwundete kam. Wir hatten eine kurze Kampfepisode hinter uns, deren Chancen von vornherein recht verschieden gedeutet werden konnten. Hart beieinander stehen in solchen Fällen für den speerkämpfenden Krieger die beiden Möglichkeiten: völlige Vernichtung einerseits — die Zelewskitafastrophe in Uhehe — und nahezu unblutiger Ausgang andererseits. Im vorliegenden Falle erreichten wir Witu trotz der schaurigen Eindrücke recht zufrieden ab des Ausgangs. Dort traf ich Gustav Denhardt an, der mir dankerfüllt entgegen Schritt.

Für die Galla aber brachten jene Tage den Untergang ihrer Selbständigkeit. Sie rückten ganz nahe an Witu heran und siedelten sich unter dem Schutze des Witusultans an. Aber auch die Witusultane fanden 4 Jahre darauf unter englischer Herrschaft das Ende ihrer Selbständigkeit.



o. Wismann u. Besichtigten Frau o. Wismann
Abschied des Gouverneurs v. Wismann in Daresalam 1896

waren auch von dort die Somali abgezogen; indes war der Sultan sehr in Sorge um das Schicksal zweier Deutscher, von denen ihm besonders Gustav Denhardt, der Erwerber von Deutsch-Wituland, mit seinem Bruder Clemens nahe stand. Gustav Denhardt befand sich zur Zeit, als die Somali ins Gallaland eingefallen waren und Witu gegenüber eine drohende Haltung einnahmen, mit einem deutschen Begleiter am Tana. Diese Gegend aber war den eingegangenen, in Wirklichkeit auch zutreffenden Nachrichten zufolge als von den Somali bedroht anzusehen. Hierzu kam noch das den Sultan wie mich in größte Sorge versetzende Gerücht, Gustav Denhardt und sein Begleiter befänden sich in der Gefangenschaft der Somali. So war meine Hilfe dem alten Ahmed in hohem Grade erwünscht. Ich brach natürlich wegen der noch dazu für einen Freund obwaltenden Gefahr ohne Verzug, ohne meine Ausrüstung ergänzen zu können, auf, zumal auch der Sultan sofort hundert Mann bereit und unter meinem Befehl stellte. Einzelne Leute, insbesondere die mitziehenden Landesgrößen, waren mir bereits bekannt. Diese sorgten dann auch dafür, daß mir, der ich ja mangels allen und jeden sonst gebräuchlichen Komforts mit den Negern leben mußte, das für die Eingeborenen zubereitete Essen in möglichst freundlicher Form gereicht wurde. Alle schätzten es augenscheinlich sehr, daß ich im Hinblick auf die drohende Gefahr nicht gezauert hatte, auf Schusters Rappen, ohne Feldbett, Zelt und dgl. mit ihnen aufzubrechen. Ein ununterbrochener sechzehnständiger, zum Teil in der Nacht zurückgelegter Parforcemarsch führte uns zunächst durch das mit verstümmelten Gallaleichen jeden Geschlechts und Alters angefüllte Dorf Titu-reida, das von den Galla eben verlassen war. Die aufs roheste verstümmelten Galla waren teilweise über Feuer aufgehangen und so noch einer besonderen Tortur ausgesetzt worden. Unser ganzer Weg führte über Stätten von Qualen, die den Galla in ihren Behausungen oder auf der Flucht soeben bereitet worden waren. Fortwährend begegneten wir flüchtenden, unter dem Eindruck des Schaurigen, auch wenn sie unverletzt waren, seelisch zusammengebrochenen Männern, Frauen, Greisen und Kindern. Bei der in der tropischen Hauptzeit so schnell fortschreitenden Verwesung erfüllte ein furchtbarer Geruch die Dörfer und Hütten der Ein-

geborenen, die wir betraten. Keiner der Galla war zu bewegen, uns nach dem mutmaßlichen Ziel der Unternehmung, dem Tana zu folgen; so voll von Angst und Entsetzen waren selbst die Stärksten in dem Gedanken, den Somali zu begegnen. Als wir schließlich am Tana ankamen, erfuhr ich zu meiner großen Freude und Erleichterung, daß der dort wohlbekannt und beliebte bana Gustava (Gustav Denhardt) und sein Begleiter in Kanus der Wapokomo den Tana heruntergefahren und vermutlich unbemerkt von den Somali geblieben seien. Das war anzunehmen, da der Fluß in jener Gegend zwischen steilen und hohen Ufern dahinfließt und die Somali zur Zeit der Abfahrt noch oberhalb des Flusses und etwas abseits von diesem standen.

Bei unserer Ankunft am Tana nahmen die Somali Stellungen dicht am Flusse, und zwar ober- und unterhalb der Stelle, an der wir ihn erreichten, ein. Es war nicht klar, wohin sie sich wenden würden. Die Somali hatten sicher Kenntnis von unserer Ankunft und unserer geringen Stärke. Unsere Situation erschien namentlich den schwarzen Ehrenmännern nicht unbedenklich. Waren auch die Somali nicht mit Schusswaffen ausgerüstet, so bestand doch die Bewaffnung meiner Wituwännlein nur in recht elenden Vorderstopfern, nämlich den bekannten Karawanengewehren; dazu fehlte trotz sonstiger guter und sympathischer Eigenschaften dem Gros der Witu-leute neben einer genügenden Ausbildung ganz naturgemäß jeder aktive Mut. Trotzdem konnte ich, wie sich zeigte, noch ganz leidlich mit ihnen zufrieden sein und sie dahin bringen, wohin ich sie haben wollte und nach Lage der Dinge haben mußte.

Als wir bei Ankunft am Tana die im Hinblick auf Denhardt befriedigende Nachricht erfuhren, drängten mich alle, so schnell wie möglich auf dem Wege, den wir gekommen waren, zurückzukehren, als wenn der Weg daran schuld wäre, daß wir selbst dort von den Somali unbehelligt geblieben waren. Die Rücksicht aber auf Fußkränke und der Umstand, daß die Somali unser Kommen inzwischen bemerkt hatten, uns nun beobachteten und der Landweg den berücksichtigten, für den Nahkampf bestens gerüsteten und trainierten Schnelläufer mindstens die gleichen Überfallmöglichkeiten bot wie der Wasserweg, veranlaßte mich dazu, den letzteren zu wählen. Von den Wapokomo erhielt ich Kanus und Führer. Der erste größere Ort, den wir auf der Wasserfahrt erreichten,

geborenen, die wir betraten. Keiner der Galla war zu bewegen, uns nach dem mutmaßlichen Ziel der Unternehmung, dem Tana zu folgen; so voll von Angst und Entsetzen waren selbst die Stärksten in dem Gedanken, den Somali zu begegnen. Als wir schließlich am Tana ankamen, erfuhr ich zu meiner großen Freude und Erleichterung, daß der dort wohlbekannt und beliebte bana Gustava (Gustav Denhardt) und sein Begleiter in Kanus der Wapokomo den Tana heruntergefahren und vermutlich unbemerkt von den Somali geblieben seien. Das war anzunehmen, da der Fluß in jener Gegend zwischen steilen und hohen Ufern dahinfließt und die Somali zur Zeit der Abfahrt noch oberhalb des Flusses und etwas abseits von diesem standen.

Bei unserer Ankunft am Tana nahmen die Somali Stellungen dicht am Flusse, und zwar ober- und unterhalb der Stelle, an der wir ihn erreichten, ein. Es war nicht klar, wohin sie sich wenden würden. Die Somali hatten sicher Kenntnis von unserer Ankunft und unserer geringen Stärke. Unsere Situation erschien namentlich den schwarzen Ehrenmännern nicht unbedenklich. Waren auch die Somali nicht mit Schusswaffen ausgerüstet, so bestand doch die Bewaffnung meiner Wituwännlein nur in recht elenden Vorderstopfern, nämlich den bekannten Karawanengewehren; dazu fehlte trotz sonstiger guter und sympathischer Eigenschaften dem Gros der Witu-leute neben einer genügenden Ausbildung ganz naturgemäß jeder aktive Mut. Trotzdem konnte ich, wie sich zeigte, noch ganz leidlich mit ihnen zufrieden sein und sie dahin bringen, wohin ich sie haben wollte und nach Lage der Dinge haben mußte.

Als wir bei Ankunft am Tana die im Hinblick auf Denhardt befriedigende Nachricht erfuhren, drängten mich alle, so schnell wie möglich auf dem Wege, den wir gekommen waren, zurückzukehren, als wenn der Weg daran schuld wäre, daß wir selbst dort von den Somali unbehelligt geblieben waren. Die Rücksicht aber auf Fußkränke und der Umstand, daß die Somali unser Kommen inzwischen bemerkt hatten, uns nun beobachteten und der Landweg den berücksichtigten, für den Nahkampf bestens gerüsteten und trainierten Schnelläufer mindstens die gleichen Überfallmöglichkeiten bot wie der Wasserweg, veranlaßte mich dazu, den letzteren zu wählen. Von den Wapokomo erhielt ich Kanus und Führer. Der erste größere Ort, den wir auf der Wasserfahrt erreichten,



Deutscher Flottillenaufmarsch vor Sansibar (links im Bild das englische Generalkonsulat), zeitgenössische englische Zeichnung

Johann Andreas ?
*
+
Minden
Bürger und Schönfärber

Marg. Charl.

Johann Heinrich Dennhardt
*13. Aug. 1822
+ 1871

Christiane Henriette
*
+ 1865

Karl Gustav
* 1809
+ 1870
Zeit

Johanne Wilh.

Gendarm, Steuereinnehmer

Max Dennhardt 50-60
* 1867 ?
+ 20er ?

Oscar Heinrich Dennhardt 90?
*12. Aug. 1857
+ 1947

Gustav Denhardt
* 13.06.1856 Zeit
+ 17.07.1917 Leipzig
interniert in Indien
über Gefangenenaustausch
nach Deutschland?

Clemens Denhardt
* 03.08.1852 Zeit
+ 07.09.1928 ?
+ 07.06.1929
Bad Sulza

Vollwaisen mit 3 bzw. 13 Jahren?

Hatten Tochter Martha und Enkelin
Hanni Kontakt zu Oscar und Hans
Dennhardt

Getrud geb Dennhardt
*
+

Hans Dennhardt
* 1892
+

unehelicher Sohn?
in der Schweiz?
* 07.12.1903 ?

Erika Nowack
*13.12.1921
+ 23.06.2008

Siegfried Peter Oscar Dennhardt
* 1930

Bernd Nowack
+ 1953
Leiter des Deutschen
WITU-Archives

Johannes Dennhardt
* 1980

Anmerkung:
Der Verfasser

Das
Denhardt
Wappen
über
Witu – Land



1. Umschlagseite: Clemens (li.) und Gustav (re.) Denhardt und Karte des Witu-Gebietes (1884), kartographiert von den Denhardts
2. Umschlagseite: Ritterwappen der Familie Denhardt und Aquarell „Lamu-Landschaft von Barry Noa (Bernd Nowack)

Abbildungen:

Scherl-Archiv, Berlin: 1. US (3), S.4 (2), S.6 (2), S. 10 (1), S. 20 (2), S. 21 (3)
Deutsches Witu-Archiv, Dessau: S.2 (1), S.8 (1), S. 12 (5), S.13 (5), S. 15 (1),
S.16 (1), S. 17 (1), 2. US (2)

Hanseatische Briefmarkenauktionen OHG, Gebr. Ehrengut, Hamburg: S. 14 (2)

Auktionshaus Heinrich Köhler, Wiesbaden: S. 15 (1), S. 17 (1)

R. Maro/Agentur version Berlin, DuMont-Buchverlag Köln: S. 16 (1)

Archiv Kolonialkriegerdank e.V., Berlin: S. 25 (1), S. 28 (1)

Das Deutsche Witu-Archiv dankt der Sammlerbörse, Horst Fahtz, Dessau für die freundliche philatelistische Fachberatung

Alle Rechte vorbehalten!

Nachdruck aus auszugsweise nur mit Genehmigung des Autors gestattet!

Der Autor Bernd Nowack ist als Verwandter mütterlicherseits von Clemens und Gustav Denhardt an weiterem Material über die Denhardts und Witulands interessiert. Freundliche Zuschriften an das Deutsche Witu-Archiv (vormals Denhardt-Archiv) erbeten.

Herausgeber

Deutsches Witu-Archiv
Dessau
Sandberg 33

Dessau Anno 2001

Anno 2002

Berichte aus dem Heimatboten
und den Bad Sulzaer Kalenderblättern
von Mai 2002

**Würdigung des Ehrenbürgers
Clemens Denhardt**

Wenige Wochen vor seinem 150. Geburtstag würdigten Gäste und Bürger unserer Stadt das Wirken und Leben von Clemens Denhardt.

Aus diesem Anlass wurde gegenüber dem Wohn- und Sterbehaus in der nach dem Konsul und Kolonialpionier benannten Straße am 27. April 2002 ein Gedenkstein enthüllt.

Der "Traditionsverband ehemaliger Schutz- und Überseetruppen - Freunde der früheren deutschen Schutzgebiete" e. V. hatte sich mit einer Spende an der Errichtung des Gedenksteines beteiligt.

Der Verein tagte am 27. April zu einer erweiterten Vorstandssitzung im Historischen Inhalatorium. Der Stellvertreter des Bürgermeisters, Herr Pfaffendorf, empfing die Gäste im Rathaus zu einer Gesprächsrunde. Am 28. April erfolgte an der Grabstelle Clemens Denhardts auf dem Hauptfriedhof eine Kranzniederlegung.



2002-04-27

In der Clemens-Denhardt-Straße wird um 17.00 Uhr gegenüber dem Wohn- und Sterbehaus des Ehrenbürgers der Stadt und Kolonialpioniers Clemens-Denhardt ein Gedenkstein feierlich enthüllt sowie am Haus eine Gedenktafel angebracht. Die sich aus Anlass der Feier des 150. Geburtsjahres des Konsuls eingefundenen Gäste und Mitglieder des „Traditionsverbandes ehemaliger Schutz- und Überseetruppen – Freunde der früheren deutschen Schutzgebiete“ würdigten das Lebenswerk der Gebrüder Denhardt.

Mit einem kleinen Empfang des amtierenden Bürgermeisters und Beigeordneten Herrn Klaus Pfaffendorf für die Mitglieder des Traditionsverbandes im Rathaus sowie der Niederlegung eines Kranzes am Grab von Clemens Denhardt auf dem Hauptfriedhof enden die Ehrungen.

Fragwürdiges Gedenken

Nicht nur Zustimmung fand die Enthüllung des Gedenksteins für Clemens Denhardt am Wochenende in Bad Sulza (TA 29.4.):

Die Ehrung des „Kolonialpioniers“ Denhardt erscheint fragwürdig. Denn das Denhardt-Gedenken betrieben auch die Nazis in Bad Sulza seit 1938. Damals hielten „Arbeitskameraden“ des Reichsarbeitsdienstes an seinem Grab Ehrenwache. Im Juni 1939 fand eine Kundgebung zum Gedenken an ihn statt, bei der hohe SS-Führer zugegen waren. An seinem Wohnhaus wurde durch den stellvertretenden NS-Ortsgruppenführer eine Gedenktafel enthüllt. Welch eine Kette, in die sich Bad Sulza heute wieder einreihet. Die Tafel, die 1945 entfernt wurde, ist durch eine neue ersetzt. Auch eine Clemens-Denhardt-Straße hat Bad Sulza. Das KZ Bad Sulza wurde übrigens von derselben SS geführt, die an Denhardts Grab einst salutierte. Aber das scheint heute niemanden mehr zu stören.

Peter Franz, Taubach

Berichte aus der:

Thüringer Allgemeine

von Mai 2002



Informationen der Kurgesellschaft

Fragwürdiges Gedenken?

Die „Thüringer Allgemeine“ veröffentlichte am 4. Mai 2002 einen Leserbrief von Herrn Peter Franz aus Taubach.

Die Bad Sulzaer Ehrung von Clemens Denhardt wird darin als fragwürdig dargestellt und mit der Zeit des Nationalsozialismus in Verbindung gebracht.

Herr Franz (Zitat) „reihet“ die heutigen Aktivitäten Bad Sulzas zur Person des Bad Sulzaer Ehrenbürgers sogar in „eine Kette“ solcher der SS und des NS ein.

Feststellung: Bad Sulza lässt sich, auch nicht durch Einzelne, in eine rechte Ecke stellen!

Mit den Ehrungen ging es Bad Sulza und allen anwesenden Gästen und Bürgern um die Würdigung des Wirkens und Lebenswerkes von Clemens Denhardt.

Herr Franz sollte sich nicht nur einseitig mit Geschichte befassen und fragwürdige Zeilen mit Mutmaßungen veröffentlichen lassen - oder will er vielleicht z. B. Städte wie Weimar, Nürnberg und Berlin auf Grund geschichtlicher Ereignisse auch zu recht(s) rücken?

Norbert Hörig: Helgoländer Flagge weht über Zeitz

Zeitz/MZ. - Hörig erinnerte an die Bedeutung der beiden großen Söhne der Stadt Zeitz. Von 1877 bis 1879 weilten Clemens und Gustav Denhardt erstmals zu einer wissenschaftlichen Expedition in Ostafrika, 1884 schloss sich die zweite an, in deren Verlauf die Deutschen Land vom Sultan von Witu kauften. Eben jenes Land, das später den Tausch gegen die Insel Helgoland mit den Engländern möglich machte. In diesem Zusammenhang verwies Hörig noch einmal deutlich darauf, was man den Brüdern Denhardt schulde: Eine Denhardtstraße wie in Bad Sulza, wo Clemens Denhardt begraben liegt und seit rund 80 Jahren Ehrenbürger ist, wäre das mindeste. Daran knüpfte Eberhardt Wirth an. Er überbrachte als Mitglied des Ritterordens Grüße aus Bad Sulza, sozusagen von einer "Denhardt-Stadt" an die andere. Auch er unterstrich noch einmal, dass Bad Sulza eine Denhardtstraße habe. In Zeitz gab es allerdings schon einmal eine Denhardtstraße, die heutige Leißlingstraße. Die Umbenennung erfolgte, weil man zu DDR-Zeiten nichts mit den Brüdern Denhardt anfangen ...

Von Angelika Andriä 13.08.2006, 17:30

Hörig erinnerte an die Bedeutung der beiden großen Söhne der Stadt Zeitz. Von 1877 bis 1879 weilten Clemens und Gustav Denhardt erstmals zu einer wissenschaftlichen Expedition in Ostafrika, 1884 schloss sich die zweite an, in deren Verlauf die Deutschen Land vom Sultan von Witu kauften. Eben jenes Land, das später den Tausch gegen die Insel Helgoland mit den Engländern möglich machte. In diesem Zusammenhang verwies Hörig noch einmal deutlich darauf, was man den Brüdern Denhardt schulde: Eine Denhardtstraße wie in Bad Sulza, wo Clemens Denhardt begraben liegt und seit rund 80 Jahren Ehrenbürger ist, wäre das mindeste. Daran knüpfte Eberhardt Wirth an. Er überbrachte als Mitglied des Ritterordens Grüße aus Bad Sulza, sozusagen von einer "Denhardt-Stadt" an die andere. Auch er unterstrich noch einmal, dass Bad Sulza eine Denhardtstraße habe. In Zeitz gab es allerdings schon einmal eine Denhardtstraße, die heutige Leißlingstraße. Die Umbenennung erfolgte, weil man zu DDR-Zeiten nichts mit den Brüdern Denhardt anfangen konnte.

Peter Moser, wie Hörig Mitglied der Wir-Fraktion im Zeitzer Stadtrat, machte deutlich, was aus seiner Sicht die Größe der Denhardts ausmachte: Sie hätten Schwarze mit nach Zeitz gebracht und als gleichberechtigte Menschen behandelt. Zur damaligen Zeit ein unvorstellbarer Vorgang in Zeitz. Unter den interessierten Bürgern, vom Stadtrat war außerdem Eugen Engel (CDU) gekommen, war auch Sigrid Ritter. Hörig erinnerte daran, dass sie es war, die 1993 / 94 die Kontakte zu Helgoland geknüpft und so eigentlich einen Grundstein gelegt hatte. Kontakte, meinte Hörig, die heute wichtiger seien denn je. "Wir brauchen diese Verbindung nach Norden, wir müssen die Kontakte pflegen", meinte er und fügte an: "Die Helgoländer Flagge weht über Zeitz."



Anno 2006



Berichte aus der:

Mitteldeutsche Zeitung

von 2006



Gedenktafel soll nicht in Steintorvorstadt

Zeitz/MZ. - Es war in der Sitzung des Zeitzer Stadtrates im August. 31 Stadträte stimmten dem Anbringen einer Gedenktafel beim 1937 abgerissenen Geburtshaus der Gebrüder Denhardt in der Steinvorstadt in Zeitz zu. An dem Haus, in dem die NSDAP-Ortsgruppe Zeitz gegründet wurde. Zuvor hatte Norbert Hörig (Wir / Unabhängige) versucht, sie von diesem Vorhaben abzubringen. Unter anderem, indem er eine Stellungnahme des Geschichts- und Altertumsvereins Zeitz und Umgebung dazu vorlas. Vorlesen wollte. Denn mit dem Vorwurf der "Glorifizierung nationalsozialistischer Symbolik" wurde Hörig das Wort entzogen. Er hatte ein Foto gezeigt, das belegt, dass in der Steintorvorstadt Aufmärsche und Treffen des Nazis ...

Von Angelika Andriä 26.10.2006, 17:30

Es war in der Sitzung des Zeitzer Stadtrates im August. 31 Stadträte stimmten dem Anbringen einer Gedenktafel beim 1937 abgerissenen Geburtshaus der Gebrüder Denhardt in der Steinvorstadt in Zeitz zu. An dem Haus, in dem die NSDAP-Ortsgruppe Zeitz gegründet wurde. Zuvor hatte Norbert Hörig (Wir / Unabhängige) versucht, sie von diesem Vorhaben abzubringen. Unter anderem, indem er eine Stellungnahme des Geschichts- und Altertumsvereins Zeitz und Umgebung dazu vorlas. Vorlesen wollte. Denn mit dem Vorwurf der "Glorifizierung nationalsozialistischer Symbolik" wurde Hörig das Wort entzogen. Er hatte ein Foto gezeigt, das belegt, dass in der Steintorvorstadt Aufmärsche und Treffen des Nazis stattfanden.

Nun hat Hörig eine Aufsichtsbeschwerde / Eingabe bei der oberen Kommunalaufsicht, dem Referat Kommunalaufsicht des Landesverwaltungsamtes, eingereicht. Ursprünglich hatte er einen Prozess angestrebt, meint jetzt aber, dass er nicht gegen handelnde Personen vorgehen wolle. Es gehe ihm einzig um die Sache: "Mein Ziel ist eine förmliche Aufhebung des Beschlusses."

"Grundsätzlich wird ein unzulänglich unterrichtetes Beschlussgremium eher Fehlentscheidungen treffen als bei einer vollständigen Information", schreibt Hörig dazu in der Eingabe. "In diese Lage wurde der Stadtrat durch die Manipulationen seines Vorsitzenden gebracht." Im Detail beschreibt er dazu den Ablauf der peinlichen Szene und fügt an, dass dazu nichts im Protokoll der Stadtratsitzung auftauche, weil sich die Zwiesprache zwischen ihm und Stadtratsvorsitzenden Reinhard Sträßner nicht in Reichweite des Sprechermikrofons abspielte. Hörig verweist noch einmal ausdrücklich darauf, dass der Geschichts- und Altertumsverein mit seinen 100 Mitgliedern ausdrücklich vom Anbringen der Tafel "auf diesem historisch hoch sensiblen Areal" abriet. Hörig sieht unter diesen Umständen "sehr wohl einen Handlungsbedarf" für die obere Kommunalaufsicht. "Ich wünsche mir auch, dass es zu einer Aufhebung des Beschlusses kommt, ehe man hier in Zeitz versucht, Tatsachen zu schaffen", meint er dazu. Die Kommunalaufsicht hat mit der Bearbeitung der erst am Mittwoch eingegangenen Beschwerde noch nicht begonnen.

Buchauszug:



Zeit, Ostafrika und Bad Sulza - die wichtigsten Lebensstationen von Clemens Denhardt

Wolfgang Hädrich

Zwischen 1870 und 1914 rangen die Kolonialmächte darum, sich die „unerschlossenen“ Gebiete in Afrika anzueignen. Es ging ihnen dabei um Rohstoffe und Absatzmärkte. Im Jahre 1876 befanden sich etwa 10 % Afrikas in europäischem Besitz. Binnen 25 Jahren unterwarfen die europäischen Kolonialmächte weitere 80 % des Kontinents.

In dieser Zeit zog es nicht nur „Abenteurer“ wie die Gebrüder Clemens und Gustav Denhardt aus Zeitz in die große weite Welt. Ihr Plan, eine China/Japan-Expedition zu unternehmen, scheiterte an Finanzierungsproblemen. Die Denhardt-Brüder machten Bekanntschaft mit Dr. Otto Kersten aus Altenburg. Kersten hatte 1862 den Kilimandscharo gemeinsam mit Claus von der Decken bis zur Höhe von 4316 m bestiegen und bereiste ab 1865 ostafrikanische Inseln und einen Teil des Festlandes.

Im Dezember 1877 verließen die Denhardts Deutschland in Richtung Ostafrika. Clemens Denhardt (1852-1929) und sein Bruder Gustav (1856-1917) erkundeten 1878 gemeinsam mit dem schon afrikavertrauten Arzt Gustav Adolf Fischer (1848-1886) das ostafrikanische Gebiet des Tana-Flusses im Sultanat Witu (heute Teil



Die Brüder Clemens und Gustav Denhardt (von links nach rechts).



Quelle: Sammlung Hädrich



Von den Gebrüdern Denhardt erstellte Karte des Tana-Mündungsgebietes in Ostafrika
Quelle: Archiv des Museums Moritzburg Zeitz (Karte IX/57 - 6)

von Kenia). Der Merseburger Richard Brenner (1833-1874) und Baron Claus von der Decken (1833-1865) aus Kotzen bei Rathenow sowie auch andere Deutsche waren schon mehr als ein Jahrzehnt vor ihnen da.

Zwei brillante Zeugnisse dieser von den Gebrüdern Denhardt initiierten Expedition befinden sich im Bestand der Ernst-Ortlepp-Bibliothek im Schloß Moritzburg Zeitz: Eine handgezeichnete Karte aus dem Jahre 1878, die das Mündungsgebiet des Tana zeigt, und eine Schrift aus dem Jahre 1881 mit dem Titel „Anleitung zu geographischen Arbeiten bei Forschungsreisen“.

Achmed Ibn Fumo Bakari, Sultan von Witu, genannt Simba (das heißt: der Löwe), stand zu dieser Zeit in ständigem Konflikt mit dem Sultanat Sansibar, suchte nach Verbündeten gegen Großbritannien und Sansibar und wollte sein Land deshalb unter deutsches Protektorat stellen. Otto von Bismarcks Devise war jedoch: „Solange ich Reichskanzler bin, treiben wir keine Kolonialpolitik. Wir haben eine Flotte, die nicht schwimmen kann ... und wir dürfen keine verwundbaren Punkte in fernen Weltteilen haben.“ (1881)

Zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort

Wegen innenpolitischer Krisensituationen begann Bismarck ab 1884 umzudenken und billigte von nun an die von ihm eigentlich abgelehnte Kolonialpolitik. Das kam den Gebrüdern Denhardt, die inzwischen einen guten Kontakt zum Sultan von Witu aufgebaut hatten, zugute. Clemens schloss in Gegenwart seines Bruders Gustav und des Landwirtes Schunke am 8. April 1885 einen Schutz- und Landkaufvertrag

ab. Für 50 Gewehre, Tuch, Glasperlen und einige Tausend Maria-Theresia-Taler bekamen die Gebrüder rund 25 deutsche Quadratmeilen (ca. 1406 km²) Land und Wituland wurde unter deutsche Schutzherrschaft gestellt.

Das britische Empire unterstützte daraufhin den Sultan von Sansibar. Reichskanzler Bismarck reagierte mit der Entsendung von Truppen nach Witu. Ab 27. Mai 1885 war Deutsch-Wituland ein neuer Fleck auf der Afrikakarte.

Clemens Denhardt wurde von Simba feierlich zum Minister für Innere und Äußere Angelegenheiten ernannt. Beide Männer verband eine enge Beziehung. Gustav Denhardt wurde Postminister der Sultansregierung.

Wirtschaftlich jedoch kränkelte die 1887 gegründete Deutsche Witu-Gesellschaft. Nach anderthalb Jahren ihres Bestehens hatte sie einen Gewinn von gerade einmal 4120 Reichsmark erwirtschaftet.

Deutschland tritt Witu-Land an Großbritannien ab

Das Interesse des Deutschen Reiches an Wituland schwand; eigentlich war es nie richtig groß. Mit den Kosten für notwendige Infrastruktur und Verwaltung war Deutschland überfordert. Bismarck konzentrierte sich auf die Verbesserung der deutsch-britischen Beziehungen. Nach geheimen Verhandlungen zwischen Berlin und London kam es zum so genannten Helgoland-Sansibar-Vertrag, in welchem festgelegt wurde, dass Deutschland die Insel Helgoland als Gegenleistung für Grenzregulierungen zwischen britischen und deutschen Kolonien in Afrika erhält. Dazu zählte auch, dass Wituland von Deutschland an das Empire abgetreten wurde.

Bismarcks Nachfolger, Leo Graf von Caprivi, bestand 1890 auf einer schnellen Unterzeichnung dieses Vertrages; denn vor dem im Bau befindlichen Nord-Ostsee-Kanal lag der strategisch gefährliche englische Brückenkopf „Helgoland“. Am 01.07.1890 wurde der Vertrag, der offiziell „Vertrag über die Kolonien und Helgoland“ heißt, besiegelt. In Deutschland war der Vertrag äußerst umstritten und wurde Anlaß für die Gründung des Alldeutschen Verbandes.

Nach dem Abschluß des Helgoland-Sansibar-Vertrages kam es in Wituland zu blutigen Auseinandersetzungen. Simba wurde erschlagen, die Farmen deutscher und österreichischer Siedler verbrannt. Die Gebrüder Denhardt konnten gerade noch rechtzeitig entkommen. Sie fühlten sich natürlich betrogen und um ihren Besitz gebracht. 150.000 Mark Entschädigung von der deutschen Regierung lehnten sie als ungenügend ab.*

Daheim und doch nicht zu Hause

Glücklicherweise unversehrt in ihre Geburtsstadt zurückgekehrt, mussten die Gebrüder Denhardt die schmerzliche Erfahrung machen, dass sie von den Zeitzer Bürgern „geschnitten“ wurden. Nicht verwunderlich, denn Farbige kannten die Zeitzer bestenfalls aus den Völkerschauen des Tierparks Hagenbeck. 1874 hatte der Tierpark Hagenbeck aus Hamburg damit begonnen, Menschen aus anderen Erdteilen „auszustellen“. Wandernde Menschen-Zoos, die in größeren Städten zu „bewundern“ waren, hatten bis 1890 sicher nur wenige Zeitzer gesehen.

* In der Auseinandersetzung um eine Entschädigung in der „Wito - Angelegenheit“ korrespondierte Clemens Denhardt auch mit dem Reichstagsabgeordneten von Vollmar (SPD), wie seine im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam aufbewahrten Briefe aus dem Jahre 1897 zeigen /6/.

Clemens Denhardt aber spazierte mit seinen Gästen aus Wituland, Angehörigen der vor der britischen Besatzung geflohenen Sultansfamilie, also „Negern“, durch die Straßen von Zeitz. Zu allem Überfluss kam er auch noch mit seiner schönen jungen französischen (!) Freundin ... diese ethnische Vielfalt dürfte die Toleranzgrenze vieler Zeitzer Bürger überschritten haben.

Gustav Denhardt reiste noch mehrmals nach Deutsch-Ostafrika, aber seine Unternehmungen waren nicht von Erfolg gekrönt. Kurz nach Ausbruch des 1. Weltkrieges geriet er in britische Gefangenschaft und wurde in ein Internierungslager nach Indien gebracht. Todkrank kam er zurück nach Deutschland. Er verstarb am 19. Juli 1917 in Leipzig. Sein Grab befindet sich auf dem Johannisfriedhof in Zeitz.

Clemens Denhardt verließ - enttäuscht von seinen Mitbürgern - Zeitz und übersiedelte schließlich im Jahre 1897 nach Dorfsulza, seit 1907 mit Stadtsulza als Bad Sulza vereint.

Non est propheta sine honore...

... der Prophet gilt nichts im eigenen Lande. So könnte man es auch betrachten. In Bad Sulza genoss Clemens Denhardt sehr wohl Hochachtung.

Aus Anlass seines 75. Geburtstages (3. August 1927) beschloss der Stadtrat von Bad Sulza am 4. September 1927 eine Straße nach ihm zu benennen.

Im Jahre 1927 konnte sich Clemens Denhardt, ständig in finanziellen Schwierigkeiten steckend, endlich eine Reise nach Helgoland leisten. Er schrieb eine Karte mit folgendem Wortlaut: „Das zur Nachricht: Ich bin mit meinem Sohne hier, um ihm die Insel zu zeigen, die durch meines Bruders und meine Afrikanerarbeit zum Deutschen Reich gekommen ist. - Gott befohlen, und den Frieden Allahs und seine Segnungen! Das schreibt Allahs geringster Knecht, Cl. D. auf der Insel Helgoland am 25. Tage des Monats September, im Jahre des Heils 1927.“

Das „Bad Sulzaer Tageblatt“ vom Sonntag, dem 9. Juni 1929, schrieb zwei Tage nach seinem Tod: „Die wenigsten wissen etwas von seiner weit größeren Lebensarbeit in Afrika, die ihn zur kolonialgeschichtlichen Persönlichkeit allerersten Ranges machte. ... Er war der erste Deutsche, der auf Grund wissenschaftlicher Forschungen eine eigene koloniale Wirtschaft in Ostafrika anfang. ... Ohne amtlichen Auftrag, ohne Kriegsschiffe, ohne Gewalt, ohne jede Waffe, ohne jede Drohung, ohne Hintergedanken und ohne jegliche eroberische Absicht betrat er von Süden her die Ostecke des dunklen Erdteils und erreichte durch die außergewöhnliche Macht seiner Persönlichkeit mehr, als je ein Europäer mit friedlichen Mitteln fertig brachte... In jedem Afrikaner sah er einen gleichberechtigten Menschen. Der Herrenstandpunkt der meisten Europäer war Denhardt völlig fremd, ja ein Greuel, und hätten wir drinnen und draußen in Verwaltung, in Handel und Wirtschaft mehr solcher Denhardts gehabt, dann wäre uns manches in den Kolonien erspart geblieben.“

Den Denhardts zum Gedenken

Eine Wachskohle, die die Brüder aus dem Wituland mitbrachten, benannte der in Berlin wirkende Paläobotaniker Henry Potonié (1857-1913) zu Ehren der Gebrüder Denhardt. Doch heute wissen wir, dass *Denhardtii* identisch ist mit *Pyropissit* und auch dieses spielt in der aktuellen Klassifikation keine Rolle mehr. Solche Wachskohle kommt auch in der Zeitzer Gegend vor, z. B. in den Braunkohlenlagerstätten um Gerstewitz.

Der Name der Denhardtbrüder lebt unter anderem in den Pflanzennamen *Maerua denhardtiorum*, *Uvaria denhardtiana* und *Combretum denhardtiorum* fort.

Auf dem Zeitzer Johannisfriedhof befindet sich die letzte Ruhestätte Gustav Denhardts, doch diese finden ausschließlich Kenner, denn sein Name auf dem Grabstein ist schon lange nicht mehr lesbar. Die Denhardtstraße in Zeitz geriet in Vergessenheit; sie wurde umbenannt in Richard-Leißling-Straße. Seit 1994 erinnert dank der Initiative des Geschichts- und Altertumsvereins für Zeitz und Umgebung ein bescheidener Gedenkstein an unauffälliger Stelle am Wendischen Berg in Zeitz an die beiden „Afrikaforscher“. Im Jahre 2007 hat die Stadt Zeitz eine Erinnerungstafel anfertigen lassen, die an das Geburtshaus der Gebrüder Denhardt erinnert.

Mehr Aufmerksamkeit für Clemens Denhardt finden wir in Bad Sulza: Die Benennung einer Straße als Clemens-Denhardt-Straße, das gepflegte Denhardt-Grab auf dem Nordfriedhof, ein gepflegter Gedenkstein für den „Kolonialpionier“ im Stadtteil Stadtsulza und eine Gedenktafel an seinem Sterbehäus.

An die Gebrüder Denhardt zu erinnern heißt nicht, den Kolonialismus mit seinen Greuelthaten gutzuheißen. Die Denhardts gehörten zu den Wegbereitern der Errichtung der Kolonie Deutsch-Ostafrika. Sie waren aber an der Verwaltung dieser Kolonie und am Völkermord der Jahre 1905 - 1907 während des Maji-Maji-Krieges nicht beteiligt.

Die Gebrüder Denhardt sollte man nicht gleichsetzen mit einem Kolonialisten wie Carl Peters, der wegen grausamer Amtsführung aus dem Kolonialdienst entlassen werden musste und den der US-amerikanische Historiker und Schriftsteller Gordon A. Craig als „eine eigentümliche Mischung aus Marktschreier, Patriot und Juden-fresser“ beschreibt.

Quellen:

- /1/ Richter, Klaus: Deutsch-Ostafrika 1885 bis 1890 - Auf dem Weg vom Schutzbriefsystem zur Reichskolonialverwaltung. - In: Forum historiae iuris. - Berlin, 2004.
- /2/ Potonié, Henry: Über rezenten Pyropissit. - In: Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geowissenschaften. - Band 57. - Stuttgart, 1905. - S. 255 - 259.
- /3/ Hobbey, C. W.: The Tana River. - In: The Geographical Journal. - Band 56. - Nr. 4 (Oktober 1920). - S. 297 - 305.
- /4/ Schnee, Heinrich (Hrsg.): Deutsches Koloniallexikon. - Leipzig, 1920.
- /5/ Nuhn, Walter: Kolonialpolitik und Marine. - Bonn, 2003.
- /6/ Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis. - Archief/collectie: C. Korrespondenz 443. - Nr. 84-2363.

Anschrift des Autors:

Wolfgang Hädrich, Steinsgraben 6, 06712 Zeitz

Clemens Denhardt - Geograph und „Kolonialpionier“

Thomas Bahr

Erkundungen in Ostafrika und die Berichte in der Schriftenreihe „Petermanns Geographische Mitteilungen“

In den Jahren 1877-1884 sind in der Schriftenreihe „Petermanns Geographische Mitteilungen“ mehrere Beiträge über die Ostafrika-Expedition der Brüder Clemens und Gustav Denhardt bzw. Berichte über diese Expedition von Clemens Denhardt erschienen /1/. Außerdem ist der Schriftwechsel zwischen Clemens Denhardt und Prof. August Petermann (1822-1878), seinen Mitarbeitern und seinem Nachfolger in der Forschungsbibliothek Gotha überliefert /2/.

„Petermanns Geographische Mitteilungen“ sind seit 1855 in Gotha im Justus Perthes Verlag erschienen und können als die maßgebliche Schriftenreihe der Geographen und Kartographen des 19. Jh. angesehen werden. Vor einer Erkundungsreise informierte man sich in Gotha bei Petermann und seinen Mitarbeitern über den aktuellen Kenntnisstand über das Expeditionsgebiet, und nach der Expedition übermittelte man die neu gewonnenen Erkenntnisse, die aktuellsten Karten und Zeichnungen an die Redaktion in Gotha.

Clemens Denhardt nahm im Juli 1875 Kontakt mit Prof. Petermann auf. In seinem Brief von 14.7.1875 gibt er Südabessinien, Somalia und die Galla-Länder als



Clemens Denhardt korrespondierte mit dem Geographen Prof. August Petermann in Gotha
Quelle: Forschungsbibliothek Gotha /2/

geplante Reiseziele an. Als Hauptaufgabe der geplanten Unternehmung nennt er genaue topographische Aufnahmen, Höhenmessungen, Pendel- und Magnet-Beobachtungen. Petermann bestätigte in seinem Antwortschreiben die Wichtigkeit der Projekte. Im Januar 1877 bat Denhardt um Angaben über Sansibar, seine Einwohnerzahl und die finanzielle Situation der Insel.

Im gleichen Jahr informierte die Schriftenreihe in einem Beitrag unter dem Titel „Clemens Denhardts Ost-Afrikanisches Forschungs-Unternehmen“ über das Expeditionsprojekt. Hervorgehoben wird, daß die Expedition in enger Verbindung mit der Handelstätigkeit des Hamburger Handelshauses Hansing & Co und mit Unterstützung von verschiedenen Kaufleuten und Industriellen durchgeführt werden sollte. Als Ausgangspunkt wird Wituland in Ostafrika mit dem Tana-Fluß im heutigen Kenia benannt. Die deutschlandfreundliche Haltung des Sultans von Witu war offenbar schon bekannt. Als Ziele der geographischen Arbeiten werden u. a. die Erreichung des Kenia-Bergmassivs auf dem Tana-Fluß und die Untersuchung der Gebirge und Vulkane benannt. Die voraussichtliche Expeditionsdauer wurde mit drei Jahren angegeben. Brieftauben sollten zur Übermittlung von Depeschen genutzt werden.

1878 meldeten „Petermanns Geographische Mitteilungen“, daß Clemens Denhardt mit einem Hansing'schen Schiff am 20.12.1877 von Hamburg nach Ostafrika abgereist sei und der Arzt Dr. G. A. Fischer, der sich schon seit Herbst 1877 in Ostafrika aufhielt, etwa Mitte März 1878 zur Denhardtschen Expedition stoßen sollte. 1879 konnte man in „Petermanns Geographischen Mitteilungen“ lesen, daß Clemens Denhardt den Tana nur eine kurze Strecke von der Mündung aufwärts verfolgen und kartographisch aufnehmen konnte und nach Sansibar zurückgekehrt ist. Im Jahre 1880 berichtete man, daß das schneebedeckte Kenia-Bergmassiv in seiner bisher auf den Karten angenommenen Position im Widerspruch zu der sorgfältigen Aufnahme des Tana-Flusses durch die Brüder Denhardt steht.

1881 und 1882 erschien in „Petermanns Geographischen Mitteilungen“ der Expeditionsbericht von Clemens Denhardt unter dem Titel „Erkundigungen im äquatorialen Ost-Afrika“ auf 22 Druckseiten; der erste Teil des Berichts wurde von Denhardt wie folgt datiert: „Zeit, September 1880“. Der Verfasser dankte dem inzwischen verstorbenen Kartographen August Petermann für die erhaltene Förderung, dem Ostafrikaforscher Otto Kersten für zahlreiche Hinweise bei der Vorbereitung der Expedition und dem Handelshaus Hansing & Co für die Überfahrt nach Sansibar und zurück sowie für Beihilfen in den Niederlassungen.

Clemens Denhardt beschreibt seine Reiserouten. Den 1. Juni 1879 benennt er als Rückreisdatum, sein Bruder Gustav hatte allerdings wegen einer Erkrankung schon im März 1879 die Heimreise angetreten.

Wie Denhardt berichtete, wurde die Expedition von den „Eingeborenen“ nicht gestört, sondern oftmals unterstützt. Die Zeit wurde für astronomische Ortsbestimmungen und Triangulationen* genutzt, um ein festes Netz für die Küsten- und Flußaufnahmen als Grundlage für die danach herzustellenden geographischen Karten zu gewinnen.

Die Breite des Tana-Flusses gibt der Autor mit 30 m bis 70 m, seine Tiefe mit 4 m bis 10 m an. Er berichtet über Reisfelder des Stammes der Wapokomo in

* Triangulation ... im wesentlichen aus Winkelmessungen bestehende Vermessungsmethode, durch Bestimmung von trigonometrischen Punkten die Grundlage zur Landesvermessung



Das Wohnhaus von Clemens Denhardt in Bad Sulza; die Straße trägt seit 1927 die Bezeichnung Clemens-Denhardt-Straße
Foto: Bahr, 2007

Flußnähe. Die Regenzeiten führten zu starken Schwankungen des Wasserstandes in jahreszeitlicher Abhängigkeit. Denhardt hat auch die Pflanzenwelt sowie die Tierwelt (z. B. mit Krokodilen, Straußen, Giraffen und Antilopen) beschrieben. Ausführlich stellte der Autor die Lebensverhältnisse der verschiedenen Stämme am Tana und ihr Verhältnis zu der mohammedanischen Küstenbevölkerung dar. Schließlich übermittelte er Schilderungen von Handelswegen mit Zeitangaben über die Wegezeit in Stunden sowie mit Richtungsangaben in Kompaßgraden.

In den Jahren 1882/1883 wandte sich Clemens Denhardt an „Petermanns Geographische Mitteilungen“ und die Inhaber des Justus Perthes Verleges mit der Bitte um finanzielle Unterstützung für eine „neue Unternehmung am Tana“. Im Mai 1883 waren seine Bitten um finanzielle Unterstützung dringlicher. In einem Brief erklärte er, daß seine finanziellen Mittel wie auch die seines Bruders vollständig erschöpft seien, die Bearbeitung der Ergebnisse der ersten Expedition eingestellt werden mußte und er jetzt 800 bis 1000 Mark benötige.

1884 berichteten „Petermanns Geographische Mitteilungen“ über die Veröffentlichung der „endgültigen“ Karte des unteren Tana-Flusses von Clemens Denhardt in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Diese Karte stellte gegenüber der im Verlag von Justus Perthes 1881 gedruckten Denhardt-Karte eine Weiterentwicklung dar. Die präzisierte Karte von 1884 berücksichtigte die zeitaufwendige Auswertung aller Unterlagen und Berechnungen durch Clemens Denhardt. Daß die Karte in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin erschienen ist, könnte auf eine finanzielle Unterstützung durch diese Zeitschrift hindeuten, die diesmal in Gotha nicht gewährt worden war.

Insgesamt zeigt die Auswertung der Quellen, wie die Gebrüder Denhardt mit ihrer Expedition von 1877-1879 sowie der Aufbereitung der Ergebnisse einen Beitrag zur geographischen Erkundung Ostafrikas geleistet haben.

Clemens Denhardt als „Kolonialpionier“

Im März 1884 erfolgte die Gründung der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“, deren erklärtes Ziel darin bestand, dem Deutschen Reich Kolonien zu verschaffen. Im Herbst des gleichen Jahres begannen, wiederum mit der Zwischenstation Sansibar, entsprechende Aktionen in Ostafrika /3/. Im Lande gelang es Carl Peters, sogenannte „Schutzverträge“ mit lokalen Herrschern abzuschließen. In diesen Verträgen wurde der Schutz des Deutschen Reiches zugesagt. Dafür sollte der deutsche Kaiser durch die betreffenden Volksgruppen als oberster Herrscher anerkannt werden. Nicht nur Versprechungen und Geschenke förderten die Bereitschaft afrikanischer Würdenträger zum Abschluß derartiger Schutzverträge. Vielmehr sahen sie die Deutschen auch als Gegenpol zu arabischen Herrschern, die von Sansibar aus Ostafrika lange Zeit durch Raubzüge und den Sklavenhandel geschädigt hatten. Im Februar 1885 gewährte Kaiser Wilhelm I. auf Bismarcks Betreiben den „Reichsschutz“ für die Gebiete in Ostafrika.

Etwa zeitgleich nahmen die Gebrüder Denhardt ihre Kontakte nach Wituland, in einem zum späteren Deutsch-Ostafrika benachbarten Gebiet, wieder auf /4/. Ganz ähnlich dem Vorgehen in Ostafrika schlossen sie mit dem ihnen bekannten und antibritisch eingestellten Sultan von Witu einen Schutz- und Landkaufvertrag, der im Mai 1885 in Kraft trat. Für sie standen nunmehr nicht mehr geographische Erkundungen, sondern die Begründung einer deutschen Kolonie sowie die eigene Perspektive als Minister der Regierung von Wituland und als Eigentümer größerer Besitzungen im Vordergrund. Dabei waren sie zunächst sehr erfolgreich, immerhin erreichte ihr Landbesitz fast die doppelte Größe des heutigen Kreises Weimarer Land. Allerdings veräußerten sie ihren Landbesitz bald für 50 000 Mark und Anteilsscheine im gleichen Wert an die Deutsche Witu-Gesellschaft.

Freilich erbrachten die deutschen Schutzgebiete in den ersten Jahren nach Abschluß der Schutzverträge keine großen Gewinne. Die einheimischen Stämme produzierten überwiegend für den Eigenbedarf, so daß Güter für einen gewinnbringenden Export nur in geringerem Umfang zur Verfügung standen. Es existierte meist auch kein Steuersystem, welches dem Deutschen Reich als Schutzmacht größere Einnahmen gesichert hätte. Andererseits bestand die Notwendigkeit zu Investitionen in Verkehrswege u. ä., um überhaupt die Kontrolle über das Schutzgebiet ausüben zu können. Die weitere Entwicklung in Deutsch-Ostafrika zeigt, daß gerade das Anlegen von Baumwollplantagen und der Zwang auf diesen exportorientierten Plantagen zu arbeiten sowie die Einführung einer Hüttensteuer von den Afrikanern als Unterdrückung empfunden wurde und letztlich zu ihrem Aufbegehren und zum Maji-Maji-Krieg 1905-1907 führte.

Im Wituland hätte sich mit hoher Wahrscheinlichkeit eine ähnliche Entwicklung wie in Deutsch-Ostafrika vollzogen. Daß es dazu nicht kam, ist eine Folge des „Vertrages zwischen Deutschland und England über die Kolonien und Helgoland“ vom 1. Juli 1890 (meist irritierenderweise als Helgoland-Sansibar-Vertrag bezeichnet). Mit diesem Vertrag grenzten Großbritannien und Deutschland ihre Einflusssphären zwischen Britisch-Ostafrika (heute vor allem Kenia, Uganda und Sansibar) und Deutsch-Ostafrika (heute vor allem Tansania) neu ab. In diesem Zusammenhang

verzichtete das deutsche Kaiserreich auf die Schutzherrschaft über Wituland, das daraufhin Teil des englischen Kolonialreiches wurde. Andererseits gehörte die vertragliche Vereinbarung zur Abtretung der bis dahin englischen Nordseeinsel Helgoland an Deutschland zum Vertragswerk. Gemessen am Gesamtumfang der deutschen Kolonien in Afrika (Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika, Kamerun und Togo) hatte sich damit nichts Wesentliches geändert, der Lebensplanung der Gebrüder Denhardt wurde mit dem Vertrag jedoch die Grundlage entzogen. Ihre starke Position in Wituland kam mit der Aufgabe des Schutzgebietes in Wegfall. Insofern bleiben alle Gedanken über mögliche Ergebnisse eines längerfristigen Wirkens der Gebrüder Denhardt in einer deutschen Kolonie Wituland spekulativ.

Im Jahre 1897, im Alter von 45 Jahren, übersiedelte Clemens Denhardt nach Sulza*, hielt sich aber weiterhin auch oft in Berlin auf. Im Juni 1899 erörterte der Deutsche Reichstag die Frage, ob den Gebrüdern Denhardt eine Entschädigung für ihre Verluste in Wituland gezahlt werden sollte. Der Reichstag gelangte zu der Auffassung, daß eine Entschädigung in Höhe von 150 000 Mark „aus einem allgemeinen kolonialpolitischen Wohlwollen“ bewilligt werden sollte, obwohl kein Rechtsanspruch auf eine derartige Entschädigung anzuerkennen sei. Anerkannt werden sollten so „die seitens des Reichs aus ihrer Tätigkeit im Sultanat Witu bezogenen internationalen Vorteile“, was den „Vertrag über Helgoland und die Kolonien“ meint. Die Gebrüder Denhardt lehnten die Entschädigung als nicht ausreichend ab, da sie auf alle weiteren Ansprüche verzichten sollten.

In Sulza wird Clemens Denhardt auch vom Maji-Maji-Krieg 1905/1907 in Deutsch-Ostafrika erfahren haben, der mit dem Ausreißen von Baumwollpflanzen auf einer der den Afrikanern verhaßten Baumwollplantagen begann und mit dem Niederbrennen von Dörfern, Feldern und Buschwäldern zum Hungertod Zehntausender in Deutsch-Ostafrika führte /5/.



Briefkopf eines Schreibens von Clemens Denhardt aus dem Jahre 1924

Clemens Denhardt verwendete auch nach dem 1. Weltkrieg noch Briefbögen mit dem Kopf „Bevollmächtigter Vertreter des Suaheli-Sultanats, Deutsches Schutzgebiet“ für Briefe, die er in Bad Sulza verfaßte. Dieser Briefkopf wurde von ihm durchgestrichen, blieb aber deutlich lesbar. Er brachte seine Hoffnung zum Ausdruck,

* In verschiedenen Aufsätzen wird angegeben, daß Clemens Denhardt nach Dorsulza gezogen ist; dem Autor bekannt sind nur die Adressen "Stadtsulza, Dorfstraße 40" (1898) und "Stadtsulza, Herlitzberg 40" (1899 und spätere Jahre)

daß er noch die Rückgewinnung der 1918 durch den Versailler Vertrag verlorenen deutschen Kolonien erleben würde.

Clemens Denhardt starb am 7.6.1929 in Bad Sulza. Einige Jahre später versammelten sich „seine Freunde und Kämpfer für den kolonialen Gedanken“ alljährlich an seinem Grab. Im Jahre 1938 erschien das Buch „Denhardts Griff nach Afrika - die Geschichte einer deutschen Kolonialerwerbung“ von Hermann Schreiber /6/. Im Juni 1939 kam es in Bad Sulza zu einer Ehrung durch den Reichskolonialbund, der u. a. durch einen SS-Standartenführer und einen SS-Sturmführer vertreten wurde. Am folgenden Tag wurde am Denhardtschen Wohnhaus eine Gedenktafel enthüllt. Das ehemalige Arbeitszimmer hatte man als Kolonialmuseum eingerichtet /7/. Diese Ehrungen der NS-Zeit galten nicht dem Geographen Clemens Denhardt, sondern einem Wegbereiter der deutschen Kolonialpolitik. Dies war wiederum im Jahre 1945 Grund genug, die Gedenktafel am früheren Denhardtschen Wohnhaus zu entfernen. Die Straßenbezeichnung Clemens-Denhardt-Straße blieb jedoch erhalten.

Am 27.4.2002, etwa 150 Jahre nach seiner Geburt, wurde Clemens Denhardt mit der Enthüllung eines neuen Gedenksteins und einer neuen Schrifttafel an seinem Wohnhaus geehrt. Dies kann Anlaß dafür sein, sich mit dem Leben der Denhardts zu befassen. In diesem Zusammenhang kann an den Beitrag der Gebrüder Denhardt zur Erkundung Ostafrikas erinnert werden. Die Gedenktafel sollte jedoch nicht dazu beitragen, die deutsche Kolonialpolitik zu verharmlosen oder zu beschönigen.

Quellenverzeichnis:

- /1/ Petermanns Geographische Mitteilungen. - Jahrgänge 1877 bis 1884. - Justus Perthes Verlag Gotha.
- /2/ Forschungsbibliothek Gotha: Sammlung Verlag Justus Perthes / Archiv. - Schriftleitung Petermanns Geographische Mitteilungen. - Akte Nr. 230.
- /3/ Klein - Arendt, Reinhardt: Ein Land wird gewaltsam in Besitz genommen - die Kolonie Deutsch-Ostafrika. - In: Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika. - Berlin, 2005. - S. 28 - S. 58.
- /4/ Nowack, Bernd: Die Kolonie Deutsch - Wituland und ihr Tausch gegen Helgoland. - Dessau, 2001. - S. 1 - S. 11.
- /5/ Wimmelbucker, Ludger: Verbrannte Erde; Zu den Bevölkerungsverlusten als Folge des Maji-Maji-Krieges. - In: Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch - Ostafrika. - Berlin, 2005. - S. 87 - S. 99.
- /6/ Schreiber, Hermann: Denhardts Griff nach Afrika - die Geschichte einer deutschen Kolonialerwerbung. - Berlin, 1938. - 228 Seiten.
- /7/ Apoldaer Tageblatt vom 26. Juni 1939.

Anschrift des Autors:
Dr. Thomas Bahr, Ernst-Toller-Straße 12, 99425 Weimar



Anno 2021



Seit über 23 Jahren wird von Bernd Nowack Witu-Forschung betrieben. Wituland, jetzt ein Teil Kenias war von 1885-1890 eine deutsche Kolonie und die Kolonialherren die Gebrüder Denhardt waren Vorfahren von Bernd Nowack. Als Leiter des Deutschen-Witu-Archivs schrieb Bernd Nowack 1999 die Fachpublikation "Die Kolonie Deutsch-Witu und ihr Tausch gegen Helgoland".

Näheres über die Kolonie Deutsch-Witu von Bernd Nowack im Net unter:

Altes und Neues von Bernd Nowack,
Dessau

Montag, 30. November 2020

<http://barrynoa.blogspot.com>

Blog-Archiv

- ▼ 2020 (358)
 - Dezember (7)
 - ▼ November (30)
 - AfD-Bundesparteitag am Wochenende: Volksfeind Meut...
 - Nowack's Lieblingszitate von Voltaire (1694-1778),...
 - Dr. Bernd Baumann (AfD) über die Grünen
 - Der Neue Faschismus ist Links
 - Neues vom marxistisch-leninistischen "Roten Morgen..."
 - Nowack's Tierschutz-Nachrichten (8)
 - Bürgerfeindliche Büttel: Schüler werden von Jobben...
 - Garten Ende November: Freude an farbenprächtigen S...
 - Seriöse AfD-Abgeordnete werden von den Altparteien...
 - Volkes Stimmen zu der Brutalität von BRD-Polizisten
 - Bürgerfeindliche Büttel bei der Bundesdeutschen B...

Bernd Nowack

Bernd Nowack (Künstlername Barry Noa) (* 8. August 1951 in Dessau + 6. Dezember 2020 in Dessau) ist ein deutscher Autor, Maler, Fotograf, Cartoonist und Kunsthändler in Dessau.

In der DDR wirkte er als Fotograf und Autor für die „Liberaldemokratische Zeitung“ und das Jugendmagazin „Neues Leben“. Als Maler arbeitet er in der Malweise eines Ludwig von Hofmann, Carl Marx und Rudolf Hugk (beide: Dessau) in flächiger, figürlicher, konturierter Malweise. Bekannt ist er unter seinem Künstlernamen Barry Noa und anderen Pseudonymen. Als Cartoonist lehnt er sich an den japanischen minimalistischen Manga-Stil an. Seine Cartoons erschienen überwiegend in Japan.

1990 war Nowack Landesvorsitzender der Wendepartei **Demokratischer Aufbruch** für das Land Anhalt und seit 1995 ist er Leiter des Deutschen Witu-Archivs, welches die historische Aufarbeitung der Kolonialgeschichte des ehemaligen Schutzgebietes **Deutsch-Witu** (1885-1890 deutsche Kolonie) betreibt. 1999 erschien Nowacks Fachpublikation *Die Kolonie Deutsch-Witu und ihr Tausch gegen Helgoland*, 2000 die Fachpublikation *Walter Timmling 1897-1948* und das Lyrik- und Fotobuch *Bitterfroh bin ich...*. Außerdem erschienen von ihm die philosophische Schrift *La luz y mundologia* (dt. *Das Licht und die Welterkenntnis*) und unter Pseudonym zwei sexualpolitische Fachbücher.

Als Experte für die Briefmarken der ehemaligen deutschen Kolonie Wituland ist er international als Sachverständiger tätig.



Bernd Nowack: Bitterfroh bin ich...



Werke [Bearbeiten]

- Bernd Nowack: *Die Kolonie Deutsch-Witu und ihr Tausch gegen Helgoland*, Deutsches Witu-Archiv, Dessau, 1999
- Barry Noa: *Walter Timmling 1897-1948*, Kiez, Dessau, 2000
- Barry Noa: *Bitterfroh bin ich...*, Lyrik und Fotos, Kiez, Dessau, 2000
- Bernd Nowack: *La luz y mundologia*, Alianza mundial de **Tanatra**, Asunción, Paraguay, 2003



Statt Karten

*Wenn man einen geliebten Menschen verliert,
gewinnt man einen Schutzengel dazu.*

Bernd Nowack

* 20.08.1953

† 07.02.2021

*In stiller Trauer
Mara Schröder
Ute Nowack*

*Die Urnenbeisetzung hat im engsten Familienkreis stattgefunden.
Bestattungs-Institut Wellborg, Obernstraße 85, 28832 Achim*






Anno 2022



Ein einsames Grab auf dem Friedhof von Bad Sulza



„Wem die Geschichte des Vaterlandes, seines Geburts- oder Wohnortes gleichgültig ist,
dürfte wohl kaum Anspruch auf einige Bildung erheben.“



Heinrich Gottlob Eisenach 1820 Pfarrer von Stadtsulza

„Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen
und die Zukunft nicht gestalten.“

Helmut Kohl 1995 Bundeskanzler

Dieses Werk ist in Zusammenarbeit mit Sulza`s Historien Freunden entstanden, einem losen Verbund von Geschichte und Heimat begeisterten Mitbürgern. Vielen Dank für die Unterstützung an alle Beteiligten und das zu Verfügung gestellte Material. Ein ganz besonderer Dank gilt den Verstorbenen, für Ihre unermüdliche lebenslange Forschung und Archivierung.

Um bestehende Lücken zu füllen, sind wir jederzeit für Leihgaben zur Digitalisierung und Archivierung dankbar.
Bitte an den Verfasser wenden.



Impressum

Kontakt:

Autor: R.W.Balthasar Neumann

Ort: Bad Sulza

Email: holzwurmbaltha@gmx.de

Verantwortlich für den Inhalt:

R. W. Balthasar Neumann



Haftung für Inhalte:

Die Inhalte der Seiten wurden mit größter Sorgfalt erstellt. Für die Richtigkeit, Vollständigkeit und Aktualität der Inhalte kann jedoch keine Gewähr übernommen werden.

Die erstellten Inhalte und Werke in dieser PDF unterliegen dem deutschen Urheberrecht. Die Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und jede Art der Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtes bedürfen der schriftlichen Zustimmung des jeweiligen Autors bzw. Erstellers. Downloads und Kopien dieser Seite sind nur für den privaten, nicht kommerziellen Gebrauch gestattet. Soweit die Inhalte auf dieser Seite nicht vom Verfasser erstellt wurden, werden die Urheberrechte Dritter beachtet. Insbesondere werden Inhalte Dritter als solche gekennzeichnet. Sollten Sie trotzdem auf eine Urheberrechtsverletzung aufmerksam werden, bitten wir um einen entsprechenden Hinweis. Bei Bekanntwerden von Rechtsverletzungen werden ich derartige Inhalte umgehend entfernen.



Quellenhinweise:

Wenn nicht im Artikel bezeichnet:

- Stadtarchiv Bad Sulza
- Privat Archiv Lothar-Joachim Radig † - Bad Sulza
- Privat Archiv Wolfram Radig - Bad Sulza
- Privat Archiv Arthur Kühn † - Bad Sulza
- Privat Archiv Frank Kühn - Bad Sulza
- Privat Archiv Dietmar Kallenberg – Bad Sulza
- Privat Archiv R.W. Balthasar Neumann – Bad Sulza
- Wikipedia - Internet

